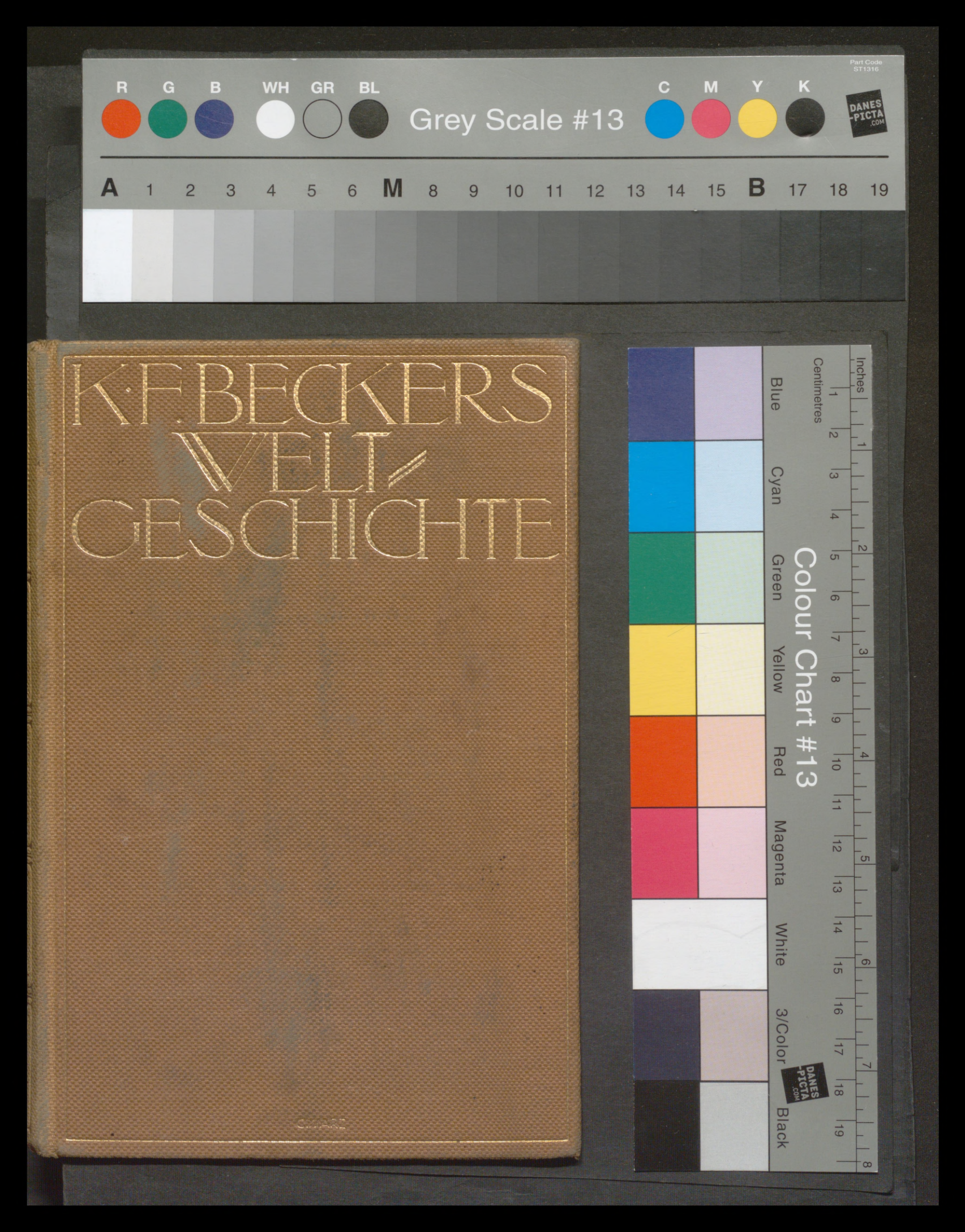

R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
Part Code ST1316
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
K·F·BECKERS
WELT-
GESCHICHTE
Colour Chart #13
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches
Centimetres

K. F. BECKERS WELTGESCHICHTE

G 21

K. F. Beckers
Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Prof. Dr. J. Miller und Prof. Dr. K. H. Groß. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. E. Heffelmeyer. Mit Illustrationen und Karten ▢ Fünfte Auflage

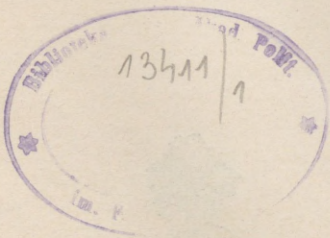
Neunter Band



A. Bork

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
▢ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▢

Alle Rechte vorbehalten



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt des neunten Bandes.

Neue Zeit.

Achter Zeitraum. Revolution und Soldatenkaisertum (1789—1815).

Seite

I. Die französische Revolution 1
1. Frankreich vor der Revolution 1
a) Krankheitserscheinungen am französischen Staatskörper 1
b) Heilversuche unter Ludwig XVI. 11
2. Die verfassunggebende Versammlung (1789—1791) . . 32
a) Die Versammlung in Versailles 32
b) Die Versammlung in Paris 60
3. Die gesetzgebende Versammlung (1. Okt. 1791 bis 20. Sept. 1792) 80
a) Zwiespalt zwischen König und Nationalversammlung 80
b) Sturz des Königtums 88
4. Der Nationalkonvent (1792—1795) 99
a) Das Schicksal der königlichen Familie (1792—1795) 99
b) Die Schreckensherrschaft (1793—1794) 113
c) Die letzten Zeiten des Konvents (1794—1795) . . 132
5. Das Direktorium und der erste Koalitionskrieg (1792 bis 1797) 140
a) Der Krieg bis zum Frieden von Basel (1792—1795) 140
b) Vom Frieden zu Basel bis zum Ende des Krieges 1796—1797) 160
c) Die Kämpfe im Innern 170
d) Die letzten Zeiten des Direktoriums 173
II. Das Soldatenkaisertum Napoleons I. (1798—1812) . 179
1. Die Errichtung der Militärmonarchie 179
a) Der ägyptische Feldzug 179
b) Der zweite Koalitionskrieg (1798—1803) 186
c) Das Konsulat und die Friedensschlüsse 196
d) Das französische Kaisertum 214

Seite

2. Das Soldatenkaisertum Napoleons im Kampfe um die Weltherrschaft 224
a) Der dritte Koalitionskrieg und der Rheinbund . . 224
b) Demütigung Preußens 240
α) Der Krieg bis zum Tilsiter Frieden (1806—1807) 240
β) Wirkung des Tilsiter Friedens auf den Norden Europas 256
γ) Der Neubau des preußischen Staates (1807—1810) 260
c) Der spanische Krieg 268
d) Die Erhebung Österreichs 1809 277
e) Napoleon auf der Höhe seiner Macht (1809—1812) 290
α) Napoleons Scheidung und Wiedervermählung . 290
β) Die europäischen Staaten 1809—1812 298

Illustrationen des neunten Bandes.

	Seite
Vignette „Die französische Revolution“	1
Ludwig XVI.	12
Marie Antoinette	13
Ansicht des Platzes Ludwigs XV.	15
Marie Antoinette mit ihren Kindern	17
Jacques Turgot	19
Necker	21
Der Schwur im Ballsaal zu Versailles	35
Der erfüllte Wunsch	39
Graf Mirabeau	40
Französische Militärtypen unter Ludwig XVI.	43
Die französische Trikolore	44
Erstürmung der Bastille	45
Ein Nationalgardist	48
Ankunft des Königs vor dem Stadthause	49
Rückkehr des französischen Königspaares von Versailles nach Paris am 6. Oktober 1789	59
Assignaten	67
Robespierre	82
Danton	83
Ansicht des Temple	95
Jean Paul Marat	97
St. Just	103
Herzog von Orleans (Philipp Egalité)	105
Hinrichtung Ludwigs XVI.	107
Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal (14. Oktober 1793)	109
Ludwig XVII.	110
Ludwig XVII. bei Simon	111
Charlotte Corday	117
Madame Tallien	129
Robespierres Sturz im Nationalkonvent 1794	131
Napoleon Bonaparte als General der italienischen Armee	137
Kaiser Leopold II.	141
Thaddäus Kosciuszko	147
Carnot	149
General Hoche	151
General Jourdan	153
Ansicht von Warschau	155
Napoleon bei Castiglione	165
General Moreau	167
Vignette „Das Soldatenkaisertum Napoleons I.“	179
Napoleon dämpft den Aufstand in Kairo	183
Schlacht bei Abukir	185
Ermordung des Generals Kleber in Ägypten	186
König Ferdinand IV. von Neapel	187
Kaiser Paul I. von Rußland	189
König Friedrich Wilhelm II. von Preußen	190
Admiral Nelson	195
Napoleons Übergang über den St. Bernhard	201
Schlacht bei Marengo	203
Kaiser Alexander I. von Rußland	207
Denkmünze auf den Frieden von Amiens	209
Kaiser Franz II. von Österreich	211
Orden der Ehrenlegion	217
Napoleon I. im Krönungsornat	221
Gustav IV. (Adolf), König von Schweden	226
Schlacht bei Austerlitz	231
Arc de Triomphe du Carrousel in Paris	233
Murat	235
Charles James Fox	237
Hardenberg	241
König Friedrich Wilhelm III. von Preußen	243
Französische Militärtypen vom Jahre 1806	245
Königin Luise von Preußen	247

	Seite
Joachim Nettelbeck	251
Zusammenkunft Napoleons I. mit Alexander I. auf dem Niemen	252
Denkmünze auf die Zusammenkunft der drei Herrscher auf dem Niemen	253
Tilsit 1807	255
Jerome Bonaparte, König von Westfalen	257
Karl Freiherr vom und zum Stein	261
Denkmünze auf den Tod der Königin Luise	265
König Ferdinand VII. von Spanien	271
Erzherzog Karl von Österreich	279
Andreas Hofer	280
Die Schlacht bei Aspern	281
Denkmünze zur Erinnerung an die Übergabe Ulms an Württemberg 1809	283
Major von Schill	287
Erschießung der Schillschen Offiziere vor den Toren von Wesel	289
Graf von Talleyrand	291
Kaiserin Josephine	293
Schloß Malmaison	295
Erzherzogin Marie Luise, Kaiserin der Franzosen	296
Münze zur Erinnerung an die Geburt des Königs von Rom	297
Ludwig Bonaparte, König von Holland	303
Chateaubriand	307

Einschaltbilder.

	Seite
Ludwig XVI. mit seiner Familie im Gefängnis. Nach einem Gemälde von E. M. Ward	vor 97
Erste Begegnung zwischen Bonaparte und Josephine. Nach einem Gemälde von J. G. Bondoux	vor 145
Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld. Nach einer Originalzeichnung von Carl Becker	vor 241

Neuzeit.

Achter Zeitraum. Revolution und Soldatenkaisertum (1789—1815).

I. Die französische Revolution.

1. Frankreich vor der Revolution.

a) Krankheitserscheinungen am französischen Staatskörper.

Die Geschichte Frankreichs zeigt keine besonderen Krankheitskeime bis zum Jahre 1661. Erst mit der **Selbstregierung Ludwigs XIV.** beginnen die Sünden des bourbonischen Hauses greller hervorzutreten. Am frühesten zeigt sich die Überspannung der unumschränkten Fürstengewalt, die Heinrich IV. angebahnt und Richelieu aufgerichtet hatte. Es war noch ein Kleines, daß Ludwig seinen persönlichen Willen zum obersten und einzigen Gesetz in Frankreich machte und die Aufsicht über Gewissen und Religion als ein Kronrecht beanspruchte. Wenn er sich selbst aber als den einzigen Eigentümer aller Güter und alles Vermögens ansah und für sich als den Statthalter Gottes auf Erden eine Art übermenschlicher Verehrung forderte, so suchte er seine Herrschergewalt auf eine Höhe zu steigern, wo der gesunde Menschenverstand aufhörte. Verhängnisvoll war vor allem die Aufhebung des Edikts von Nantes. Dadurch hat er mit plumper Hand in das Seelenleben seines Volkes eingegriffen, die religiöse Heuchelei großgezogen und schwere, dauernde Verluste an Vermögen und Arbeitskraft herbeigeführt. Diese Schädigung der erwerbenden Kräfte im Volke war um so empfindlicher, weil die gehäuften Kriege und das üppige Hofleben den Staatshaushalt ohnedies zerrütteten und die Staatsschuld allmählich auf eine fürchterliche Höhe emportrieben. Auch die verzweifeltsten Mittel, zu denen er griff, vermochten das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben nicht mehr herzustellen. So war das Ergebnis seiner Regierung trotz alles Glanzes nach außen die völlige Verarmung des an sich reichen Landes und eine tiefe Erbitterung des an sich königstreuen Volkes gegen eine Regierung, die in ihrer riesenhaften Selbstsucht für sich selbst nur Rechte aber keine Pflichten, für die Untertanen nur Pflichten aber keine Rechte anerkannte.

Mit **Ludwig XV.** begann die innere Zersetzung der unumschränkten Fürstengewalt. Das Sündenleben dieses

Herrschers, der „in einer Kloake von Schmutz stak", und zu einem gesunden Empfinden ebenso unfähig war wie zu einem tatkräftigen Handeln, hat den Glauben an das Königtum aus den Herzen des Volkes gerissen und zu dem Hasse die viel gefährlichere Verachtung hinzugefügt. Von dem Hofe drang das sittliche Gift in das Geblüt des Adels, der sich mit Erfolg bemühte, es dem Könige und seinen Höflingen an Lasterhaftigkeit gleichzutun. Aber auch die höhere Geistlichkeit wollte nicht zurückbleiben; zu der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht gesellte sich bei ihr völlige Verweltlichung und ein Sittenzerfall, der es ermöglichte, daß Bischöfe ein Genußleben führten wie die Genossen des Königs und daß Nonnen in ihren Klöstern Bälle für die Offiziere der Nachbarstadt veranstalteten. So verbreitete sich der Pesthauch, der von diesem Hofe ausging, immer weiter, bis die herrschenden und maßgebenden Kreise völlig durchseucht waren. Es war Lüge, wenn diese sittlich faule, gewissenlose Regierung noch vorgab, Hüterin von Sitte und Religion und Recht zu sein. Es war Hohn, wenn sie sich auf ihr Gottesgnadentum berief und eine unumschränkte Gewalt über die Untertanen beanspruchte. Und doch hat sie es verstanden, trotz aller Erbitterung und alles Hasses diese Gewalt aufrecht zu erhalten und jeden Widerspruch zu ersticken. Die Ständeversammlungen der Provinzen bewilligten, wenn auch mit Zähneknirschen, alles, was die Krone verlangte. Die alte geheiligte Einrichtung der Parlamente, die gegen die Übergriffe des Alleinherrschers einen Damm hätten bilden sollen und können, wurde ganz beseitigt. Die Bastille und die lettres de cachet verbreiteten eine geheime Furcht, wenn sie auch nicht zu häufig in Anwendung kamen.

Dieselbe pflichtvergessene, kurzsichtige Regierung hat auch durch ihre **auswärtige Politik** Frankreich aufs schwerste geschädigt. Die Einverleibung Lothringens (grundsätzlich 1735, tatsächlich 1766) bedeutete den letzten erfreulichen Erfolg des Fleuryschen Ministeriums. Bald darauf begannen die großen Mißerfolge des österreichischen Erbfolgekrieges und des siebenjährigen Krieges. Die Heere auf dem Festlande wurden geschlagen, die Flotten auf den Meeren vernichtet, die Besitzungen in den fremden Weltteilen weggenommen. Waffenruhm, Ehre, die ganze große Machtstellung, die Frankreich durch den XIV. Ludwig unter den Völkern Europas errungen hatte, ging Stück für Stück verloren. Die Maitressen Ludwigs XV. er-

zwangen eine Politik, die Frankreich zur Dienerin anderer Mächte erniedrigte. Die gewissenlosen Menschen zwar, die im Regimente saßen, bekümmerten sich wenig um diese Verluste. Das französische Volk aber mit seinem empfindlichen Gefühle für die Ehre der Nation knirschte unter dieser ungeheuren nationalen Demütigung, die noch mit den schwersten Opfern an Blut und Geld verbunden war.

Doch waren diese Kriege nur einer der vielen Gründe, welche **die finanzielle Notlage** erzeugt haben. Die wahnwitzige Verschwendung Philipps und seiner Roués, die Maitressenwirtschaft Ludwigs selbst, die Jahresgehalte („Pensionen"), mit denen man Günstlinge belohnte oder gefährlichen Personen den Mund stopfte, steigerten noch die Schuldenlast und den jährlichen Fehlbetrag im Staatshaushalte, der schließlich 41 Millionen Livres betrug (1 Livre = 1 Frank 44 Cent. heutigen Geldes). Womit sollte man diese wachsenden Bedürfnisse decken oder gar die Schulden tilgen, da doch vorher schon die Steuerlast den gemeinen Mann fast zu Boden drückte? Statt die wirtschaftlich leistungsfähigsten Stände, Adel und Geistlichkeit, gleichmäßig zu den Lasten des Staates heranzuziehen, ersann man für den schwächsten Teil der Bevölkerung immer neue und immer härtere Steuern, so die Fenstersteuer, die bewirkte, daß die Franzosen ihre Wohnungen gegen Luft und Licht, also gegen die Hauptquellen von Gesundheit und Behagen, verschlossen, und sich mit Rauchlöchern ohne Scheiben begnügten, oder die Salzabgabe, die das Salz sechs- bis siebenmal so teuer machte als es heute ist (1 Pfund kostete 50—70 Cent.) und jährlich zu etwa 4000 Pfändungen und 3400 Verhaftungen führte. Schlimm war also schon die Höhe der Steuern. Aber viel schlimmer war die Art der Erhebung. Wie schon unter Mazarin, so wurden auch unter Ludwig XV. die Steuern nicht durch Beamte unmittelbar von den Bürgern erhoben, sondern an Großunternehmer verpachtet, die dem Staate einen Überschlagsbetrag, häufig schon im voraus, bezahlten und dafür das Recht erhielten, durch ihre Angestellten die Steuern für sich selbst einzutreiben. Diese Einrichtung war durch und durch unsittlich, ein Fluch für das ganze Land, an sich schon ein Beweis für ein krankes Staatswesen. Sie hatte zur Folge, daß die Bürger zu viel bezahlten und der Staat zu wenig erhielt, während die Pächter den großen Gewinn einzogen. Die Steuereinnehmer verfuhren mit un-

erbittlicher Strenge; das letzte Bett- und Kleidungsstück schleppten sie fort; und trotzdem kam es dahin, daß ohne die Bajonette der Steuersoldaten überhaupt nichts bezahlt wurde.

Verwerflich war auch der **Ämterverkauf**, den Ludwig XIV. anfangs eingeschränkt, später wieder ausgedehnt hatte. Sein Urenkel steigerte diesen Mißbrauch ins Ungeheuerliche. Alle Ämter im Staats- und Gemeindedienste, am Hofe und im Heere waren nur für Geld zu haben. Ja man vermehrte nach Kräften die Zahl dieser Stellen, weil sie ebensoviele Einnahmeposten für die löcherige Staatskasse bedeuteten. Das Recht der Selbstverwaltung in den Städten wurde innerhalb eines Zeitraums von 80 Jahren siebenmal aufgehoben und siebenmal wieder verkauft. Untergeordnete Handwerkszweige begabte man mit eigenem Zunftrecht, um eine neue Erpressung vornehmen zu können, so die Leichenbitter, Packknechte, Schiffszieher, Trödler, Blumenmädchen u. s. w. Diese Art der Brandschatzung war zwar für das Zunftmitglied sehr lästig (die Blumenmädchen in Paris zahlten 200 Livres Eintrittsgeld), für das große Staatsganze aber nicht so gefährlich wie der Verkauf der eigentlichen Staatsämter. Denn die Fähigkeit zur Bekleidung des Amtes wurde zur Nebensache, der Mißbrauch des Amtes zur Regel. Die glücklichen Besitzer mußten doch ihr „Anlagekapital" möglichst rasch wieder herausbringen und auch noch ein Scherflein erübrigen! Am meisten litt unter diesen Verhältnissen die Rechtsprechung, deren unparteiische und billige Handhabung jeder Untertan von seiner Regierung fordert; die also geschaffenen Richter verkauften das Recht und verurteilten oder plagten wenigstens den, der es nicht kaufen konnte. Noch seltsamere Dinge kamen freilich im Heere vor, weil hier, wie wir sehen werden, nicht nur Geld, sondern auch eine bestimmte Anzahl adeliger Ahnen nötig war.

Die gefährlichste Wunde an dem todkranken französischen Staatskörper war jedoch die **feindselige Absonderung der Stände**, das Privilegienwesen, wie es sich unter der Herrschaft der Bourbonen allmählich herausgebildet hatte. Das vorrevolutionäre Frankreich zählte ungefähr 25 Millionen Einwohner. Von diesen gehörten höchstens 2 Prozent (500000) den beiden oberen, bevorrechteten Ständen, Geistlichkeit und Adel, an. Die Kirche hatte durch Stiftungen, Geschenke, Kauf und andere Mittel im Laufe der Jahrhunderte ein

Vermögen aufgehäuft, das bei Beginn der Revolution auf vier Milliarden Franken mit einem jährlichen Zinsertrag von 150 Millionen (bei 3¾ Prozent) berechnet wurde; dabei ist der Ertrag des Kirchenzehnten nicht berücksichtigt. Trotz dieses Riesenvermögens zahlte sie keine Grundsteuer (taille), keine Kopfsteuer und wenn möglich auch keine Einkommensteuer. Nur von Zeit zu Zeit gab sie Beiträge (jährlich durchschnittlich etwa drei Millionen), denen sie aber den Charakter der Freiwilligkeit gewahrt wissen wollte. Der zweite Großgrundbesitzerstand, der Adel, besaß mit der Geistlichkeit zusammen ungefähr 50 Prozent vom gesamten Grund und Boden, zahlte aber ebenfalls keine Grundsteuer und nur gezwungen die Kopf- und Vermögenssteuer. Außerdem besaß er noch die alten feudalen Nutzungen: Fronen, Weg- und Brückenzölle, Jagd- und Fischrecht, die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern. Mit diesen Nutzungen hielt er es meist ebenso wie der Staat mit seinen Steuern: er verpachtete sie an Zwischenunternehmer, Notare u. dgl., welche die Gefälle mit grausamer Härte einzogen und sich selbst dabei bereicherten. Denn die adeligen Herren verbrachten den größten Teil des Jahres „bei den Genüssen des Hofes und der Hauptstadt und kehrten auf ihre Güter zurück nur, um hier die liederlich ausgeleerte Börse wieder zu füllen" (Sybel). Doch damit war die Summe ihrer Glücksgüter noch nicht erschöpft; die ehrenvollen und einträglichen Ämter in Heer, Kirche und Staat durften nur an Adelige vergeben bezw. verkauft werden; Offiziersstellen z. B. waren seit 1781 nur solchen zugänglich, die mindestens acht adelige Ahnen im Mannsstamm aufweisen konnten. Leute, die also gesegnet waren mit Geld und Ahnen, fanden sich auch in dem feudalen Frankreich nicht allzu zahlreich. Darum kam es wohl vor, daß ein Regimentskommandeur nur 19 Jahre zählte; ja wir hören, daß der Sohn jenes Marschalls Richelieu, der im siebenjährigen Kriege mitkämpfte, mit sieben Jahren Oberst wurde. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Kirchendienste; die eigentlichen Pfründen, Erzbistümer, Bistümer, bis herab zur Priorei waren dem Adel vorbehalten. Nur der niedere Klerus, der die Last der Arbeit trug und arm war wie eine Kirchenmaus und niemals auf eine bessere Stelle vorrücken konnte, durfte auch bürgerlicher Abstammung sein.

Diesen zwei oberen Klassen stand gegenüber die breite Masse des arbeitenden Volkes, die **Bürger und Bauern**; jene zählten ungefähr 3½ Millionen, diese 21 Millionen; jene besaßen

ein Fünftel, diese gar nur ein Drittel von Grund und Boden. Trotzdem bezahlte dieser nicht bevorrechtete dritte Stand fast die ganze Grundsteuer, dazu noch die indirekten Abgaben auf Lebens- und Genußmittel und endlich mußte er auch noch die Feudallasten für den Grundherrn aufbringen. Man hat durch Vergleichung in verschiedenen Steuerarchiven des alten Frankreich berechnet, daß der bäuerliche Grundbesitzer durchschnittlich 53 Prozent seines Jahreseinkommens für direkte Staatssteuern, 14 Prozent für Abgaben an den Grundherrn und fast ebensoviel für Abgaben an die Kirche zu entrichten hatte; es blieben ihm also noch ungefähr 19 Prozent, von denen die indirekten Abgaben, namentlich die grausame Salzsteuer abzuziehen wären. Solche Lasten mußten den Lebensmut brechen, die Tatkraft lähmen, den ganzen Stand an den Bettelstab bringen. Vergebens war es, daß der Bauer im Schweiße seines Angesichts sich plagte und abmühte, vergebens, daß er hungerte und darbte. Er mußte es ruhig mitansehen, wenn das herrschaftliche Wild in seine Felder einbrach, die junge Saat durchwühlte oder die halbreife Frucht abfraß; denn das Recht, Zäune anzubringen oder Wächter mit Hunden zu halten, hätte er erst mit schwerem Gelde erkaufen müssen. Der Taglöhner auf dem Lande hatte zwar weniger unter dem Steuerdruck zu leiden, war aber so schlecht bezahlt, daß er aus Not und Hunger nicht hinauskam. Einen Mittelstand gab es überhaupt nicht; der Feudalstaat mit seinen Beschränkungen hat ihn zerrieben; erst die Revolution hat ihn geschaffen. Der Stand also, dem die größte Leistung auferlegt war, hatte das geringste oder gar kein Recht, keinerlei Anteil an der Staatsverwaltung, keinerlei Zulassung zu den Beamtenstellen. Der adelige Herr brauchte nur geboren zu werden, so hatte er das Anrecht auf alle Genüsse des Lebens; der Bauer mochte sich sein Leben lang plagen bis aufs Blut: er blieb der „dumme Bauer", dessen Los Arbeit und Entbehren hieß.

Ebenso düster ist das Bild des städtischen Lebens. Auch hier waren die angesehenen und einträglichen Ämter durch Verkauf von seiten der Regierung längst in den Alleinbesitz eines geschlossenen Ringes von Familien gekommen, die ihre Stellung für sich und ihre Sippe rücksichtslos ausbeuteten. Das Gleiche taten die Mitglieder der Zünfte, die Meister, die wiederum einen abgeschlossenen Kreis bildeten und jeden unliebsamen Wettbewerb fernhielten, nur damit sie selbst recht behaglich leben konnten. So war auch der tüchtige und streb-

same Geselle zu lebenslänglicher Unselbständigkeit verdammt, wofern er nicht das Geld besaß, um sich eine Meisterstelle zu kaufen. Und wie lästig und lächerlich war erst die Abgrenzung der immer wieder vermehrten Zünfte, die zu ewigen Balgereien zwischen den verwandten Gewerben führte! Ein Schuh, der zu zwei Dritteln verdorben war, verfiel dem Schuster, nicht dem Schuhflicker. Der Messerschmied durfte zwar ganze Messer, aber keine Messerhefte führen.

So zerfiel das französische Volk in zwei Klassen oder Kasten von Menschen, die Besitzenden und die Besitzlosen, die Bevorrechteten und die Entrechteten, und so breit und tief war die Kluft, die zwischen ihnen klaffte, daß ein Hinüberkommen von der einen in die andere, ein Emporsteigen aus niederem Stande unmöglich war. Es fehlte also das Sicherheitsventil, das kein Staat für die Dauer entbehren kann, weil es gefährlichen Kräften den Abzug gestattet. Wie Bewohner verschiedener Welten standen sich diese Kasten gegenüber, ohne Lebensgemeinschaft, ohne Verständnis. Hochmütige Verachtung auf der einen Seite, ingrimmiger Haß auf der anderen! Während der Adel das Mark des Landes in der Hauptstadt verpraßte und die Geistlichkeit immer größere Reichtümer zusammenscharrte, saß der Bauer in fensterlosen Troglodytenwohnungen und schmachtete unter einem unerträglichen Steuerdrucke. Während die Generalpächter Millionäre wurden, erreichte das Elend des Bauern einen solchen Grad, daß ganze Landstriche ihr Brot aus Baumrinde buken. Die Zahl der Bettler, Stromer und Landstreicher wuchs von Jahr zu Jahr. Sie rotteten sich zu Räuberbanden zusammen, überfielen die abseits gelegenen Gehöfte, ja ganze Dörfer und machten die Straßen unsicher. Zahlreiche Schmuggler führten einen beständigen Kampf gegen die Zoll- und Steuerwächter und Paris barg bereits jenes unheimliche Gesindel, das bei Beginn der Umwälzung an die Oberfläche kam und die eigentliche Revolutionsarmee bildete.

Zu derselben Zeit, da die gesellschaftlichen Gegensätze eine solche Schärfe angenommen hatten, ging ein breiter und tiefer **revolutionärer Gedankenstrom** durch ganz Europa und überflutete mit besonderer Heftigkeit das französische Land. Von England waren die Aufklärungsgedanken auch nach Frankreich getragen worden, wo sie in den durchfaulten Zuständen von Staat und Gesellschaft einen üppigen Nährboden fanden und sofort eine verneinende, zerstörende Rich-

tung annahmen. Die französischen Schriftsteller leuchteten mit der Fackel der neuen Ideen in die dunkelsten Falten des Kastenstaates hinein und deckten auch das letzte Stäubchen auf. So begann die revolutionäre Literatur einen leidenschaftlichen Kampf gegen die alten überlieferten Einrichtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft, denen sie insgesamt die Daseinsberechtigung absprach. Die Poesie und schöne Literatur, die bisher den oberen Zehntausend als Schmuck des Lebens und als Unterhaltung gedient hatten, wurden als Waffe gegen diese gekehrt und dazu verwendet, die bestehenden Zustände zu unterwühlen. **Voltaire,** der glänzendste Schriftsteller der Zeit, kämpfte in seinen Schriften, die von Geist und Witz sprühten, gegen die fürstliche Allgewalt, die den Bürger einkerkern könne, ohne ihn vor seinen ordentlichen Richter zu stellen, gegen die Vorrechte der Geburt, denen keine Pflichten gegenüberstehen, und wenn er auch die wahre politische Freiheit als Alleinherrschaft des Gesetzes faßte und gesellschaftliche Unterschiede für notwendig hielt, so hat doch die große Wirkung, die von seinen Schriften ausging, dazu beigetragen, daß man in jedem gekrönten Haupte einen Tyrannen sah und daß „Freiheit und Gleichheit" ein Hauptschlagwort der Zeit wurde. Die Materialisten und Enzyklopädisten waren persönlich gewiß ehrenwerte und liebenswürdige Leute. Aber indem sie den Glauben an einen persönlichen Gott ausrotteten, zogen sie den Menschen überhaupt den Boden unter den Füßen weg, und indem sie Glückseligkeit und ungestörtes Wohlbehagen für den Endzweck des menschlichen Lebens erklärten, zerstörten sie das Pflichtbewußtsein und steigerten die Begehrlichkeit.

So hat schon die literarische Kritik zersetzend auf die überlieferten sittlichen Begriffe der Menschen gewirkt. Viel gefährlicher aber waren die Wirkungen, die von der **politischen Kritik** ausgingen. Ihre Hauptvertreter sind Montesquieu und Rousseau. Montesquieu (1689—1755) hat schon in seiner ersten Schrift („Persische Briefe", 1721) die Zustände der französischen bezw. europäischen Gesellschaft einer ernsten Prüfung unterzogen, die in sehr bittere Urteile ausläuft. In seinen „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Zerfalls der Römer" (1734) bekämpft er den Despotismus, der die Freiheit des Volkes zerstöre. Sein Hauptwerk jedoch ist der Esprit des lois (Geist der Gesetze, 1748), in dem er ausführt: die vollkommenste aller Regierungsformen wäre

die Republik; aber sie setzt ein Maß von Bürgertugend voraus, das nur selten vorhanden ist. Die schlechteste ist der Absolutismus; denn er legt die drei Gewalten (die ausübende, gesetzgebende, richterliche) in eine Hand und verleitet dadurch zum Mißbrauch. Dem Ideal am nächsten kommt die verfassungsmäßige Monarchie Englands, weil sie jene drei Gewalten zwischen der Krone, der gewählten Volksvertretung und einem besonderen Stande verteilt. So wird die Freiheit gewahrt, d. h. das Recht, alles zu tun, was die Gesetze nicht verbieten, und selbst gegen die erste Macht im Staate geschützt zu sein. — Dieses Werk hatte einen ungewöhnlichen Erfolg; in 18 Monaten erschienen trotz seines großen Umfangs 22 Auflagen. Dem äußeren Erfolge entsprach die innere Wirkung auf den Gang der Ereignisse. Montesquieu hat mit diesem Buche den noch unklaren politischen Bestrebungen seiner Zeit ein klares Ziel gesteckt, das die Revolution in ihrem ersten Abschnitte zu verwirklichen suchte. Bald wurde — zum Unglück des französischen Volkes — dieses maßvolle Ziel durch die radikalen Anschauungen Rousseaus verdrängt. Schließlich aber hat sich aus all den Gärungen und Stürmen der Revolution als bleibende Frucht für die Zukunft der Verfassungsstaat entwickelt, wie ihn Montesquieu aus der Geschichte und Verfassung Englands heraus entworfen hatte.

Während Montesquieu sich vornehmlich an die gebildeten oberen Schichten wandte, rief **Rousseau** die Leidenschaften der Masse auf, der er schmeichelte und die er durch den Schwung seiner Schriften hinriß. Der begeisterte Anwalt der idealen Forderungen des menschlichen Gemütes schien mit seiner Mahnung, zur Natur zurückzukehren, das Heilmittel für die kranke Zeit gefunden zu haben. Sein Contrat social ist eine folgerichtige Durchführung der Grundsätze des Naturrechts. Nach ihm ist nicht der Konstitutionalismus, sondern die reine Volksherrschaft die vollkommenste Staatsform: Alle Menschen sind von Natur gleich und zusammenhangslos. Als ihnen der reine Naturzustand Nachteile zu bringen schien, schlossen sie sich durch den Gesellschaftsvertrag zu einem „allgemeinen Willen" zusammen; ein Herrschaftsvertrag nach diesem Gesellschaftsvertrag wurde nicht mehr geschlossen. Das Volk bleibt also der einzige Träger der Staatshoheit, der Souveränität; einen anderen Souverän neben ihm gibt es nicht. Das Volk kann vorübergehend seine Macht an einzelne übertragen;

aber es kann sie auch jederzeit wieder zurückfordern, d. h. es kann Regierungen ein- und absetzen und beschränken; denn nur der Volkswille ist Gesetzesquelle; Macht kann niemals Recht schaffen. — Dieser Rousseausche Idealstaat ist ein rein gedankenmäßiger Aufbau, der das wirkliche Leben und die geschichtliche Entwicklung völlig verkennt. Rousseau wollte damit auch nicht einen „Katechismus der Revolution" liefern; er scheint die Tragweite seiner Aufstellungen gar nicht überschaut zu haben. Tatsächlich aber zeigt der Gang der Revolution auf Schritt und Tritt die Einwirkung seines Buches. Robespierre lebte und webte nur im Contrat social. Das „Schreckensregiment" überhaupt hat den Versuch gemacht, die Lehren Rousseaus ins Leben einzuführen; es mußte kläglich zerschellen, weil diese Umsetzung ins wirkliche Leben bare Unmöglichkeit war.

So haben Montesquieu und Rousseau auf den Gang der politischen Entwicklung unleugbar einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Trotzdem würde man die Bedeutung der neuen Literatur überschätzen, wenn man in ihr die Urheberin der Revolution sehen würde: das ist sie nicht; die französische Staatsumwälzung ist in allererster Linie eine Wirkung des Kastenstaates. Wohl aber hat sie durch Unterwühlung der bestehenden Verhältnisse eine Gemütsverfassung erzeugt, die der Zertrümmerung aller Autoritäten günstig war; sie hat den frommen Glauben der Väter aus den Herzen gerissen und mit ihm auch jede fromme Scheu vor Menschen und menschlichen Einrichtungen. Die Literatur hat ferner auf den grellen Widerspruch zwischen ihren Lehren und dem wirklichen Leben hingewiesen und die Losung ausgegeben, diesen Widerspruch auszugleichen, die Ordnungen des Lebens in Einklang zu bringen mit den Forderungen von Recht und Vernunft. Insofern hat sie allerdings der Revolution den Weg bereitet.

Diese selbst erfolgte mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Wo die Luft also mit giftigen Gasen erfüllt war, wie hätte da eine Entladung verhindert werden sollen? Ein Ausweg schien noch vorhanden zu sein: die freiwillige Beseitigung des Absolutismus, der freiwillige und rechtzeitige Verzicht der Bevorrechteten auf ihre ganze Sonderstellung. Aber beides war gleichermaßen ausgeschlossen. Der König hielt an seinem Gottesgnadentum und an seiner unumschränkten Gewalt fest, so gut wie nur einer der Ludwige,

und die Bevorrechteten hätten aufhören müssen zu sein, was sie waren, wenn sie auch nur ein Tüttelchen ihrer Ausnahmestellung freiwillig hingegeben hätten. So trieb der Bourbonenstaat unaufhaltsam jener Katastrophe entgegen, die Frankreich und wiederum mit innerer Notwendigkeit ganz Europa in seinen Grundfesten erschüttert und unsagbares Elend über das Geschlecht jener Tage gebracht hat. Anderseits haben die Stürme und Hagelschauer die Luft von den giftigen Gasen gereinigt und aus dem blutgetränkten Boden ist eine Saat emporgewachsen, die große, dauernde Lebensgüter für die ganze Menschheit zur Reife brachte.

b) Heilversuche unter Ludwig XVI.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1774 wurde Ludwig XV. von seiner entsetzlichen Krankheit durch den Tod erlöst und einige Tage später unter den Schmähungen des ganzen Volkes in der Gruft von St. Denis beigesetzt. Bei der Nachricht vom Tode seines Großvaters sank der neue König, überwältigt von dem Gefühle der eigenen Schwäche und der ungeheuren Verantwortung, mit seiner Gemahlin auf die Kniee und rief aus: „Leite und beschütze uns, Gott! Wir sind zu jung, um zu regieren!" Ludwig zählte damals noch nicht ganz 20 (geb. 23. August 1754), seine Gemahlin Marie Antoinette erst 18½ Jahre.

Der **neue Herrscher Ludwig XVI.**, dem bestimmt war, die Sünden seiner Väter zu büßen, war schon in seinem Äußeren eine unkönigliche Erscheinung, ohne Anmut und Würde, unbeholfen und unsicher in seinem Wesen. Er stockte, wenn er reden, er fühlte sich unbehaglich, wenn er an die Öffentlichkeit hervortreten sollte. Jener Glanz der äußeren Erscheinung, der die Franzosen mehr als andere Völker besticht, mangelte ihm vollständig. Dafür besaß er allerdings manche schöne Eigenschaft des Herzens. Obwohl an dem sittenlosesten Hofe Europas aufgewachsen, führte er doch ein musterhaftes Familienleben und begann seine Tätigkeit damit, daß er wenige Stunden nach dem Tode seines Vorgängers die schamlose Maitresse Dubarry nach der Abtei Pont-aux-Dames bei Meaux verbannte. Er war ein gottesfürchtiger Mann und ein wohlwollender Herrscher, der sein Volk aufrichtig liebte und in seiner Art auch sich bemühte, die schlimmsten Übelstände zu beseitigen und das Wohl seiner

Untertanen zu fördern. Wenn aber dem Wollen das Vollbringen nicht entsprach, so lag das an seiner ungenügenden geistigen Ausstattung. Er war langsam in seinem Denken, unfähig in den Kern der Dinge einzudringen und die Folgen seiner Entschlüsse zum voraus zu ermessen. Die mangelhafte Erziehung, die ihm zu teil geworden war, hatte es ihm unmöglich gemacht, auf irgend einem Gebiete gründliche Kenntnisse oder Erfahrung in Staatsgeschäften sich zu erwerben. Noch verhängnisvoller war der Mangel an Willenskraft, die schon den gewöhnlichen Menschen, noch viel mehr den Herrscher groß oder klein macht. Jede Wahl machte ihm Qual; jedes Hindernis schreckte ihn. Seine Entschlüsse reiften langsam, sein Handeln war ohne Kraft und Zuversicht. Aus Gewissenhaftigkeit suchte er sich mit seinen Herrscherpflichten abzufinden. Aber am wohlsten fühlte er sich doch, wenn seine Räte ihm die politischen Geschäfte abnahmen, und wenn seine Gemahlin ihn im Hof- und Gesellschaftsleben vertrat. Dann ergab er sich den Belustigungen der Jagd, oder er ging hin, nahm Hammer und Feile und trieb jene Beschäftigung, die ihm am meisten Freude machte, die Schlosserei.



Ludwig XVI.
Nach einem Gemälde von Joseph Siffrede Duplessis in der Galerie der Maitres anciens des Louvre zu Paris.

Schon als 16jähriger Dauphin hatte er sich mit **Marie Antoinette,** der jüngsten, damals erst 14jährigen Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia verheiratet (geboren 2. November 1755). Der Plan zu dieser Heirat rührte von Minister Choiseul her, der damit das französisch-österreichische Bündnis von 1756 erneuern und verewigen wollte. Aber habsburgische Prinzessinnen auf dem französischen Throne haben kein Glück gehabt. Und diese Heirat zumal war den Franzosen in Erinnerung an Roßbach und den ganzen unseligen Krieg von Anfang an verhaßt. Im Mai 1770 verließ das junge Wiener

Kind seine lustige Heimatstadt, um sein Schicksal unauflöslich mit dem des französischen Königsthrons zu verknüpfen. In Straßburg verabschiedete sich die österreichische Begleitung; der französische Hofstaat übernahm den Dienst. In der Festhalle, die man der Prinzessin zu Ehren auf einer Rheininsel errichtet hatte, war über dem Thronsessel die Geschichte von Jason und Medea dargestellt, also das Beispiel der unseligsten Hochzeit, die jemals vollzogen worden ist. Goethe, der damals in Straßburg studierte, rief bei diesem Anblick bestürzt aus: „Gibt es denn unter den französischen Architekten gar keinen, der begreift, daß Bilder Ahnungen erregen?“ Das schöne Mädchen fuhr in einem prächtigen Glaswagen, der sie jedermann sichtbar machte, lachend und scherzend vorüber. In Nancy besuchte sie die Gruft der lothringischen Herzoge, ihrer Ahnen. In der Nähe von Compiègne sah sie zuerst den König und den Dauphin, die zu ihrer Begrüßung dahin gekommen waren. Sie fand den Dauphin gerade so, wie er auf den Porträten abgebildet war; der König war verbindlich genug, ihr zu sagen, daß sie in Wirklichkeit noch weit schöner sei als auf dem Bilde. Er machte ihr einen prachtvollen Schmuck zum Geschenk und reiste mit der ganzen königlichen Familie nach Versailles zurück, während die Prinzessin im Schloß Muette übernachtete. Am 16. Mai kam sie in Versailles an und am nämlichen Tage wurde die Vermählung gefeiert. Während der Einsegnung verfinsterte sich der Himmel, und ein heftiges Gewitter kam zum Ausbruch. Die Franzosen sahen darin eine schlimme Vorbedeutung. Den Schluß der Vermählungsfeierlichkeit bildete am 30. Mai das Feuerwerk, welches die Stadt Paris veranstaltet hatte. Durch irgend welche Unvorsichtigkeit brach in den Gerüsten, wo die Zu-



Marie Antoinette.

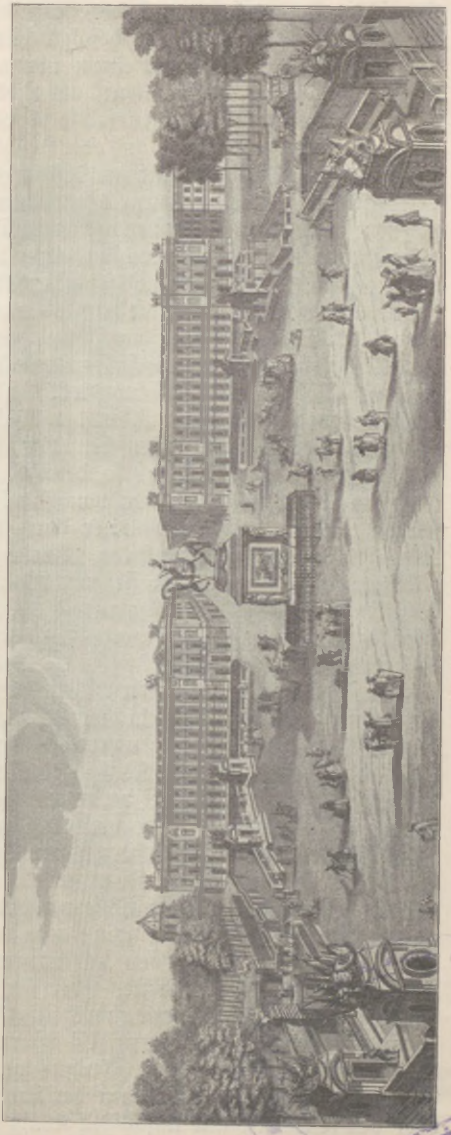
Nach einem Gemälde von Joseph Siffrede Duplessis in der Galerie der Maîtres anciens des Louvre zu Paris.

schauer sich befanden, Feuer aus. Von allen Seiten drängte sich die Menge dem Ausgange zu; über hundert Menschen wurden erdrückt oder zertreten; gegen tausend sollen an den Folgen dieses Unglücks gestorben sein. „Ich kann nicht mehr schlafen," schrieb sie ihrer Mutter, „immer habe ich diese Menge von Opfern vor Augen, wozu wir der Anlaß gewesen sind. Der König und die ganze königliche Familie verdoppeln ihre Güte gegen mich, aber ich bin untröstlich; es ist mir sehr bange auf den Tag, wo der Dauphin und ich unseren öffentlichen Einzug in Paris halten werden." Der Platz, wo das Feuerwerk stattfand, hieß der Platz Ludwigs XV., dessen Bildsäule kurz vorher dort aufgestellt worden war. In der Revolution wurde auf dem nämlichen Platze die Guillotine errichtet, und hier war es, wo 23 Jahre nachher der Kopf des Königs und der Königin fiel.

Marie Antoinette war im Gegensatz gegen ihren Gemahl eine stattliche, schöne Erscheinung, die viel Anmut und Liebreiz entfalten konnte. Ihre Unterweisung am elterlichen Hofe, wo die vielbeschäftigte Mutter sich wenig um den Unterricht ihrer Kinder kümmern konnte, war ebenso lückenhaft und oberflächlich gewesen wie die ihres Mannes. Dieser Mangel einer gediegenen Bildung blieb zeitlebens an ihr haften. Obwohl sie einen lebhaften und raschen Geist besaß, war sie doch jeder ernsten, geistigen Beschäftigung, auch der Lektüre, abhold. Mit der Sorglosigkeit eines verwöhnten, launenhaften Kindes ergab sie sich den mannigfachen Zerstreuungen des Hoflebens, ohne sich an die strengen Vorschriften der französischen Hofsitte irgendwie zu kehren. In ihrer raschen, unbesonnenen Gemütsart bedachte sie nicht, daß jeder ihrer Schritte und jedes ihrer Worte von übelwollenden Menschen überwacht werden. Sie verteilte Gunst und Ungunst nicht nach Verdienst oder Grundsatz, sondern nach Laune und Willkür.

Dabei hatte diese Frau an dem Hofe, an den man sie verpflanzt hatte, von Anfang an eine außerordentlich schwierige Stellung. Der Dauphin war kalt und gleichgültig gegen eine Gemahlin, die man ihm aufgenötigt hatte, und Jahre vergingen, bis er ihr Anhänglichkeit und echte Liebe erzeigte. Mit der Gräfin Dubarry, die den Hof beherrschte, wußte sie sich gar nicht zu stellen; in einem Briefe an ihre Mutter nannte sie die Maitresse „das einfältigste und frechste Geschöpf, das sich denken läßt". Maria Theresia freilich war mit diesem Benehmen nicht zufrieden. In einem Briefe

vom 30. September 1771 tadelte sie ihre Tochter, daß sie bei der ersten Gelegenheit, wo sie sich den König hätte verpflichten können, „einen empfindlichen Verstoß gemacht habe; Vertraulichkeiten gegen die Dubarry seien nicht nötig, wohl aber Rücksicht auf den König". Auch andere weltkluge und wohl angebrachte Ratschläge erteilte die rührend anhängliche und treubesorgte Mutter der fernen Tochter: sie solle sich ja keine Nonchalance zu Schulden kommen lassen, weder in ihrem Äußeren, noch hinsichtlich der Reputation; sie solle sich mit guter Lektüre versehen und fleißig lesen, was sie in ihrer Stellung weit nötiger habe als eine andere Dame; auch sei es gar nicht hübsch von ihr, daß sie sich der Deutschen so wenig annehme, ja ihr



Ansicht des Platzes Ludwigs XV.
Nach einem Gemälde von Moreau, gestochen von Taraval, Chalkographie des Louvre zu Paris.

U. P. Uniwersytecka PJ

Deutschtum zu verleugnen suche. Aber diese Ratschläge wurden von der Dauphine nicht befolgt. Aus Liebe zum Putze schmückte sie ihr Haupt mit einem turmartigen Aufbau, von dem lange Federn ausstrahlten; aus Liebe zum Theater trat sie bei Liebhaberaufführungen selbst als Kammermädchen auf und sagte ihre Verse her, so gut oder so schlecht sie sein mochten. Aus Liebe zum Tanze fuhr sie zur Faschingszeit nach der großen Oper in Paris, um dort dem öffentlichen Maskenballe beizuwohnen; einmal soll sie erst morgens 11 Uhr von dort zurückgekommen sein. Das letztere fand nun die Mutter geradezu unverzeihlich, und auch von Joseph II. haben wir einen Brief, worin er seiner Schwester die ernstlichsten Vorwürfe über den Besuch der Opernhausbälle macht und sie dringend ermahnt, ein würdevolleres Leben zu führen und den bösen Schein zu meiden. Besonders eigensinnig war sie in ihren persönlichen Beziehungen und in der Wahl ihrer Umgebung. Während sie einerseits Menschen von schlechtem Rufe ihr höchstes Vertrauen schenkte, so dem Chevalier von Lauzun oder dem berüchtigten Grafen von Artois, konnte sie anderseits verdiente, würdige Männer durch Gleichgültigkeit oder Rücksichtslosigkeit schwer kränken. Am meisten bevorzugte sie die Familie Polignac, die sie mit Wohlwollen und Gunstbeweisen überhäufte, obwohl gerade die Polignacs der fremden Königin die einheimischen Verhältnisse in eine ganz falsche Beleuchtung rückten.

Die Wirkung eines solchen Benehmens war unvermeidlich: ihr zwangloser Verkehr wurde als Sittenlosigkeit gedeutet; ihre Gunstbezeigungen erregten bei den Zurückgesetzten Haß; ihr Einfluß auf den König gab Veranlassung, für alle mißliebigen Maßregeln sie verantwortlich zu machen. So wuchs die Zahl ihrer Feinde von Tag zu Tag, und der gefährlichsten einer war der Herzog von Orleans, der anfangs um die Gunst der schönen Frau gebuhlt hatte, seine Zurückweisung aber mit tödlichem Hasse vergalt. Man erzählte sich allerlei Klatsch über die Königin; man sang Spottlieder auf sie; man ergötzte sich an den Karikaturen und man las mit Vergnügen die Schmähschriften über sie. Wenn die „Autrichienne“ (Österreicherin) wie eine Heilige gelebt hätte, so wäre sie als Verkörperung des französisch-österreichischen Bündnisses doch verhaßt gewesen. Diese Königin war also nicht geeignet, das verloren gegangene Ansehen der Krone wiederherzustellen, oder den schwachen und unfähigen König in günstigem Sinne

zu beeinflussen. Bei den Bemühungen des letzteren, den drohenden Sturm zu beschwören, war sie kein Fördernis, sondern ein Hindernis.

Ludwig XVI. war bei seinem Regierungsantritt nicht mit demselben allgemeinen Jubel begrüßt worden wie sein



Marie Antoinette mit ihren Kindern.

Nach einem Gemälde von Frau Vigée-Lebrun im Museum zu Versailles.

Vorgänger; die Tage der Begeisterung für das Königtum waren vorüber. Immerhin fehlte es nicht an Stimmen, die ihm als dem „Ersehnten" zujubelten und Abstellung aller Übelstände von ihm hofften. 15 Jahre durfte er regieren, bevor der Sturm zum Ausbruch kam. Diese ganze Zeit, das **„ancien régime"**, ist ausgefüllt mit Versuchen, den todkranken Staatskörper zu heilen. Aber alle diese Versuche

scheiterten, weil ihre Urheber nur mit kleinen Mittelchen helfen wollten, anstatt dem Übel die Axt an die Wurzel zu legen, d. h. das Privilegienwesen zu brechen. Nur eines der Reformministerien hatte den Mut, auf dieses Grundübel den Finger zu legen. Aber gerade sein Schicksal bewies, daß ohne Gewalt überhaupt nichts zu erreichen war.

Am zweiten Tage seiner Regierung schrieb Ludwig an den Exminister Machauld, der unter seinem Großvater in Ungnade gefallen war, einen eigenhändigen Brief, worin er ihn um Rat und Unterstützung bat. Schon war der Brief in den Umschlag gesteckt, da kam eine der königlichen Tanten, Madame Adelaide, dazu und beschwatzte den König, den Brief doch lieber an den Grafen Maurepas zu schicken. So erhielt Ludwig statt eines tüchtigen und bewährten Ratgebers einen charakterlosen, eitlen und unfähigen Mann zum Minister, der die großen Fragen der Zeit gar nicht begriff und mit den kleinsten Mitteln helfen wollte. Gleich die erste Maßregel, die er seinem Könige empfahl, war eine Torheit: am 12. November 1774 erfolgte die Wiederherstellung des 1771 aufgelösten Pariser Parlamentshofes, der alsbald wieder die alten Vorrechte beanspruchte, namentlich das Recht, die königlichen Erlasse zu prüfen und durch Eintrag in sein Protokollbuch für gültig zu erklären. Diese Körperschaft war durchaus rückständig und von altmodischen Anschauungen beherrscht; sie wurde bald auch dem Königtum wieder so unbequem, als sie früher gewesen war.

Eine glücklichere Maßregel war die Ernennung des Intendanten von Limoges, **Jacques Turgot** (1727—1781), zum „Generalkontrolleur der Finanzen". Turgot war ein offener, liebenswürdiger Charakter und ein klarer, scharfer Kopf voll Unternehmungslust und reformatorischer Gedanken, bald die Seele des Ministeriums. Als Anhänger der physiokratischen Schule sah er im Ackerbau die Quelle des Reichtums und im Bauernstand den Grundpfeiler des Staatsbaus. Mit solchen Anschauungen übernahm er das wichtigste und schwierigste Amt, das es im damaligen Frankreich gab, das Finanzministerium. Es galt zunächst, den jährlichen Abmangel im Staatshaushalt (damals ungefähr 23 Millionen Livres) zu beseitigen. Dies wollte er, wie er in seinem ersten Briefe an den König schrieb, erreichen ohne Bankrott, ohne Steuererhöhung, ohne Anlehen. Am 24. August 1774 war er ernannt worden; am 13. September gab er den Handel mit

Getreide, der bisher an bestimmte Orte und bestimmte Personen gebunden gewesen war, für jedermann und jeden Ort frei, wodurch dem Kornwucher Einhalt getan werden sollte. Dies sollte die erste einer ganzen Reihe tief eingreifender Maßregeln sein; er faßte ins Auge: Beseitigung des bisherigen Steuersystems und Erhebung der Steuern durch eigene Beamte des Staates, Aufhebung der Wegfronen und Zunftrechte, Verstaatlichung der Posten und Wasserstraßen, Freigabe des Weinhandels und Weinbaus. Jede dieser Neuerungen hätte selbstverständlich die Interessen einzelner geschädigt; alle diese Geschädigten erhoben jetzt ein Zetergeschrei und das Pariser Parlament nahm sich mit dem bekannten Eifer der Bevorrechteten an. Schon die Aufhebung der Zünfte mußte durch ein lit de justice erzwungen werden (12. März 1776). Nicht einmal bei seinem sonst wackeren Amtsgenossen Malesherbes fand er tatkräftige Unterstützung, was man freilich leicht begreifen kann. Dieser hätte als Minister des königlichen Hauses Ersparnisse im Hofhalte herbeiführen sollen, stieß aber auf eine Welt von Widerstand. Unter den Bevorrechteten hatte überhaupt ein wahres Sturmlaufen gegen den tollkühnen Neuerer begonnen, der es wagte, ihre rechtswidrigen, gemeinschädlichen Einkünfte einzuschränken. Durch geschickte, planmäßige Aufhetzung des Pöbels wußten sie sogar Aufstände zu erregen, so den Mehlkrieg (Mai 1775), wobei die Volksmassen über die Mehlmagazine und Getreidetransporte herfielen und in blinder Wut alles zerstörten. Den letzten Streich gegen Turgot führte die Königin, die den sparsamen Mann von Anfang an nicht leiden mochte. Am 11. Mai 1776 erhielt Malesherbes seinen Abschied, Tags darauf Turgot. „Sie sind glücklicher als ich; Sie können abdanken," soll der König zu Turgot gesagt haben.



Jacques Turgot.
Nach einem Gemälde von Joseph Ducreux, gestochen von Tardieu.

Turgot war der größte Reformminister des ancien régime. Außer den in Angriff genommenen Umgestaltungen plante er noch eine ganze Reihe tief eingreifender Neuerungen: Beseitigung der übertriebenen Zentralisation in der Verwaltung und Neuorganisation im Sinne der Selbstverwaltung, Ausdehnung der Grundsteuer auf Adel und Geistlichkeit, Zulassung der Bürgerlichen zu den höheren Staatsämtern, Verbesserung des Unterrichtswesens, Abschaffung der Haftbriefe, Einheitlichkeit von Maß und Gewicht, ja sogar Anbahnung einer Volksvertretung. Damit wäre die Herrschaft der oberen Stände beseitigt und so ziemlich alle jene Übelstände aufgehoben worden, die zur Revolution führten. Der Sturz Turgots war der endgültige Beweis, daß von den Bevorrechteten auch nicht das geringste Opfer zu erwarten war. Nur die Gewalt konnte noch helfen.

Der Nachfolger des großen Reformators, den man mit dem Freiherrn von Stein verglichen hat, war der bisherige Intendant von Bordeaux, **Clugny**, ein verkommener, brutaler Mensch, der das Fron- und Zunftgesetz zurückzog, den freien Getreidehandel wieder verbot und die Privilegierten nach Herzenslust schalten und walten ließ. Um diese Zeit trat Frankreich auch in den nordamerikanischen Krieg als Gegner Englands ein, was Turgot noch verhindert hatte. Diese Teilnahme hatte eine doppelte gefährliche Wirkung; einmal brachte der Krieg eine ungeheure Steigerung der Staatsausgaben und der Staatsschuld; sodann drang die Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte auch in die breiten Massen des Volkes; damals war es, daß der Quäker Franklin, der in seinem Puritanerrock in den Salons erschien und den Hut vor niemand abnahm und jedermann duzte, die sonst so förmlichen Pariser zu allgemeiner Bewunderung und Begeisterung hinriß.

Als Clugny nach fünfmonatlicher Tätigkeit starb, waren die Staatsfinanzen in größerer Zerrüttung als je zuvor. Bald fand Maurepas einen Mann, von dem er und ganz Frankreich hoffte, er werde die Zeiten Colberts erneuern. Dies war **Bankier Necker**, Sohn eines in Genf lebenden deutschen Professors. Als mittelloser Handlungsgehilfe war er nach Paris gekommen, hatte ein Bankgeschäft gegründet und sich durch geschickte Leitung desselben ein Riesenvermögen erworben. Er hielt ein gastfreies Haus, dessen eigentliche Seele die durch Schönheit und Bildung ausgezeichnete Gattin Neckers war. In liberalen Kreisen hatte er einen großen

Namen und ein unbegrenztes Vertrauen. Auf dieses gründete er seine Finanzverwaltung. Da er bürgerlicher Abstammung und Calvinist war, so erhielt er nicht den Titel „Generalkontrolleur", den seine Vorgänger geführt hatten, sondern den eines Finanzdirektors; aus demselben Grunde hatte er nicht Sitz und Stimme im Staatsrate, was seine Stellung den übrigen Ministern gegenüber erschwerte. Necker war uneigennützig und arbeitsam, aber ohne durchgreifende Willenskraft und ohne große Gesichtspunkte, der „Mann der kleinen Mittel". Er hat manche kleine Ersparnis und manche kleine Verbesserung durchgeführt. Aber sein Hauptmittel waren doch die versteckten oder offenen Anlehen, die er, gestützt auf sein Ansehen in der Finanzwelt, zu ungewöhnlich billigem Zinsfuß bekam. Das war ein augenblicklicher Vorteil, aber keine durchgreifende Hilfe. Als er ernstlich nach einer solchen suchte, kam er ganz von selbst auf die Turgotschen Gedanken zurück. Alsbald fand er aber auch denselben Widerstand der Bevorrechteten und Parlamente wie jener.



Necker.
Nach einer Originalzeichnung von G. Grevedon, lithographiert von F. S. Delpech.

Um die Notwendigkeit von Reformen darzutun und neuen Kredit zu erlangen, veröffentlichte er nach englischem Vorbilde einen an den König gerichteten **Rechenschaftsbericht** über die Finanzlage des Staates (Compte rendu des finances, 19. Februar 1781). Der Bericht war ausführlich, aber nicht ganz ehrlich; er verschleierte manches, aber er enthüllte doch noch zu viel; wenigstens konnte jedermann ersehen, daß die gewaltige Abgabenmasse, die das französische Volk von Jahr zu Jahr aufzubringen hatte, auch noch für andere Dinge verwendet wurde als für die Interessen dieses Volkes. Das Compte rendu berechnete den Bedarf der königlichen Familie auf 33740000 Livres, den für lebenslängliche Jahrgelder (Pensionen) auf 28 Millionen, den Überschuß der Einnahmen

über die Ausgaben auf mehr als 10 Millionen. Tatsächlich bestand ein Ausfall von 114 Millionen; die Pensionen beliefen sich in den achtziger Jahren auf 100—130 Millionen, der Hof brauchte 40—45 Millionen trotz der Einschränkungen, die sich Ludwig auferlegt hatte. Dafür zählte dieser Hof auch 1500 Personen, z. B. für den Bedarf des Königs 48 Ärzte und Heilpersonal, 383 Köpfe Küchenpersonal. Die zwei Edelleute, die jeden Morgen in Prachtgewändern mit Degen erschienen, um den königlichen Nachtstuhl zu prüfen, zu entfernen und wiederzubringen, wurden für diese löbliche Tätigkeit mit je 20000 Livres entschädigt. Nach dem 1790 veröffentlichten „Notbuche" erhielt z. B. ein gewisser Marquis d'Autichamp vier „Pensionen", eine „für die Verdienste seines verstorbenen Vaters", eine zweite „für denselben Gegenstand", eine dritte „aus dem nämlichen Grunde" und endlich eine vierte „wegen derselben Ursachen". Solche Einzelheiten waren im Compte rendu nicht enthalten. Dieser war vielmehr sehr geschickt abgefaßt. Seine Wirkung war für Necker teils eine erwünschte, teils eine unerwünschte. Die erwünschte bestand darin, daß die Leute sich drängten, um die neue Anleihe von 236 Millionen zu zeichnen; die unerwünschte darin, daß die Höflinge und die Schmarotzer ärgerlich wurden über die Enthüllungen. Es gab wieder Klatsch, heimliche und offene Angriffe, Verleumdungen. Um den Anfeindungen zu begegnen, verlangte Necker die Ernennung zum wirklichen „Generalkontrolleur" mit beratender Stimme im Staatsrat und unmittelbarem Vortrag beim Könige. Der letztere schwankte, dann lehnte er ab. Auf einem Zettel, der nicht einmal Anrede oder Schlußformel enthielt, zeigte darauf Necker seinen Austritt aus dem Ministerium an. Er konnte sich dies erlauben, da er während seiner Amtsführung keinen Gehalt angenommen hatte. Das Volk schrieb die Entlassung des liberalen Ministers der Königin zu, die sich mehr und mehr auch in die Politik mischte.

Neckers Nachfolger Fleury und d'Ormesson waren vorübergehende Erscheinungen, die auch kein anderes Mittel wußten als neue Anlehen. Dann aber fand der Hof einen Mann nach seinem Herzen; das war der übelbeleumundete Intendant von Lille, **Charles de Calonne** (1783—1787), ein geistvoller aber unendlich leichtsinniger Herr. Als er das Finanzministerium übernahm, fand er in der Staatskasse 1200 Livres bares Geld. Aber er wußte Rat. Wer Kredit wolle, sagte

er, der müsse Aufwand machen. Nun begann in Versailles „der letzte große Karneval des bourbonischen Hofes" vor dem großen Zusammenbruche. Alles lebte in Saus und Braus; ein Fest jagte das andere, als ob man gar nicht wüßte, wohin mit dem Gelde. Der König kaufte das Schloß Rambouillet für 18 Millionen, die Königin St. Cloud für 6 Millionen. Die Prinzen und Prinzessinnen brauchten nur zu wünschen. Selbstverständlich konnte eine solche Wirtschaft sich nicht lange halten. In drei Jahren hatte er die Staatsschuld um etwa 1000 Millionen vermehrt und einen großen Teil der Einnahmen zum voraus verbraucht. Jetzt besann sich Calonne, geistvoll wie er war, auf ernsthafte Abhilfe, und da fand auch er, wie Turgot, kein anderes Mittel als Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit. Das Parlament war für diesen Vorschlag selbstredend nicht zu haben; bei etwaiger Einberufung der Reichsstände war zu befürchten, daß der von Nordamerika herübergekommene demokratische Geist sich vordrängen werde. So riet er dem Könige, eine Versammlung einzuberufen, wie sie allerdings seit 1626 nicht mehr zusammengetreten war. Dies war die Notabelnversammlung vom 22. Februar 1787, welche aus 140 von der Regierung ernannten, also nicht gewählten, Mitgliedern bestand (Prinzen, hoher Adel, Erzbischöfe, hohe Beamte, die Maires der bedeutendsten Städte). Aber Calonne hatte sich sehr getäuscht, wenn er glaubte, daß diese meist aus feudalen Bestandteilen zusammengesetzte Versammlung auf seine Vorschläge eingehen werde. Die Liberalen, wie Lafayette, sahen nicht in einer Notabelnversammlung, sondern in einer Versammlung der Reichsstände eine Vertretung des Volkes, und die Bevorrechteten suchten die Ursache des Abmangels nicht in ihrer Steuerfreiheit, sondern in den Mißgriffen der Finanzverwaltung und bekämpften diese. Von allen Seiten angegriffen, nahm Calonne seine Entlassung und begab sich nach London, um vor den Folgen einer Anklage sicher zu sein.

Während der Amtsführung Calonnes wurde die Königin ohne ihr Verschulden in eine Skandalgeschichte verwickelt, die unter dem Namen **„Halsbandprozeß"** eine Berühmtheit erlangt hat. Die Juweliere Böhmer & Bassange in Paris hatten ein prachtvolles Diamantenhalsband verfertigt und der Königin zum Kauf angeboten. So sehr diese an kostbarem Schmuck Gefallen fand, so war ihr doch der Preis zu hoch: die Juweliere forderten 1600000 Livres. Dies

gab Veranlassung zu einem grenzenlosen Betruge. In Paris lebte Kardinal von Rohan, Fürstbischof von Straßburg, Großalmosenier von Frankreich. Er gehörte zu den ersten Familien Frankreichs, wurde vom König „mon cousin“ angeredet, hatte ein glänzendes Einkommen, trotzdem eine große Schuldenlast und führte, obgleich einer der ersten geistlichen Würdenträger, den sittenlosesten Lebenswandel. Einige Zeit war er Gesandter in Wien gewesen. Als solcher hatte er sich Witzeleien über Maria Theresia erlaubt, die ihm die entschiedene Ungnade der Kaisertochter zuzogen. Das war ihm sehr unangenehm. Denn er hatte nichts Geringeres vor, als das Herz der Königin zu erobern und durch sie Minister zu werden. Zu seinen Vertrauten gehörte die Gräfin Lamotte. Diese war von Hause aus ein Bauernmädchen; ihr Vater hieß Valois, und auf diesen Namen sich stützend, behauptete sie, sie stamme von einem außerehelichen Sohne des Königs Heinrich II., aus dem Hause Valois, ab und gehöre somit zum königlichen Hause. Sie fand viel Glauben mit ihren Schwindeleien und wußte sich in vornehme Kreise einzudrängen. Später heiratete sie einen Leibgardisten, namens Lamotte, der sich für einen Grafen ausgab, und nannte sich nun Gräfin Lamotte-Valois. Sobald diese abgefeimte Abenteurin den Stand der Dinge erfuhr, beschloß sie, die Stimmung ihres bischöflichen Freundes zu benutzen, um sich selbst in den Besitz des Halsbandes zu setzen. Außer ihrem Manne war ihr dabei Graf Cagliostro, einer der größten Schwindler jener Zeit, behilflich. Sie sagte also dem Kardinal, sie hätte Zutritt zu der Königin erlangt und deren Abneigung gegen ihn nach und nach überwunden. Um seine Zweifel vollständig zu beseitigen, eröffnete sie ihm, die Königin wünsche im Parke von Versailles eine geheime Unterredung mit ihm. Eine Bekannte der Gräfin, namens Oliva, die ziemlich viel Ähnlichkeit mit der Königin hatte, ließ sich herbei, die Rolle derselben zu übernehmen. Die Zusammenkunft fand in einer Julinacht 1784 statt. Die verschleierte Oliva lispelte die Worte: „Das Geschehene ist vergessen,“ und ließ eine Rose fallen. Der entzückte Kardinal bückte sich rasch, hob die Rose auf und küßte den Fuß der vermeintlichen Königin, welche mit den Worten „man kommt“ eiligst floh und verschwand.

Der Kardinal schwamm in Wonne und war zu allem bereit, wodurch die zarte Pflanze der königlichen Freundschaft

gepflegt werden könnte. Da sagte ihm die Gräfin Lamotte, er könnte das Herz der Königin vollständig gewinnen, wenn er ihr zu dem Diamantenhalsbande verhelfe; er solle es auf seinen Namen ankaufen; die Königin werde ihm nach und nach in verschiedenen Raten die Summe zurückstellen. Zierliche Billette mit der gefälschten Unterschrift der Königin bestärkten den Kardinal in seiner Vertrauensseligkeit. Er unterhandelte mit den Juwelieren, und da diese dem verschuldeten Manne ein so kostbares Stück nicht übergeben wollten, so verriet er ihnen, wer die eigentliche Käuferin sei. Auf dieses hin lieferten sie ihm das Halsband aus (1. Februar 1785). Ein in die Livree der Königin gekleideter Kammerdiener holte es ab und übergab es der Gräfin Lamotte und ihrem Manne. Dieser reiste sofort mit dem Halsband nach England, verkaufte dort die Diamanten einzeln an Juweliere und machte sich ein vergnügtes Leben. Dem Kardinal fiel es zwar auf, daß er die Königin niemals den Schmuck tragen sah und daß sie ihn immer noch mit der nämlichen Kälte behandelte. Doch wußte die Gräfin Lamotte solche Bedenken wieder zu beschwichtigen. Als aber der erste Zahlungstermin kam und die Juweliere die ausbedungene Teilzahlung nicht erhielten, ging ihnen die Geduld aus. Sie wandten sich an die Königin, wünschten ihr Glück zu dem Besitze des prachtvollen Halsbandes und deuteten ihren Wunsch, daß sie bezahlt sein möchten, nur leise an. Der Königin kam die Sache als ein Mißverständnis vor; sie legte den Brief beiseite. Bald darauf schrieben die Juweliere wieder, verlangten geradezu Bezahlung für das übersandte Halsband und machten dem Könige Mitteilung hievon. Jetzt kam der ungeheure Betrug, zu dem der Name der Königin mißbraucht worden war, rasch an den Tag.

König und Königin waren außer sich. Die Besonnenen unter den Räten warnten zwar davor, einen einfältigen und leichtgläubigen Menschen, der von seiner Umgebung betrogen worden sei, vor ein öffentliches Gericht zu zerren, da zu befürchten sei, daß der Name der Königin selbst am allermeisten darunter leide. Aber die Königin, von ihren Günstlingen übel beraten, wollte nichts von Schonung des Kardinals wissen. So nahm das Gericht die Sache in die Hand. Am 15. August 1785 war das Fest der Himmelfahrt Mariä, an dem Rohan als Großalmosenier in der königlichen Kapelle zu Versailles eine Messe lesen sollte. Den

Unbefangenen und Unschuldigen spielend, begab er sich nach der Kirche, wurde aber noch vor Beginn der Messe eingeladen, in das Gemach des Königs zu kommen. Dort traf er den König, die Königin und einige Minister. Er wurde heftig angelassen, von der erbitterten Königin mit Vorwürfen überhäuft und sofort in Haft genommen. Der Offizier, welcher seine Abführung in die Bastille zu leiten hatte, war rücksichtsvoll genug, ihm noch kurze Frist zu lassen; diese benutzte der Kardinal, um seinem Generalvikar durch ein Billett die Weisung zu geben, seine geheimen Papiere zu vernichten. Die Gräfin Lamotte wurde gleichfalls verhaftet und infolge ihrer Aussagen auch Graf Cagliostro; ihr Mann entkam.

Im Namen des Königs erhob der oberste Gerichtshof von Frankreich, das Pariser Parlament, gegen den Kardinal Rohan die Klage wegen Beleidigung der Königin. Die Gräfin Lamotte, als die Hauptschuldige, wurde am 31. Mai 1786 zur Stäupung und zu lebenslänglicher Einsperrung verurteilt, Graf Cagliostro freigesprochen, Kardinal Rohan mit 30 gegen 20 Stimmen für nicht schuldig erklärt. Das Volk von Paris begleitete den Freigesprochenen im Triumph nach der Bastille zurück und von da nach seinem Palast. Dieses Urteil war eine Niederlage des Thrones und eine Beschimpfung der Königin; denn jedermann wußte, welche Mühe sich der Hof gegeben hatte, um die Verurteilung Rohans durchzusetzen; und nun war das Gegenteil geschehen. Alle Einzelheiten dieses Skandalprozesses wurden von der Pariser Gesellschaft mit Heißhunger aufgegriffen, alle Beschuldigungen, die gegen die Königin gerichtet waren, als erwiesen angenommen, sie selbst als Hauptschuldige bezeichnet. Um ihren guten Ruf war es von da an für immer geschehen. Ihre persönlichen Feinde, die recht wohl wußten, daß die angeblichen Beweise nichts weiter als grundlose Beschuldigungen waren, benutzten diesen Fall, um die Abneigung und den Haß gegen die Königin immer mehr zu schüren.

Der Führer des Widerstandes in der Notabelnversammlung und der entschiedenste Gegner Calonnes war der Erzbischof von Toulon, **Lemonie de Brienne**, gewesen, und gerade diesen berief jetzt der König unter dem Einflusse seiner Gemahlin an die Spitze des Ministeriums und beauftragte ihn mit der Leitung der Finanzverwaltung (Mai

1787). Er schickte die feudale Gesellschaft, die in der Notabelnversammlung gesessen hatte, nach Hause (25. Mai), nachdem er mit ihr ständische Provinzialversammlungen vereinbart hatte, wie sie schon Turgot und Necker angestrebt hatten; er wollte es noch einmal mit dem Parlamente versuchen, obwohl es mit Händen zu greifen war, daß diese Körperschaft jede Besteuerung der Bevorrechteten ablehnen werde. Er schlug also eine Neuordnung der Grundsteuer vor, die nur die oberen Stände getroffen, und eine Stempeltaxe (Abgabe auf Wechsel, Urkunden u. dgl.), die alle Klassen belastet hätte. Beides wurde vom Parlament abgelehnt mit der Begründung, nur die Generalstände hätten das Recht, neue Steuern zu bewilligen. Zuerst versuchte Brienne diesen Widerstand durch das übliche lit de justice zu brechen (6. August 1787); daß auch dieses gesetzmäßige, erprobte Mittel nur mit neuen, heftigeren Protesten von seiten des Parlaments und der Provinzialstände beantwortet wurde, war an sich schon ein Zeichen, das auf Sturm deutete. Brienne wagte darauf eine Gewaltmaßregel: er ließ die Führer des Parlamentswiderstandes verhaften und die ganze Körperschaft vorübergehend nach Troyes schaffen. Das steigerte die Aufregung in Paris und in den Provinzen. Der Kampf des Parlaments, d. h. der bevorrechteten Stände gegen die Krone wurde zur förmlichen Auflehnung und man verlangte vom König die sofortige Einberufung der Reichsstände. Einer der Räte, Duval d'Epremenil, wies bereits auf die verfassungsmäßige Monarchie hin, indem er erklärte, dem Könige stehe nur die ausübende, nicht die gesetzgebende Gewalt zu, das Parlament habe das Recht der Bewilligung oder Verwerfung der Steuervorlagen und die Haftbriefe entbehrten der gesetzlichen Grundlage.

Infolgedessen beschlossen die Minister, eine neue Gerichtsverfassung einzuführen, wonach die Kriminalprozesse gegen Adelige und Geistliche und alle bedeutenderen Zivilprozesse den Parlamenten entzogen und 47 Oberämtern (grands baillages) zugewiesen werden sollten. Die Hauptsache in diesem Entwurf war jedoch die geplante Errichtung eines Obergerichtshofes, „cour plenière", dem von nun an die Eintragung der Gesetze und Steueredikte übertragen werden sollte. Dadurch war dem Pariser Parlament sein wichtigstes politisches Recht genommen und einer Versammlung übertragen, deren Mitglieder großenteils vom Hofe ab-

hängig waren. Unter dem Zwang eines neuen lit de justice und der Umstellung des Sitzungshauses durch Soldaten wurde diese neue Gerichtsverfassung von dem Parlament am 8. Mai 1788 angenommen, nachdem die heftigsten Gegner verhaftet worden waren. Aber sämtliche Parlamente erhoben feierliche Einsprache gegen dieses erzwungene Gesetz; und die öffentliche Meinung stellte sich auf ihre Seite. Schon kam es zu Unruhen in den Provinzen und auf allen Seiten erscholl der Ruf nach Einberufung der Reichsstände. Brienne, der nirgends mehr Geld bekam und die laufenden Ausgaben nur durch Vorauserheben der Steuern bestreiten konnte, wußte auch keinen anderen Rat, und so berief er die Reichsstände auf den 1. Mai 1789 nach Versailles zusammen. Aber seinen Ministersitz konnte er auch damit nicht retten. Am 24. August 1788 erbat und erhielt er seine Entlassung, zu einer Zeit, wo die Staatskasse schon ihre Zahlungen einstellte und der Staatsbankrott vor der Türe stand.

Wenn ein Mann diesen noch aufhalten konnte, so war es Bankier Necker. Es war also selbstverständlich, daß der König ihn berief. So beginnt das **zweite Ministerium Neckers** (1788—89). Sein bloßer Eintritt genügte, um die Staatsrente an einem Vormittage um 30 Prozent hinaufzuschnellen; auch der nötigste Bedarf an barem Gelde war bald wieder da (Necker schoß aus Privatmitteln zwei Millionen vor), so daß man wenigstens den Beamten ihren rückständigen Gehalt ausbezahlen konnte. Aber Necker war während seiner Entlassung nicht klüger geworden; er suchte die großen Schäden immer noch mit kleinen Mittelchen zu beseitigen. So hob er die cour plenière wieder auf, gab dem Parlament seine alten Rechte zurück und setzte die verhafteten Räte in Freiheit. Das Volk sah in diesen Maßregeln eine Niederlage der Regierung und begrüßte in seltsamer Verblendung die zurückkehrenden Räte mit Jubelgeschrei. Necker übernahm sodann das Vermächtnis seines Amtsvorgängers, indem er dem Könige die Einberufung der Reichsstände empfahl. Dieser willigte ein, obwohl er eine dunkle Ahnung davon hatte, daß er eben damit dem alten bourbonischen Königtum den Todesstoß versetzte. Marie Antoinette rief bei der Nachricht von dem Nachgeben des Königs aus: „Großer Gott! welche Neuigkeit! Ich fürchte sehr, dieses wichtige Ereignis ist für Frankreich unheilvoll.“ Auch dem Parlamente legte Necker den Erlaß vor (25. September 1788) und dieses

trug ihn in sein Protokoll ein, freilich mit dem Zusatze: „Zusammensetzung nach Maßgabe des Jahres 1614." Das war eine starke Abkühlung für die Begeisterung des Volkes. Zu spät erkannte dieses, welch eine Körperschaft es bisher unterstützt hatte. Die Gunst, in der das Parlament eine Zeitlang gestanden hatte, war so vollständig verscherzt, daß seine spätere Auflösung gar keine Beachtung mehr fand.

Die Abgeordneten des dritten Standes waren unter der Regierung Philipps des Schönen, als es sich um eine Entscheidung in dessen Streitigkeiten mit dem Papst Bonifazius VIII. handelte, zum erstenmal in den Reichsversammlungen erschienen. Jeder der drei Stände hatte gleichviele Abgeordnete, und die Abstimmung erfolgte nach Ständen, nicht nach Köpfen. Da die beiden ersten Stände, deren Vorrechte auf dem Feudalismus beruhten, gleichartige Interessen hatten, so stimmten sie immer zusammen, und in allen Fragen, in welchen unter den Reichsständen Zwiespalt herrschte, wurden die Beschlüsse mit 2 zu 1 gefaßt, der dritte Stand einfach überstimmt. Necker sah ein, daß diese **Zusammensetzung und diese Abstimmungsart** nicht mehr haltbar sei und daß, wenn eine Verfassungsreform zu stande kommen sollte, dem dritten Stand die Möglichkeit geboten werden müsse, für seine Anschauungen eine Mehrheit zu gewinnen. Dies war nur dann möglich, wenn der dritte Stand so viele Abgeordnete zu wählen hatte, als die zwei ersten Stände zusammen, und wenn nicht nach Ständen, sondern in einer alle drei Stände umfassenden Versammlung nach Köpfen abgestimmt wurde. Diese Frage beherrschte die ganze öffentliche Meinung.

Necker hatte nicht den Mut, im Widerspruch gegen die Feudalen zu handeln. So berief er noch einmal die Notabeln und unterbreitete auch ihnen seine Vorschläge (6. November 1788). Von den sieben Ausschüssen sprachen sich alle gegen die Abstimmung nach Köpfen und sechs gegen die Verdoppelung der Vertreter des tiers état aus. Und auch diese eine Stimme war nur durch einen besonderen Zufall zu Gunsten des dritten Standes ausgefallen; als man im Ausschusse des Grafen von Provence abstimmte, ergab sich Stimmengleichheit. Aber einer der Herren, ein bejahrter Graf, war eingeschlafen. Als man ihn aufweckte, fragte er seinen Nachbar, der liberaler Gesinnung war, noch halb im Schlafe: „Was sagt man?" „Man sagt ja!" war die Antwort. Am

5. Dezember 1788 nahm auch das Parlament noch einmal Stellung zu der Frage, die alle Gemüter bewegte: es erklärte sich für Verstärkung des dritten Standes, aber gegen die Abstimmung nach Köpfen.

Die Erregung der Massen, die durch diese volksfeindlichen Beschlüsse der Notabeln und des Parlaments hervorgerufen wurde, entlud sich in einer Menge von Flugschriften. Keine von ihnen hat solchen Beifall und solche Verbreitung gefunden wie die des Abbé Sieyès: Qu'est-ce que le tiers état? (Was ist der dritte Stand?) Sie beginnt mit drei Fragen und den Antworten darauf: „1. Was ist der dritte Stand? Alles! 2. Was ist der dritte Stand bis jetzt gewesen? Nichts! 3. Was verlangt der dritte Stand? Etwas zu sein!" — Die Schrift deckte den Krebsschaden des alten Frankreich auf und steckte dem Volke ein Ziel: Weg mit den Vorrechten! weg mit den Bevorrechteten! Denn der dritte Stand ist das Volk selbst, das Volk in seiner wahren Machtvollkommenheit.

Am 27. Dezember 1788 wurden in einem Ministerrat, welchem der König und ausnahmsweise auch die Königin beiwohnten, die letzten Beschlüsse über die Reichsstände gefaßt. Eine königliche Verordnung vom 1. Januar 1789 setzte die Zahl der adeligen und geistlichen Abgeordneten auf je 300, die der bürgerlichen auf 600 fest und bestimmte den 1. Mai als den Tag der Eröffnung. Die noch wichtigere Frage über die Abstimmungsart war bei der Unfähigkeit des Ministers und der Unschlüssigkeit des Königs im Ministerrat gar nicht entschieden worden.

Am 24. Januar erfolgte der königliche Erlaß, der die **Wahlordnung** bestimmte. Der dritte Stand wählte zuerst Wahlmänner und durch diese die Abgeordneten. Das aktive Wahlrecht war an einen bestimmten, aber niederen Zensus gebunden. Der Erlaß enthielt auch die Bestimmung, daß es jedem Bewohner Frankreichs „ermöglicht sein solle, seine Wünsche und Beschwerden mitzuteilen". So entstanden die Anweisungen der einzelnen Wahlkörper für ihre Vertreter, die so berühmt gewordenen cahiers (Hefte), die „eine ganze Leidensgeschichte des französischen Volkes" enthalten. Kein einziger der zahllosen Übelstände, an denen der alte Staatsbau krankte, war hier vergessen, aber auch keiner der Wünsche und Vorschläge, welche die neue Literatur hervorgerufen hatte. Die Zusammenstellung dieser Beschwerden und die

Vorbereitung zu den Wahlen trugen die Erregung in die entlegensten Teile des Landes und steigerten sie auf einen gefährlichen Hitzegrad. Dazu kam noch eine Hungersnot, die durch die Mißernte des Jahres 1788 und durch die furchtbare Kälte des darauffolgenden Winters hervorgerufen worden war. Hohläugige, hungrige Volkshaufen drangen in die Läden und Speicher ein oder überfielen die Getreidesendungen und Pachthöfe. Zerlumptes Gesindel rottete sich zusammen, bemächtigte sich ganzer Dörfer und Städte, raubte, plünderte und mordete auch gelegentlich. Die Sicherheitsbehörden erwiesen sich als völlig unzureichend und konnten nicht verhindern, daß Hunderte von Ruhestörungen und kleineren Aufständen ausbrachen.

So machtlos die Regierung diesem kleinen Bürgerkriege gegenüberstand, so unfähig erwies sie sich, die furchtbar erregte öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu beeinflussen. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, hatte sie den kühnen Entschluß gefaßt, sich an das Volk selbst zu wenden, und mit seiner Hilfe den Widerstand der Feudalen zu brechen, die in ihrer unbegrenzten Selbstsucht nicht das geringste ihrer Vorrechte opfern wollten. Damit glaubte die Regierung genug getan zu haben. Anstatt den unklar durcheinander wogenden politischen Meinungen durch ein klares Programm Ziel und Richtung zu geben, ließ Necker alles an sich herankommen und verlor so die Zügelführung vollständig aus den Händen. Er hatte kein Geld, keine zuverlässigen Truppen, keinen Einblick, keine Tatkraft, keinen Plan für Neugestaltung der Verfassung und Gesetzgebung. Das Volk aber in seinem Sehnen und Hoffen war wenigstens fest entschlossen, einen Schritt vorwärts zu tun, koste es, was es wolle. Seine Führer waren sich auch klar über die nächsten Ziele; sie hatten für entscheidungsvolle Stunden eine Revolutionsarmee, die vor nichts zurückschreckte. Diese bestand aus den ausgestoßenen, hungernden Menschenhaufen, denen der Feudalstaat keine Arbeit und kein Brot und kein Erbarmen gewährte; sie bargen sich in den dunklen Winkeln und Vorstädten von Paris, bis der gellende Ruf der Revolution sie zur Tat rief. So war der alte Feudalstaat geschlagen und verloren, ehe noch die erste Sturmglocke ertönte.

2. Die verfassunggebende Versammlung.

(1789—1791.)

a) Die Versammlung in Versailles.

Am 5. Mai 1789 wurden die Reichsstände in Versailles eröffnet. Tags zuvor begaben sich der König, seine Familie, der Hof und sämtliche Abgeordnete in die Kirche St. Louis, um einer Messe beizuwohnen. Eine unermeßliche Menge von Schaulustigen erfüllte die breiten Straßen von Versailles, die von schweizerischen und französischen Garden eingerahmt waren. Herrliches Maienwetter begünstigte die Feier, die auf alle Zuschauer einen erhebenden, unvergeßlichen Eindruck machte. Noch einmal zeigte sich das alte bourbonische Frankreich in all seinem Glanze. In langer Reihe schritten die Abgeordneten der Kirche zu. Voraus gingen die bürgerlichen Deputierten, in Mänteln von schwarzem Wollenzeug mit Hüten ohne Federn und Knöpfe. Hinter ihnen kamen die Vertreter des Adels in schwarzen, mit Goldstoff und Spitzen besetzten Samtmänteln und mit Hüten, auf welchen weiße Federn prangten. Die dritte Stelle im Zug nahmen die Abgeordneten der Geistlichkeit ein, voran die Prälaten in ihrer glänzenden kirchlichen Tracht, nach ihnen, durch ein Musikkorps von jenen getrennt, der niedere Klerus in seinem gewöhnlichen schwarzen Ornat. Nach den Abgeordneten kam der Erzbischof von Paris unter einem Thronhimmel von violettem Samt, in welchen goldene Lilien gestickt waren. Die Schnüre des Thronhimmels hielten die beiden Brüder des Königs, der Graf Ludwig von Provence und der Graf Karl von Artois, und die beiden Söhne des letzteren, der Herzog von Angouleme und der Herzog von Berry. Den Schluß der Prozession bildeten der König und die Königin und ihr Hofstaat.

Die **Eröffnung der Reichsstände** fand am folgenden Tage in einem Gebäude statt, das in der Nähe des Versailler Schlosses lag und zu Hoffestlichkeiten benutzt wurde. Der dortige große Saal (la salle des menus) war für die Eröffnung, die drei kleineren Säle für die getrennten Beratungen der drei Stände bestimmt. Die nämliche Pracht, wie am vorigen Tage, wurde bei der Eröffnung entfaltet. Nachdem die Abgeordneten der bevorrechteten Stände durch das weit-

geöffnete Doppeltor, die des dritten Standes durch eine enge Seitentüre in den Saal getreten waren, nahm der König, umgeben von seiner Familie und einem glänzenden Hofstaat, auf dem Throne Platz. Ludwig erschien im königlichen Prachtgewand; weiße Federn schmückten seinen Hut, lauter Zuruf der Versammlung empfing ihn. Die Rede, die er hielt, war „reich an Wohlwollen und arm an politischen Gedanken"; sie erwähnte die schwierige finanzielle Lage des Staates und die dadurch hervorgerufene Unruhe der Gemüter und forderte die Versammlung zu einträchtiger Wirksamkeit auf. Der Großsiegelbewahrer Barentin zählte die Gegenstände auf, die den Reichsständen zur Beratung vorgelegt werden sollten, und gab auch eine Antwort auf die Frage, die allen auf den Lippen lag und von der die Zukunft abhing: ob nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden sollte. War das erstere der Fall, so war der dritte Stand Herr der Lage, im zweiten Falle nutzte ihn seine doppelte Vertretung gar nichts. Die Entscheidung der Regierung zeugte von ihrer Schwäche und Unklarheit: die frühere Form der Beratung soll nicht geändert werden; nur mit Zustimmung der oberen Stände und des Königs dürfe die Abstimmung nach Köpfen eingeführt werden. Darauf hielt Necker einen dreistündigen Vortrag über die Finanzlage, die ihm bei streng durchgeführter Sparsamkeit und umsichtiger Leitung des Staatshaushalts nicht so verzweifelt erschien. Er sprach kein Wort von der Verfassung, während doch der dritte Stand glaubte, die Reichsstände seien hauptsächlich zur Beratung einer solchen berufen worden, und bezeichnete den Verzicht der Bevorrechteten auf ihre bisherige Steuerfreiheit als einen Beweis von Großmut, während der dritte Stand darin nur einen verspäteten Akt der Gerechtigkeit sah. Diese Rede, welche viele Halbheiten enthielt und die wirkliche Notlage wiederum geschickt verschleierte, gefiel nach keiner Seite.

Der Gegensatz zwischen den Abgeordneten des dritten Standes und denen der oberen Stände mußte gleich bei den **ersten Beratungen** ausbrechen. Jene gingen mit vollem Selbstvertrauen vor. Sie begaben sich am 6. Mai nicht in den für sie bestimmten kleinen Saal, sondern in den großen Saal, in welchem Tags zuvor die Eröffnung stattgefunden hatte, und luden die Bevorrechteten ein, gemeinschaftlich mit ihnen die Prüfung der Wahlen vorzunehmen. Diese lehnten die Ein-

ladung selbstverständlich ab. Der Adel begann alsbald die Vollmachten seiner Vertreter in Sonderversammlungen zu prüfen, während einige Kleriker zu vermitteln suchten. Es war umsonst. Der dritte Stand beharrte ruhig, aber entschieden auf seiner Meinung. So vergingen fünf Wochen, ohne daß man weiter gekommen wäre; nur das Selbstbewußtsein und Kraftgefühl des dritten Standes wuchs stetig. Nachdem alle Vermittlungsversuche gescheitert waren, erließen die „Kommunen" auf Sieyès' Antrag am 10. Juni 1789 eine letzte „Einladung" an die übrigen Abgeordneten, sich zur gemeinsamen Wahlprüfung bei ihnen einzufinden, und erklärten zugleich, daß sie im Weigerungsfall sich als die einzigen rechtmäßigen Vertreter der Nation ansehen und demgemäß vorgehen würden. Die Mehrheit der Privilegierten beharrte auf der Weigerung; die Kommunen aber begannen jetzt ernstlich mit der Prüfung der Wahlen. Doch trennten sich von den 300 Abgeordneten der Geistlichkeit bereits einige Mitglieder des niederen Klerus von ihren Genossen und nahmen an den Beratungen des dritten Standes teil, wo die „Pfarrer" mit Beifallklatschen begrüßt wurden. Diese betrachteten sich nun als die „Vertreter der Nation", wählten den Astronomen Bailly, einen vaterlandsliebenden und charaktervollen Mann, der wie Sieyès in Paris zum Abgeordneten gewählt worden war, zu ihrem Präsidenten, legten sich den Namen „Nationalversammlung" (assemblée nationale) bei und behielten den Privilegierten jederzeit den Zutritt offen. Zugleich erklärten sie am 17. Juni, daß alle Steuern und Abgaben in der bisherigen Weise forterhoben und die Zinsen der Staatsschuld bezahlt werden sollten, solange die Versammlung nicht aufgelöst würde, und versprachen entschiedene Maßregeln zur Beseitigung der damaligen Teurung. Das Interesse der Staatsgläubiger war dadurch an das Bestehen der Nationalversammlung geknüpft und diese dem Volk als die einzige helfende und rettende Körperschaft bezeichnet.

Der Würfel war geworfen. Der 17. Juni 1789 war der „Geburtstag der Revolution". Indem der dritte Stand über den Kopf der Regierung hinweg sich zum alleinigen Vertreter der Nation erklärte und gleichzeitig die gesetzgebende Gewalt in seine Hand nahm, stellte er sich auf den Standpunkt der Volkssouveränität und sprengte die überlieferte Staatsordnung entzwei. Der Hof und der Adel waren tief bestürzt, Necker wie „vom Donner gerührt". Zwar die Geist-



Der Schwur im Ballſaal zu Verſailles am 20. Juni 1789.

Nach einem Gemälde von Jacques Louis David im Louvre zu Paris.

lichkeit faßte mit 149 gegen 115 Stimmen den Beschluß, sich dem tiers-état zu gemeinsamer Beratung anzuschließen. Der Adel dagegen, voran der Polignacsche Kreis, setzte alle Hebel in Bewegung, um den König zu schleuniger Auflösung der Reichsstände zu bewegen. Einen solchen Schritt wagte der König nicht; er stimmte vielmehr dem Minister Necker bei, der ihm riet, den Abgeordneten der drei Stände zu gesonderter Beratung einen gesonderten Verfassungsentwurf vorzulegen und durch persönliches Erscheinen in der Versammlung den neuen gefährlichen Geist zu beschwören. Um die Vorbereitungen für diese feierliche Sitzung treffen zu können, wurde die Versammlung bis zum 22. Juni vertagt. Man versäumte es aber, den Präsidenten und die Mitglieder zur rechten Zeit und in der rechten Form davon zu benachrichtigen. Als daher Bailly am Morgen des 20. Juni vor dem großen Sitzungssaale erschien, wurde ihm der Eintritt verwehrt. Nach und nach sammelten sich auch die Vertreter und beratschlagten unter freiem Himmel, was zu tun sei. Dem Schlosse gegenüber befand sich ein großer Saal, der dem Grafen v. Artois gehörte und sonst dem Ballspiel der Prinzen diente. Dorthin begab sich die Nationalversammlung, begleitet von dem immer zahlreicher herbeiströmenden Volke. Es war kein angenehmer Aufenthalt. Der Saal enthielt einen einfachen Tisch, aber keine Sitze und keinerlei Schmuck. Draußen stand bereits, Kopf an Kopf gedrängt, das Volk von Versailles und Paris und begleitete die Reden mit Jauchzen oder Gröhlen. In diesem kahlen, öden Raume leistete nun die Nationalversammlung den berühmten **„Schwur im Ballhause“**. Der Abgeordnete Mounier, der zur gemäßigten Partei gehörte, beantragte, die Versammlung solle folgende Erklärung abgeben: „Die Mitglieder der Nationalversammlung schwören, sich nicht eher zu trennen, bis sie die Verfassung des Königreichs und die Wiederbelebung der öffentlichen Ordnung auf eine feste Grundlage gestellt haben werden, und erklären, daß, wo sie auch ihre Sitzungen halten mögen, die Volksvertretung vorhanden ist.“ Der Präsident Bailly stellte sich auf den Tisch und las diese Eidesformel vor, worauf (mit einer einzigen Ausnahme) die ganze Versammlung die Hände erhob und den Schwur leistete. Als sie am 22. Juni auch das Ballhaus geschlossen fand, hielt sie in der Ludwigskirche eine Sitzung. An dieser nahmen 148 Abgeordnete der Geistlichkeit, darunter

fünf Prälaten, und die Abgeordneten des Adels der Dauphiné teil.

Der Schwur im Ballhause war so gut wie die Konstituierung der Nationalversammlung am 17. Juni rechtswidrig, formell also null und nichtig, revolutionär. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob die Regierung den Mut habe, diese Beschlüsse als das zu behandeln, was sie waren, oder ob sie vor der Versammlung zurückweichen werde. Am 23. Juni fand die **„königliche Sitzung"** statt. Die alten Anschauungen traten auch hier wieder zu Tage. Die Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit wurden durch das Haupttor, die des dritten Standes durch die Seitentüre eingelassen, nachdem sie erst einige Zeit im Regen hatten warten müssen. Ludwig XVI. erschien in glänzendem Ornat mit seinem Hofstaat und Ministern, unter welchen man Necker vermißte, und hielt eine Rede, in welcher er der Versammlung den Vorwurf machte, daß sie noch gar nichts geleistet habe. Die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. und 20. Juni, worin sich dieser als Nationalversammlung erklärt und den Schwur auf Gründung einer Verfassung geleistet hatte, wurden vom Großsiegelbewahrer Barentin als gesetzwidrig und ungültig bezeichnet und die Reformvorschläge mitgeteilt: das Recht der Reichsstände, über den Staatshaushalt zu beschließen, Abschaffung der Frondienste, der Steuerfreiheit der Bevorrechteten, der königlichen Haftbriefe und der Zensur, Umgestaltung der Justiz und des Militärwesens, Errichtung von Provinzialständen u. s. w. Diese Zugeständnisse waren freisinnig und geeignet, viele Mißbräuche abzuschaffen; wenn sie am 5. Mai verkündet worden wären, hätten sie einen Sturm der Begeisterung entfesselt. Aber am 23. Juni waren sie alle wertlos und hinfällig, weil die Regierung an der gesonderten Beratung der drei Stände festhielt und damit jede Aussicht auf Annahme der Neuerungen selbst zerstörte; nur in finanziellen Angelegenheiten sollten gemeinsame Beratungen mit besonderer Genehmigung des Königs stattfinden dürfen. Der König schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Beratungsräumen Stand für Stand zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden."

Mit diesen Worten stieg der König die Stufen des Thrones herab und verließ den Saal. Fast der ganze Adel

und ein Teil der Geistlichkeit folgte ihm. Die übrigen blieben in düsterem Schweigen wie angewurzelt sitzen. **Graf Mirabeau** forderte die Versammlung auf, ihres Eides zu gedenken und von einem „Mandatar" der Nation sich nicht eine so schimpfliche Behandlung gefallen zu lassen. Inzwischen kam der Oberzeremonienmeister, Marquis de Brézé, in den Saal und sagte: „Meine Herren, Sie haben den Befehl des Königs vernommen." Da erhob sich Mirabeau und schleuderte ihm in leidenschaftlicher Erregung die Worte ins Gesicht: „Ja, wir haben die Zumutungen vernommen, die man dem König untergeschoben hat, und Sie, der Sie hier sein Sprecher nicht sein können, der Sie weder Sitz noch Stimme haben, Sie sind nicht der Mann, uns seine Worte zu wiederholen. Um aber jeder Zweideutigkeit und jedem Aufschub vorzubeugen, erkläre ich hier, daß wenn man Sie beauftragt hat, uns hier fortzuweisen, Sie sich Befehle schaffen müssen, um Gewalt anzuwenden; denn wir werden diesen Platz nicht räumen, es sei denn vor der Übermacht der Bajonette." (Nach der volksmäßigen Überlieferung sollen seine letzten Worte gelautet haben: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch die Gewalt des Volkes und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette wegtreiben wird!") Von allen Seiten ertönte der Ruf: „Das ist der Wille der Versammlung." Der Oberzeremonienmeister überbrachte den Bescheid der Versammlung dem König und dieser erwiderte: „Wenn sie nicht gehen wollen, so lasse man sie eben!" Die Versammlung tagte also weiter und Sieyès sagte in seiner Ansprache: „Sie sind heute noch, was Sie gestern waren; setzen wir unsere Beratungen fort!" Sie erklärte einstimmig, an den gefaßten Beschlüssen festhalten zu wollen, und nahm den Antrag Mirabeaus an, wonach die Person eines Abgeordneten für unverletzlich und jeder Angriff gegen sie für Verrat an der Nation und für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt werden sollte. In den nächsten Tagen traten viele Mitglieder der höheren Geistlichkeit und des Adels in die Nationalversammlung ein; unter jenen Talleyrand-Perigord, der Bischof von Autun, und Henry Gregoire, später Bischof von Blois; unter diesen der Herzog von Aiguillon, die Grafen von Montmorency und Clermont-Tonnerre, Larochefoucauld, Latour-Maubourg, Lally Tolendal, Beauharnais und der Herzog Philipp von Orleans, der heftigste Feind der Königin, in dessen Palast das

Hauptquartier aller Revolutionäre war. Der König fügte sich ins Unvermeidliche und befahl am 27. Juni den Mitgliedern des Klerus und des Adels, sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen.

Damit war die erste brennende Frage entschieden, die durch ihre grundsätzliche und tatsächliche Bedeutung sogar die Finanznot in den Hintergrund gedrängt hatte. Und in dieser ersten Entscheidungsschlacht war das Königtum unterlegen. Durch Mut und Entschlossenheit hatte der dritte Stand einen wichtigen Sieg errungen. „Aus diesem Bewußtsein entsprang ein Wahn der Allmacht, der an sich schon ein Unglück war; ein noch größeres aber bestand darin, daß diese neugeborene Macht das Königtum als einen Feind betrachten mußte, der zwar die Waffen gestreckt, aber seine Gesinnung nicht geändert hatte."



Le souhait accompli. — V'là comme j'avions toujours désiré que ça fût.

Der erfüllte Wunsch. — So hatten wir es schon immer gewünscht!

Nach einem Stich vom Jahre 1789.

Der Mann, der in einem entscheidungsvollen Augenblicke der Stimmung aller das richtige Wort geliehen hat, war Gabriel Honoré Riquetti **Graf von Mirabeau** (1749 bis 1791), Sproß einer aus Italien eingewanderten Familie, deren Glieder in dem Rufe standen, Querköpfe zu sein und andere Wege zu wandern als die übrigen Menschen. Er wuchs in zerrütteten Familienverhältnissen auf, von einem tyrannischen Vater gehaßt und verfolgt, von der eigenen Leidenschaftlichkeit in ein zügelloses Leben verstrickt. Auf Veranlassung seines Vaters, der wiederholt Haftbriefe zu Hilfe

nahm, wurde er eingekerkert und schließlich in absentia zum Tode verurteilt. In Holland, wo er mit der entführten Frau des Präsidenten Monnier zusammenlebte (von seiner eigenen Frau hatte er sich getrennt), entdeckten ihn die Spione seines Vaters und bewirkten seine Auslieferung. Vier Jahre schmachtete er nun in den schauerlichen Kasematten des Staatsgefängnisses von Vincennes. Nach seiner Freilassung setzte er die Wiederaufnahme seines Prozesses durch und bei der Verhandlung wußte er die Richter durch seine glühende Beredsamkeit so zu gewinnen, daß sie die Todesstrafe in leichtes Gefängnis verwandelten. Die Reisen, die er jetzt nach England und Deutschland unternahm, gaben ihm Gelegenheit, die Riesenkräfte seines Geistes frei zu entfalten und sich in politischen Dingen die gründlichsten Kenntnisse zu erwerben. Seine Schrift über den Staat Friedrichs des Großen erregte Aufsehen; seine Flugschriften fesselten wie durch die klare und packende Sprache so auch durch Reichtum an schöpferischen Gedanken. Dazu war er der geborene Redner, ausgerüstet mit einer gewaltigen Stimme und mit der Fähigkeit, die Phantasie zu entzünden und Schlagworte zu prägen, welche die Menge sicher mit fortrissen. Wer den merkwürdigen Mann mit dem herkulischen Körperbau, dem häßlichen, durch Pockennarben entstellten Gesicht und der „Löwenmähne" einmal gesehen hatte, der vergaß ihn nicht wieder.



Graf Mirabeau.
Nach einem Gemälde von M. Boze, gestochen von L. Bonvallet.

Als die Wahlbewegung begann, da war seine Stunde gekommen. Die adeligen Herren der Provence, denen er sich zuerst zur Verfügung stellte, rümpften die Nase über den schwer verschuldeten Abenteurer. Da bot er sich rasch entschlossen dem dritten Stand an. Marseille und Aix wählten ihn; für letzteres nahm er an. So trat er in die Versammlung als ein Todfeind der Willkürherrschaft, unter

deren Fluch er gelitten hatte wie kein anderer, und trotzdem als Anhänger eines freisinnigen, verfassungsmäßigen Königtums im Sinne Montesquieus. Die Schärfe seines Geistes, der das innerste Wesen und das Gefährliche der Bewegung von Anfang an erkannte, seine staatsmännischen Kenntnisse, die er nicht nur aus Büchern, sondern aus dem Leben geschöpft hatte, die Macht seiner Rede, mit der er das Volk beherrschte, machten ihn von Anfang zum bedeutendsten Kopf dieser an Talenten so reichen Versammlung, zu ihrem berufenen Leiter. Wenn er das nicht wurde, so lag die Schuld an der „Infamie seiner Jugend" und an dem Mißtrauen, das man ihm entgegenbrachte. Schon Anfang Juni hatte er seine Dienste dem Minister Necker angeboten und die Befürchtung ausgesprochen, daß aus dem Widerstand der oberen Stände und der Erhitzung des unteren grauenhafte Erschütterungen entstehen werden, und Ende Juni tadelte er seinem Freunde von der Mark gegenüber die Regierung, „welche die Versammlung sich selbst überlasse, anstatt eine Partei zu bilden mit Hilfe der Männer, welche die Kraft haben, sie zu lenken, sie fortzureißen und zu zügeln". Mirabeau hätte diese Kraft besessen; aber der eitle, tugendstolze Philister Necker hatte nicht den Mut, den „infamen" Mann in sein Ministerium zu nehmen, der zudem noch über die „leeren, schwulstigen Redensarten des Herrn Necker" spottete.

Auch die Heißsporne unter dem Adel, voran die Königin und die beiden Brüder des Königs, wollten von einem Unterhandeln mit Mirabeau und dessen Gesinnungsgenossen nichts wissen; sie wünschten Männer des alten Regiments ins Ministerium und für alle Fälle zuverlässige Truppen in und um Paris. Denn das war die bedenklichste Erscheinung, daß die Truppen schon in den Anfängen der Umwälzung unzuverlässig, ja revolutionslustig waren. Alle in Versailles und Paris stehenden Truppen wurden deshalb in entfernte Garnisonen geschickt und an ihre Stelle neue Regimenter, besonders fremde Soldtruppen, schweizerische, deutsche, flamändische, wallonische, gesetzt, die unter ihren eigenen ausländischen Anführern standen. Auf Mirabeaus Antrag beschloß die Nationalversammlung eine Adresse an den König, worin gebeten war, daß zur Beruhigung des Landes die Truppenzusammenziehungen eingestellt würden. Der König erwiderte, diese hätten nur die Wahrung der öffentlichen Ruhe und den

Schutz der Versammlung zum Zweck; wenn aber die Nähe der Truppen Belästigungen verursache, so sei er bereit, die Versammlung nach Noyon oder Soissons zu verlegen, sich selbst aber nach Compiègne zu begeben. Dieser Bescheid war nicht geeignet, die Furcht vor einem Gewaltstreich zu zerstreuen. Doch beruhigte sich die Versammlung bald wieder und setzte die Beratung der neuen Verfassung fort, die inzwischen begonnen hatte. Da kam eine Nachricht, die das Volk in wilde Aufregung versetzte. Am 11. Juli, als Necker sich eben zu Tische setzen wollte, erhielt er ein Handbillett des Königs des Inhalts, er sei seines Dienstes enthoben und solle sofort und in tiefster Heimlichkeit Frankreich verlassen. Ohne ein Wort zu erwidern, bestieg Necker nach der Mahlzeit seinen Wagen und fuhr mit seiner Frau über Brüssel nach der Schweiz. Die neuen Mitglieder des Ministeriums waren: der Marschall Broglie, der zum Oberbefehlshaber über sämtliche Truppen ernannt worden war; der Baron von Breteuil, der in die Kreise der Polignacs und des Grafen von Artois gehörte; der Intendant Foulon, der wegen seiner Hartherzigkeit und Habsucht allgemein verhaßt war und bei einer Hungersnot gesagt haben soll, das Volk solle Heu und Stroh fressen, es sei ja doch nur Vieh.

Die Nachricht von diesem Siege der Rückschrittsleute wirkte in Paris wie ein Blitzstrahl, der den Haß des Volkes gegen die oberen Stände zur lohenden Flamme entfachte. Die ganze Stadt geriet angesichts des drohenden Staatsstreichs (denn so deutete man die drei Maßregeln) in eine **wilde Gärung.** Neben den anständigen Bürgern, welche die Neugier aus dem Hause trieb, sah man das Proletariat der Vorstädte, die zugewanderten brotlosen Arbeiter, entlassene Zuchthäusler und Galeerensträflinge, Strolche und Gauner aller Art, finstere Gestalten, die wie „Kloakenratten" plötzlich aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen und nur auf eine Gelegenheit lauerten, um die Fenster einzuwerfen, zu plündern, zu rauben oder auch zu morden. Die Losung für dieses hin und her wogende Gesindel ging hauptsächlich vom Palais Royal, der Wohnung des Herzogs von Orleans, aus, der die dortigen Räumlichkeiten zu Kaufläden, zu Wirtschaften, zu Cafés, zu Spielhöllen, zu anrüchigen Häusern und dergleichen vermietete und eine reiche Einnahme daraus bezog. In den dazu gehörigen Gärten traten die Revolutionsmänner auf, welche dem Volke

von Freiheit, von Gleichheit, von Menschenrechten sprachen und den Haß gegen alles schürten, was mit der Monarchie zusammenhing. Unter diesen war keiner berühmter als der junge Camille Desmoulins, ein Mann voll Geist und Beredsamkeit, der auch das vielgelesene Buch „Freies Frankreich" geschrieben hatte. Am 12. Juli Nachmittags drang nun in dieses Brutnest der Revolution die Nachricht von Neckers Entlassung. Es war ein Sonntag, darum der Besuch ein besonders lebhafter; auch viele Gardisten waren anwesend, die sich hier mit Getränken und mit dem Geiste



Französische Militärtypen unter Ludwig XVI.
Nach Blanc, Histoire de la révolution française.

der Auflehnung zu erfüllen pflegten. Alsbald sprang Desmoulins auf einen Tisch und rief: „Diese Entlassung ist die Sturmglocke einer Bartholomäusnacht. Nur eine Rettung bleibt uns: zu den Waffen!" Darauf riß er von einem Baume ein Blatt herunter, steckte es an seinen Hut und rief den Leuten zu, sie sollten das Gleiche tun, damit alle Freiheitsmänner an diesem Zeichen erkenntlich wären. Da Grün die Farbe des verhaßten Grafen von Artois war, so nahm man diese Farbe nicht, sondern Blau und Rot, die Farben der Stadt Paris, und fügte auf Lafayettes Vorschlag noch Weiß, die Farbe der Bourbonen, hinzu, um dadurch die Versöhnung des Volkes mit dem Königtum zu bezeichnen. So

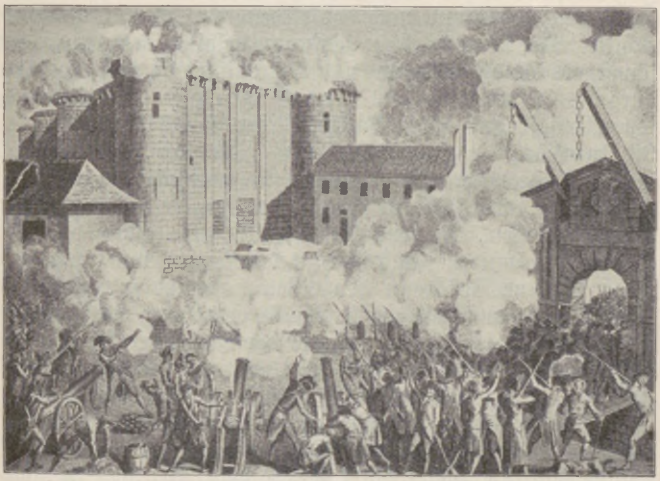
bildete sich die in den nächsten Jahren so berühmt gewordene französische „Trikolore".

In den folgenden Tagen nahm die Aufregung in Paris einen drohenden Charakter an. Man trug die umflorten Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans durch die Straßen; man riß das Pflaster auf und baute Barrikaden. Ganz Paris geriet in Kriegszustand. Die Polizei verschwand und das Militär versagte immer mehr den Gehorsam. Die Befehle, die von Versailles kamen, verrieten die ganze Schwäche des Königs, der vor dem Schießen eine unbeschreibliche Angst hatte. Die Macht geriet immer mehr in die Hände der Wahlherren von Paris, welche die Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt hatten und auch nach ihrer Eröffnung eine geschlossene Körperschaft bildeten, die auf dem Rathaus Sitzungen hielt und sich in schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den Abgeordneten setzte. Dieser Wählerverein besetzte in jenen Tagen das Rathaus und ernannte einen bleibenden Ausschuß, der entweder allein oder in Verbindung mit dem bisherigen Gemeinderat für Ordnung und Sicherheit in der Stadt zu sorgen hatte. Da die Gefahr für die besitzenden Klassen immer größer wurde, so kam man in den Kreisen der Wähler auf den zunächst durchaus konservativen Gedanken, eine Bürgergarde zu gründen und zu diesem Zwecke aus jeder der 60 Sektionen der Stadt eine bestimmte Anzahl von Bürgern (ein Bataillon zu 800 Mann) auszuheben, wobei das Proletariat der Vorstädte ausgeschlossen sein sollte. Diese Sicherheitswache, welche gegen die Plünderungs- und Zerstörungslust des Gesindels



Die französische Trikolore.
Nach Blanc, Histoire de la révolution française.

gerichtet war, sollte auf die Stärke von 50000 Mann gebracht werden. Den Kern der neuen Truppe bildete die königliche Garde, die den Befehl, Paris zu verlassen, nicht befolgt hatte und zum Volke übergegangen war. An sie schlossen sich die nicht eingeübten Mannschaften an. Alle waren geschmückt mit der neuen Kokarde. Dies ist der Anfang der Nationalgarde, die bald einen so lebhaften Anteil an den Ereignissen der Revolutionszeit nahm. Die ersten Streifwachen zeigten sich in der Nacht vom 11./12. Juli und



Erstürmung der Bastille den 14. Juli 1789.
Nach Seida, Denkwürdigkeiten der französischen Revolution.

wurden mit Jubel begrüßt. Doch war nicht zu verhindern, daß auch das Gesindel in Zeughäusern und Läden sich mit unbezahlten Waffen versah und mit ihrer Hilfe ein ausgiebiges Rauben und Plündern begann. Man hatte dabei wenig zu befürchten; das Militär hatte die Hauptstadt fast ganz geräumt oder war zu den Aufrührern übergegangen; die Bürgerwehr war noch nicht Herrin der Lage. So geriet die Hauptstadt immer mehr in die Hände der Revolutionäre.

Am 14. Juli vollbrachten die entfesselten Massen mit dem sogenannten **Sturm auf die Bastille** ihre große Heldentat. Als der Stadtrat die Auslieferung von Waffen verweigerte, zog ein Volkshaufe nach dem Invalidenhotel, das ihnen kampf-

los überlassen wurde. Sie fanden dort etwa 28000 Flinten, auch einige Kanonen, Säbel u. s. w. Alles wurde mitgenommen. Es fragte sich nun, gegen wen man die neugewonnenen Waffen kehren sollte. Einige riefen: „Nach Versailles!", andere sprachen von einem Angriff auf die königlichen Truppen außerhalb der Stadt. Endlich erscholl der Ruf: „Nach der Bastille!" Dieses Wort schlug ein. Die ganze Menge wälzte sich nach jener kleinen Festung, die mit einem breiten Graben, acht massiven Türmen und zwei Zugbrücken versehen war und ihre Kanonen drohend nach der Stadt Paris und nach der Arbeitervorstadt St. Antoine richtete. Die Menge sah in diesem mittelalterlichen Bau, der längst als Staatsgefängnis und Arsenal diente, die „Zwingburg des Despotismus", in der auch die Opfer der Haftbriefe schmachten sollten. Die Besatzung der Bastille bestand aus 92 Invaliden und 32 Schweizern. Der Kommandant Delaunay leistete der Aufforderung zur Übergabe der Festung keine Folge. Den Stürmenden, die unter der Leitung eines Bürgergardisten, Namens Hullin, standen, gelang es, die Ketten der äußeren Zugbrücke zu durchhauen und über die niedergelassene Brücke in den ersten Hofraum zu gelangen. Als sie aber auch die zweite Brücke bedrohten, empfing sie ein Kartätschenschuß, der mehrere der Aufrührer tötete oder verwundete. Dadurch wurde die Wut der Angreifer verstärkt. „Wir müssen die Bastille haben!" rief die Menge. „Wir wollen eher den Graben mit unseren Leichen ausfüllen, als zurückweichen." Der Befehlshaber wurde in seinem Entschlusse wankend, zumal da er von General Besenval, der die königlichen Truppen vor der Stadt befehligte, keine Unterstützung erhielt, obgleich dieser jeden Kanonenschuß hören konnte. Die Invaliden, die in enger Berührung mit dem Volke standen, wollten von einer weiteren Verteidigung nichts mehr wissen und verlangten die Übergabe der Burg. Um dieser Schmach zu entgehen, eilte Delaunay nach der Pulverkammer in der Absicht, sich und die Besatzung in die Luft zu sprengen, was die Vernichtung eines großen Teiles der Angreifer und der Stadt zur Folge gehabt hätte. Aber zwei seiner Offiziere hinderten ihn mit Gewalt daran. Nun war er zur Übergabe entschlossen, wenn die Besatzung mit kriegerischen Ehren abziehen dürfte. Die Stürmenden aber gestanden nur Schonung des Lebens zu. Darauf ließen eilfertige Invaliden die zweite Zugbrücke nieder, und nun drang die Menge unter

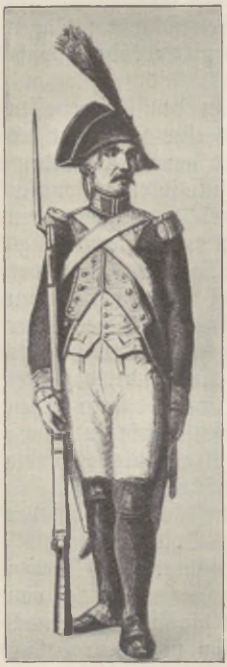
dem Ruf: „Die Bastille ergibt sich!“ in die Festung ein. Alsbald zeigte es sich, daß die Führer keine Gewalt mehr über die Masse hatten. Der wüste Haufe fiel über die Besatzung her und machte sie großenteils nieder. Den Rest samt dem Befehlshaber Delaunay schleppte man zum Stadthaus. Unterwegs aber wurden, trotz der wackeren Verteidigung Hullins, Delaunay und seine Offiziere von der Menge ermordet, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und durch die Straßen getragen. Inzwischen durchsuchte das Volk alle Winkel der Bastille nach den vermeintlichen Opfern der Willkürherrschaft: man fand sie auch: sieben Gefangene, fünf Verbrecher und zwei Wahnsinnige. In den folgenden Tagen wurde die Bastille niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht.

Die Erstürmung der Bastille ist von den Zeitgenossen innerhalb und außerhalb Frankreichs als eine Heldentat des Volkes über alle Maßen bewundert und gepriesen worden; noch heute feiern die Franzosen am 14. Juli ihren nationalen Festtag. Und doch ist an dieser Tat gar nichts zu bewundern und von einer Heldentat des Volkes kann man schlechterdings nicht reden. Es war die vielleicht voreilige Übergabe eines schlecht befestigten Platzes und das sinnlose Wüten der Massen gegen die unschuldige Besatzung, die zu schützen sich die Führer des Volkes vergeblich bemühten. Die Regierung freilich hatte eine neue Niederlage erlitten und zwar eine solche, daß ihre völlige Ohnmacht handgreiflich erwiesen war; darum sahen die Zeitgenossen in dem Falle der Bastille wie in einem Sinnbilde die Vernichtung des alten Regiments und die meisten auch ein wohlverdientes Strafgericht.

Noch am Abend des 14. Juli fiel Flesselles, der Vorstand der Kaufmannschaft, als ein Opfer der Volkswut. Im Palais hatte einer der Wortführer Klage gegen ihn erhoben, daß er das Volk durch Hintanhaltung von Waffen verraten habe. Sofort stürmten die Wütenden nach dem Stadthause, rissen ihn heraus, um ihn nach dem Palais Royal zu schleppen; aber ein Pistolenschuß streckte ihn unterwegs nieder. Weitere Grausamkeiten folgten. In Paris gab es keine gesetzliche Gewalt mehr; alle Behörden hatten sich aufgelöst oder ihre Tätigkeit eingestellt. Um diesen anarchischen Zuständen ein Ende zu machen, wurde von dem Wählerverein eine demokratische Stadtbehörde eingesetzt, Bailly zum Maire von Paris, Lafayette zum Befehlshaber der National-

garde ernannt (15. Juli). Am 22. Juli wurde Foulon an einem Laternenpfahl aufgehängt und sein Schwiegersohn, Berthier de Sauvigny, Intendant von Paris, nach heftiger Gegenwehr niedergestoßen.

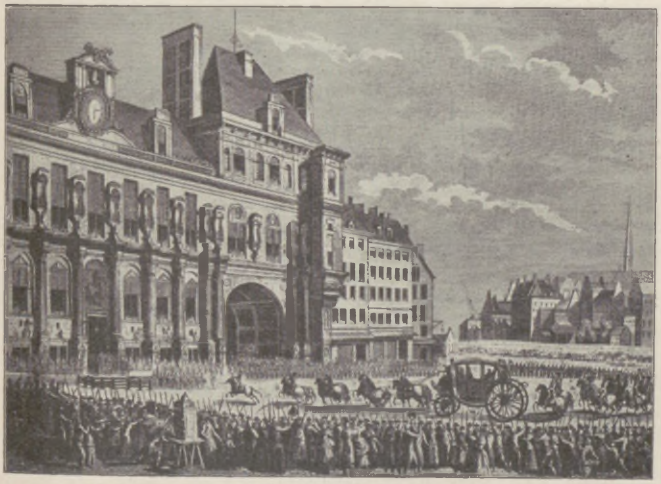
Der Bastillesturm äußerte seine **Wirkung** nach verschiedenen Seiten hin, zunächst **auf König und Hof.** Noch in der Nacht vom 14./15. Juli meldete der Herzog von Liancourt dem Könige, der schon zu Bette gegangen war, die Vorgänge von Paris. Da schlug dieser die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Das ist ja eine Revolte." „Nein, Sire, das ist eine Revolution," erwiderte Liancourt. Der ganze Hof war tief entmutigt. Diejenigen, die zu der Truppenzusammenziehung und einem Staatsstreich geraten hatten, verstummten. Liancourt und andere rieten zur Versöhnung und Nachgiebigkeit. Und der König folgte ihrem Rate. Am Vormittag des 15. Juli begab sich Ludwig, in Begleitung seiner beiden Brüder, in die Nationalversammlung. Mirabeau hatte dieser vorher zugerufen: „Das Schweigen der Völker sei die Lehre der Könige!" Sie empfing ihn also mit unheimlicher Stille. Als er aber versöhnliche Worte sprach, Vertrauen zur Nationalversammlung, wie er die Versammlung zum erstenmal anredete, kundgab und die Mitteilung machte, er habe den Befehl zum Rückzug der Truppen von Paris gegeben, da scholl ihm stürmischer Jubel entgegen. Die Nationalversammlung beschloß, eine Abordnung von 100 Mitgliedern nach Paris zu schicken, um die Mitteilung des Königs dort zu verkünden und die Aufregung zu stillen. So brach also Ludwig vollständig mit der Rückschrittspartei; er entließ das Ministerium Breteuil, rief Necker aus der Verbannung zurück und bestätigte die Wahl Baillys und Lafayettes. Die Häupter der Reaktion: der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen, der Prinz



Ein Nationalgardist.
Nach Blanc, Histoire de la révolution française.

von Condé mit seinem Sohn und Enkel, den Herzogen von Bourbon und von Enghien, der Prinz von Conti, die Polignacs, Barentin, die Minister Breteuil und Broglie und andere, insgesamt etwa 20 Mitglieder des vornehmsten Adels, fürchteten für ihr Leben, verließen Frankreich und machten damit den Anfang zu der verhängnisvollen Emigration.

Am Nachmittag des 17. Juli erschien **Ludwig** auf den Rat Baillys, der die Gemüter zu beruhigen hoffte, selbst in



Ankunft des Königs vor dem Stadthause.
Nach Seida, Denkwürdigkeiten der französischen Revolution.

Paris. Es war ihm, wie wenn er dem Tode entgegenginge. Er hatte Vormittags gebeichtet, seinen älteren Bruder, den Grafen von Provence, für den Fall, daß er nicht wieder zurückkehrte, zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt und von der Königin den rührendsten Abschied genommen. An dem Schlagbaum von Passy empfing ihn Bailly und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt mit folgenden Worten: „Sire, es sind dies die nämlichen Schlüssel, welche Heinrich IV. dargebracht worden sind. Damals hat der König sein Volk erobert, heute erobert das Volk seinen König.“ Vom Tor bis zum Stadthaus bildeten Tausende von Menschen, die mit Flinten, Piken und anderen Waffen versehen waren, zum Teil unheimliche zerlumpte Gestalten mit drohenden

Blicken, Spalier. Selten nur hörte man ein ermunterndes „Vive le roi!“ Am Eingang zum Stadthaus übergab ihm Bailly die Nationalkokarde, und der König steckte sie auf seinen Hut. Nachdem der Stadtrat ihn im großen Saal ehrfurchtsvoll empfangen hatte, trat er auf den Balkon heraus und zeigte sich etwa eine Viertelstunde lang dem unten versammelten Volke, ohne ein Wort zu sprechen. Beim Abschied sagte er zu Bailly und den Mitgliedern der Stadtbehörde: „Ihr könnt immer auf meine Liebe zählen.“ Eine begeisterte Rede mit einigen zündenden Schlagwörtern hätte eine günstige Wirkung getan; aber dazu war Ludwig nicht der Mann. Necker kam wieder aus der Schweiz zurück und übernahm das Ministerium. Alles begrüßte ihn als den Retter, König und Königin, Nationalversammlung und Pariser Gemeinderat. Sie täuschten sich alle. Der eitle Mann war den großen Ereignissen nicht gewachsen, hatte kein Ansehen und keine Partei und tastete unschlüssig hin und her.

Verhängnisvoller war die Wirkung des Bastillesturmes auf die Provinzen, die sich nun auch ihren Anteil an der Revolution nahmen. Die alten königlichen Obrigkeiten verloren auch hier allmählich ihre Gewalt und ihren Einfluß und verschwanden wie in einer Versenkung. In den Städten bildeten sich an ihrer Stelle nach dem Vorbilde von Paris Sicherheitsausschüsse und Bürgerwehren, die wenigstens für Sicherheit des Lebens und Eigentums sorgten, wenn sie auch nicht verhindern konnten, daß da und dort, z. B. in Straßburg und Rouen, bedenkliche Ausschreitungen vorkamen. Anders war es auf dem offenen Lande; hier fehlte ein solcher Ersatz. Als nun die Nachricht von dem Bastillesturm sich verbreitete, da fing es in jedem Dörfchen an zu gären und zu brodeln, und was nun erfolgte, das war ein regelrechter **Bauernkrieg.** Hundert Jahre und mehr hatte der französische Bauer sich verachten und quälen und aussaugen lassen; jetzt kam die Stunde der Vergeltung, wo die Sünden der Väter heimgesucht wurden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das Zeichen zum Losschlagen gab das dunkle Gerücht, das plötzlich von Dorf zu Dorf flog: große Räubermassen seien im Anzug, um alles zu plündern. Es war ein Vorgang ähnlich dem „Franzosenschrecken“ des Jahres 1848 in Deutschland. Die Bauern bewaffneten sich, verjagten und mißhandelten die Steuerbeamten,

welche die verhaßten Abgaben eintrieben; sie brachen in die Jagdgehege der Grundherren ein, schlugen und knallten das Wild rudelweise nieder und leerten die Fischteiche. Andere stürmten die Herrenhäuser und Klöster, zertrümmerten, was ihnen in den Weg kam, vernichteten die Schuldurkunden und setzten den roten Hahn aufs Dach; in der Dauphiné allein sanken in 14 Tagen 72 Schlösser in Asche. Frondienste, Zehnten, Gülten, überhaupt alle Abgaben aus der Feudalzeit wurden verweigert und gekündigt, die Vögte und „Aristokraten", wo man ihrer habhaft werden konnte, grausam mißhandelt und unter Martern getötet. Dieser blutige Bauernkrieg bedeutet für das offene Land die eigentliche Revolution. Mit Flinten und Dreschflegeln und Heugabeln haben die Unterdrückten den Feudalstaat beseitigt. Eine Ausnahme bildeten nur die Vendée und Bretagne, wo günstigere Pachtverhältnisse herrschten.

Die Nationalversammlung hatte am 20. Juni im Ballhause geschworen, dem Lande eine Verfassung zu geben. Sie hatte die Vorarbeiten hiezu auch bald in Angriff genommen. Aber die stürmischen Ereignisse der letzten Wochen hatten eine ruhige, sachliche Beratung unmöglich gemacht. Auch suchten die Maulhelden des Palais Royal immer mehr Einfluß auf die Versammlung zu gewinnen, indem sie Drohbriefe an die Abgeordneten schrieben und eine förmliche Proskriptionsliste aufstellten. Am 1. August nahm nun die Versammlung die **Beratung über die Verfassung** wieder auf. Auf Antrag des idealistischen Schwärmers Lafayette, der in Amerika seinen Degen der Sache der Freiheit geweiht hatte und daher besonderes Ansehen genoß, hatte man vorher schon beschlossen, der eigentlichen Verfassung eine Erklärung der allgemeinen Menschenrechte vorauszuschicken, im Widerspruch mit dem praktischeren Mirabeau, der diese Erklärung lieber an den Schluß des Verfassungswerkes gesetzt hätte. Er sah ein, daß eine solche Beratung in Zeiten der Verwirrung und Gewalttat bedenklich sei; denn die drei Hauptbestimmungen derselben, die von der angeborenen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, von dem unveräußerlichen Recht der Untertanen auf Widerstand gegen Unterdrückung und von der ausschließlichen Souveränität des Volkes, hatten bereits eine so einseitige Auslegung beim Volke gefunden, daß es wohl zeitgemäßer gewesen wäre, sie zu beschränken, als sie feierlich zu bestätigen. Man war auf

dem besten Wege, das Beispiel des alten Absolutismus, der für sich nur Rechte, keine Pflichten kannte, dem Volke zur Nachahmung zu empfehlen.

Am Vormittag des **4. August** wurde die Frage über die Menschenrechte fast einstimmig bejaht. Darauf sollte ein Ausschußantrag zur Beratung kommen, welcher eine Mißbilligung der in den Provinzen verübten Gesetzwidrigkeiten enthielt. Da trat am Abend des 4. August der Herzog von Noailles, Lafayettes Schwager, auf die Rednerbühne und beantragte, man solle dieser abmahnenden Erklärung an das revolutionäre Volk eine andere Erklärung vorausschicken, welche Steuergleichheit, Abschaffung der Fronen und Ablösbarkeit sämtlicher Feudalrechte verkündige. Nach ihm verlangte der Herzog von Aiguillon, daß die Steuergleichheit nicht bloß auf alle Individuen, sondern auch auf sämtliche Körperschaften, Städte und Gemeinden, die bisher irgend welche Vorrechte gehabt hätten, ausgedehnt werden sollte. Damit verzichtete dieser Herzog, der einer der reichsten Großgrundbesitzer war, auf ein jährliches Einkommen von 100000 Livres. Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich, als unmittelbar nach diesen zwei Edelleuten, die alle Vorrechte des Adels auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, ein ländlicher Abgeordneter aus der Bretagne mit einigen grellen Strichen die Barbarei des Feudalismus enthüllte, der den Bauern an den Karren spanne wie das Vieh und Nachts die Teiche zu peitschen zwinge, damit die Gutsherren nicht durch das Geschrei der Frösche in ihrem Schlafe gestört würden, und den Brand der Schlösser von den „infamen Pergamenten" der Lehensherren herleitete. Diese Worte steigerten die Aufregung; aber auch die Begeisterung wuchs, als neue Anträge und neue Verzichtserklärungen erfolgten. Ein maßloser Wetteifer erhob sich, alle die uralten Rechte zu opfern, und schließlich ergriff ein förmlicher Taumel die Versammlung. Der Klerus, die Provinzen, die Städte und Körperschaften gaben alle in atemloser Eile ihre Vorrechte preis, bis nichts mehr zu verschenken war. Was eine tausendjährige Geschichte geschaffen hatte, das alles wurde in dieser einzigen, bis in die Nacht sich verlängernden Sitzung, in der berühmten **„Augustnacht"**, zertrümmert und ein neues, auf demokratischer Grundlage aufgebautes Frankreich gegründet. Morgens 2 Uhr schloß der Präsident die Sitzung mit der kurzen Aufzählung der Beschlüsse, die nicht einmal alle vorschriftsmäßig protokolliert worden waren;

es waren hauptsächlich folgende: unentgeltliche Aufhebung jeder Art von Leibeigenschaft, Abschaffung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Jagdgerechtigkeit, des Amterkaufs; käufliche Ablösung der Fronen und Feudallasten, die der Grundherr vom Bauern anzusprechen hatte, Ablösung der Zehnten, Beseitigung der Zünfte und Innungen, aller städtischen und Provinzialrechte, aller Steuerbefreiungen und Standesprivilegien, der geistlichen Annaten (Abgaben der neuangestellten Geistlichen von den Einkünften des ersten Jahres ihrer Pfründe an die päpstliche Schatzkammer), Zulassung aller Bürger zu allen Zivil- und Militärämtern.

Mit diesen Beschlüssen war der Privilegienstaat, der so viel Elend über Frankreich gebracht hatte, auch gesetzlich beseitigt, nachdem der Bauernaufstand ihn tatsächlich beseitigt hatte. Die Versammlung hat also nur für tot erklärt, was schon gestorben war. Trotzdem zeigt die denkwürdige Augustnacht eine solch edle und schöne Begeisterung, so viel Vaterlandsliebe und Selbstentsagung, daß sie ein Ruhmesblatt der französischen Geschichte bleiben wird.

Nachdem so die alten Lebensformen, die ein Jahrtausend hindurch Staat und Gesellschaft getragen hatten, durch die Beschlüsse des 4. August beseitigt waren, begann die Nationalversammlung in ihrer zweiten, aufbauenden Periode eine **neue Staats- und Gesellschaftsordnung** aufzuführen; denn das Alte war niedergerissen worden, ehe der Neubau errichtet war. Diese Arbeit schritt indes nur langsam vorwärts, da die meisten Abgeordneten durch lange und gelehrte Reden, die man ablesen durfte, glänzen wollten und da parlamentarische Erfahrung und Übung überhaupt fehlten. Bei der Erörterung der Menschenrechte glich die Versammlung mehr einem Philosophenkongresse als einer politischen Körperschaft. Hemmend wirkte auch das eigensinnige Festhalten an vorgefaßten Schulmeinungen. Dieser unselige Doktrinarismus wollte die Lehren Montesquieus bezw. Rousseaus in die menschenbeglückende Tat umsetzen und beweisen, daß man auf die angeborene Güte der menschlichen Natur wirklich eine neue glücklichere Lebensordnung begründen könne.

Zunächst handelte es sich um die Abgrenzung der Gewalten zwischen Volksvertretung und Königtum. Mirabeau sprach für das Zweikammersystem, das für den Übergang vom Absolutismus zur Demokratie doppelt nötig war; die Versammlung aber beschloß, das radikalere Einkammer-

system. Welches Recht sollte nun der König dieser einen Kammer gegenüber haben? Sollte er ihre Beschlüsse durch Verweigerung seiner Unterschrift überhaupt für ungültig erklären (absolutes Veto) oder die Ausführung derselben nur hinausschieben dürfen (suspensives Veto)? Mirabeau trat in einer gewaltigen Rede für das absolute Veto der englischen Verfassung ein. Aber die Versammlung, die durch anonyme Briefe vom Palais Royal her bearbeitet und bei der Abstimmung selbst durch wüste Drohungen des Pöbels von der Galerie herunter eingeschüchtert wurde, entschied mit 673 gegen 325 Stimmen für das suspensive Veto; der König konnte also die Ausführung eines Gesetzes nur auf zwei Gesetzgebungsperioden von je zwei Jahren hinausschieben. So behielt der König als Summe seiner Tätigkeit das Recht, die Beschlüsse der Versammlung zu unterzeichnen und auszuführen. Diese selbst blieb ununterbrochen je zwei Jahre beisammen; der König durfte sie weder auflösen noch vertagen; auch seine „Initiative" (Befugnis, von sich aus Anträge zu stellen) war eingeschränkt. Durch diese Beschlüsse der „constituante" wurde Frankreich ein Verfassungsstaat; die königliche Macht blieb bestehen; aber sie war Schatten und Schein. Die tatsächliche Inhaberin der Souveränität war die Volksvertretung, die allein die gesetzgebende Gewalt und die „Initiative" besaß. Daß dem Könige noch die Unverletzlichkeit für seine Person und die Erbfolge in seinem Hause nach dem Erstgeburtsrecht gewährt wurde, war eigentlich selbstverständlich. — Die Beschlüsse selbst legte man dem König nicht zur Unterzeichnung vor; er hatte sie nur öffentlich zu verkünden.

Aber neben dieser Souveränität der Volksvertretung bildete sich allmählich in Paris die Souveränität des Straßenpöbels, neben der kein Königtum und keine Nationalversammlung etwas galt. Die reichen Fremden und viele wohlhabende Bürger verließen die Hauptstadt; die Geschäfte stockten; so trat, zumal da die Ernte schlecht ausgefallen war, große Not ein, die um so bedenklicher wurde, da aus der Nachbarschaft und aus den Provinzen eine Menge verzweifelter und verlumpter Gesellen der Hauptstadt zuströmte. Dieser Pöbel mußte von der Stadt oder vom Staat unterhalten werden und tat sich noch etwas auf seine völlige Besitzlosigkeit zu gute, die ihm das Recht zu jeder Art von Ausschreitung zu geben schien. Er war das bereitwillige Werkzeug zu jeder

Schandtat, sobald man ihm einen würdigen Gegenstand wies. Dafür wußte der Herzog von Orleans Rat, der zwar vermöge seiner Persönlichkeit keinen Einfluß besaß, aber durch sein Geld und sein Palais Royal viel vermochte. Der charakterlose, feige Wüstling wollte den König auf irgend eine Art beiseite schieben, um dann den Vormünder oder den Reichsverweser oder gar den König selbst zu spielen; da er sich die Leute dingen konnte, so hatte er in einer Zeit, die vom Aufruhr lebte, bezahlte Handlanger genug; nur eine Partei hatte er nicht. Der geistvolle Mirabeau sagte, als man ihn auch als einen Genossen des Herzogs bezeichnete, mit unermeßlichem Stolz: „Ich und der Herzog von Orleans? Der Kerl wäre mir zu schlecht zu meinem Hausknecht."

Ludwig XVI. konnte sich mit der Umgestaltung der Verfassung, die ihn aus einem absoluten König zum Präsidenten einer Republik machte, nicht befreunden. Aufs neue tauchten in Versailles Staatsstreichgedanken auf. Man gab dem König den Rat, zur Sicherheit seiner Person und zur Wahrung der Freiheit seiner Entschlüsse das durch die Nähe von Paris verdächtige Versailles zu verlassen und sich nach Metz zu begeben, um von dort aus mit Hilfe treuer Regimenter die Revolution zu bewältigen. Aber er kam zu keinem Entschluß; er war nicht der Mann, etwas zu wagen, auch nicht der Mann, die Zukunft nach der Gegenwart zu beurteilen. Er zögerte daher lange, die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 4. August zu bestätigen. Einige davon unterzeichnete er am 18. September; die anderen unterschrieb er erst, als die Versammlung aufs heftigste drängte und bereits davon sprach, daß die neuen Bestimmungen der königlichen Bestätigung gar nicht bedürfen. Am 21. September unterzeichnete er sämtliche Beschlüsse, mit Ausnahme der über die Menschenrechte.

Durch dieses Zögern hatte er neues Mißtrauen hervorgerufen, und dieses steigerte sich infolge des Vorfalles vom 1. Oktober. Zur größeren Sicherheit des Hofes wurde das in Douai liegende Regiment „Flandern" nach Versailles verlegt. Bei seinem Eintreffen gab die aus lauter Adeligen bestehende Leibgarde den Offizieren des Regiments im großen Opernsaale des Schlosses ein Fest. Der König, eben von der Jagd zurückgekehrt, ließ sich bereden, gegen das Ende der Mahlzeit auch dahin zu gehen. Als er mit der Königin, welche den Dauphin an der Hand führte, im Saale erschien, geriet die vom Wein erhitzte Gesellschaft in die höchste

Begeisterung. Die Schönheit und die Herablassung der Königin, welche die Runde machte und nach allen Seiten hin freundlich, aber mit sorgenvollem Gesichtsausdruck grüßte, rief lebhafte Äußerungen von Treue und Hingebung hervor. Man trank auf die Gesundheit des Königs, der Königin und der königlichen Kinder, erwähnte aber mit keinem Worte das französische Volk; die Musik spielte die Melodie des Liedes: „O Richard, mein König, die ganze Welt verläßt dich!" Die Hofdamen teilten weiße Kokarden aus, während die dreifarbigen verschwanden.

Dieser Vorgang erregte in Paris eine unheimliche Aufregung. Dort hieß es: „Während Paris hungert, feiert man in Versailles Orgien." An Übertreibungen konnte es bei der Böswilligkeit der Gegner des Hofes nicht fehlen: die dreifarbige Kokarde sei mit Füßen getreten worden; eine Verschwörung gegen die Nation sei eingeleitet; die Hauptstadt sei bedroht; die königliche Familie hege Fluchtgedanken. Die Erregung der Massen, die durch solche Übertreibungen hervorgerufen wurde, gab der Umsturzpartei Gelegenheit, einen längst geplanten Schlag gegen König und Nationalversammlung zu führen. Man gab also im Palais Royal die Losung aus, man müsse den König von Versailles in die Mitte seiner getreuen Pariser bringen und von seinem reaktionären Hofe trennen. Solche Gedanken hatte sogar Lafayette, dem nichts über seine nordamerikanische Republik ging, der dem König die Rolle eines Washington zuweisen wollte und ihm zürnte, daß er die Beschlüsse über die von ihm beantragten „Menschenrechte" noch nicht unterzeichnet hatte; ein bißchen Revolution, glaubte der eitle und schwache Mann, könnte günstig wirken. Der Herzog von Orleans ging noch weiter; dieser dachte geradezu an die Ermordung des Königs und seiner Familie, um sich selbst den Weg zur höchsten Gewalt zu bahnen.

Der 5. Oktober wurde für die große Kundgebung, den **Zug der Weiber nach Versailles,** ausersehen. Früh Morgens schritt ein hübsches junges Mädchen durch die Straßen von Paris, hämmerte auf eine Trommel und schrie: „Brot! Brot!" Bald sammelte sich auf dem Greveplatz eine Menge von Mädchen und Weibern, hübsch gekleidet und frisiert; auch einige Männer, in Frauenkleider gesteckt, sollen sich darunter befunden haben. Sie alle schrieen nach Brot. Bald waren es Hunderte und Tausende. Der Haufe zog zuerst

vor die Bäckerläden, dann nach dem Stadthaus. Vom Palais Royal kam ein anderer Haufe, offenbar vom Herzog von Orleans aufgestachelt, und schrie: „Die Aristokraten sind schuld, daß wir darben und kein Brot haben; dafür müssen sie gezüchtigt werden." Von Stunde zu Stunde wuchs die Zahl der Weiber. Der Ruf: „Nach Versailles!" wirkte gerade so überwältigend wie am 14. Juli der: „Nach der Bastille!" Die Nationalgarde trat zusammen, um Plünderungen zu verhüten; auch Lafayette war zur Stelle. Er war aber unvorsichtig genug, die tobende Menge vorausziehen zu lassen und mit seiner Nationalgarde zuletzt abzumarschieren. Gegen Mittag bewegte sich der gewaltige Menschenstrom nach Versailles: es waren mindestens 8000 Weiber und einige hundert Männer. Viele waren bewaffnet, mit Flinten oder mit Piken; auch einige Kanonen wurden mitgeschleppt. Um drei Uhr Nachmittags traf der vorderste Zug in Versailles ein. Es waren die Weiber unter Führung Maillards, der sich bei dem Bastillesturm ausgezeichnet hatte. Die Nationalversammlung, die unter dem Vorsitz Mouniers tagte, erhielt den ersten Besuch. Die Masse kam in den Beratungssaal und auf die Galerien. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Mounier begab sich mit einer weiblichen Abordnung, wozu man die hübschesten und artigsten Frauen und Mädchen ausgewählt hatte, zum König. Das Blumenmädchen aus Paris, das die Ansprache hätte halten sollen, fiel beim Anblick des Königs in Ohnmacht. Dieser unterzeichnete nun die Beschlüsse über die Menschenrechte und sprach aufs freundlichste mit den Pariserinnen, die ihn baten, er möchte dem Brotmangel abhelfen und seine Residenz nach Paris verlegen.

Erst gegen elf Uhr Nachts traf Lafayette mit der Nationalgarde ein. Auf seine Versicherung, daß er die Ordnung mit seinem Blute aufrechterhalten werde, gab der König seinen Entschluß, sofort nach Rambouillet zu fliehen, auf. Nachdem Lafayette die wichtigsten Posten im Schlosse durch die Nationalgarde hatte besetzen lassen, begab er sich gegen zwei Uhr Nachts zur Ruhe. Dies benutzten die von Orleans gedungenen Rotten, erstürmten und plünderten die Kasernen der Leibwache und suchten in das Schloß einzudringen. Gegen sechs Uhr Morgens entdeckten sie einen Nebeneingang, bei dem keine Wache aufgestellt war, stürmten in die Höfe und Gänge, stießen die Leibgardisten nieder und hieben ihnen die Köpfe ab. Mit lautem Geschrei stürzten die Mordlustigen

die Treppen hinauf nach den Gemächern der Königin. Mit Aufopferung ihres Lebens verteidigten einige Leibgardisten das Vorzimmer, bis die Königin, halb angekleidet, mit ihren Kammerfrauen zu dem König sich gerettet hatte. Endlich erschien als Retter in der Not Lafayette mit einem Teile der Nationalgarde und trieb das Pariser Mordgesindel aus dem Schlosse hinaus. Der Plan des Herzogs von Orleans war mißlungen. Ärgerlich hierüber schrieb er am 6. Oktober seinem Bankier, er solle die verabredete Summe nicht auszahlen, „das Geld ist nicht verdient, der Tropf lebt noch".

Auf dem Platz vor dem Schlosse rief die Menge: „Nieder mit der Königin!" „Der König nach Paris!" Ludwig willigte endlich ein, nach Paris zu gehen, ohne jedoch an einen bleibenden Aufenthalt zu denken. Er erschien auf dem Balkon, mit der dreifarbigen Kokarde auf dem Hut, und wurde mit dem Rufe: „Es lebe der König!" empfangen. Darauf verlangte die Menge, daß auch die Königin sich auf dem Balkon zeige. Diese zögerte anfangs; Lafayette sprach ihr Mut ein; ihre beiden Kinder an der Hand trat sie auf den Balkon. Da scholl es von unten herauf: „Keine Kinder!" und schon sah man Flinten auf die Königin gerichtet. Diese ahnte den Zusammenhang und trat zurück. Aber Lafayette bat: „Majestät, kommen Sie mit mir!" Da trat die Königin an Lafayettes Seite abermals auf den Balkon hinaus, und als dieser sich vor ihr verbeugte und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, jubelte die Menge und rief: „Es lebe der General! Es lebe die Königin!"

Wenige Stunden nachher trat die königliche Familie die entsetzliche **Fahrt nach Paris** an. Sieben volle Stunden waren der gekrönte Bourbon und die stolze Tochter der Maria Theresia unterwegs, umjohlt von Weibern, die zum Teil betrunken waren, und von Mordgesellen, die die Köpfe der getöteten Gardisten auf Stangen mittrugen und unterwegs noch frisieren und pudern ließen. „Es war ein Anblick, der selbst starken Männern das Blut in den Adern gerinnen machte." Unter dem Rufe: „Hier bringen wir den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen!" zogen die Weiber in Paris ein. Nachdem die königliche Familie auf dem Stadthause auch noch die Begrüßung des Gemeinderats durchgemacht hatte, traf sie in später Nacht in dem Tuilerienschloß ein, wo nichts zu ihrer Aufnahme hergerichtet war. Die Nationalgarde übernahm die Bewachung des Schlosses.

Vierzehn Tage darauf siedelte auch die Nationalversammlung nach Paris über, für welche die in der



Rückkehr des französischen Königspaares von Versailles nach Paris am 6. Okt. 1789.
Nach einem Gemälde von H. C. Guiaud.

Nähe der Tuilerien gelegene Reitschule hergerichtet wurde, ein großer Saal, der wohl 2000 Personen faßte. Aber un-

gefähr 300 Mitglieder, meist von der Rechten, erklärten ihren Austritt, an der Zukunft verzweifelnd. Auch der Mittelstand fing nun an auszuwandern. Der Herzog von Orleans, der für den Anstifter dieses Oktoberaufstandes galt, erhielt den Befehl, Frankreich zu verlassen, und erschien erst später wieder in Paris, um für die Hinrichtung des Königs zu stimmen.

Die Revolution war an einem neuen Wendepunkt angelangt. Die Straßenbevölkerung von Paris hielt den König und seine Familie in den Tuilerien in Gefangenschaft und übte einen unwiderstehlichen Druck auf die Nationalversammlung aus. Wer die unteren Volksschichten zu gewinnen und zu leiten verstand, der war von nun an Herr und Diktator in Paris und in Frankreich. Dies war die Bedeutung des 5. Oktober.

b) Die Versammlung in Paris.

So war also König und Nationalversammlung unter die Herrschaft der Pariser Straßenbevölkerung geraten. Die Macht, die dem Königtum entrissen worden war, lag nicht in den Händen der Versammlung, sondern der Umsturzmänner, die durch **Presse und Klubwesen** alles nach ihrem Willen lenkten. Unter den zahlreichen kleinen und meist auch gemeinen Blättern, die damals von den Helden des Tages herausgegeben wurden, zeichnete sich durch Frechheit und Niederträchtigkeit der „Volksfreund" aus (L'Ami du peuple), den ein Arzt aus Neufchatel, Marat mit Namen, schrieb; dieses Blatt machte sich ein Geschäft daraus, alles in den Staub zu ziehen und die niedrigsten Leidenschaften der Menschenbrust aufzustacheln. Da es von dem unteren Volke massenhaft gelesen wurde, so ging von diesem Volksfreunde eine sehr gefährliche Wirkung auf das Volk aus. Ebenso zerstörend wirkten die demokratischen „Klubs", die ihre Namen meist von den aufgehobenen Klöstern erhielten, in denen sie sich zu versammeln pflegten. Der zahlreichste und einflußreichste war bald der Jakobinerklub, der in dem alten Jakobiner-(Dominikaner-)Kloster, nahe der Reitbahn, in einem ärmlichen Saale seine Sitzungen hielt. Er wuchs rasch an Zahl, gründete eine eigene Zeitung und breitete sich über das ganze Land aus. In allen Städten hatte er Ausschüsse und Vertrauensleute, die nur auf den Wink von Paris her warteten. Durch diese straffe Organisation

wurde er eine furchtbare Macht, namentlich seitdem Robespierre Präsident des Klubs war (1. April 1790). Nur auf Paris beschränkt blieben die Kordeliers (Strickträger), die in dem alten Franziskanerkloster ihren Mittelpunkt hatten; Vorsitzender war Danton; neben ihm standen Marat, Desmoulins, überhaupt die Helden des Palais Royal. Später, im Juli 1791, kamen noch die Feuillants dazu, die in einem Cistercienserkloster tagten und gemäßigten Anschauungen huldigten. Es wäre falsch zu glauben, daß der größere Teil der französischen Bevölkerung sich jemals zu jakobinischen Anschauungen bekannt habe; vielmehr war die Mehrzahl des Volkes immer gemäßigt. Aber die Klubs hatten an den Hungernden und Verzweifelnden, an den Gaunern und Raufbolden eine Mannschaft, mit der sie alles durchsetzen konnten; das waren Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten und darum zu allem bereit waren. Und durch sie hat die Minderheit Paris und Frankreich beherrscht. Zunächst freilich suchte sich der Pariser Gemeinderat ihrer noch zu erwehren. Als am 21. Oktober 1789 der Bäckermeister François ohne Grund in den Straßen erschlagen wurde, beantragte und erwirkte anderen Tags Mirabeau ein besonderes Aufruhrgesetz, das sogenannte „Martialgesetz", das den bewaffneten Angriff auf die Masse anordnete, wenn diese nach Entfaltung der Aufruhrfahne und nach dreimaliger Aufforderung zum Auseinandergehen nicht gehorchte. Dieses Gesetz hätte vieles verhindern können, wenn man rücksichtslos danach gehandelt hätte.

Sein Urheber, **Graf Mirabeau,** sah in den Tagen nach den Oktobergreueln mit einzigartigem Scharfsinn die Gefahren voraus, die der Monarchie drohten, und er war entschlossen, diesen Gefahren nach Kräften zu steuern. Willkürherrschaft und Privilegienstaat waren beseitigt. Jetzt galt es, der völligen Gesetzlosigkeit und der Herrschaft der Gasse einen Riegel vorzuschieben. Darum trat er in der Nationalversammlung den Jakobinern mit derselben Unerschrockenheit gegenüber, wie früher den Verteidigern des Feudalismus; doch hoffte er, dem Königtum wirksamer dienen und die Revolution erfolgreicher zügeln zu können, wenn er im Ministerium säße. Er beantragte deswegen am 6. November 1789, „die Minister sollten eingeladen werden, in der Versammlung ein beratendes Stimmrecht auszuüben". Die Versammlung aber beschloß anderen Tags: „Kein Mitglied der

Versammlung soll während der Sitzungsperiode ins Ministerium eintreten dürfen." Die Versammlung stellte mit diesem törichten Beschlusse ihrer politischen Reife kein glänzendes Zeugnis aus. Der bedeutendste staatsmännische Kopf, den sie überhaupt hatte, war so von dem Posten abgedrängt, auf den er gehörte. Der eitle Lafayette, der vermessen genug war, sich als Nebenbuhler des großen Volkstribunen anzusehen, freute sich darüber. Mirabeau aber suchte und fand einen anderen Weg, um dem Könige mit seiner überlegenen Begabung zu dienen. Durch Vermittlung seines Freundes, des Grafen von der Mark, und des österreichischen Bevollmächtigten Mercy trat er heimlich **in die Dienste des Königs** (10. Mai 1790). Er arbeitete für diesen, die Königin und die Minister über die schwebenden Fragen Denkschriften aus, in denen er seine Gedanken und Vorschläge entwickelte. Diese kamen den König etwas teuer zu stehen; er bezahlte zum voraus die Schulden Mirabeaus im Betrage von 200000 Livres, setzte ihm ein monatliches Gehalt von 6000 Livres aus und gab ihm außerdem noch eine Anweisung auf eine Million Livres für den Fall gut geleisteter Dienste am Schlusse der ersten Versammlung. So war Mirabeau allerdings Pensionär Ludwigs XVI. geworden. Aber seine Überzeugung hat er deswegen nicht verkauft. Wenn er jetzt für ein starkes, auch in der Exekutive möglichst unbeschränktes Königtum arbeitete, so tat er nur, was immer seine Überzeugung gewesen war. Aber als seine Dienstbarkeit ruchbar wurde, geriet er doch in eine schiefe Stellung. Und sie wurde ruchbar schon deswegen, weil Mirabeau mit dem vielen Gelde ein flottes Leben zu führen begann, das seinen Feinden zu denken gab. Am 22. Mai wurde in der Nationalversammlung die Frage erörtert, wer das Recht über Krieg und Frieden haben sollte. Mirabeau suchte für den König zu retten, was bei der Stimmung der Versammlung überhaupt noch zu retten war, und setzte den Beschluß durch, daß der König die Kriegserklärung zu beantragen, die Volksversammlung darüber zu beschließen habe. Aber an demselben Tage wurden an den Eingängen zu der Reitbahn Schmähschriften verteilt mit dem Titel „Der Verrat des Grafen Mirabeau". Es beweist die Größe des Mannes, daß er trotz dieser Entdeckung seine Stellung innerhalb der Versammlung zu behaupten wußte.

Die Beschlüsse der Nationalversammlung, welche den

Ausbau der Verfassung betrafen, waren so umstürzlerisch und brachen mit der Vergangenheit so gründlich, daß aus ihnen ein völlig neues Frankreich hervorging. Daß das neue verfassungsmäßige Königtum aller tatsächlichen Macht entkleidet war und nicht einmal die volle „ausführende Gewalt" besaß, ist schon angeführt worden. Der König durfte weder alle Beamten und Offiziere ernennen, noch von sich aus Krieg und Frieden beschließen. Noch im Dezember 1789 war die alte Einteilung des Landes in Provinzen durch eine neue Einteilung in 83 Departements ersetzt worden. Maßgebend für diese waren die natürlichen Verhältnisse, also Flüsse, Gebirge, Bodenbeschaffenheit u. s. w. Während die alten Provinzen zugleich geschichtlich zusammengewachsene Verbände mit reichem landschaftlichen Sonderleben gebildet hatten, waren die Departements reine Verwaltungsbezirke, eingeteilt wieder in Distrikte, Kantone und Gemeinden (insgesamt etwa 43000). Sie waren an Umfang einander ziemlich gleich, keines groß genug, um ein selbständiges Leben zu entwickeln. So war eine Wirkung dieser Einteilung auch die, daß Paris das entschiedene Übergewicht erhielt; Paris wurde Frankreich. Zu der Einheitlichkeit der Verwaltung gehörte auch die Gleichheit von Münze, Maß und Gewicht, die ebenfalls hergestellt werden sollte. — Die Departementseinteilung bildete auch die Grundlage für die Wahl der Volksvertretung. Alle selbständigen Bürger eines Departements, die mindestens 25 Jahre alt waren und mindestens drei Tagelöhne als direkte Steuer bezahlten, bildeten die „Urwähler" oder „Aktivbürger"; die Urwähler wählten die „Wahlmänner" und erst diese die 725 Abgeordneten. Urwähler und Abgeordnete mußten wieder einen entsprechend höheren Zensus haben. Die neue Verfassung gab überhaupt den Franzosen sehr viel zu wählen. Von den Aktivbürgern wurden die Gemeindevorsteher und -beamten gewählt, von den Wahlmännern die Verwaltungsbeamten des Departements. Sogar Kleriker und Richter erhielten ihr Amt durch Wahl. Dasselbe Volk also, das bisher auch nicht den geringsten Anteil an der Staatsverwaltung gehabt hatte, wählte jetzt 745 Abgeordnete, 83 Bischöfe, 46000 Pfarrer, 40000 Gemeindesteuereinnehmer, 409 Kriminalrichter, 3700 Zivilrichter, 5000 Friedensrichter, 20000 Beisitzer, dazu noch Tausende von niederen Beamten und Dienern (Totengräber, Landjäger, Gerichtsdiener u. s. w.).

Kein Wunder, wenn die anfängliche Freude an dieser Form des Mitregierens bald verrauchte und nur noch die Wühler und Wahlmacher an der Urne erschienen. Das Allerbedenklichste dabei war die Wahl der Richter durch das Volk.

Die **neue Gerichtsorganisation** bestimmte nämlich, daß die Rechtsprechung von der Verwaltung vollständig getrennt und nach den Grundsätzen der Gleichheit vor dem Gesetz, der Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens eingerichtet werden sollte. Auch die Laien erhielten in den Schwurgerichten Anteil an der Rechtsprechung. Die Todesstrafe blieb; dagegen wurde Folter, körperliche Züchtigung und jede Art von Marter abgeschafft. Diese Neuerungen bedeuteten einen gewaltigen Fortschritt, und die meisten davon sind seitdem Gemeingut der gebildeten Völker geworden. Aber alle diese Vorteile wurden in Frage gestellt durch die Wahl der Richter; denn dadurch wurde der gesamte Richterstand abhängig von Gunst und Ungunst des souveränen Volkes, ein Spielball der Parteien, vor allem der Klubtyrannen. — Daß in dem neuen, demokratischen Frankreich Preßfreiheit und Gewerbefreiheit gewährt wurden, ist selbstverständlich; von letzterer waren jedoch die Fleischer und namentlich die Bäcker ausgenommen, die staatlich geprüft und streng beaufsichtigt wurden.

Die Umgestaltung des Heeres hatte den Zweck, dieses dem Königtum zu entziehen und unter die Herrschaft der Volksvertretung zu bringen. Neben der Aushebung wurde die Werbung beibehalten; auch die Ergänzung durch Freiwillige faßte man ins Auge. Der Sold wurde erhöht, die Offiziersstellen aller Grade jedem Soldaten zugänglich gemacht, der Bürgereid jedem Mitglied der Armee, Offizieren wie Soldaten, abgenommen. Die Nationalgarde, die aus sämtlichen Aktivbürgern bestand, wählte ihre Offiziere selbst, ebenso die Freiwilligenregimenter.

So mangelhaft auch vieles an diesen Neuschöpfungen sein mag, so zeigen sie doch, daß in der Nationalversammlung viele hochbegabte, kenntnisreiche, vaterlandsliebende Männer saßen. Die Einrichtungen, welche die Versammlung in ihrer zweiten, aufbauenden Periode beschlossen hat, bilden die Grundlage nicht nur des französischen, sondern des modernen Staates überhaupt. Was wir „Errungenschaften der Revolution" nennen, das stammt aus dieser Zeit, und diese Errungenschaften haben auch für die übrigen Völker,

denen sie zu gute kamen, einen neuen Zeitabschnitt im Staats- und Verfassungsleben begründet.
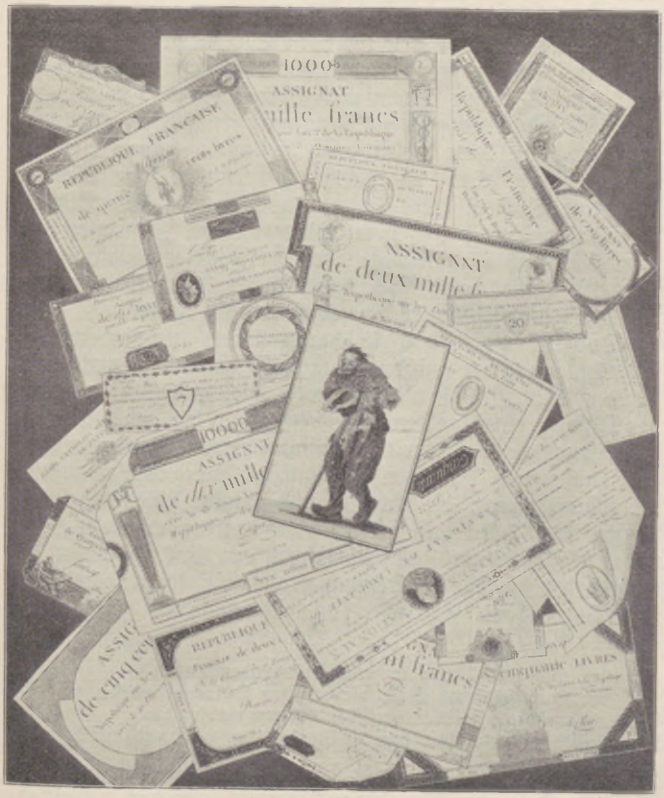
Während die Versammlung so auf den verschiedensten Gebieten eine fruchtbare, schöpferische Tätigkeit entfaltete, hat sie auch die brennendste Frage gelöst, welche der ganzen Bewegung den Anstoß gegeben hat, die **Finanznot.** Diese nahm eine gefährliche Form an, als infolge der Bauernerhebung im Juli und August 1789 die Steuern fast gar nicht mehr einzutreiben waren. Anfangs suchte Necker durch das beliebte Mittel der neuen Anleihen zu helfen. Als auch dieses versagte, schlug er eine außerordentliche Steuer von 25 Prozent des Jahreseinkommens vor (26. September 1789). Aber diese lieferte nur ein klägliches Ergebnis; auch die Ausdehnung der direkten Steuer auf die bevorrechteten Stände änderte die Lage nicht. Der Staatsbankrott stand vor der Türe. Während die Staatseinnahmen zurückgingen, wuchsen die Ausgaben; denn die Regierung lieferte den Bäckern von Paris das Mehl um die Hälfte des Preises und beschäftigte in den öffentlichen Werkstätten viele Tausende brotloser Arbeiter. In dieser Not kam der rettende Gedanke von Talleyrand, dem Bischof von Autun. Am 10. Oktober 1789 beantragte er, die sämtlichen Güter der Kirche als Güter der Nation einzuziehen und für die Staatsbedürfnisse zu verwenden. Diese Güter stellten einen Wert von mehreren Milliarden dar und warfen einen jährlichen Zins von 150 Millionen Livres ab. Man nannte die reiche Gabe, die dem armen Staate so unerwartet zufiel, den „Brautschatz der Revolution". Hätte man nun diese Masse von Gütern sofort verkauft, so wäre der Preis zum Schaden des Staates stark gesunken. Darum beschloß die Versammlung, die „Nationalgüter" (so nannte man jetzt das Kirchengut) als Unterpfand anzusehen und auf Grund desselben verzinsliche Kassenscheine auszugeben. Das sind die sogenannten **Assignaten.** Die Maßregel war an sich klug, weil sie den Staat vor Verlusten schützte, und berechtigt, solange der Wert der ausgegebenen Assignaten den Wert des Unterpfandes nicht überschritt. Aber diese Grenze wurde nicht eingehalten. Als das Geldbedürfnis immer größer und die Einnahmen immer kleiner wurden, erhöhte man den ursprünglichen Betrag von 400 Millionen um weitere 800 Millionen, dann wieder um 600 Millionen. Als infolge dieser Vermehrung der Kurs stark zurückging, zog man auch noch die Emigrantengüter als Unterpfand heran, gab aber

auch Assignaten im Betrage bis zu fünf Livres aus und verlieh ihnen später Zwangskurs. Aber auch diese Maßregel konnte nicht verhindern, daß die Assignaten, die man als „himmlisch befruchtenden Regen" begrüßt hatte, zum Staatsbankrott führten. — Durch den langsamen Verkauf des Kirchenguts in kleineren Teilen kamen Tausende von Landleuten in den Besitz eines Grundstücks, das bei tüchtiger Bearbeitung ausreichte, eine Familie zu ernähren. So schuf die französische Revolution den bäuerlichen Mittelstand, den der Feudalstaat vernichtet hatte.

Als der Staat der katholischen Kirche ihre Güter entriß, übernahm er gleichzeitig die Verpflichtung, „für die Kosten des Altars und den Unterhalt seiner Diener zu sorgen". Die Regelung dieser Fürsorge gab willkommene Gelegenheit, auch den geistlichen Stand dem neuen demokratischen Staate einzugliedern. Dies geschah durch die **„Zivilverfassung des Klerus"** (12. Juli 1790), die Glauben und Religion ganz unberührt ließ, indem sie vollständige Gewissensfreiheit gewährte, die Kirche aber zu einer rein staatlichen Anstalt machte, unter Aufhebung ihrer bisherigen Sonderstellung. Die Bischöfe (jedes Departement hatte einen) und Geistlichen wurden von den Bürgern gewählt und vom Staate besoldet wie andere Beamte auch; gleich diesen hatten sie einen Eid zu schwören, „treu zu sein der Nation, dem Gesetze und dem Könige, und mit aller Kraft die Verfassung aufrecht zu erhalten". Die Abhängigkeit von Rom wurde durch die Bestimmung beseitigt, daß die Bischöfe ihre Wahl dem Papste nur noch anzuzeigen hätten. Die Orden verloren ihre Eigenschaft als gesetzlich anerkannte Körperschaften. Es war vorauszusehen, daß der Papst diese Bestimmungen verwerfen werde. Nun entstand eine furchtbare Aufregung unter dem französischen Klerus. Nicht einmal der dritte Teil schwur den geforderten Eid. Die übrigen leisteten den zähesten Widerstand. Man hatte jetzt beeidigte und unbeeidigte Priester; die letzteren wurden zwar für abgesetzt erklärt, galten aber den frommen Katholiken als die allein wahren Priester. So spaltete sich auch das Volk in zwei Heerlager, die einander aufs bitterste bekämpften. In einigen streng katholischen Provinzen kam es zu bewaffneten Aufständen der Bauern.

Als der erste Jahrestag des Bastillesturmes herankam, da tauchte der Gedanke auf, diesen Tag durch ein allgemeines

Verbrüderungsfest zu feiern. Die Vorbereitungen dazu trugen eine freudig-stolze Erregung in die entferntesten Teile des Landes; denn aus allen Städten sollten Abordnungen nach Paris kommen und jedes Bataillon Nationalgarde sollte einen Vertreter senden. Einem preußischen Edelmann aus den



Assignaten. (Französisches Spottbild vom Jahre 1794.)

Rheinlanden, Joh. Baptist von Klotz, der sich aus Haß gegen das Christentum Anacharsis Cloots nannte, war es vorbehalten, zu diesem nationalen Feste ein internationales, aber ziemlich lächerliches Vorspiel aufzuführen. Er lebte schon längere Zeit in Paris und verkehrte im Palais Royal.

Jetzt mietete er sich auf der Straße eine Anzahl Gesellen und in einem Theater die Kostüme für sie, Nationaltrachten aus allen Völkern. Mit diesen „Vertretern der Menschheit" zog er in feierlichem Zuge nach der Nationalversammlung, wo er im Namen der Menschheit dem französischen Volke für seine segenbringenden Beschlüsse dankte. Nun glaubten die Gleichmacher, der richtige Augenblick sei gekommen, um auch gegen den Adel den tödlichen Streich zu führen. Am 19. Juni 1790 beschloß die Nationalversammlung, daß der Adel mit all seinen Titeln und Vorrechten aufgehoben sein sollte. So gab es also in Frankreich keine Eminenz mehr noch Exzellenz, keine Hoheit noch Heiligkeit, keinen Baronen noch Grafen, keinen Marquis noch Prinzen, keine Wappen und keine Livreen. Es gab nur noch eines, den Bürger; Desmoulins sprach jetzt vom „Bürger Capet", wenn er Ludwig XVI. meinte. Mirabeau aber, der jetzt eigentlich „Bürger Riquetti" heißen sollte, sagte, „der Beschluß sei eine Kinderei, die den wirklichen Wert der Versammlung zeige".

Das Schauspiel, das Anacharsis Cloots der Nationalversammlung und der ganzen Stadt gab, hatte doch auch einen tieferen Sinn. Daß die „Errungenschaften der Revolution" den Anfang eines goldenen Zeitalters für die ganze Menschheit bedeuteten, das war die Meinung der Edelsten und Besten auch außerhalb Frankreichs, und es war durchaus keine Täuschung, wenn die Konstituante glaubte, die Augen der ganzen Welt seien auf sie gerichtet. „Eine erhabene Rührung hat zu jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Aussöhnung des Göttlichen und Menschlichen gekommen." (Hegel.)

Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache?

Das französische Volk fühlte sich in jener Zeit, die man die „schönen Tage der Revolution" nennt, als das „Messiasvolk der Erde", und die anderen Völker sahen es als solches an. Zumal in Deutschland erregten die Ereignisse an der Seine eine Begeisterung, die bei der schwerfälligen Natur unseres Volkes schwer zu begreifen ist. Man vergaß über den Segnungen der Revolution vollständig ihre Sünden; man hoffte eben, Missetaten wie die des 5. Oktober werden

sich ausgleichen, wenn nur erst die neue Verfassung ins Leben eingedrungen sei. Der Geschichtschreiber und Politiker Schlözer meinte, die Engel im Himmel müßten ein Tedeum anstimmen; Johann von Müller begrüßte den Tag des Bastillesturmes als den schönsten seit dem Untergang des römischen Weltreichs. Klopstock sang: „Hätte ich tausend Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit." Auch Wieland, Herder, Schiller waren von der Größe der Bewegung hingerissen. Klopstock, Schiller, Pestalozzi und Campe wurden später zu Ehrenbürgern der französischen Republik ernannt.

Es war also begreiflich, wenn die Franzosen selbst in einem „Rausche seligen Völkerglücks" schwelgten und nun am Jahrestag des Bastillesturmes ein **Verbrüderungsfest** feierten, das trotz der schauspielerhaften Züge, die ihm anhafteten, doch eines gewissen Schwunges nicht entbehrt. Auf dem Marsfelde, das durch die wetteifernde Arbeit aller Stände zu einem Amphitheater umgestaltet war, mochte eine halbe Million Menschen versammelt sein, darunter mehr als 60000 Nationalgarden, Linientruppen und Marinesoldaten. In der Mitte des weiten Feldes befand sich der „Altar des Vaterlandes", vor welchem Talleyrand, umgeben von 300 Priestern in weißem Ornat, die mit dreifarbigen Schärpen umgürtet waren, das Hochamt hielt und die Fahnen der 83 Departements einsegnete. Darauf schwur Lafayette im Namen sämtlicher Nationalgarden, der Nation, dem Gesetz und dem König treu zu sein, und Ludwig XVI. erhob sich von seinem Sitze und rief: „Ich, der König der Franzosen, gelobe, die mir anvertraute Macht zur Aufrechthaltung der von der Nationalversammlung beschlossenen und von mir angenommenen Verfassung anzuwenden." Die vielen Tausende von Menschen riefen mit erhobener Rechten: „Wir schwören es! Es lebe der König!" In diesem Augenblick hob Marie Antoinette, von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, den Dauphin in die Höhe und hielt ihn der Versammlung entgegen. Ein unermeßlicher Jubel brach aus; die Musik fiel ein; die Kanonen donnerten; viele weinten vor Rührung. Die Hunderttausende glücklicher Menschen waren alle von dem mächtigen Gefühle durchdrungen, daß ein neues Zeitalter der Eintracht und des Friedens angebrochen sei. Ein Tedeum beschloß die denkwürdige Feier. Abends wurde auf den Straßen und öffentlichen Plätzen getanzt. Noch acht Tage reihte sich Fest an Fest, bis die letzte Abordnung sich

in die Heimat zurückbegeben hatte. Der 14. Juli 1790 war der letzte der „schönen Tage der Revolution". Auf die Festzeit folgten wieder nüchterne Werktage mit den alten Kämpfen.

Die radikalen Umsturzmänner, die keine Monarchie, sondern eine Republik wünschten, verdammten den Götzendienst, der mit dem König und mit Lafayette getrieben wurde, und ihre Worte fielen, nachdem erst der Festesjubel verrauscht war, auf fruchtbaren Boden. Das erste Opfer der **wachsenden radikalen Strömung** war Necker, der allmählich auch in der Nationalversammlung alles Ansehen verloren hatte. Ein feindseliger Auflauf des Volkes führte zu seiner Entlassung (September 1790). Die Art seines Abgangs ist bezeichnend für den Umschwung der Stimmung im Volke. Derselbe Mann, der das Jahr zuvor wie ein Siegesheld begrüßt worden war, entging jetzt mit Mühe den Mißhandlungen des Volkes. Er starb am 9. April 1804 in der Nähe von Genf. In Nancy hatte General Bouillé eine Meuterei der Soldaten gewaltsam unterdrückt. Die Jakobiner machten das Ministerium dafür verantwortlich und erzwangen dessen Entlassung in der Hoffnung, sie selbst werden die Erben sein. Daß der König ihnen diesen Gefallen nicht tat, machte seine Stellung der Nationalversammlung gegenüber noch schwieriger. Den eigentlichen Bruch aber führte das Kirchengesetz herbei, das dem König im Innersten zuwider war, während die Versammlung auf seiner strengen Durchführung beharrte. Nur widerwillig und stückweise ließ er sich die Unterschrift unter die einzelnen Teile des Gesetzes abnötigen. Aber der Zwang, dem er sich fügen mußte, machte ihn auch dem Gedanken an Flucht immer zugänglicher.

Die Umgebung des Königs hatte längst die Flucht gewünscht. Die einen rieten, man solle mit Hilfe der Emigranten, die sich massenweise in den Grenzstädten der Schweiz und Deutschlands aufhielten und auf einen Krieg hinarbeiteten, die Revolution niederwerfen. Aber diesen Plan verwarf die Königin, „der einzige Mann in der Umgebung des Königs", wie Mirabeau sagte. Andere sprachen von einer Flucht in die Vendée oder in den Süden, wo man sich auf die leidenschaftlich erregte katholische Bevölkerung stützen könnte. Aber dazu hatte der König den Mut nicht; er hatte in der letzten Zeit die Geschichte der englischen Revolution studiert und daraus erkannt, daß die Erregung des Bürger-

kriegs Karl I. auf das Schafott gebracht habe. Er wollte also selbst alles Blutvergießen vermeiden. Aus diesem Grunde fiel auch ein dritter Vorschlag, der die Flucht in eine Grenzfestung und die bewaffnete Hilfe Österreichs ins Auge faßte. Anders dachte Mirabeau. Zwar daß der König nicht länger in Paris bleiben und ohne eine Änderung der Verfassung nicht bestehen könne, davon war auch er überzeugt; aber er wollte keine heimliche Flucht und er wollte mit dem Ausland und mit den Emigranten nichts zu schaffen haben. **Mirabeaus Rat** ging dahin: Der König solle etwa 20000 Mann unter dem General Bouillé zwischen Paris und Compiègne zusammenziehen, nach einigen Vorsichtsmaßregeln, wodurch etwaige Gefahren in den Straßen der Hauptstadt selbst beseitigt würden, am hellen Tage die Tuilerien mit seiner Familie und den Ministern verlassen und sich nach Rouen, der Hauptstadt der Normandie, begeben. Von dort solle er einen Aufruf an das Volk erlassen und darin erklären, man habe ihm das Recht der freien Entschließung beschränkt, man habe ihn zur Unterzeichnung gewisser Beschlüsse der Nationalversammlung genötigt; er wünsche daher, diese nach Rouen zu berufen, damit sie dort ihre Arbeiten mit mehr Freiheit fortsetze und diejenigen Gesetze, die mit einem starken Königtum nicht zu vereinigen seien, wieder zurücknehme. Sollte die Nationalversammlung auf eine solche Abänderung der Verfassung nicht eingehen, so solle der König sie auflösen, sofort neue Wahlen anordnen und der neuen Versammlung, die in Rouen zu tagen habe, seine Vorschläge machen.

Wurde dieser Plan ausgeführt, so war die Würde des Königtums gewahrt, aller Verdacht beseitigt, und alles, was geschah, geschah in Frankreich öffentlich durch Franzosen. Aber Mut, Festigkeit und Beharrlichkeit nicht bloß gegenüber der Revolution, sondern fast noch mehr gegenüber den Einflüsterungen und Ansprüchen des Adels erforderte die Durchführung dieses Planes. Der König und die Königin stimmten zwar zu; aber jener wagte keine entschlossene Tat. Während er sich von Mirabeau beraten ließ, verhandelte er zugleich mit Bouillé über die Möglichkeit einer Flucht nach der belgischen Grenze. Mirabeau sah diesem Schwanken mit Widerwillen, mit Ungeduld und mit Besorgnis zu. Er sagte zu seinem Freunde von der Mark: „Wenn dieses so fortgeht, so müssen der König und die Königin zu Grunde gehen, und der Pöbel wird ihre Leichname mit Füßen treten.“ Bald

darauf wurde er von einer heftigen Krankheit ergriffen. Das Übermaß von Arbeit, verbunden mit einer ausschweifenden Lebensweise, brachen die Kraft dieses Riesenkörpers. Zu den Freunden, welche sein Krankenlager umstanden, sagte er: „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit ins Grab; nach mir werden die Aufrührer dieselbe in Stücke reißen." Am 2. April 1791 starb er. Ganz Paris trauerte; die Theater wurden geschlossen. Seine Leichenfeier zeigte eine nie dagewesene Teilnahme des Volkes. Man fühlte die alles überragende Geistesgröße des Mannes und die Schwere des Verlustes. Mirabeau ist auch der erste Franzose, der im Pantheon beigesetzt wurde.

Nach Mirabeaus Tode fehlte es an einem Manne von Einsicht und Tatkraft, der dem Könige verständigen Rat erteilt hätte; und da dieser selbst nicht fähig war, Menschen und Verhältnisse richtig zu beurteilen, so griffen Unsicherheit und Schwäche — die schlimmsten Fehler in solchen Zeiten — immer mehr um sich. Und doch führten die Revolutionsmänner schon damals die heftigste Sprache. Marat nannte den König öffentlich einen Despoten und verlangte, man solle die „Österreicherin" einsperren; die Jakobiner bildeten aus der Hefe des Volkes, Männern und Weibern, eine sogenannte brüderliche Gesellschaft, die bereit war, das, was in der Nationalversammlung nicht durchzusetzen war, durch Straßenaufläufe und Pöbelausschreitungen zu erzwingen; der Einfluß Lafayettes war im Sinken begriffen und es handelte sich schon darum, ihm auf seinem Posten als Kommandanten der Nationalgarde einen Jakobiner als Nachfolger zu geben; mehrere Personen wurden als Royalisten ermordet; die eidweigernden Geistlichen wurden mißhandelt. Es war begreiflich, daß der König und die Königin aus dieser Hölle sich hinaussehnten. Ein Vorfall, der am 18. April 1791 sich zutrug, verstärkte diese Wünsche. Der König wollte mit seiner Familie nach St. Cloud fahren, um dort die Osterwoche in der Stille mit unbeeidigten Priestern zu begehen. Die königliche Familie saß bereits im Wagen; Nationalgarden waren zu ihrer Bedeckung aufgestellt; aber zahlreiche Volkshaufen, von den Jakobinern schon Tags zuvor zu diesem Zwecke bearbeitet, faßten die Pferde bei den Zügeln und erklärten, daß sie die Flucht des Königs nicht dulden würden. Lafayette, von diesem Vorfall benachrichtigt, eilte herbei und forderte die Nationalgarde auf, die Volkshaufen zu zerstreuen

und dem König die Abfahrt möglich zu machen. Aber die Nationalgarde gehorchte ihm nicht und schloß sich an die Aufrührer an. Weder Vorstellungen noch Drohungen halfen etwas. Anderthalb Stunden dauerte die peinliche Szene. Der König und die Königin waren den herbsten Kränkungen ausgesetzt, mußten zuletzt aussteigen und in den Palast zurückkehren.

Sie wußten nun, daß sie Gefangene waren, und da es dem Könige zur Ausführung des Mirabeauschen Planes an Mut und Einsicht fehlte, so betrieben sie aufs eifrigste die **Anstalten zur heimlichen Flucht.** Ihr Blick war ausschließlich nach der belgischen Grenze gewandt, wo man ein österreichisches Heer von 10000 Mann zum Schutze der königlichen Familie zu finden hoffte. Aber Kaiser Leopold gab trotz der wiederholten Hilferufe seiner Schwester keine bindenden Versprechungen. Er hatte alle Hände voll zu tun, um sein eigenes Land aus der furchtbaren Bedrängnis zu retten, hielt auch den Fluchtversuch unter den damaligen Umständen für bedenklich. Auf den letzten Notschrei der Schwester vom 1. Juni 1791 wiederholte er seine Besorgnisse, versprach auch, ihre Wünsche zu erfüllen. Tatsächlich kamen aber nur einige Truppenbewegungen an der Grenze zu stande, die allerdings von General Bouillé als kriegerisches Anzeichen gedeutet und als Vorwand benutzt wurden, um auch seinerseits Truppen zusammenzuziehen. Die letzteren sollten dann den fliehenden König schützen.

Langsam war der Entschluß zur Flucht gereift; langsam und umständlich wurde **die Flucht selbst** vorbereitet. Der schwedische Graf Axel von Fersen, ein tatkräftiger, liebenswürdiger Mann und besonderer Liebling der Königin, übernahm es im Sinne seines revolutionsfeindlichen Königs Gustav III., das bare Geld, die Kutsche und die Pässe zu beschaffen. Jene, die Fersen für eine Frau von Korff bestellte, war ausnehmend groß und üppig gebaut; sie glich einer „Arche" und kostete 6000 Franken. Die Pässe lauteten ebenfalls auf die Familie Korff. Bei der Ausführung selbst fiel die Hauptrolle dem General Bouillé zu, der den militärischen Schutz unauffällig zu besorgen hatte. Alles hing nun von dem vorsichtigen und doch mutigen Verhalten der beteiligten Personen ab. Aber genau das Gegenteil geschah. Die Ausführung der Flucht bildet eine ununterbrochene Kette von Mißgriffen, Torheiten, Unvorsichtigkeiten und Pflichtverletzungen. Die Reise ging über Chalons, St. Menehould, Clermont, Varennes nach

Montmedy. Von Chalons an sollte, wie mit General Bouillé ausgemacht war, auf jeder Station eine Reiterabteilung aufgestellt sein. Da aber das Ungetüm von einem Wagen, das die königliche Familie in sich barg, langsamer vorwärts kam, als man berechnet hatte, so wurde der Offizier, der in Pont de Sommeville den König hätte in Empfang nehmen sollen, unruhig und verließ bald in völliger Kopflosigkeit seinen Posten. Zu der Unzuverlässigkeit des Militärs kam die Unvorsichtigkeit des Königs, der das an sich schon auffällige Fahrzeug bei jeder Gelegenheit verließ oder wenigstens den Kopf herausstreckte. Auf dem Bock des Wagens saßen drei unbewaffnete Hofkavaliere, Gardes-du-Corps, welche mit den Leuten nicht umzugehen verstanden. Der Wagen selbst enthielt König und Königin, des Königs Schwester Elisabeth, die zwei königlichen Kinder und Frau von Tourzel, die Oberaufseherin der königlichen Kinder, die für alle Fälle mitfahren sollte.

Der königliche Wagen kam glücklich nach Chalons und von da nach St. Menehould. Dort hatte die Ankunft einer Dragonerabteilung große Unruhe erregt. Als nun der große Reisewagen ankam und der Dragoneroffizier ehrfurchtsvoll an den Wagen trat, entstand Verdacht. Da Ludwig das Wagenfenster aufzog und sich mit dem Offizier während des Anspannens unterhielt, so hatte der Postmeister Drouet, ein überspannter Jakobiner, vor dessen Hause der Wagen stand, Gelegenheit, sich die Reisenden anzusehen. Er schöpfte sofort Verdacht wegen der Linientruppen und der unheimlichen Kutsche und verglich den Mann im Wagen mit dem Bilde auf einem Assignatenscheine, den er bei sich trug. Als die Tatsache festgestellt war, daß es der König sei, ritt Drouet auf einem Seitenweg nach Varennes. Dort weckte er den Gemeindevorsteher Sauce, der zugleich Krämer und Lichtzieher war, und teilte ihm seinen Verdacht mit. Der Befehlshaber der Nationalgarde wurde gerufen, der mit einigen anderen Personen die nötigen Verabredungen traf. Die über das Flüßchen Aire, das die Stadt in zwei Teile teilt, führende Brücke verrammelte man durch das Umwerfen eines Möbelwagens.

Gegen 11 Uhr Nachts kam der königliche Wagen in **Varennes** an. Nirgends waren Husaren, nirgends Pferde zum Umspannen. Die Hofkavaliere suchten in der Dunkelheit nach den bestellten Pferden. Selbst die Königin stieg aus und fragte an einigen Haustüren. Endlich erfuhr man,

daß, was Bouillé in seinem Bericht an den König zu bemerken vergessen hatte, in dem jenseitigen Teile der Stadt im Gasthof zum „Grand Monarque" schon seit dem Morgen dieses Tages Pferde bereit standen. Die Wagen fuhren also dorthin, mußten aber vor dem quer über der Brücke liegenden Wagen Halt machen. Als die Kavaliere abstiegen, um das Hindernis wegzuräumen, erklärte ihnen Drouet, der mit bewaffneten Männern dort stand, daß die Wagen nicht weiter fahren dürften. Sauce forderte die Reisenden auf, zur Prüfung des Passes ihm in seine Wohnung zu folgen. Während dies geschah, wurden in Varennes und den umliegenden Orten die Sturmglocken geläutet, die Nationalgarde durch Eilboten aufgeboten. Bald waren Tausende von Bewaffneten in Varennes versammelt, welche alle nicht dem König, sondern dem jakobinisch gesinnten Drouet gehorchten.

Die Mitglieder der königlichen Familie befanden sich nebst ihrem Gefolge alle in einem Zimmer des Sauceschen Hauses. Die Königin selbst saß auf einem Stuhle zwischen zwei Kisten mit Talglichtern und Seife. An den König sich wendend, zeigte Sauce auf dessen an der Wand hängendes Bild und sagte: „Sire, das ist Ihr Porträt!" Ludwig erwiderte: „Jawohl, mein Freund! ich bin der König," umarmte Sauce und bat ihn, ihn nicht am Weiterreisen zu hindern, da er nicht um Rache zu üben, sondern nur um sein Leben zu retten, Paris verlassen habe. Um 12½ Uhr Nachts trat der Herzog von Choiseul, der mit 40 Husaren angekommen war, nebst zwei Offizieren in das Zimmer. Die Königin, die mit Sauce und ein paar Gemeinderäten sprach, ging sofort auf Choiseul zu und reichte ihm freudig die Hand. Sie schöpfte wieder Hoffnung. Die Offiziere berichteten von dem Aufstand der Bevölkerung und von dem Abfall einiger Truppenteile. „Was tun?" fragte der König. Choiseul erwiderte: „Sie retten, Sire! Ich habe hier 40 Husaren. Wir werden Sie in die Mitte nehmen, und, den Säbel in der Hand, Ihnen Bahn brechen. Wir werden Sie über den Fluß bringen: aber es ist kein Augenblick zu verlieren; denn in einer Stunde werden meine Soldaten vom Volke gewonnen sein." Der König fragte: „Stehen Sie mir gut dafür, daß in diesem ungleichen Straßenkampf von etwa 30 gegen 800 Menschen nicht eine Flintenkugel die Königin oder meine Tochter oder meinen Sohn oder meine Schwester treffen wird?" Eine unbedingte Bürgschaft konnte Choiseul

nicht übernehmen. Der König aber kam zu keinem Entschlusse; er wollte bis zum Morgen in Varennes bleiben und die Ankunft Bouillés abwarten. Choiseul hatte bereits einen Offizier in der Richtung nach Montmedy abgeschickt, um den General Bouillé von der Lage des Königs zu unterrichten. Um vier Uhr kam Kapitän Deslon mit 100 Husaren, ließ diese vor der verrammelten Brücke stehen, eilte zum König und fragte nach seinen Befehlen. „Sie sehen ja selbst," antwortete dieser, „ich kann keine Befehle erteilen, ich bin Gefangener; sagen Sie Herrn von Bouillé, er solle tun, was er könne!" Darauf kehrte Deslon zu seinen Husaren zurück und wartete auf die Ankunft des Generals. Wenn dieser nicht kam, war alles verloren.

Zwischen fünf und sechs Uhr hörte man Wagengerassel. Zwei Herren stiegen vor dem Hause aus und traten ein. Es waren bereits die Sendboten, welche dem König von Paris aus nachgeschickt worden waren, Bayou, der Abgesandte des Pariser Gemeinderates, und Romeuf, Adjutant Lafayettes. Der König nahm das Dekret der Nationalversammlung entgegen, worin sämtliche Zivil- und Militärbehörden aufgefordert wurden, „der Entführung" des Königs sich zu widersetzen und ihn nach Paris zurückzuführen. Nachdem er es gelesen hatte, sagte er: „Es gibt in Frankreich keinen König mehr."

Inzwischen hatten sich mehr als 10000 Menschen in Varennes versammelt, darunter viele Nationalgardisten. Romeuf drang auf sofortigen Aufbruch und Rückreise. Der König, auf Bouillé wartend, zögerte. Einige sprachen schon davon, man solle ihn mit Gewalt in den Wagen schleppen. Gegen acht Uhr Morgens verzweifelte der König an der Ankunft Bouillés und erklärte sich bereit zur Rückreise. Die beiden Wagen wurden in Bereitschaft gesetzt und fuhren unter dem Triumphgeschrei der Menge ab. Eine Stunde nachher, um neun Uhr, traf Bouillé mit seinem Reiterregiment vor Varennes ein. Er konnte den König nicht mehr einholen; denn die Pferde, die schon neun Stunden im Laufe waren, hatten eine Erholung nötig; auch konnte er sich auf seine Soldaten nicht unbedingt verlassen. Bouillé kehrte um und hielt es für geraten, das französische Gebiet zu verlassen. In der Nähe von Epernay begegneten der königlichen Familie am 23. Juni die von der Nationalversammlung ernannten drei Kommissäre: Latour-Maubourg, ein Gesinnungsgenosse La-

fayettes, Barnave, der in die Fußstapfen Mirabeaus zu treten wünschte, und Petion, welcher den starren Republikaner zur Schau trug. Zum Zweck der nötigen militärischen Vorkehrungen war ihnen der General Mathieu Dumas beigegeben. Barnave und Petion setzten sich in den königlichen Wagen, Latour-Maubourg und Dumas mit Frau von Tourzel in den zweiten. In jenem ging es etwas eng her; der Dauphin mußte bald von diesem, bald von jenem in den Armen gehalten werden. Barnave benahm sich fein und zartfühlend und zeigte der Königin gegenüber viel Teilnahme und Anhänglichkeit; Petion trat barsch und rücksichtslos auf, erklärte die Monarchie für einen überwundenen Standpunkt und sprach die Überzeugung aus, daß das französische Volk reif zur Republik sei.

Am 25. Juni war **der Einzug in Paris.** Er war einem Leichenzug nicht unähnlich. Die wildesten Revolutionäre beabsichtigten, die königliche Familie während des Einzugs in Masse zu überfallen und zu ermorden, um alle Hindernisse mit einem Schlage wegzuräumen. Aber die Nationalversammlung traf genügende Vorkehrungen, bot die ganze Nationalgarde auf und ließ Spalier bis zu den Tuilerien bilden. In der Presse war die Losung gegeben, den König mit Totenstille zu empfangen. „Wer vor dem König den Hut abzieht, wird geschlagen; wer ihn beleidigt, wird gehängt.“ Was Mirabeau vorausgesagt hatte, war eingetreten. Vor der Flucht war die Erhaltung der Monarchie, wenn auch schwierig, so doch möglich; nach der Flucht war sie eine Unmöglichkeit. Von der Ansicht ausgehend, daß der König das Ausland gegen Frankreich habe in die Schranken rufen wollen, zeigte sich das Volk von nun an feindselig gegen König und Königtum. Schon am 24. Juni hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß der König und die Königin in den Tuilerien eine besondere Wache erhalten sollten. Die vor den Türen der Zimmer aufgestellten Schildwachen ließen ohne besondere Erlaubnis niemand ein. Die königlichen Gatten konnten sich nur flüchtig sehen und sprechen. Die Türen zu ihren Schlafzimmern mußten Tag und Nacht geöffnet bleiben; Marie Antoinette konnte sich ohne Zeugen kaum ankleiden und auskleiden.

An demselben 24. Juni beschloß die Versammlung auch die vorläufige Aufhebung der königlichen Gewalt, bis das Verfassungswerk zu Ende geführt sei. An

diesen Beschluß knüpfte sich eine Spaltung unter den Parteien. 290 Mitglieder der Nationalversammlung erhoben Einsprache dagegen und erklärten, daß sie fernerhin auf die Teilnahme an den Verhandlungen verzichteten. Ebenso traten aus dem Jakobinerklub die Anhänger des verfassungsmäßigen Königtums unter Führung von Barnave und der beiden Lameth aus und gründeten einen eigenen Klub, den sie nach dem Kloster, in dem sie sich versammelten, Feuillants nannten. Der Rest der Jakobiner unter Führung von Robespierre, Petion u. a. bekannte sich immer offener zu republikanischen Anschauungen. Aber sie besaßen nicht die Mehrheit in der Nationalversammlung und noch viel weniger die im Volke, das durchaus monarchisch gesinnt war. Das zeigte sich, als es sich bei der weiteren Beratung der Verfassung um die Frage handelte, ob der König unverantwortlich und für seine Person unverletzlich sein sollte. Die Jakobiner verneinten diese Frage. Die Versammlung aber beschloß nach einer glänzenden Rede Barnaves das Gegenteil; nur dann sollte er wie ein gewöhnlicher Bürger zur Rechenschaft gezogen werden können, wenn er an der Spitze eines Heeres das französische Volk bekriege, oder wenn andere dies in seinem Namen täten, oder wenn er seinen Eid auf die Verfassung zurückziehe. Dieser Beschluß bedeutete eine offenkundige Niederlage der Jakobiner. Ihrem Ingrimme hierüber machten sie in einer großen Volksversammlung auf dem Marsfelde Luft (17. Juli 1791). Als aber bei dieser Gelegenheit zwei Menschen ermordet wurden, erschien Lafayette mit seiner Nationalgarde und gab unter Berufung auf das Martialgesetz eine Salve auf die Menge ab, die einige Dutzend Menschen niederstreckte. Die Nationalversammlung billigte diese Strenge und unterwarf alsdann die Verfassung einer letztmaligen Durchsicht, wobei die törichte Bestimmung, daß kein Mitglied der Versammlung Minister sein dürfe, beseitigt wurde.

Am 3. September war diese Arbeit fertig. Eine Abordnung überreichte dem König die Urkunde. So sehr es ihm auch widerstrebte, sie zu unterzeichnen, so blieb ihm doch nichts anderes übrig. Am 14. September leistete er in der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung. Die Volksvertreter saßen auf ihren Stühlen, der König blieb stehen. Als er nach Hause kam, warf er sich auf einen Stuhl und weinte über die erlittene Demütigung. Die Königin, die von einer Seitenloge aus den Vorgang mit-

angesehen hatte, versprach sich von einem unter solchen Mißklängen wieder eingesetzten Königtum nichts Gutes. Sie sah schlimme Zeiten herankommen. An den Grafen Mercy schrieb sie: „Die Verfassung ist etwas so Widernatürliches, daß sie sich nicht lange halten kann. Welches Unglück aber auch über mich kommt, ich kann mich in die Umstände fügen; aber niemals werde ich in etwas willigen, was meiner unwürdig wäre; erst im Unglück fühlt man, was man ist." Am Morgen des 14. September, ehe der König in der Versammlung erschienen war, hatte diese noch eine allgemeine Straflosigkeit für alle politischen und militärischen Vergehen seit dem 1. Juni 1789 beschlossen, ebenso Zurücknahme der Erlasse gegen die Emigranten. Am 30. September löste sie sich auf. Der erste Akt des Trauerspiels war zu Ende.

Das französische Volk war bereits in seinen Tiefen erschüttert; aber es hatte in den letzten zwei Jahren dennoch einen gewaltigen Fortschritt gemacht. Die fürstliche Allgewalt und der Privilegienstaat waren beseitigt. Die neue Verfassung gewährte allen französischen Bürgern die allgemeinen Menschenrechte, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Gleichheit der Besteuerung. Die Versammlung konnte mit einem Gefühle der Genugtuung auseinandergehen; sie hatte den Schwur im Ballhause eingelöst. Ein Werk war geschaffen, das für die politische Geschichte Europas bahnbrechend wurde. Die Revolution schien jetzt an ihrem Ende angelangt zu sein. Frankreich hoffte eine Zeit der Freiheit und des Bürgerglücks. — Und doch lagen schon in dem Werke der Konstituante die Keime zu neuen heftigeren Erschütterungen. Das Königtum, das bisher die einzige politische Macht im Staate gewesen war, bestand noch dem Namen nach, war aber tatsächlich all seiner Macht entkleidet und zu einem Zierat erniedrigt, das man füglich auch entbehren konnte. Das Volk, das bisher nicht den Schimmer von Einfluß oder Macht besessen hatte, war über Nacht souverän geworden. Das bedeutete einen Bruch mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung. Jäh und unvermittelt waren die neuen politischen Einrichtungen gekommen, ohne einen Anknüpfungspunkt vorzufinden. Das Volk war für die Rolle, die ihm die Verfassung zuteilte, nicht vorgebildet, nicht erzogen.

Das Schlimmste aber war, daß die mangelhafte Einrichtung der Verwaltung und Rechtspflege einen Zustand

der Auflösung und Gesetzeslosigkeit schuf, der der Gewaltherrschaft weniger Tür und Tor öffnete. Diese Minderheit, die in allen Künsten der Volksverführung kundig und mit rücksichtsloser Tatkraft ausgestattet war, übernahm alsdann die Rolle des souveränen Volkes und knechtete im Namen dieser Souveränität dasselbe Volk in einer Weise, wie niemals Menschen durch Menschen geknechtet worden sind.

3. Die gesetzgebende Versammlung.

(1. Okt. 1791 bis 20. Sept. 1792.)

a) Zwiespalt zwischen König und Nationalversammlung.

Am 1. Oktober 1791 trat in Paris die „gesetzgebende Versammlung" (la législative) zusammen, die nach den Bestimmungen der neuen Verfassung gewählt worden war, um die zu ihrer Ausführung nötigen Gesetze zu erlassen. An geistiger Bedeutung stand diese zweite Versammlung hinter ihrer Vorgängerin beträchtlich zurück. Die letztere hatte nämlich vor ihrer Auflösung auf Antrag Robespierres einen Beschluß gefaßt, der zwar ihrer Selbstlosigkeit viel Ehre macht, in seinen Wirkungen aber verhängnisvoll war; danach durfte kein Mitglied der alten Versammlung in die neue gewählt werden. Die Folge war, daß diese aus lauter Neulingen und zum guten Teil auch aus Mittelmäßigkeiten bestand.

Die **Parteiverhältnisse** waren verschwommen und schwankend. Auf der Rechten saßen die Feuillants, treue Anhänger der Verfassung und des Königtums. Sie mochten anfänglich 150 Köpfe zählen, schmolzen aber allmählich auf den dritten Teil zusammen. Wie ihre Zahl, so nahm auch ihr Einfluß beständig ab; schließlich war er gleich Null. Die äußerste Linke bildete der „Berg" (la montagne), so benannt nach den erhöhten Sitzplätzen seiner Mitglieder. Er bestand aus gesinnungstüchtigen Jakobinern, die Frankreich so rasch als möglich in eine radikale Republik verwandeln wollten. Führer dieser Gruppe, die an Zahl und Einfluß beständig wuchs, waren vorerst der einstige Kapuzinermönch Chabot und der blutdürstige, an beiden Füßen gelähmte Couthon, einer von den 400 Advokaten, die in dieser Versammlung saßen. An den Berg schloß sich gegen die Mitte hin die „Ebene" an, deren Mitglieder die tiefer gelegenen Sitzplätze einnahmen.

Die Ebene bestand, wie so ziemlich die ganze Mitte der Versammlung, aus Girondisten (girondins), die ihren Namen dem schönen Lande um die Gironde verdankten, wo mehrere ihrer Häupter gewählt worden waren. Die Girondisten waren Leute von Stand und Bildung, glänzende Redner und warmherzige Patrioten, von jugendlicher Begeisterung für das neuerstandene Frankreich durchglüht. Aber gerade dieser Idealismus war ihr Verhängnis. In dem unklaren Bestreben, an Freisinn und Volkstümlichkeit hinter der ersten Versammlung nicht zurückzustehen, trugen sie fortwährendes Mißtrauen gegen das Königtum zur Schau und untergruben diesem vollends die Würzelein, die die Konstituante ihm gelassen hatte. So wurden sie Anhänger der Republik, aber nicht einer plebejischen, sondern einer aristokratischen; die Gebildeten sollten über die Masse, nicht die Masse über die Gebildeten herrschen. In dem girondistischen Idealstaate, der aus den Freistaaten des Altertums heraus entworfen war, wäre der maßgebende Einfluß der „bourgeoisie", dem gebildeten und besitzenden Mittelstande, zugefallen. Seele dieser Gruppe war die Frau Roland, deren Gemahl in der ersten Versammlung die Stadt Lyon vertreten hatte und inzwischen nach Paris übergesiedelt war. Sie war eine geistvolle, feingebildete Frau, die eine schwärmerische Bewunderung für die Tugend und den Heldensinn des Altertums empfand und diese auf den ganzen Kreis übertrug, der sich in ihrem Salon zu versammeln pflegte. Das eigentliche Parteihaupt aber war der ehrgeizige und ränkevolle Brissot; neben ihm standen als hervorragende Mitglieder der feurige Vergniaud, der schöne Barbaroux, Guadet, Gensonné und andere.

Die gesetzgebende Versammlung sollte die einzige Inhaberin der höchsten politischen Gewalt sein. Aber es war ein schlimmes Zeichen, daß neben ihr andere Gewalten auftauchten, die jener an Klarheit der Ziele und an Entschlossenheit des Handelns überlegen waren, **Jakobinerklub und Stadtverwaltung.** Die Jakobiner, die neuerdings an der roten Mütze der Galeerensträflinge auch ein Parteizeichen erhalten hatten, buhlten mit allen Mitteln um die Gunst des Straßenpöbels, so auch dadurch, daß sie in Lebensgewohnheiten und äußerer Haltung sich mehr und mehr den „Sansculotten" näherten. Mit letzterem Spottnamen bezeichnete man die Proletarier, die nicht die kurzen Kniehosen (culottes) der oberen Stände, sondern die langen Beinkleider

(pantalons) der unteren trugen. Gestützt auf dieses zahlreiche Heer der Brotlosen, Ausgestoßenen, Zerlumpten, bildete der Jakobinerklub in Paris eine Art von Gegen- oder Nebenparlament, das einen wachsenden Druck auf den Gang der Ereignisse ausübte. Es war zwar nicht gesetzmäßig, hatte aber ähnliche Einrichtungen wie die Nationalversammlung (Präsidenten, Rednerbühne, Debatten u. s. w.); seine Verhandlungen und Beschlüsse wurden sogar in einem eigenen Blatte veröffentlicht. Hier war allen radikalen Köpfen, die nicht in der Volksversammlung saßen, Gelegenheit gegeben, eine Rolle zu spielen und ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Das Hauptmittel, mit dem der Klub auf die Stimmung der Bürgerschaft und auf die Beratungen der Versammlung zu wirken suchte, waren die Straßenaufläufe, die man allmählich planmäßig betrieb, und die lärmenden Kundgebungen der Galerie, deren männliche und weibliche Besucher die Reden und Beschlüsse mit Beifall oder mit Toben und Gebrüll begleiteten. Durch beides wollte man die gemäßigten Bürger schrecken und die öffentliche Meinung fälschen, die ohnedies durch eine verlogene und gemeine Presse fortwährend aufgereizt wurde.



Robespierre.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde, gestochen von W. H. Egleton.

Die großen Namen dieser Partei sind **Robespierre und Danton.** Beide hatten vor 1789 als untergeordnete Advokaten gelebt, jener in seiner Vaterstadt Arras, dieser in Paris. Beide wurden durch die Wogen der Revolution zu leitenden Stellungen im Staate emporgetragen. Während aber Danton durch die Vielseitigkeit und den Reichtum seiner natürlichen Begabung ein gewisses Anrecht auf eine solche Stellung hatte, war Robespierre ein Dutzendmensch ohne eigene Gedanken, einseitig verbohrt in die Lehren des Contrat social, an denen er mit der Zähigkeit, aber auch mit

der Borniertheit eines Fanatikers festhielt. Robespierre war ein Mann, der auf sein Äußeres etwas hielt und auch in den Zeiten des ärgsten Sansculottentums Kleidung und Haltung nicht vernachlässigte; er befleißigte sich eines ehrbaren Lebenswandels, versäumte aber auch keine Gelegenheit, seine eigene Tugendhaftigkeit und Uneigennützigkeit in empfehlende Erinnerung zu bringen. Danton dagegen lebte so recht wie das zerlumpte Genie, das sich um Kleinigkeiten nicht kümmert und über die herkömmlichen Begriffe von Sitte und Anstand sich kühn hinwegsetzt. Grundverschieden war auch die Art ihrer Beredsamkeit. „Wenn Danton mit dröhnender Stimme feurige Reden hielt, sprach Robespierre salbungsvoll wie ein Methodistenprediger." Danton beherrschte die Massen, indem er sie verachtete, Robespierre, indem er ihnen schmeichelte.



Danton.

Nach einem im Besitze der Familie Danton befindlichen Porträt vom Jahre 1792, gestochen von Leon Dabbe.

Um die Großen scharten sich die kleinen und kleineren Geister, die alle demselben Zwecke dienten; da sie keine Rücksicht kannten, hatten sie auch Erfolg. Der gemäßigte, edle Bailly, der bisherige Bürgermeister von Paris, wurde aus der Stadtverwaltung hinausgedrängt; sein Nachfolger war nicht Lafayette, der sich Hoffnung darauf gemacht hatte, sondern der radikale Petion. Die Stelle, die Lafayette bisher als Befehlshaber der Nationalgarde innegehabt hatte, wurde ganz aufgehoben; die Kommandanten der sechs „Legionen" sollten im Oberbefehl untereinander wechseln. So gerieten Gemeinderat und Nationalgarde mehr und mehr unter den Einfluß des Jakobinertums.

In der Nationalversammlung aber wurden die Jakobiner vorerst noch von der girondistischen Mehrheit niedergestimmt. Die letztere wünschte, um ihre freiheitliche Gesinnung über jeden Zweifel hinaus zu heben, **Zwiespalt zwischen dem Königtum und der Nationalversammlung** zu erregen, was sie auch

gleich durch ihre ersten Beschlüsse erreichte; diese richteten sich gegen die eidweigernden Priester und die Emigranten. Im November 1791 wurde beschlossen, daß binnen acht Tagen sämtliche Geistliche den vorgeschriebenen Verfassungseid zu leisten hätten; die Widerstrebenden sollten ihre Pensionen verlieren und im Falle des offenen Ungehorsams mit zweijähriger Gefängnishaft bestraft werden. Dieser Beschluß verletzte die heiligsten Gefühle des gut katholischen Königs, der selbst bei einem nicht beeidigten Priester die Messe hörte. Er raffte sich also auf und machte von seinem Veto Gebrauch, wodurch er die vorläufige Ausführung des Beschlusses verhinderte. Die günstigste Gelegenheit, dieses Zerwürfnis bis zum völligen Bruche zu steigern und zum Sturze des Königtums auszunützen, bot die Emigrantenfrage, die sich bald zur brennendsten auswuchs, weil sie im innigsten Zusammenhang mit der Kriegsfrage stand.

Den **Krieg mit dem Auslande** wünschte zunächst nur die Gironde, nicht aber die Jakobiner, wenigstens nicht Robespierre mit seinem Anhange. Jene glaubten, nur auf diesem Wege ihre politischen Pläne verwirklichen zu können. Der Krieg war aber auch aus anderen Gründen notwendig.

Die Fürsten und Regierungen der Nachbarländer mußten von Anfang an fürchten, der revolutionäre Funke möchte auch in ihre Gebiete überspringen und einen ähnlichen Brand anfachen wie in Frankreich, zumal da auch bei ihnen Zündstoff genug vorhanden war. Die revolutionären Führer ihrerseits waren von dem unwillkürlichen Drange erfüllt, die vermeintlichen oder wirklichen Segnungen der Revolution auch anderen Völkern, ja der ganzen Menschheit zugänglich zu machen. Lafayette hatte schon die Einführung der Trikolore mit den ahnungsvollen Worten begrüßt, sie werde die Runde um den Erdkreis machen. Seitdem war die „Macht der revolutionären Propaganda" noch gewachsen. Es war überhaupt „die Größe und der Fluch dieser Bewegung, daß sie über Frankreichs Grenzen hinausfluten mußte". Denn sie war ihrem innersten Wesen nach auf Ausbreitung hingewiesen und zur Ausbreitung geeignet. Die Furcht vor dieser werbenden Kraft der revolutionären Gedanken hat die Fürsten frühe erfüllt und manchen unter ihnen den Gedanken an Gegenmaßregeln nahe gelegt.

Schon im August 1791 hatten Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in dem sächsischen

Lustschlosse Pillnitz, nahe bei Dresden, eine Zusammenkunft gehalten, um sich über gemeinsame Schritte zu beraten. Als ungeladene Gäste waren auch der Graf von Artois, der Bruder Ludwigs XVI., der Exminister Calonne und General Bouillé erschienen. Der Graf hatte eine fertige Denkschrift mitgebracht, die einer Kriegserklärung an Frankreich gleichkam. So eilig hatten's aber die beiden Fürsten noch nicht, am allerwenigsten Leopold. Sie begnügten sich mit einer Erklärung (27. August 1791) in dem Sinne, die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich sei eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit, die alle Mächte Europas berühre. Das war ein schwächlicher Beschluß, der nach keiner Seite hin Eindruck machte. Die Ereignisse trieben aber auch bald zu entschiedeneren Maßregeln, zu denen der Kaiser ohnedies fort und fort von mehreren Seiten gestachelt wurde.

Durch die Beschlüsse des 4. August waren viele deutsche Reichsstände schwer geschädigt worden, namentlich die Erzbischöfe und Bischöfe am Rhein, ferner die Häuser Hessen-Darmstadt, Nassau, Baden, Württemberg, auch einzelne Reichsfreiherren. Diese Stände besaßen in den ehemaligen deutschen Reichsgebieten, die an Frankreich abgetreten worden waren, noch alte verbriefte Feudalrechte und Einkünfte. Elsässische oder lothringische Bauern zahlten der Krone Frankreichs, dem sie politisch zugehörten, ihre Steuern, dem deutschen Bischof aber, dem sie kirchlich zugehörten, den Zehnten, oder dem früheren deutschen Lehensherrn die Feudalabgaben. Es waren wunderliche und verwickelte Verhältnisse; jedenfalls aber traf die Aufhebung aller Feudalrechte innerhalb der französischen Grenzen einzelne deutsche Herren sehr hart; man schlug auf deutscher Seite den Gesamtverlust auf 100 Millionen Livres an. Alle die Geschädigten aber bestürmten jetzt den Kaiser, er solle die in den Friedensschlüssen, namentlich dem westfälischen, festgesetzten und beschworenen Rechte der Reichsstände Frankreich gegenüber geltend machen. Sie waren aber nicht die einzigen, die dem Kaiser mit ihren Forderungen in den Ohren lagen.

Noch dringlicher waren die Forderungen der **Emigranten**, die nichts Geringeres wünschten als Einmarsch in Frankreich und Knebelung der Revolution. Gewiß waren manche unter den „émigrés“ achtbare und ehrenwerte Leute, die ihr Vaterland verließen, um ihr und der Ihrigen Leben zu

retten. Die Gesellschaft aber, die sich jetzt in den schweizerischen und deutschen Grenzstädten, namentlich in Koblenz, Mainz und Worms, zusammenfand, bestand aus hochmütigen, gewissenlosen Gesellen, die durch ihre französische Lasterhaftigkeit bei den braven Deutschen Ärgernis und durch ihre aristokratischen Standesvorurteile Gelächter erregten. Aber ihr Treiben war auch staatsgefährlich. Der Haß gegen die Revolution, die sie ins Ausland getrieben hatte, machte sie blind gegen die Pflichten, die sie ihrem Vaterlande immer noch schuldeten, und trieb sie geradezu ins Lager der Feinde. Sie wühlten an allen Höfen, namentlich in Wien, um Krieg gegen die Revolution zu erregen. Sie stellten selbst Werbungen an und errichteten Regiment auf Regiment, freilich mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit. So hat der französische Adel, der seit Jahrhunderten der erste und vornehmste Stand der Nation gewesen war, an der ruhmreichsten Periode der französischen Geschichte keinen Anteil. Viele seiner Mitglieder kämpften, Verrätern gleich, gegen ihr eigenes Vaterland. Es ist demnach verständlich, wenn die Nationalversammlung dem Säbelgerassel und den wilden Rachplänen dieser Gesellschaft mit den schärfsten Mitteln entgegentrat. Am 9. November 1791 beschloß die Versammlung: alle diejenigen Emigranten, die bis zum 1. Januar 1792 nicht zurückgekehrt wären, sollten als Hochverräter zum Tode verurteilt werden; ihre Güter und Einkünfte sollten dem Staate zufallen. Diese Bestimmung galt auch den französischen Prinzen, also z. B. den beiden Brüdern des Königs, den Grafen von Provence und von Artois. Auch diesem Beschlusse gegenüber machte der König von seinem Veto Gebrauch.

Noch von einer dritten Seite aus wurde Leopold um Hilfe gebeten; das war die eigene unglückliche Schwester auf dem französischen Throne, die ihre einzige Hoffnung auf die Hilfe des kaiserlichen Bruders setzte. Die Gironde wußte dies; sie vermutete auch, daß der König geheime Verbindungen mit auswärtigen Mächten, namentlich seinem kaiserlichen Schwager, unterhalte, und sie freute sich darüber; denn ihre Aufdeckung konnte die Handhabe zum Sturze des Königtums bieten. Den Krieg wünschte sie auch deswegen, weil er ein Mittel werden konnte, um die verworrenen Zustände im Innern zu beschwören, wo alles zuchtlos durcheinander wogte und keine gesetzliche Gewalt mehr Geltung hatte. Außerdem durfte man hoffen, die verlorene äußere

Machtstellung zurückzuerobern und die Geldnot des Staates zu heilen. Entscheidend aber für die Gironde war die Hoffnung, daß die letzten armseligen Reste des Königtums bei einem Kriege mit dem Kaiser ganz von selbst zusammenbrechen würden.

Mit Ungestüm forderten also die Führer der Gironde den Krieg, und Brissot hielt im Dezember 1791 jene feurigen Kriegsreden, die das ohnedies schon leidenschaftlich erregte Nationalgefühl noch mehr stachelten und die Drohung enthielten, man werde dem Bunde der Könige einen Gegenbund der Völker entgegensetzen. Noch einmal schienen sich die dunkeln Wetterwolken zu verziehen, als der friedliebende Kaiser Leopold den rheinischen Fürsten befahl, sie sollten die Emigranten von jeder feindseligen Kundgebung gegen die französische Regierung abhalten und zur Entwaffnung zwingen. Aber der Stein war bereits im Rollen und nicht mehr aufzuhalten. Im Januar 1792 setzten es die leitenden Männer der Gironde durch, daß an den Kaiser Leopold das Verlangen gestellt wurde, er solle sich binnen drei Wochen bestimmt darüber erklären, ob er jede Bedrohung der französischen Revolution unterlassen wolle. Darauf verstärkte der Kaiser seine Truppen in Belgien und am Rhein und schloß am 7. Februar 1792 mit Preußen ein Schutzbündnis, worin sich beide Teile zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichteten. Dies war der Keim der sogenannten ersten Koalition. An einen Angriffskrieg dachte Leopold auch jetzt noch nicht. Aber am 1. März 1792 starb dieser friedliebende Kaiser, der sich auch durch die flehentlichen Bitten seiner Schwester nicht hatte hinreißen lassen. Ihm folgte sein ältester Sohn, der damals vierundzwanzigjährige Franz II. (1792—1835), ein beschränkter, unerfahrener Fürst, von dem sich annehmen ließ, daß er leichter für den Kriegsgedanken zu haben sei. Zehn Tage nach diesem Thronwechsel in Wien erfolgte in Paris ein Ministerwechsel, der ebenfalls den Krieg näher rückte. Am 10. März entließ Ludwig das bisherige Ministerium und bildete ein neues aus der Mehrheitspartei. Roland übernahm das Innere, der unruhige General Dumouriez das Äußere, Claviere die Finanzen.

Dieses **girondistische Ministerium** bedeutete den Krieg. Am 18. März verlangte Dumouriez, Österreich solle sofort abrüsten und alle gegen Frankreich gerichteten Verträge auflösen. Die Antwort lautete: Österreich könne dies nur tun,

wenn Frankreich diejenigen Reichsstände entschädige, die durch die Abschaffung der Feudallasten Verluste erlitten hätten, wenn der Papst für das ihm entrissene Avignon Genugtuung erhalte, wenn endlich durch entsprechende Einrichtungen die Macht der französischen Regierung verstärkt und die Beunruhigung der Nachbarstaaten verhindert würde. Am 20. April erschien Ludwig XVI., ein an Leib und Seele gebrochener Mann, von allen Ministern begleitet, in der Nationalversammlung und verlas, der Verfassung gemäß, den Antrag, an den „König von Ungarn und Böhmen" den Krieg zu erklären. Während die Versammlung in einen tobenden Beifallssturm ausbrach, wurde der König von innerer Bewegung fast überwältigt. Er ahnte, daß dieser Krieg ihm und den Seinigen nur Verderben bringen könne, mochten die Würfel fallen, wie sie wollten.

Der Antrag des Königs wurde fast einstimmig angenommen; unter den wenigen, die dagegen stimmten, befand sich Robespierre. Die Kriegserklärung richtete sich zunächst nur gegen den Kaiser; aber Preußens Teilnahme war nach dem Bunde vom 7. Februar selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich war, daß auch die übrigen Nachbarn hineingezogen wurden. Dumouriez sprach bereits offen von den „natürlichen Grenzen", die Frankreich fordern müsse. So war an jenem 20. April das Zeichen gegeben nicht zu einem Zweikampfe, sondern zu einem Weltkriege, zu einem Zusammenprall des neuen revolutionären Frankreich mit dem alten monarchischen Europa. Dieser Weltkrieg hat zwei Jahrzehnte hindurch den ganzen Weltteil von Moskau bis Lissabon mit kriegerischem Getümmel erfüllt und Blutopfer ohnegleichen gefordert; er hat aber auch der Revolution ihren Bändiger und dem Weltteil eine neue Staatenordnung gebracht.

b) Sturz des Königtums.

Von nun ab steht die innere Geschichte der Revolution mit dem Gange des äußeren Krieges in innigster Wechselbeziehung. Jeder Erfolg oder Mißerfolg an den Grenzen wirkte auf die Ereignisse in Paris zurück. Zunächst freilich hatten die Franzosen nach menschlichem Ermessen nur Mißerfolge zu erwarten. Das alte königliche Heer der Ludwige war in völliger Auflösung, das neue revolutionäre noch nicht gebildet; der Ruf „Freiheit und Gleichheit" hatte nur die

Zucht gelockert und Unbotmäßigkeit erweckt. Dazu fehlte es an Geld, an tüchtigen Offizieren, an einem festen Plane; das ganze Land befand sich im Zustande wilder Unordnung und Gesetzlosigkeit. Man durfte also annehmen, daß die geschulten Heere der Österreicher einen raschen und leichten Sieg über diese Revolutionshaufen davontragen würden. Es kam anders trotz des den Verbündeten günstigen Anfangs.

Der Feldzug wurde Ende April 1792 in Belgien eröffnet. Aber die französischen Truppen, die unter Lafayette, Rochambeau und Dillon dort einmarschieren sollten, liefen beim Anblick der österreichischen Regimenter unter dem Rufe „Verrat" schmählich davon. Dieser Mißerfolg wurde alsbald benutzt, um entschiedene Maßregeln zur Verhinderung weiteren Verrates und zur Rettung des Vaterlandes zu begründen. Die Versammlung beschloß also, die Truppen in und um Paris sollten durch 20000 Freiwillige (Föderierte, fédérés) ersetzt werden und jeder eidweigernde Priester sollte zu sofortiger Verbannung verurteilt werden, wenn nur 20 Einwohner seines Bezirkes dies beantragten. Als der König gegen diese beiden Beschlüsse sein Veto einlegte, trat das girondistische Ministerium zurück (13. Juni 1792), worauf jener ein neues aus den Feuillants bildete. Darin sahen alle Radikalen einen Anschlag auf Freiheit und Vaterland, und ihre Führer beschlossen, eine neue Volksbewegung zur Ausführung zu bringen, ähnlich dem Bastillesturm oder dem Oktoberzug. Das ist der **„Sturm auf die Tuilerien" vom 20. Juni 1792.**

Am Jahrestage des Schwures im Ballhause gegen Mittag marschierte der mit Piken ausgerüstete Pöbel der Vorstädte und andere Bewaffnete gegen die Tuilerien, um „dem Herrn und der Frau Veto einen Besuch zu machen". Es waren 10000 Mann, die unter der Leitung des Brauers Santerre und des Fleischers Legendre zuerst der Nationalversammlung einen Besuch abstatteten und dann dem Könige. Sie erzwangen den Eingang in die Tuilerien und drangen in das Zimmer ein, in dem sich Ludwig mit einigen Ministern und Nationalgardisten befand. Zwei Stunden hatte hier der König den Anprall der Volksmasse auszuhalten, die ein blutendes Kalbsherz mit der Überschrift „Aristokratenherz" und das Bild einer am Galgen hängenden Königin in die Höhe hob, Drohungen und Schimpfworte gegen den König ausstieß, mit Piken und Bajonetten ihn bedrohte und ausrief: „Weg

mit dem Veto! Bestätigung der Dekrete!" In eine Nische zurückgedrängt, von einigen treuen Nationalgardisten, die ihm zu Hilfe gekommen waren, beschützt, blieb der König bei aller Gefahr standhaft. Doch entging er der Demütigung nicht, daß er, von der Menge genötigt, eine rote Jakobinermütze aufsetzen mußte. In einem anderen Zimmer war Marie Antoinette, von Adeligen und Nationalgardisten umgeben, den Schmähungen und Flüchen der Weiber und Männer preisgegeben. Dem Dauphin, welcher bei ihr war, setzte man ebenfalls die rote Mütze auf. Aber die Würde und Hoheit der Königin schreckte auch die Frechsten von Tätlichkeiten ab. Gegen sieben Uhr Abends verlief sich die Menge, von dem Bürgermeister Petion, der zur Verhinderung dieser schändlichen Gewalttat nicht das geringste angeordnet hatte und erst spät im Schlosse erschienen war, wegen ihrer Weisheit und ihres Ordnungssinnes belobt. Erst zwischen acht und neun Uhr, als alle Zimmer geräumt waren, sahen sich der König und die Königin wieder. Sie fielen einander weinend in die Arme. Bourrienne, Sekretär Napoleons, berichtet in seinen Memoiren noch folgendes: Als der Menschenstrom sich in die Tuilerien ergoß, befand sich unter den Zuschauern auch ein junger Artillerieoffizier, der mit verschränkten Armen dem Toben eine Zeitlang zusah und dann zu seinen Begleitern sagte: „Man sollte mit Kanonen ein paar Hundert wegfegen; dann würde die ganze Kanaille davonlaufen."

Der beabsichtigte Streich war mißlungen. Die verbrecherische Bande hatte, durch die Haltung des Königs entwaffnet und durch die Nationalgarde zurückgehalten, keinen Mord gewagt. Doch hatte sie den Weg in die Tuilerien gefunden und suchte ihn bald wieder auf. Wer noch Sinn für Gesetzlichkeit und Ordnung hatte, war empört über die Pöbelszenen vom 20. Juni und fühlte Beschämung darüber, daß niemand in Paris Mut genug hatte, um diese Mordbanden mit kräftigen Schlägen niederzuschmettern. Da erschien, allen unerwartet, **Lafayette in Paris** (28. Juni), verlangte von der gesetzgebenden Versammlung strenge Bestrafung der Empörer und wurde auch vom Könige empfangen. Mit einigen Gleichgesinnten arbeitete er an der Verwirklichung des Mirabeauschen Planes: der König sollte, von seiner Schweizergarde und seinen Nationalgarden umgeben, offen Paris verlassen, sich nach Compiègne begeben und dorthin eine neue Volksvertretung zur Prüfung der Verfassung be-

rufen; mit der Sprengung des Jakobinerklubs und der Vernichtung seiner Führer durch die Nationalgarde sollte dieser Plan eröffnet werden. Aber der König und die Königin hofften einzig noch auf die Siege der Österreicher und Preußen und wollten mit Lafayette nichts zu tun haben. „Lieber untergehen, als Lafayette und den Konstitutionellen die Rettung verdanken!" sagte die Königin. Nun hätte Lafayette die rettende Tat, d. h. die Sprengung des Jakobinerklubs, auf eigene Faust wagen müssen, aber der „Held zweier Welten" war ein Mann der Worte, nicht der Taten. Als er wieder zu seinem Heere zurückkehrte, war die Lage des Königs schlimmer als zuvor.

Am 27. Juni erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, wodurch die innere Lage gewaltig verschärft wurde. Während die Freunde des Königs Tag und Nacht über den Flucht- und Rettungsplan nachsannen, während der König selbst in kläglicher Schwäche von einem Entschlusse zum entgegengesetzten schwankte, beschloß die girondistische Mehrheit der gesetzgebenden Versammlung am 11. Juli: „Das Vaterland ist in Gefahr". Dieser Beschluß wurde unter Trommelschlag und Fahnenschwenken und wildem Beifallsgeschrei auf den öffentlichen Plätzen verkündet, und sobald dieser Zug sich entfernt hatte, begann auf denselben Plätzen in Tribünen und Zelten, die man errichtet hatte, die Einzeichnung der Freiwilligen. Mitten in diese Aufwallung der Gemüter hinein fiel das unselige **Manifest**, das Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Oberbefehlshaber der verbündeten Preußen und Österreicher, beim Betreten des französischen Bodens am 25. Juli 1792 erließ. In hochmütiger, verletzender Sprache, die auf den Ursprung in Emigrantenkreisen hinwies, machte es die Stadt Paris und die Nationalversammlung und alle Beamten mit ihren Köpfen verantwortlich für die Person des Königs, und drohte der Hauptstadt völlige Vernichtung für jede Mißhandlung des Königs. Ein treuer Anhänger des Königs sagte, mit diesem Manifeste hätten die ausgewanderten Prinzen an Ludwig XVI. und seiner Familie einen wahren „Brudermord" begangen. Alles, was mit der Vernichtung des Feudalstaates einverstanden war, fühlte sich im Innersten empört über die Sprache des Auslands und der Emigranten, und machte den Hof verantwortlich für den Einbruch der deutschen Truppen.

Diese Stimmung kam den Jakobinern sehr geschickt, um

das Königtum vollends zu stürzen, und sie taten alles, um die Aufregung künstlich zu schüren. Man sprach offen von der Absetzung des Königs und der Einsetzung eines Nationalkonvents, der Königtum und Legislative ersetzen sollte. Man traf Vorkehrungen, um zu verhüten, daß das, was schon am 20. Juni beabsichtigt war, nicht aufs neue mißlinge. Am 30. Juli kamen die 500 „Marseiller Föderierten" in Paris an, Banditengestalten, wie sie nur ein großer Hafenplatz hervorbringt. Sie wurden feierlich empfangen mit vielen Festreden und Verbrüderungsszenen, und sie erweckten wilde Begeisterung, als sie den Freiheits- und Revolutionsgesang anstimmten: Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé, den der Ingenieurhauptmann und Dichter Rouget de Lisle in der Nacht des 24./25. April 1792 in Straßburg als Schlachtgesang für die Rheinarmee niedergeschrieben haben soll. Das Lied war von dem Klub der Verfassungsfreunde in Marseille bei einem Bankett zu Ehren der Freiwilligen gesungen und diesen nach Paris mitgegeben worden. Bei ihrem Einzug in Paris und bei dem Angriff auf die Tuilerien sangen die Marseiller das Lied, das als „Marseillaise" so volkstümlich geworden ist. — Zu den Freiwilligen aus Marseille gesellten sich die rohen Haufen aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, die für den geplanten Sturm bereit gemacht wurden. Dunkle, unsinnige Gerüchte schwirrten durch die Luft; die gemäßigten Abgeordneten in der Versammlung wurden bereits vom Janhagel persönlich mißhandelt. Alles fühlte das Nahen des Sturmes; der König aber verharrte bei seiner Unentschlossenheit. Bald wollte er Lafayettes Plan ausführen, bald schreckte er vor dessen Kühnheit zurück. Die Unterhandlungen über die Bildung eines neuen Ministeriums scheiterten an den Forderungen der Girondisten, die eine rein parlamentarische Regierung einrichten wollten. Schließlich glaubte der König am klügsten zu handeln, wenn er die Sache an sich herankommen und die Versammlung alles beschließen lasse, bis die fremden Heere ihn aus dieser Zwangslage befreien würden. Aber die letzteren rückten sehr langsam vorwärts, und für Ludwig war weniger die gesetzgebende Versammlung zu fürchten, als die paar Dutzend Leute, die am 9. August in einer Vorstadtkneipe die letzten Anordnungen für den Schlachtplan des folgenden Tages besprachen.

Am **10. August** um Mitternacht erschollen auf drei Kirch-

türmen in der Mitte der Stadt Paris die Sturmglocken, der Generalmarsch wurde geschlagen und die Nationalgarde, die Pikenmänner und die Galeerensklaven sammelten sich, die einen, um das Leben des Königs zu beschützen, die anderen, um diesem ein Ende zu machen. Die eigentlichen Urheber des Aufstands: Robespierre, Danton, Marat, Billaud-Varennes und andere, zeigten sich nicht; sie warteten in sicherem Versteck, welchen Erfolg der Aufstand haben würde. Mandat, Befehlshaber der Nationalgarde, ein alter, wackerer Kriegsmann, war entschlossen, die Tuilerien bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er glaubte auf 2000 Nationalgarden, auf 960 berittene Gendarmen und auf eine Batterie zählen zu können, und war jedenfalls der 950 Mann Schweizer sicher. Sein Verteidigungsplan war gemacht: sobald die erste Kolonne der Aufrührer einen Angriff machte, sollte sie durch seine geschickt verteilten Truppen von drei Seiten angegriffen und über den Haufen geworfen werden; dadurch hoffte er den Aufstand gleich im Beginn zu bewältigen.

Die Aufrührer zogen unter Santerre und Westermann zuerst nach dem Rathaus und setzten eine neue, aus den schlimmsten Revolutionsmännern bestehende Stadtverwaltung ein. Diese beschied in aller Frühe den Kommandanten Mandat zu sich und ließ ihn, als er ihren Befehlen nicht Folge leistete, verhaften; kurz darauf wurde er durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Damit war das Schicksal der Tuilerien entschieden; denn wenn auch die dort aufgestellten Bewaffneten hinreichten, den anmarschierenden Pöbelhaufen zurückzutreiben, so war kein Wille mehr da, der von dieser Mannschaft rücksichtslosen Gebrauch gemacht hätte. Die ganze Verteidigung lag jetzt auf den Schultern Ludwigs, und dieser erschien an diesem Tage nicht in Uniform, sondern in einem violetten Hofkleide. Auch Marie Antoinette konnte nicht einmal an diesem schicksalsschweren Tage sich vor Unbesonnenheiten hüten. Auf die adeligen Offiziere hinweisend, die zu ihrem Schutze herbeigeeilt waren, sagte sie zu einem bürgerlichen Nationalgardisten: „Diese da sind unsere Freunde; sie werden sich Ihnen anschließen und Ihnen zeigen, wie man für seinen König stirbt.“ Auf die Äußerung einiger Adeligen: „Jetzt ist es Zeit, Mut zu zeigen,“ gab die Nationalgarde zur Antwort: „Es fehlt uns daran nicht; wir werden ihn aber nicht an Ihrer Seite beweisen.“ So fing der Tag, welcher die größte Einigkeit verlangte, mit Trennung und Spaltung an.

Die Nacht war wider alles Erwarten im Schlosse ruhig verlaufen. Blutigrot ging die Sonne des 10. August auf. „O, wie wunderschön!“ rief Elisabeth, die Schwester des Königs, und die Königin wiederholte: „Wie wunderschön!“ Gleich darauf kam die Nachricht, daß Mandat erschossen sei. Wie würden sich jetzt die Truppen verhalten? Auf die Treue der Schweizer Söldner konnte sich der König unbedingt verlassen. Um auch die Nationalgarde sich zu sichern, begab er sich zu ihnen in den Hof hinab. Ein zündendes Wort aus königlichem Munde wäre jetzt am Platze gewesen. Aber Ludwig schwieg. Wohl hörte er da und dort ein „Vive le roi!“ rufen; aber aus einigen Reihen der Nationalgarde ertönte auch der Ruf: „Vive la nation!“, andere verhielten sich stillschweigend, und ein Bataillon Vorstädter, das eben vorüberzog, rief: „Hoch die Sansculotten! Nieder mit dem Veto! Nieder mit dem König!“ Gebrochen und verzweifelnd kam der König, der kaum ein Wort hatte herausbringen können, in das Schloß zurück. Diesen Augenblick benutzte Syndikus Röderer, ein Freund Petions, um einen **verräterischen Plan** durchzusetzen. Es war etwa 8 Uhr Morgens. Noch war kein Angriff auf das Schloß gemacht; die Schweizer standen fest wie eine Mauer da. Da kam Röderer, als immer neue Scharen Volkes anmarschierten und das Schloß umlagerten, herbei und sagte: „Sire, Eure Majestät haben nicht fünf Minuten mehr zu verlieren. Sie können nur in der Volksvertretung sicher sein.“ Die Königin fuhr heftig auf und erklärte es für eine Schmach, sich in eine Versammlung zu begeben, die so viele dem Königtum feindliche Beschlüsse gefaßt habe. Als der König schwankte, machte Röderer, der seine Schwäche kannte, ihn verantwortlich für das durch seine Weigerung entstehende Blutvergießen und rief wiederholt: „Ganz Paris rückt gegen uns an!“ Nachdem Röderer sich mit seinem Kopfe für dessen Leben verbürgt hatte, gab der König endlich nach und sagte: „Laßt uns gehen!“

Jetzt setzte sich der traurige Zug in Bewegung: voran Röderer, dann der König mit dem Minister des Auswärtigen, die Königin am Arme des Marineministers, der Dauphin, geführt von Frau von Tourzel, endlich die übrigen Familienangehörigen, von den anderen Ministern begleitet. Die Grenadiere und Schweizer bildeten rechts und links Reihen, konnten aber nicht verhindern, daß Verwünschungen

und Drohungen zu den Ohren der Bourbonen drangen, die das Schloß ihrer Väter nie mehr betreten sollten. Beim Eintritt in den Versammlungssaal sagte der König: „Ich bin hierher gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhüten; ich glaube nirgends sicherer zu sein als in Ihrer Mitte.“ Darauf wurde ihm und seiner Familie die Loge der Stenographen angewiesen, ein Raum von 4 Meter Breite und 6 Meter Höhe. Hier brachten die Flüchtlinge den Tag und einen Teil der folgenden Nacht, sechzehn qualvolle Stunden zu, während im Innern das Königtum zu Grabe getragen und draußen seine letzten Verteidiger hingeschlachtet wurden. Als der König die Tuilerien verlassen hatte, waren auch die Nationalgarden auseinander gegangen; nur 750 Schweizer Söldner blieben zurück und verteidigten sich schließlich durch einige wirksame Salven gegen die Marseiller und Genossen. Als dieses Gewehrfeuer im Sitzungssaale hörbar wurde, schrieb der König auf ein dargereichtes Stückchen Papier, das im Museum Carnavalet in Paris noch aufbewahrt wird, den Befehl an die Schweizer, das Feuern einzustellen. Die braven Männer gehorchten und büßten ihren Gehorsam mit dem Leben. Sie wurden fast alle von dem entmenschten Haufen innerhalb und außerhalb des Schlosses niedergemacht, auch das hatte die Schwäche des Königs verschuldet. Drinnen im Saale aber beschloß die Versammlung auf Antrag Vergniauds, die königliche Gewalt vorläufig aufzuheben, den König und seine Familie unter Aufsicht zu stellen, dem Dauphin einen Er-



Ansicht des Temple.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

zieher zu bestellen und einen Nationalkonvent zur Regelung aller schwebenden Fragen einzuberufen.

Die königliche Familie wurde in der Nacht auf den 11. August in den Luxemburgpalast gebracht, wo ihr vier Zimmer zur Verfügung standen. Einige vornehme Damen besuchten am folgenden Tage die Königin. Diese mußte, da sie beschädigte Schuhe und keine frische Wäsche hatte, die Damen bitten, ihr das Nötige herbeizuschaffen. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es einer Königin von Frankreich an Schuhen fehlen könnte," sagte sie lächelnd. Am 13. August fand die Uebersiedlung der königlichen Familie **nach dem Temple** statt, einem alten Gebäude mit einem Turme, welches zur Zeit des Königs Philipp des Schönen seinen Erbauern, den Mitgliedern des Tempelherrenordens, als Gefängnis gedient hatte. Es war ein düsterer, unheimlicher Ort, in welchem sich bald eine ganze Hölle von Schlechtigkeit auftat.

Die gesetzgebende Versammlung, welche bis zur Wahl der Konventsmitglieder in Tätigkeit blieb, ernannte ein neues Ministerium. Dieses bestand aus den abgetretenen Girondistenmitgliedern Roland, Clavière, Servan, dem Mathematiker Monge und dem Führer der Kordeliers, Danton, dem Hauptanstifter des 10. August, der das Justizministerium übernahm und nicht nur seine Amtsgenossen, sondern, in Verbindung mit dem neuen Pariser Gemeinderat, Paris und ganz Frankreich beherrschte. Zuvörderst wurde ein Sicherheitsausschuß gebildet, der den Auftrag erhielt, die Bürger zu beobachten und die Verdächtigen zu verhaften; Vorsitzender war der blutdürstige, gemeine Marat. Dann verlangte der neue Gemeinderat, der der Nationalversammlung immer mehr über den Kopf wuchs, auch einen außerordentlichen Gerichtshof zur Aburteilung der Verdächtigen, der denn auch am 17. August beschlossen wurde und den Anfang des Revolutionstribunals bildete. Und als ob es an diesen beiden außerordentlichen Behörden nicht genug gewesen wäre, fügte man auch noch einen Überwachungsausschuß hinzu. Alle drei traten in fieberhafte Tätigkeit, als neue Hiobsposten vom Kriegsschauplatz eintrafen. Am 23. August hatte sich die kleine Festung Longwy ergeben; das eingeschlossene Verdun drohte zu fallen — zu derselben Zeit, da auch die Neuwahlen für den Konvent bevorstanden. Diese aber durften in keinem Falle reaktionär ausfallen. Um das zu verhindern, gab es



Copyright by Fishel, Adler & Schwartz, New York

Ludwig XVI. mit seiner Familie im Gefängnis.

Nach einem Gemälde von E. M. Ward.

nach Marats und Dantons Ansicht nur ein Mittel: den Schrecken; Danton erklärte also, man müsse im eigenen Hause sicher sein vor Feinden und Verrätern und den Royalisten Furcht einjagen. Nun waren zwar seit dem 10. August viele Verhaftungen vorgenommen worden, aber den leitenden Männern doch noch nicht genug. Am 29. August wurden alle Tore und Straßen von Paris gesperrt, alle Läden und Haustüren geschlossen. Niemand durfte sich auf der Straße sehen lassen. Darauf unternahmen die Kommissäre des Stadthauses, begleitet von den Pikenmännern der Vorstädte, die Haussuchungen; sie fanden zwar nur einige tausend Flinten, verhafteten aber, was der eigentliche Zweck dieser Untersuchungen war, eine Menge von eidverweigernden Priestern und „Aristokraten" oder Royalisten, und brachten sie in das Gefängnis. Überhaupt alle „Verdächtigen" wurden in den drei letzten Augusttagen eingesteckt, so daß die Gefängnisse zum Ersticken voll waren.



Jean Paul Marat.
Nach einer Originalzeichnung von G. Grevedon, lithographiert von F. S. Delpech.

Was sollte man nun mit diesen vielen Gefangenen anfangen? **Marat** war zuerst, und zwar schon vor dem Eintreffen neuer Kriegsnachrichten, auf den teuflischen Gedanken gekommen, alle „Volks- und Freiheitsfeinde" zumal durch einen großen Massenmord zu beseitigen. Danton griff den Gedanken auf und übernahm die Ausführung. Jener schlug zuerst vor, man solle die Gefängnisse mitsamt den Gefangenen verbrennen; andere dachten an Ersäufen; doch der Überwachungsausschuß, der die Vorbereitungen zu besorgen hatte, fand ein anderes Mittel. Wieder kamen den Mordanstiftern die Kriegsereignisse zu Hilfe. Verdun war gefallen und die fieberhafte Aufregung, die darüber in Paris entstand, benutzte Danton, um sich eine Art Diktatur übertragen zu lassen. Am Nachmittag des 2. September, während Danton selbst

mit seinen Genossen bei einem Festmahle saß, begannen die sogenannten **Septembermorde**. Achtzehn eidweigernde Priester, die vom Rathaus nach der Abtei zurückfuhren, waren die ersten Opfer; sie wurden aus ihren Wagen herausgerissen und erschlagen. Dann begaben sich die Marseiller und andere gedungene Mörder in die Gefängnisse und vollzogen unter der Form eines ordentlichen Gerichtsverfahrens ihren Auftrag. Zwölf von ihnen, an deren Spitze der mordlustige Maillard stand, versahen die Dienste von Geschworenen und Richtern, die übrigen die der Henker. Maillard ließ sich in dem Gefängnis die Listen der Verhafteten vorlegen und letztere vorführen, worauf er ein kurzes Verhör mit ihnen anstellte und über ihre Freilassung oder ihren Tod entschied. Die mit Piken, Säbeln oder Äxten bewaffneten Mörder vollzogen sofort die Verurteilung. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte dies Gemetzel. In einem Gefängnisse kam es zu einem regelrechten Kampfe zwischen den Mördern und ihren Opfern; die Einzelheiten, die von Zeitgenossen berichtet werden, sind überhaupt schaudererregend und fast unglaublich. Die Zahl der „Patrioten" oder Mörder betrug nicht mehr als 187, und diese haben in der kurzen Spanne Zeit von zweimal 24 Stunden mindestens 1500 unschuldige Menschen getötet. Unter ihnen befand sich die verwitwete Prinzessin von Lamballe, Schwiegertochter des Herzogs von Penthièvre, aus dem Hause Savoyen-Carignan, die intimste Freundin der Königin. Ihr Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und an den Fenstern des Temple vorbeigetragen. — Das sind die berüchtigten Septembermorde, der blutigste Tag der französischen Revolution. Sie hätten das Volk einschüchtern sollen, damit es jakobinisch wähle. Aber nicht einmal das wurde erreicht. Nur den einen Ruhm haben die Katilinarier, daß sie das alte Frankreich „durch einen breiten Blutstreifen" vom neuen trennten.

Die Vorgänge in Paris fanden in den Provinzialstädten, namentlich in Lyon, Marseille, Reims und Meaux Nachahmung, aber nur infolge der Anwesenheit und Aufreizungen der Pariser Kommissäre und Banditen. Auch hier machte man die Wahrnehmung, daß der zahlreiche Mittelstand sich von einer kleinen Anzahl von Bösewichten beherrschen ließ. In Paris wurde der Oberbefehl über die Nationalgarde an Santerre übertragen und alles, was an die Monarchie erinnerte, Wappen, Inschriften und Bildsäulen,

vernichtet. Lafayette, der nun einsah, wohin sein Idealismus führte, ließ die Abgesandten, die der Nordarmee in Sedan den Eid auf die neue Ordnung abnehmen wollten, verhaften (14. August), mußte aber erfahren, daß seine Truppen mehr mit den Pariser Republikanern als mit ihm übereinstimmten. Als er darauf als Hochverräter erklärt und nach Paris zur Verantwortung gezogen wurde, suchte er sich durch die Flucht nach Holland und Nordamerika zu retten, wurde aber nebst seinen Begleitern Lameth und Latour-Maubourg von den Österreichern gefangen genommen und als politischer Verbrecher in die Festung Olmütz gebracht. Erst nach fünfjähriger harter Gefangenschaft erhielt er seine Freiheit, da General Buonaparte während der Friedensverhandlungen von Leoben sich für ihn verwandte. An demselben Tage, wo bei Valmy die Kanonen donnerten und die Verbündeten den Rückzug antraten, löste sich die gesetzgebende Versammlung auf (20. September). Tags darauf trat die neue zusammen.

4. Der Nationalkonvent.

(1792—1795.)

a) Das Schicksal der königlichen Familie.

(1792—1795.)

Die Neuwahlen für den Konvent waren indirekt, jedoch mit Aufhebung des Zensus für Urwähler und Wahlmänner und mit Herabsetzung des Alters; wer mindestens 21 Jahre alt war, durfte wählen, wer 25 zählte, durfte sich wählen lassen. Obwohl die Beauftragten des neuen Ministeriums in Paris und in den Provinzen stark in Wahlbeeinflussung arbeiteten, war das Ergebnis doch eine Mißbilligung der Septembergreuel. Von den 749 Mitgliedern des Konvents (la convention nationale) bestand die überwiegende Mehrzahl aus Girondisten oder aus „Wilden", die diesen nahe standen. In Paris wurden unter der Leitung Robespierres und Collot d'Herbois' lauter Schreckensmänner gewählt; nur der Nordosten Frankreichs folgte den Weisungen der Jakobiner; die übrigen Teile des Landes wandten sich größtenteils von ihnen ab. Die Eröffnung des Konvents erfolgte am 21. September 1792. Zum Vorsitzenden wurde der Girondist Petion gewählt. Gleich nach der Wahl beantragte Collot d'Herbois die förm-

liche Erklärung, daß das **Königtum in Frankreich abgeschafft** sei. Der Bischof Gregoire von Blois machte sich bei der kurzen Beratung dieses Antrages denkwürdig durch seine Äußerung: „Die Könige sind in der sittlichen Welt, was die Ungeheuer in der natürlichen." Der Antrag wurde ohne weiteres angenommen. So war Frankreich auf die denkbar einfachste Weise in eine Republik verwandelt; ihr Wahlspruch sollte sein: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Als zwei Tage darauf der Minister Roland Bericht über die Lage des Reiches erstattete und Maßregeln gegen die zunehmende Gesetzlosigkeit und Hilfe gegen die Finanznot verlangte, kam der Gegensatz zwischen Girondisten und Jakobinern zum offenen Ausbruch. Robespierre wurde des Strebens nach der Diktatur angeklagt und Marat ein „Scheusal" genannt, das unter Anklage gestellt werden sollte. Die Ernennung von sechs Kommissären, welche Vorschläge im Sinne des Rolandschen Berichtes machen sollten, ging durch, und es zeigte sich dabei, daß die Jakobiner nur über etwa 50 Stimmen verfügten, aber die Zahl allein bedeutete nicht viel. Entscheidend war auch hier wie sonst das Maß von Willenskraft. Und darin besaßen die Jakobiner eine unendliche Überlegenheit. Sie bildeten eine fest geschlossene, straff organisierte Partei, die sich vortrefflich aufs Wühlen verstand und in ihrem Handeln keinerlei Rücksicht oder Bedenken kannte, während die girondistische Mehrheit zwar größere Talente in ihren Reihen, aber keine einheitliche Führung und Parteizucht hatte und tapferer mit der Zunge als mit der Faust war. Infolgedessen ging nicht die Mehrheit, die ganz Frankreich vertrat, sondern die Minderheit, die nur Paris hinter sich hatte, als Siegerin aus dem Wettkampfe hervor; damit war auch entschieden, daß Frankreich eine Diktatur erhalten werde. Denn die Jakobiner hielten diese wenigstens für die Dauer des Krieges für notwendig, während die Girondisten sie zu verhindern suchten.

Zunächst handelte es sich darum, was der Konvent mit **der Person Ludwigs XVI.** beginnen sollte. Dieser befand sich immer noch im Temple, wo er das erste Stockwerk, die Königin mit den beiden Kindern das zweite bewohnte. Die Tore, die Treppen und Gänge waren mit Nationalgardisten besetzt, die man absichtlich aus den verrufensten Bataillonen auswählte. Vom Stadthaus erschienen alle 24 Stunden neue Kommissäre, die zu jeder Stunde in die Zimmer eintraten, um sich von der Anwesenheit der Mitglieder der königlichen

Familie zu überzeugen, und dadurch die Damen fortwährenden Verlegenheiten aussetzten. Es war dem Könige zwar gestattet, mit den Seinigen täglich eine Stunde im Hofe des Temple auf und ab zu gehen und Luft zu schöpfen; da aber bei diesem harmlosen Spaziergang in dem engen, ummauerten Raum einige Nationalgardisten die Bedeckung bildeten und Santerre, als Kommandant der Nationalgarde, mit entblößtem Säbel dem Zuge voranschritt, so war diese Erholung eine tägliche Qual. Jede vertrauliche Aussprache, die das gequälte Herz erleichtert hätte, war unmöglich. Die Wachen fanden eine Genugtuung darin, in Gegenwart der Damen unanständige Worte auszustoßen oder der Königin beim Vorübergehen Tabakrauch ins Gesicht zu blasen. Beim Mittag- und Abendessen durfte der König mit den Seinigen zusammen sein, aber nur unter den Augen der Kommissäre; die übrige Zeit beschäftigte er sich mit Lesen. Die königliche Familie ertrug diese herben Schickungen mit christlicher Geduld; sogar die Königin mit ihrer lebhaften Natur und ihrem habsburgischen Selbstbewußtsein zeigte Ergebung in ihr Schicksal.

In dieses traurige Zusammensein der Gefangenen, die keine Zukunft mehr kannten, griffen die Beschlüsse des Konvents mit roher Faust ein. Am 6. November 1792 erhob der Girondist Valazé die sinnlosesten Vorwürfe gegen den früheren König von Frankreich, den er ein „Ungeheuer" nannte, und am folgenden Tage wurde bereits **die Rechtsfrage** erörtert, ob der König überhaupt gerichtet werden könne. Diese Frage liegt für uns einfach und klar: was der König etwa vor dem 14. September 1791 verbrochen haben sollte, das hat er als absoluter Herrscher getan, ganz abgesehen davon, daß die Konstituante am Schlusse eine allgemeine Amnestie erlassen hatte, von der man den König doch wohl nicht ausnehmen konnte. Die Verfassung aber, die er an dem genannten Tage beschwor, erklärte ihn für unverantwortlich und unverletzlich; etwaige Ungesetzlichkeiten fielen also nur den Ministern zur Last. So blieb nur noch jener Verfassungsartikel, der bestimmte, wenn der König sich an der Spitze eines feindlichen Heeres gegen die Nation wende, so solle er angesehen werden wie einer, der dem Königtum entsagt habe. Dem Throne aber hatte er, wenn auch nicht freiwillig, am 10. August 1792 entsagt, und seitdem war er Gefangener. So gab es also keine Gesetzes- oder Ver-

fassungsbestimmung, die man gegen ihn hätte anwenden können. „Jeder Prozeß, der mit ihm angestellt wurde, war ein Justizmord und konnte nichts anderes sein."

Trotzdem wünschten die Girondisten, die den König nur als Geisel behalten und richten, aber keinesfalls hinrichten wollten, daß er als Bürger vor das Gericht geladen werde. Die Jakobiner aber, die den König töten wollten, damit die Republik lebe, gaben die Unmöglichkeit eines Prozesses zu, indem sie einen ganz anderen Gedankengang einschlugen. Der junge fanatische Jakobiner St. Just schleppte scheinbar das Völkerrecht herbei; in Wahrheit lief seine Rede darauf hinaus, man solle eben den König totschlagen, weil er König sei (13. November). Robespierre in seiner Rede vom 3. Dezember berief sich auf das öffentliche Wohl: „Ein entthronter König im Schoße der Revolution, die noch nicht durch gerechte Gesetze verankert sei, bilde eine Gefahr für das öffentliche Wohl, die nicht durch Haft und nicht durch Verbannung beseitigt werden könne. Ludwig muß sterben, weil das Vaterland leben muß." Damit erklärte ein Führer der Revolution die Republik für ein so klägliches Machwerk, daß es nicht einmal einen entthronten König von der harmlosen Art Ludwigs ertragen könne. Noch in derselben Sitzung erklärte die Versammlung auf Antrag Petions: „Ludwig XVI. wird gerichtet, und zwar durch den Konvent." Alsbald wurden auch die Formen für das gerichtliche Verfahren festgestellt.

Der Konvent, der in diesem Prozesse Kläger und Richter zugleich war, wählte eine Kommission von 21 Mitgliedern, um **die Anklage** gegen den Bürger Louis Capet auszuarbeiten. Am 11. Dezember 1792 wurde diese Schrift, die 57 Anklagepunkte aufzählte, im Konvent verlesen und unmittelbar darauf das erste Verhör mit dem König vorgenommen. „Unter tiefer Stille trat der König herein; der struppige Bart, die bleichen, eingesunkenen Wangen, die nachlässige Kleidung zeigten, daß man einen Sträfling vor sich habe, dem es im Temple schlecht genug gegangen war." Der Vorsitzende des Konvents, Barère, der alle Blutbefehle der Schreckensmänner in blumige Reden zu kleiden wußte und deshalb der „Anakreon der Guillotine" *) hieß, redete ihn mit den

*) Guillotine ist die Köpfmaschine, die der Arzt und Abgeordnete Guillotin erfand und die der Konvent aus Menschlichkeitsrücksichten einführte.

Worten an: „Ludwig! Die französische Nation klagt Sie an; man wird Ihnen die Darlegung der Vergehen vorlegen, die Ihnen schuld gegeben werden. Sie können sich setzen.“ Darauf wurden ihm die Anklagepunkte einzeln vorgelesen und bei jedem Artikel die Frage an ihn gerichtet, ob er auf die Anschuldigung etwas zu antworten habe. Ludwig verteidigte sich mit großer Ruhe und Geistesgegenwart, antwortete kurz, aber schlagend, und berief sich für seine frühere Regierung auf seine unbeschränkte Souveränität, für die spätere auf die Verantwortlichkeit seiner Minister. Die vielberufenen Briefe und Schriftstücke, die Roland in einem geheimen eisernen Wandschrank der Tuilerien gefunden haben wollte, und die geheime verräterische Verbindungen mit den Emigranten und mit Österreich beweisen sollten, erklärte er für unecht. Nach Beendigung des Verhörs bat Ludwig um einen Rechtsbeistand und nannte die Namen Targot und Tronchet. Jener lehnte den Auftrag ab, dieser nahm ihn an, und der frühere Minister Malesherbes gesellte sich ihm freiwillig bei. Diese beiden bejahrten Männer wählten zum Hilfsarbeiter und Sprecher den jungen Advokaten Deséze aus Bordeaux.



St. Just.
Nach einem Gemälde von Raffet, gestochen von Bosselmann.

Als Ludwig von dem Verhör in den Temple zurückkam, teilte man ihm den Befehl des Gemeinderats mit, daß er von nun an seine Familie, die wohl an den ihm zur Last gelegten Verbrechen mit schuldig sei, nicht mehr sehen dürfe. „Auch nicht meinen Sohn, der erst sieben Jahre alt ist?“ fragte der König. Nur unter der Bedingung wollte man ihm dies erlauben, daß der Dauphin nicht mehr zu seiner Mutter zurückkehre. Um den Sohn, der noch so sehr der mütterlichen Pflege bedurfte, dieser nicht zu berauben, nahm

der König seinen Wunsch wieder zurück. Er zeigte sich in diesen Leidenstagen standhafter und größer als je und vergab seiner Würde nicht das geringste. Aber was auch er und seine Verteidiger für seine Unschuld vorbringen mochten: sein Tod war eine beschlossene Sache.

Am 26. Dezember 1792 erschien Ludwig in Begleitung seiner Verteidiger **zum zweitenmal** vor dem Konvent. Die Rede, welche Deseze zu seiner Verteidigung hielt, war ein Meisterstück; sie bewies mit durchschlagenden Gründen, daß Ludwig schuldlos sei dessen, was man ihm zum Vorwurf machte; aber sie ließ die von Robespierre aufgeworfene Frage unberührt, ob ein abgesetzter König in einer jungen Republik weiter leben könne, ohne diese beständig zu gefährden. Als Deseze geendigt hatte, richtete Ludwig selbst einige Worte an die Versammlung, die sich hauptsächlich gegen den Vorwurf wandten, er hätte das Unglück des 10. August verschuldet. Nun begann der leidenschaftliche heiße Redekampf der Abgeordneten, wobei es sich hauptsächlich um die Frage handelte, ob der Konvent selbst das Urteil aussprechen, oder ob das Gesamtvolk darüber entscheiden solle; jenes wünschten die Jakobiner, dieses die Girondisten. Während dieser Verhandlungen stieg die Aufregung unter der Masse bis auf den Siedepunkt. Die Gefängnisse füllten sich wieder wie in den Augusttagen und Tausende trieb die Angst vor Erneuerung der Septembergreuel aus der Stadt. Aber so wollten's ja die Jakobiner. Der Schrecken sollte helfen, wo die Gesinnungstüchtigkeit fehlte. Das Sitzungshaus war beharrlich von Pöbelmassen umlagert, die jeden mit dem Tode bedrohten, der nicht jakobinisch stimmte. Endlich am 14. Januar 1793 beschloß der Konvent, folgende drei Fragen der Reihe nach zur Abstimmung zu bringen: 1. Ist Louis Capet der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats auf die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig? 2. Soll das Urteil des Konvents, wie es auch ausfallen möge, dem Volk zur Bestätigung vorgelegt werden? 3. Welche Strafe soll über Louis Capet verhängt werden? Die Abstimmung begann am 15. Januar. Die erste Frage wurde von 683 Konventsmitgliedern bejaht, die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verworfen; die Angst hatte also auch viele Girondisten bewogen, wider ihre Überzeugung zu stimmen. Die Abstimmung über die dritte wichtigste Frage wurde auf den 16. Januar verschoben. Der Namensaufruf

begann erst Abends acht Uhr, wurde die ganze Nacht und den folgenden Tag fortgesetzt und endigte erst am 17. Abends acht Uhr. „Alle Zugänge des Saales waren von den guten Freunden der Jakobiner belagert; die Gutgesinnten wurden mit brüllendem Beifall, die Verdächtigen mit Schimpfworten und Stößen empfangen. Jeder Abgeordnete hatte beim Eintritt eine dichte Hecke von wilden, verwegenen Gesellen zu passieren, die ihre Gesinnung aufs handgreiflichste kundgaben. Während des endlosen Namensaufrufes und während jedes der 721 anwesenden Konventsmitglieder seine Abstimmung in kürzerer oder längerer Rede begründete, standen und saßen im Saale plaudernde Gruppen umher, dehnten sich andere auf ihren Bänken, bis der Huissier ihre Namen rief, und lorgnettierten nach den Galerien, wo eine gemischte Gesellschaft von Proletariern und Dirnen sich damit amüsierte, in Branntwein auf den Tod Ludwigs anzustoßen, jedes Todesurteil mit unanständigem Beifall, jede mißliebige Meinung mit bübischem Geheul zu begleiten" (Häusser). So niederträchtig auch ein großer Teil des Konvents war, so wurde es doch fast mit allgemeinem Abscheu aufgenommen, als der Herzog von Orleans, der sich jetzt Bürger Philipp Egalité nannte, von einem Papier die Worte ablas: „Einzig aus Pflichtgefühl stimme ich für den Tod."



Herzog von Orleans (Philipp Egalité).
Nach einer Originalzeichnung von Mauraisse, lithographiert von F. S. Delpech.

Mit höchster Spannung wartete der Saal und mehr noch die Galerie auf das Gesamtergebnis der Abstimmung. Von den 721 Anwesenden hatten zwei für Kettenstrafe, 26 für Aufschub der Strafe, 46 für den Tod, aber für Vollstreckung erst nach dem Friedensschlusse, 286 für Gefangenhaltung und Landesverweisung nach Abschluß des Friedens und nur 361 unbedingt für den Tod gestimmt. Das Todesurteil war also mit der Mehrheit einer einzigen Stimme ausgesprochen.

Da viele Stimmen den Aufschub der Strafe forderten, erfolgte am 18. und 19. Januar eine neue Beratung, die damit schloß, daß der Aufschub mit 380 gegen 310 Stimmen abgelehnt wurde. Dieser Ausgang des Prozesses war eine Niederlage der Gironde und aller Gemäßigten, die daraus erkannten, daß sie ihren Kopf entweder unter das Joch der Jakobiner und des bewaffneten Pöbels beugen oder unter die Guillotine legen mußten. Von den 361 sogenannten „Königsmördern" starben später 37 auf dem Schafott, 18 eines anderen gewaltsamen Todes, 6 durch Selbstmord, 121 nahmen unter Napoleon Stellen an, vom Ministerposten bis zu untergeordneten Ämtern.

Als Ludwig durch seinen Verteidiger Malesherbes seine Verurteilung erfuhr, war er sehr ruhig und zeigte erst dann einige Entrüstung, als jener ihm mitteilte, daß auch der Herzog von Orleans für den Tod gestimmt habe. Am 20. Januar Nachmittags zwei Uhr trat der Justizminister Garat, von Santerre und den Kommissären begleitet, in Ludwigs Zimmer, um ihm anzukündigen, daß der Konvent ihn zum Tode verurteilt und seine Hinrichtung auf den folgenden Tag festgesetzt habe. Darauf überreichte ihm Ludwig ein Schreiben, worin er um einen Aufschub von drei Tagen, um sich auf den Tod vorzubereiten, um einen Beichtvater seiner Wahl und um die Erlaubnis einer letzten Zusammenkunft mit seiner Familie bat. Garat kam Abends sechs Uhr wieder, teilte ihm mit, daß der Aufschub der Hinrichtung vom Konvent abgelehnt, die anderen Bitten gewährt worden seien, und stellte ihm zugleich den vom König selbst verlangten Abbé Edgeworth, den Beichtvater der Prinzessin Elisabeth, vor. Abends acht Uhr kam die königliche Familie zu ihm in das untere Stockwerk. Jetzt erst erfuhren die Seinigen seine Verurteilung und seine bevorstehende Hinrichtung. Sie blieben zwei Stunden lang beisammen. Es war ein ununterbrochenes Schuchzen und Weinen, ein fortdauerndes Umarmen. Nach zehn Uhr erhob sich zuerst Ludwig; die Seinigen hielten ihn fest umschlungen; die Tochter fiel ohnmächtig auf den Boden; der Abschied schien allen unmöglich; endlich riß sich Ludwig los und blieb allein. „Nun ist auch das überwunden," sagte er; „warum muß man lieben und geliebt werden in solchen Schmerzen? Denken wir jetzt an das eine, was not tut, an das ewige Heil!" Er hatte einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Am 21. Januar 1793 nahm er zuerst aus Edgeworths Händen das Abendmahl. Um acht Uhr kam Santerre mit einigen Bewaffneten, um ihn **auf den Richtplatz** abzuholen. Ein viersitziger Wagen war für ihn bereit. Ludwig und Edgeworth bestiegen ihn, zwei Gendarmen nahmen den Rücksitz ein. Noch einmal sah er zu den Fenstern der Seinigen hinauf. Marie Antoinette bemerkte erst einen Augenblick nachher seine Abfahrt und rief voll Verzweiflung aus: „Es



Hinrichtung Ludwigs XVI.
Nach einem Bilde von Benazeck, gestochen von Schiavonetti.

ist vollbracht! Wir werden ihn nicht wiedersehen." Sie fiel mit den Ihrigen auf die Kniee und betete für den König. Die Straßen, durch die der Wagen fuhr, waren von Nationalgardisten und Pikenmännern besetzt, alle Seitenstraßen gesperrt, an den Ecken Kanonen aufgefahren, die Häuser und die Läden geschlossen. Man sah nur wenige Menschen auf der Straße, hörte nur selten von gedungenen Stimmen ein „Nieder mit dem König!" Nach zehn Uhr kam der König auf dem Richtplatz an, wo Kanonen und Militär aufgestellt waren und eine große Menge von Zuschauern sich befand. Er legte Frack und Halsbinde ab. Als die Henker ihm die Hände auf den Rücken binden wollten, sträubte er sich und sah Edgeworth fragend an. Dieser sagte: „Sire! Diese Schmach

ist eine Ähnlichkeit mehr, die Euer Majestät Schicksal mit dem unseres Erlösers hat." Darauf erwiderte Ludwig: „Ich will den Kelch bis auf die Hefe leeren," ließ sich binden und die Haare abschneiden und stieg, auf Edgeworths Arm gestützt, die Stufen zum Schafott hinan. Dort rief er: „Franzosen! Ich sterbe unschuldig!" Dann wandte er sich zu seinen Henkern und sagte: „Meine Herren! Ich bin unschuldig an allem, was man mir vorwirft; ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge." Der Scharfrichter Samson, der den Akt vornahm, war erstaunt über die Kaltblütigkeit und Festigkeit, welche der König in dieser Stunde zeigte und sagte: „Ich bin überzeugt, daß er diese Festigkeit aus den Grundsätzen der Religion geschöpft hat, von denen niemand tiefer durchdrungen war als er. Es war sein größter, mutigster Tag." Als das Fallbeil fiel, zeigte einer der Henker den Kopf dem Volke. „Der Tyrann ist tot; es lebe die Nation!" riefen die Föderierten und die Pikenmänner. Die Leiche wurde in einem Korbe nach dem Magdalenenkirchhof gebracht und mit ungelöschtem Kalk bedeckt, so daß sie in kurzem ganz verzehrt war. „Wir haben die Schiffe hinter uns verbrannt!" rief der elende Marat.

Die Königin blieb mit ihren beiden Kindern im Temple. Da kam am 3. Juli 1793 das Schrecklichste über sie. Unter dem Vorwand, daß royalistische Umtriebe zur Befreiung des Dauphin gemacht würden, beschloß der Wohlfahrtsausschuß die Trennung des Sohnes von der Mutter. „Der Gemeinderat vollzog diesen Beschluß mit jubelnder Grausamkeit," erzählt Sybel. „Seine Beamten erschienen inmitten der Nacht, um der aus dem Schlafe emporgerissenen Mutter den Befehl zu verkünden. Eine entsetzliche Szene erfolgte. Länger als eine Stunde leistete sie den Schergen verzweifelten Widerstand, warf sich über das Bett des Knaben und deckte ihn so mit ihrem Leibe gegen die Angreifer. Kein Zureden, keine Drohung half; sie wich und wankte nicht, bis plötzlich einer der Menschen ihre Tochter ergriff: er werde das Mädchen niederstoßen, wenn sie nicht den Sohn überliefere. Da brach die Arme zusammen und ließ sich ein Kind entreißen, um das andere zu erretten. Nach dieser grauenvollen Nacht gab es für sie kein Schlimmeres mehr; bei allen weiteren Qualen hatte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Die Verfolger ließen sie nicht lange darauf harren. Am 1. August ließ der Wohlfahrtsausschuß durch den Konvent

die Abführung der Königin in die Conciergerie und ihre Überweisung an das Revolutionsgericht verfügen."

Am folgenden Tage wurde die Königin auch von der Tochter und der Schwägerin getrennt und in das Gefängnis der Conciergerie gebracht. Dort erhielt sie einen feuchten Raum als Aufenthaltsort angewiesen, in welchem ein schlechtes Feldbett, ein alter Strohsessel und ein kleiner Tisch die einzigen Möbelstücke waren. Durch eine Art Vor-



Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal (14. Oktober 1793).
Nach einem Gemälde von D. Pellegrini, gestochen von Mariano Bovi.

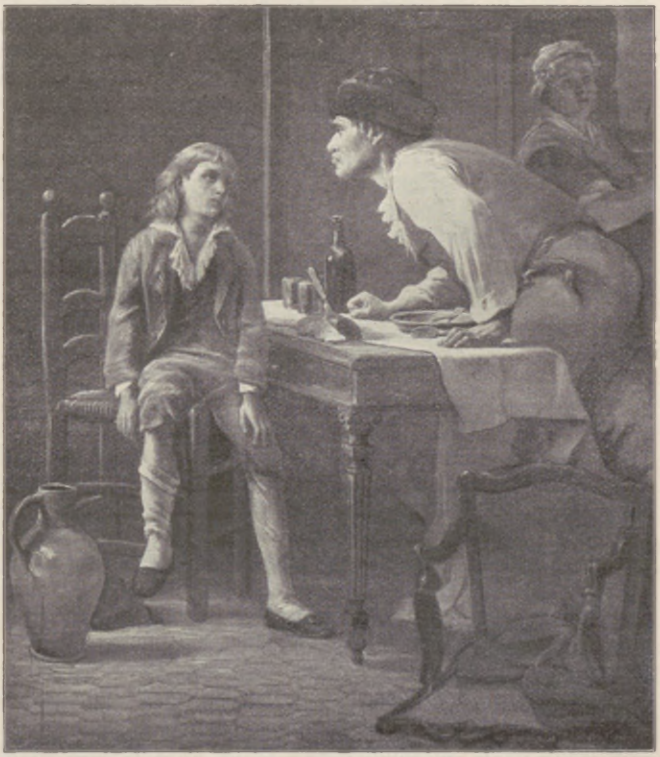
hang war das Zimmer in zwei Teile geteilt, von denen der eine von zwei Gendarmen eingenommen war. Diese waren hier Tag und Nacht, sahen wiederholt in den von der Königin bewohnten Raum hinein, und die rohesten von ihnen unterhielten sich in gemeiner Weise, riefen der Königin Schmähreden zu und bliesen durch die zahlreichen Öffnungen Tabaksrauch hinein. Doch fand die Königin in ihrem Elend auch teilnehmende Herzen, namentlich unter den Frauen. Es werden Namen von Frauen mitgeteilt, welche mit Gefahr ihres Lebens die Aufseher zu gewinnen wußten, um den Weg in die Conciergerie sich zu verschaffen und der Königin, die übrigens äußerst vorsichtig war, bessere Nahrungsmittel, frische und feinere Wäsche, wärmere Strümpfe zu bringen.

Aber die Jakobiner ruhten nicht, bis sie ihren Schandtaten auch die der Ermordung einer wehrlosen Frau hinzufügten. In der Konventssitzung vom 3. Oktober 1793 erklärte der Fanatiker Billaud-Varennes: „Es ist noch ein Beschluß zu fassen: ein Weib, der Schandfleck der Menschheit und ihres Geschlechtes, die Witwe Capet, soll endlich auf dem Schafott für ihre Frevel büßen." Am 14. Oktober wurde die Königin vor das Revolutionstribunal gestellt und angeklagt, daß sie mit dem Ausland konspiriert, den Bürgerkrieg angestiftet und in diesem Sinne auf den König eingewirkt habe. „Sie erschien in zerlumptem Kleide," erzählt Sybel weiter, „mit grau gewordenem Haare, aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleids nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hebert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die fünfzehnjährige Tochter mit einem Verhöre gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehr gestanden habe; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolles zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderat seine Bemühungen gebilligt, der Jakobinerklub seine Erzählung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gerichte, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit dieser Anklage zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann, zur Antwort aufgefordert, vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: „Eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend



Ludwig XVII.
Nach einem Gemälde von Kucharsky vom Jahre 1792, gestochen von Tanguin.

ist." Ein tiefes Murren ging durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. Als Robespierre davon hörte, rief er aus: „Der elende Dummkopf! er wird unsere Feinde zum Gegenstand des Bedauerns machen." Die Königin antwortete beim Verhör, das den ganzen Tag und die folgende



Ludwig XVII. bei Simon.
Nach einem Gemälde von Charles de Coubertin.

Nacht dauerte, besonnen und klar; während dieser ganzen Zeit erhielt sie nicht die geringste Nahrung; ein Gendarm, der ihr auf wiederholtes Bitten ein Glas Wasser verschaffte, erhielt vom Vorsitzenden einen Verweis.

Das Revolutionstribunal sprach einstimmig **das Todesurteil** über sie aus. Sie vernahm den Ausspruch, ohne eine

Miene zu verziehen. Erst als sie am 16. Oktober in der Frühe nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, vergoß sie einen Strom von Tränen. Dann schrieb sie einen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, von welcher die Tochter der Königin bereits getrennt worden war, empfahl ihr die Sorge für ihre beiden Kinder, ermahnte diese zu gegenseitiger Liebe und Freundschaft und hob namentlich hervor, der Dauphin möge, der letzten Mahnung seines Vaters folgend, niemals den Tod seiner Eltern zu rächen suchen. Gegen sieben Uhr wurde sie geweckt, um von einem beeidigten Priester zum Tode vorbereitet zu werden; aber sie lehnte seinen Beistand ab. Um elf Uhr sagte man ihr, daß ihre Stunde nun gekommen sei. Das schwarze Kleid, das sie seit des Königs Tod getragen, mußte sie mit einem weißen zerrissenen Bettmantel vertauschen. So bestieg sie den Karren. Unterwegs ertönten die Rufe: „Nieder mit der Tyrannei! Es lebe die Republik!" Auf dem Richtplatz angelangt, bestieg sie mit sicherem Schritte das Schafott. Um 12¼ Uhr fiel ihr Haupt. Ihr Leichnam wurde, wie der des Königs, auf dem Magdalenenkirchhofe in ungelöschtem Kalk begraben. Dies war das Ende einer Frau, die den Umschlag des menschlichen Glückes erfahren mußte wie keine andere.

Die Prinzessin Elisabeth, der kein anderes Verbrechen nachgewiesen werden konnte, als daß sie die Schwester des Königs war, starb am 4. Mai 1794 ebenfalls auf dem Schafotte. Es blieben noch die beiden königlichen Kinder übrig: Marie Thérèse, geboren am 19. Dezember 1778, und **Ludwig XVII.**, geboren am 27. März 1785. Letzterer wurde, nachdem er aus den Armen seiner Mutter gerissen worden war, dem Schuster Simon, einem Verehrer Marats, übergeben, mit der ausdrücklichen Weisung, ihn so zu behandeln, daß man seiner bald „los werde". Ein volles halbes Jahr wurde das arme Kind von dem Unmenschen und dessen Frau auf kannibalische Weise an Leib und Seele mißhandelt. Als dann Simon in den Gemeinderat gewählt wurde und Politik trieb, sperrte man den Prinzen (Januar bis Juli 1794) in eine kleine Zelle, wo ihn der neue Wächter, den er nach dem Sturze der Jakobiner erhielt, also fand: „In giftiger Atmosphäre lag auf schmutzigem Lager, in halbverfaulte Lumpen gehüllt, das blasse, abgemagerte Kind, die Haare verwirrt, der Kopf mit Ausschlag, der Nacken mit eiternden Geschwüren, der Körper mit wimmelndem Un-

geziefer bedeckt; die Augen waren weit geöffnet, aber matt und erloschen, der Rücken krumm zusammengezogen, alle Gelenke angeschwollen oder blutig wund." Die Behandlung des Knaben wurde zwar von nun an menschlicher; aber von einer richtigen Pflege war keine Rede; denn die Direktorialregierung wollte so wenig als der Konvent, daß der Prinz am Leben bleibe. Am 8. Juli 1795 kam der erlösende Tod. So blieb von der königlichen Familie nur noch Marie Thérèse übrig. Sie wurde im Dezember 1795 gegen die von General Dumouriez an die Österreicher ausgelieferten Konventsdeputierten an Österreich übergeben. Im Jahre 1799 vermählte sie sich mit dem Herzog von Angouleme, einem Sohne des Grafen von Artois (des späteren Königs Karl X.), lebte lange in der Verbannung, kehrte während der Restauration nach Frankreich zurück und mußte im Jahre 1830 aufs neue die Heimat verlassen.

b) Die Schreckensherrschaft.

(1793—1794.)

Die Hinrichtung des Königs war ein folgenschweres Ereignis nach außen und nach innen. Nach außen hatte sie den Krieg mit England, Spanien, Portugal, den meisten italienischen Staaten und dem deutschen Reiche, also den Weltkrieg zur Folge, nach innen den **Entscheidungskampf zwischen Gironde und Berg.** Die Gironde, obwohl von Hause aus eine gemäßigt republikanische Partei, hatte sich doch zur Mitschuldigen beim Königsmord gemacht, hatte die Pariser Pöbelherrschaft groß werden lassen, hatte überhaupt den Furien der Revolution Vorschub geleistet. Endlich aber fielen ihr die Schuppen von den Augen, und sie raffte sich auf zum Kampfe gegen das Jakobinertum und gegen die Tyrannei des Pariser Gemeinderats. Die Gironde hat in diesem Kampfe ihre alten Tugenden, Geist, Beredsamkeit, Vaterlandsliebe, gezeigt, aber auch ihre alten Fehler, Mangel an Tatkraft und Parteizucht, Idealismus und Doktrinarismus.

Der Konvent, der seit Abschaffung des Königtums nicht nur die gesetzgebende, sondern auch die ausübende Gewalt in seiner Hand hatte, ließ die verschiedenen Geschäftszweige durch **besondere Ausschüsse** verwalten. In den ersten Tagen des April kam nun die Nachricht vom Verrate des Generals Dumouriez nach Paris, der mit einer kleinen Anzahl Ge-

treuer zu den Österreichern übergegangen war. (Näheres später.) Da beging die Gironde die Torheit, Danton, der eben in den letzten Tagen Fühlung mit den Gemäßigten gesucht hatte, des Einverständnisses mit Dumouriez zu beschuldigen. Die Wirkung war, daß Danton sofort zu seinen alten Parteigenossen auf dem Berge überging und im Vereine mit diesen die Ausschüsse im Sinne der Jakobiner umgestaltete. Das Revolutionstribunal, das schon am 10. März 1793 auf Antrag Robespierres als außerordentlicher Gerichtshof zur Erforschung und Bestrafung aller Gegner der Revolution eingesetzt worden war, bestand von jetzt ab aus zwölf Geschworenen und fünf Richtern, die sämtlich vom Konvent ernannt wurden; das Verfahren sollte rasch und kurz, Berufung ausgeschlossen sein. Der Wohlfahrtsausschuß, dessen Gründung am 25. März erfolgt war, zählte neun Mitglieder und neun Ersatzleute und erhielt so ziemlich die Vollmachten der vollziehenden Gewalt, also auch das Recht, die übrigen Ausschüsse und Beamten zu beaufsichtigen. Der Sicherheitsausschuß (6. April) hatte die Befugnisse einer obersten Polizeibehörde. Diese drei Behörden wurden allmählich ganz mit Männern des Bergs besetzt und so zu einem vorzüglichen Hilfsmittel im Kampfe mit der Gironde gemacht. Ehe dieser mit voller Heftigkeit entbrannte, gab die Gironde noch ihre Zustimmung, daß die Assignaten, zu deren Deckung neuerdings auch die Emigrantengüter herangezogen wurden, Zwangskurs erhielten unter Androhung von Galeerenstrafen, und daß eine oberste Preisgrenze für Korn festgestellt wurde (2. Mai), wieder unter Androhung harter Strafen.

Einer der rohesten und gemeinsten Umsturzmänner war **Marat**, sittenlos und feig, groß nur in frechen Worten. „Schlachtet, schlachtet noch 200 000 Anhänger des alten Regiments und reduzieret den Konvent auf ein Viertel!" hatte er in seinem „Volksfreund" geschrieben, und jetzt rief er den Pöbel zur Bestrafung der „Verräter", d. h. der Girondisten auf. Daraufhin setzten diese im Konvent den Beschluß durch, daß Marat vor das Revolutionstribunal gestellt werden sollte (13. April); dieses aber sprach ihn frei, worauf der Pöbel ihn bekränzte und im Triumphe in den Konvent zurücktrug.

Ende April machte Danton noch einmal einen ernstlichen Versuch, mit den Girondisten Frieden und Bündnis zu schließen,

um gemeinsam die Pöbelherrschaft zu brechen, die sie alle mit dem Schafott bedrohte. Da aber die Girondisten jeden Bund mit dem Urheber der Septembermorde zurückwiesen, war das Schicksal beider entschieden, für die Girondisten der Untergang, für Danton Fortsetzung des Verbrechens. Am 18. Mai beantragte der Girondist Guadet die sofortige Absetzung des Pariser Gemeinderats, sowie Maßregeln gegen die sich häufenden Straßenaufläufe und Unruhen. Der Ausschuß von zwölf Männern, der zu diesem Zwecke beschlossen und mit lauter Girondisten besetzt wurde, hatte sogar den Mut, den Zeitungsschreiber und früheren Theaterdiener Hebert, der in seinem Schandblatte „Père Duchesne“ offen zu Mord und Gewalttaten aufforderte, nebst einigen seiner Genossen verhaften zu lassen (24. Mai); aber schon am folgenden Tage erzwang ein Volkshaufe, der 3—4000 Köpfe stark im Konvent erschien, die Freilassung der Verhafteten.

Das war die Einleitung zu dem letzten Kampfe, für den der Berg alles, die Gironde nichts vorbereitet hatte. Am 31. Mai wurde an Stelle Santerres, der in die Vendée zu gehen schien, François Henriot zum Oberbefehlshaber der Sansculottengarde ernannt, ein Mann, der schon alles gewesen war: Gauner, Lakai, Polizeispion, Dieb, Septembermörder, Trunkenbold u. s. w. Aber gerade einen solchen bedenkenfreien Mann brauchte Robespierre für diesen Posten. Schon am 31. Mai und 1. Juni waren die Tuilerien, wo jetzt der Konvent seine Sitzungen hielt, von den schrecklichen Sansculottenscharen umlagert, die unter wilden Drohungen die Auflösung des Zwölfmännerausschusses und den Ausschluß der Girondistenführer forderten. Aber auf den ersten Anlauf gelang diesmal der Streich nicht; man mußte zu stärkeren Mitteln greifen. **Der 2. Juni** — es war ein Sonntag — brachte die Entscheidung. Verhaftungen in großem Maßstab und dunkle Gerüchte, daß man das Vaterland vor Verrat retten müsse, hatten vorher den wünschenswerten Schrecken verbreitet. Mit dem ersten Tagesgrauen begann das Heulen der Sturmglocken, das Schmettern des Generalmarsches; eine Abordnung des Gemeinderats überbrachte dem Konvent die letzten Forderungen; schon aber erschien auch Henriot mit seinen Bataillonen, besetzte alle Zugänge zu den Tuilerien, ließ 163 Kanonen auffahren und gab strengsten Befehl, keinen Minister und kein Konventsmitglied herauszulassen, bis die Forderung des Gemeinderats erfüllt sei; dieser aber verlangte

die Auslieferung von 22 mit Namen aufgeführten Girondisten (alle Häupter waren darunter) und des Zwölferausschusses. Drinnen im Saale war eine geordnete Beratung nicht möglich; denn von den Gängen her dröhnte Waffengeklirr und wildes Geschrei und auf den Galerien fluchte und johlte das Volk; auch Pistolen und drohend erhobene Fäuste konnte man sehen. Wer hinausstrebte, wurde wieder zurückgestoßen. Ein Vorschlag jagte den anderen. Den freiwilligen Austritt verwarfen die Geächteten; wie einst die römischen Senatoren, so wollten sie auf ihren Sitzen sterben. Da beantragte Barère, der ganze Konvent möge geschlossen hinaustreten und versuchen, ob die Volksvertretung noch etwas gelte. Sie kamen, den Präsidenten an der Spitze, bis vor Henriot, der etwas angetrunken zu Roß bei einer Kanone hielt. „An die Geschütze! Zurück in den Saal!" war seine Antwort auf die Anrede des Präsidenten. „Der Menschenhaufen, der sich Vertreter Frankreichs nannte," zog sich vor dem souveränen Volke zurück in den Saal und beschloß die Auslieferung. Einer um den anderen stieg herab und übergab sich den bewaffneten Schutzleuten. Die 34 Verhafteten wurden nicht in die öffentlichen Gefängnisse gebracht, sondern in Privathaft unter Polizeiaufsicht gegeben. „Die Gironde lag zu Boden; ihre politische Laufbahn war für immer zu Ende; für ihre Mitglieder war der Tag ganz so entscheidend, wie es der 10. August für das Königtum gewesen war. Durch einen kecken Handstreich der Gegner aus dem Mittelpunkt der Staatsgewalt hinausgeworfen, gingen sie wie einst Ludwig XVI. zunächst in gelinde und anständige Haft, um binnen wenigen Monaten in brutalen Kerker und endlich unter das Henkerbeil zu gelangen."

Von den in Hausarrest genommenen Girondisten gelang es etwa 20, zu entfliehen; die übrigen blieben in Paris. Die letzteren wurden in Anklagestand versetzt, die ersteren geächtet. Die Nachricht von diesen Vorgängen rief in den Provinzen, wo die ehrenhaften Leute schon länger über das blutige Regiment des Pariser Mobs murrten, eine starke Bewegung hervor, die namentlich die Städte ergriff. Als nun auch noch die entflohenen Girondisten kamen und durch ihre feurigen Reden die Bewegung noch mehr anfachten, da ergriff der offene Aufruhr ganze Provinzen, am allermeisten die Bretagne und Normandie, wohin Barbaroux, Petion und andere sich gewandt hatten. Man wollte ein

Heer von Freiwilligen aufbieten und mit diesem nach Paris zum Sturze der Jakobiner marschieren.

In Caen, der Hauptstadt der alten Niedernormandie, lebte damals ein Edelfräulein, Anna **Maria** Charlotte **Corday** d'Armans, die durch die Ermordung Marats eine göttliche Sendung zu erfüllen glaubte wie einst die Jungfrau von Orleans bei ihrem kriegerischen Auftreten. Sie stammte aus edlem normännischem Geschlechte (geboren den 27. Juli 1768) und war mütterlicherseits eine Enkeltochter des Dichters Corneille. Wie Frau Roland las sie mit Bewunderung die Schriften der Griechen und Römer und sog aus der Beschäftigung mit ihnen eine schwärmerische Begeisterung für die Freiheitsliebe und den Heldenmut der Alten. Die Willkürherrschaft der Schreckensmänner erfüllte sie mit Abscheu und mit dem glühenden Wunsche, ihr Vaterland durch einen Tyrannenmord zu befreien. Bestärkt wurde sie in diesem Vorsatze durch einige Unterredungen, die sie mit Barbaroux hatte. Am 11. Juli kam sie in Paris an, zunächst noch unschlüssig, welchen der Tyrannen sie töten sollte. Die schon erwähnte Äußerung Marats, daß die Republik noch 200000 Köpfe brauche, entschied für diesen. Bei ihrem ersten Versuche, am Morgen des 13. Juli, wurde sie abgewiesen, weil Marat krank sei; doch hinterließ sie einen Brief: „Ich komme von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande muß Sie wünschen lassen, die Verschwörung kennen zu lernen, mit der man dort umgeht. Ich erwarte Ihre Antwort." Auch am Abend desselben Tages, als sie zum zweitenmal kam, wollte die Maitresse Marats, Simonne Evrard, sie nicht einlassen. Aber Marat, der den Streit hörte und erfuhr, daß es die Briefschreiberin aus Caen sei, befahl, sie sofort einzulassen. Marat saß eben im Bade, mit einem schmutzigen Bademantel



Maria Charlotte Corday im Delinquentenkostüm.
Nach einem Original von Brard.

bekleidet; es war 7½ Uhr Abends. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er ihre Mitteilungen an, nahm einen Bleistift und beugte sich gegen den Tisch, der rechts von der Wanne stand, hinüber, um die Namen der Empörer aufzuschreiben. „Es ist gut," sagte er; „sie werden alle in acht Tagen auf die Guillotine kommen." In diesem Augenblick zog Maria, die links vom Badezuber stand, den bereit gehaltenen Dolch hervor und stieß ihn Marat unter der linken Brust tief ins Herz. Als Diener und Haushälterin herbeieilten, war Marat ein Sterbender; neben ihm stand, ganz erfüllt von der Größe ihrer Tat, heiter und ruhig das 25jährige, schöne Edelfräulein. Sie ließ sich von den beiden mit dem Stuhle schlagen und mit Füßen treten, dann von den herbeieilenden Polizeibeamten verhaften und untersuchen, ohne die geringste seelische Bewegung zu verraten.

Als sie in das Abteigefängnis abgeführt wurde, umschwärmte das Straßengesindel, lechzend nach Blut, den Wagen der Mörderin. Auch im Konvent entstand eine ungeheure Aufregung, als einer von der Galerie herabrief: „Marat ist ermordet!" Man glaubte an das Vorspiel einer allgemeinen Verschwörung, deren Ziel die Ermordung der angesehensten Jakobiner sei, und Robespierre sprach: „Das beste Mittel, Marat zu rächen, ist, seine Feinde unbarmherzig zu verfolgen. Verzichtet auf unnütze Diskussionen und rächet Marat auf eine seiner würdige Weise!" Das Volk legte auf vier Wochen Trauerkleider an; die Büste Marats wurde im Sitzungssaale des Gemeinderats aufgestellt, die Urne mit seinem Herzen im Jakobinerklub als Reliquie aufbewahrt. Bei seinem Leichenbegängnis wurde der Körper auf einem Paradebett so getragen, daß man die Wunde noch sehen konnte; hinter diesem trugen Pikenleute und Weiber den blutigen Bademantel, den Badezuber und den Tisch, auf dem früher der „Volksfreund" geschrieben worden war. Der Redner sprach die Worte: „Wenn Jesus Christus ein Prophet war, so war Marat ein Gott."

Das Verhör mit Maria nahm der berüchtigte Fouquier-Tinville, der sich als öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal zum Schrecken aller gemacht hat, am 16. Juli vor. Die Seelenruhe und Festigkeit, die sie hiebei zeigte, verließen sie auch in der Stunde des Todes nicht. Die rohesten Gesellen, die anfangs Miene gemacht hatten, dem Henker seine Beute zu entreißen und Marats Mörderin

im Staub der Straße herumzuzerren, wurden verwirrt und entwaffnet, als sie das junge schöne Geschöpf mit so viel edlem Anstand das Schafott besteigen sahen. Von diesem Bilde wurde auch der Mainzer Klubist Adam Lux überwältigt, der als Bewunderer der Revolution mit Georg Forster nach Paris gekommen war. In einer Lobrede auf die kühne Heldin machte er den Vorschlag, man solle ihr eine Bildsäule errichten mit der Inschrift: „Größer als Brutus." Dafür büßte er mit dem Kopfe; aber er starb freudig; denn er durfte sein Haupt auf denselben geweihten Block legen, auf dem das Haupt der Tyrannenmörderin gelegen hatte.

Um dieselbe Zeit, da Maria Corday für ihre kühne Tat büßte, erhielt Frankreich eine **neue (die zweite) Verfassung,** „die Konstitution vom Jahre 1793", die in folgerichtiger Anwendung der Rousseauschen Gedanken alle Gewalt dem Volke anheimgab. Dieses wählte in direkter Wahl durch allgemeines Stimmrecht auf ein Jahr die gesetzgebende Körperschaft, die jedoch gewisse Gesetze dem Volke zur endgültigen Abstimmung vorzulegen hat. Doch lohnt es sich nicht, bei dieser Verfassung zu verweilen. Nachdem sie durch eine Volksabstimmung, bei der nur ein Drittel der Wähler von seinem Rechte Gebrauch machte, angenommen worden war, wurde sie sofort wieder außer Kraft gesetzt.

Eine andere, schwerere Sorge lastete damals auf dem Konvent und auf dem Lande. Der Aufstand in den Provinzen, der durch die Tat der Maria Corday noch mehr angefacht wurde, breitete sich mit unheimlicher Raschheit über einen großen Teil des Landes aus. Im Sommer 1793 befanden sich von den 83 Departements 60, also nahezu drei Viertel von ganz Frankreich, darunter die bedeutendsten Städte, in offenem Kampfe wider die Pariser Jakobinerherrschaft und den Konvent, der jetzt um sein Dasein kämpfen mußte. Zu diesem inneren Feinde kam noch der äußere. An allen Grenzen tobte der Krieg; denn halb Europa hatte sich verbündet, um die Revolution niederzuwerfen und das bourbonische Königtum wieder aufzurichten. Die auswärtigen Mächte hatten auch den Sohn des getöteten Bourbonen allgemein als Ludwig XVII. anerkannt.

Die Art und Weise, wie der Konvent beziehungsweise der Wohlfahrtsausschuß diesen **Doppelkampf nach innen und außen** geführt hat, ist ebensoviel bewundert als geschmäht worden. Vom Standpunkte des Erfolges aus hat er ohne

Frage Großartiges geleistet; er hat die inneren Feinde zerschmettert und die äußeren besiegt; er hat dadurch den Boden Frankreichs vor feindlichem Einfall bewahrt. Auch das Schauspiel an sich entbehrt nicht eines gewissen Schwunges und einer gewissen Größe. Groß ist zum mindesten die Tatkraft, mit der er alle Kräfte des Volkes, alle Hilfsmittel des Landes dem einen Gedanken dienstbar machte: Rettung des Vaterlandes! Anderseits ist diese Rettung nicht dem Wohlfahrtsausschuß allein zu danken. Einen trefflichen Bundesgenossen hatte er an dem Nationalstolze, der dem französischen Volke immer in besonderem Maße eignete und der es damals förmlich durchglühte. Dieser Stolz bäumte sich auf gegen den Gedanken, daß fremde Heere den französischen Boden betreten oder gar die Emigranten zurückführen und die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen könnten. Eine wirksame Unterstützung fand er auch bei den Feinden selbst, die von Zwietracht und gegenseitiger Eifersucht erfüllt und in ihrer Kriegführung von veralteten Anschauungen geleitet waren.

Die einzige Möglichkeit, alle Kräfte straff zusammenzufassen und nach einheitlichen Gesichtspunkten zu leiten, bot **die Diktatur,** wie sie die Römer in Zeiten besonderer Bedrängnis vorübergehend zu errichten pflegten. Eine solche Allgewalt im Staate riß im Sommer 1793 der Wohlfahrtsausschuß tatsächlich an sich. Er erhielt einige neue Mitglieder, darunter den großen Lazare Carnot, der, obwohl im Herzen ein Verächter der Jakobiner, bald die gesamte Leitung des Kriegswesens in seine Hand bekam, und den zähen Robespierre, der immer mehr die Seele des Ganzen wurde; Danton, der den letzteren an geistiger Bedeutung weit überragte, hatte eine schöne junge Frau geheiratet und sich auf einige Zeit in seine Heimat Arcis-sur-Aube zurückgezogen (bis November). So erhielt das scheinbar republikanische Frankreich im Sommer 1793 eine Gewaltherrschaft, die nichts anderes als eine Fortsetzung des bourbonischen Absolutismus war; auch in seiner äußeren Politik lenkte der Wohlfahrtsausschuß in die Bahnen ein, in denen sich die Politik der Ludwige bewegt hatte.

Seine innere Politik hat der Wohlfahrtsausschuß zu einem Gegenstand des Abscheus gemacht dadurch, daß er in **„dem organisierten Schrecken"** das Hauptmittel sah, um die Gegner der Republik niederzuhalten und sich selbst vor der Guillotine zu bewahren. Solange die Söhne des Vaterlandes an den

Grenzen stritten, sollte kein Verrat in ihrem Rücken lauern; also mußten alle „Verräter" und alle „Feinde des Vaterlandes" ausgetilgt werden. Zu diesem Zwecke schuf man eine Revolutionsarmee von 6000 Mann, die dem Wohlfahrtsausschuß für seine Tätigkeit nach innen zur Verfügung stehen sollte. Sodann wurde ein besonderes Gesetz erlassen (17. September), das gestattete, alle „Verdächtigen" für die Dauer des äußeren Krieges gefangen zu setzen und Haussuchungen vorzunehmen. Verdächtig aber war jeder, der nicht ein amtliches Zeugnis über seine Anhänglichkeit an die Republik besaß (certificat de civisme), der diese Anhänglichkeit nicht beständig zur Schau trug, der Mitleid mit einem Adeligen oder einem unbeeidigten Priester zeigte; ja verdächtig war schließlich, wer unter den maßgebenden Jakobinern einen persönlichen Gegner hatte, wer sein Gebet sprach, wer sich kämmte und kleidete wie ehedem. Als die Gefängnisse sich zu füllen begannen, erhielt das Revolutionstribunal eine einfachere Geschäftsordnung: auch wenn die Untersuchung noch nicht zum Abschluß gekommen sei, soll sie nach dreitägigen Verhandlungen geschlossen werden; die Schuldfrage sei alsdann dem Gewissen der Geschworenen anheimzustellen. Jetzt schienen die Zeiten der römischen „Proskriptionen" wiederzukehren. Fouquier-Tinville, der schon genannte öffentliche Ankläger des Pariser Tribunals, ein Mann ohne Bildung und Rechtssinn, begnügte sich meist mit dem Nachweis der Persönlichkeit, um alsdann das Urteil auf „Tod" zu fällen; man mußte ihm schließlich verbieten, mehr als 60 Personen an einem Tage zur Untersuchung und zur Guillotine zu bringen; durchschnittlich sollen etwa 30 „Nummern" täglich erledigt worden sein.

Im Oktober kamen **die Girondisten**, soweit man ihrer habhaft werden konnte, an die Reihe. Der Wohlfahrtsausschuß erhob gegen sie (3. Oktober) die Anklage wegen Hochverrats. Bei den Verhandlungen ließen sie noch einmal den ganzen Zauber ihrer Beredsamkeit spielen und hielten ihren Gegnern einen Spiegel ihrer eigenen Gemeinheit vor. Aber es war umsonst. Am letzten Oktober starben 21 auf dem Schafott, darunter Gensonné, Brissot, Vergniaud, Valazé u. a., nachdem sie die letzte Nacht noch gemeinsam, an blumengeschmücktem Tische, in heiteren Gesprächen zugebracht hatten. Auf dem Wege zum Richtplatze sangen sie die Marseillaise; sie starben wie Helden des Altertums. Von

den flüchtigen Girondisten wurden mehrere ergriffen und getötet, andere gaben sich selbst den Tod. Frau Roland, die wegen ihres Briefwechsels mit den entflohenen Parteigenossen angeklagt und verurteilt wurde, starb am 9. November, würdig der vorangegangenen Genossen; auf die Nachricht hievon stürzte sich ihr Gemahl nach Römerart selbst in sein Schwert (15. November). Petions Leichnam wurde in der Nähe von St. Emilion in einem Getreidefelde aufgefunden, halb verwest und von Wölfen angefressen (Juli 1794). Bailly, der erste Präsident der Konstituante und große Astronom, wurde als „Königsfreund und gewalttätiger Unterdrücker der Freiheit" guillotiniert (11. November 1793), Malesherbes als „Verschworener gegen die Republik" (22. April 1794). Den „Bürger Egalité" (Philipp von Orleans) vermochte der Republikanismus, mit dem er sich brüstete, nicht zu retten; am 6. November 1793 bestieg er das Schafott, weil er des Strebens nach der Königskrone verdächtig war.

Die Formel von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit und von der Souveränität des Volkes entwickelte sich bei diesen Jakobinern zu einer wahrhaft mörderischen Wirkung und erzeugte den blutigsten und bösartigsten Despotismus, den die neuere Geschichte kennt. Ein volles Jahr lang ertrug ein großes und in seiner Mehrheit immer noch gemäßigtes Volk die furchtbare Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses, ohne daß ein ernstlicher Widerstand sich hervorgewagt hätte; Mannesmut und Wahrhaftigkeit schienen ausgestorben zu sein, und die herrschende Minderheit schien von dem Glaubenssatze auszugehen, daß die oberen Schichten der Bevölkerung nur aus Schurken und Dummköpfen, die unteren nur aus guten und einsichtsvollen Menschen bestünden. So hat die Furcht vor der Guillotine auch starke und männliche Charaktere gelähmt; mancher wackere Mann hat sich aber auch vor dem „Schreckensregiment" (Terrorismus) gebeugt in dem Gedanken, was das Schicksal Frankreichs wäre, wenn die auswärtigen Mächte und die Emigranten den Sieg davontrügen.

Um den **Aufstand in den Provinzen** zu unterdrücken, entsandte im Namen des Konvents der Wohlfahrtsausschuß, der jenen zum gehorsamen Diener erniedrigte, in jedes Departement einen „Kommissär", der im kleinen tat, was der Ausschuß im großen. Revolutionsheere, d. h. Mörderbanden, wurden geworben und Revolutionstribunale errichtet, damit der Schrecken auch hier seine Wirkung täte; und er hat

sie getan. Am schwersten und langsamsten gelang die Niederwerfung der **Vendée,** wo die Bevölkerung noch mit Verehrung an ihrem König, ihren Geistlichen, ihrem Adel und ihren kirchlichen Einrichtungen hing. Nun hatten die Blutmenschen in Paris den König getötet, die Geistlichen verbannt, den Adel ins Ausland getrieben und die christlichen Einrichtungen abgeschafft. Aus Ingrimm hierüber griff die kernhafte Bauernbevölkerung zu den Waffen, geführt von Männern, die erst der Krieg zu tüchtigen Befehlshabern ausbildete (Stofflet, Chatelineau, Charette de la Contrie, Larochejaquelin). Anfangs waren die Bauern siegreich gegen die Revolutionsbanden, die wie Hyänen und Wölfe über das unglückliche Land herfielen. Als aber Kleber das gutgeschulte Belagerungsheer von Mainz, das frei geworden war, heranführte, erlahmte allmählich die Kraft des Aufstands; völlig beruhigt wurde die Provinz erst, als der ebenso edle als kriegskundige General Hoche ins Land kam, der teils durch Milde, teils durch Tapferkeit den Frieden wiederherstellte (1796). Das Land aber war inzwischen zur Wüste gemacht, der Boden gedüngt mit dem Blute seiner Bewohner. Das bekannteste Beispiel für die erfinderische Grausamkeit, mit welcher die Kommissäre den Aufstand zu dämpfen suchten, ist Carrier, der im Oktober 1793 nach Nantes geschickt wurde. Er ließ Barken bauen, deren Boden durch eine Klappe geöffnet werden konnte, so daß der Inhalt einfach versank; diese Massenersäufungen nannte man Nojaden oder Baignaden, auch mariages républicains (republikanische Hochzeiten), weil man meist eine männliche und eine weibliche Person zusammenband und ersäufte. Während Carriers viermonatlicher Tätigkeit sollen 16 000 Menschen ihr Leben verloren haben.

Rascher als in der Vendée wurde der **Aufstand in den übrigen Teilen des Landes** niedergeworfen. Marseille und Bordeaux ergaben sich schon nach kurzem Kampfe; dagegen mußte Lyon, über das am 12. Juli die Acht ausgesprochen wurde, fast zwei Monate lang belagert und beschossen werden. Dafür nahm der Konvent auch furchtbare Rache. Er verhängte völlige Vernichtung über die Stadt, die sogar einen anderen Namen (ville affranchie) erhalten sollte, und sandte als Kommissäre Leute wie den verrufenen Collot d'Herbois und Fouché. Da diesen die Guillotine zu langsam arbeitete, so wurden gegen 6000 Menschen mit Kartätschen haufenweise zusammengeschossen, ein Teil der Stadt geschleift, die

Güter der Reichen von dem Proletariat geraubt, was damals an der Tagesordnung war. — Toulon hatte Ludwig XVII. zum König ausgerufen und eine englisch-spanische Flotte aufgenommen. Als die Belagerung nicht recht vorwärts schreiten wollte, legte ein junger Artilleriehauptmann einen neuen scharfsinnigen Plan vor, dessen Ausführung die Engländer zwang, den Hafen zu verlassen. Am 19. Dezember 1793 ergab sich die Stadt, und die Kommissäre Barras und Freron hielten ein furchtbares Strafgericht; 3000 Menschen wurden hingerichtet; die Einwohnerzahl der Stadt sank von 28000 auf 7000. Der Artilleriehauptmann, dem die Eroberung hauptsächlich zu danken war, rückte rasch zum Major vor, und am 22. Dezember wurde Buonaparte zum Brigadegeneral befördert. — So hat die erbarmungslose Tatkraft des Konvents es erreicht, daß Ende 1793 alle Departements besiegt zu seinen Füßen lagen. Die Pariser Diktatur konnte jetzt ihre ganze Kraft gegen die äußeren Feinde wenden.

Dem Konvent war es auch vorbehalten, **die bürgerliche und kirchliche Lebensordnung** nach republikanischen Grundsätzen neu zu gestalten, damit jede Erinnerung an das alte, königliche Frankreich mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde. Zuerst erging der Befehl, daß alle Ofenplatten umgewendet und alle Gobelins entfernt werden sollten, die noch Wappen oder Darstellungen aus der Königszeit enthielten. Dann begann der Feldzug gegen das Christentum mit Plünderung, Zerstörung und Entweihung der kirchlichen Geräte; am 24. November 1793 folgte die Einführung des republikanischen Kalenders, nachdem die republikanische Zeitrechnung schon im Herbst 1792 beschlossen worden war. Die letztere begann mit dem ersten Tage nach Einführung der Republik, also dem 22. September 1792. Das Jahr zerfiel in zwölf Monate von je drei Dekaden (Zeiträume von zehn Tagen); die fünf Tage, die dabei übrig blieben, die sogen. sansculottides, bildeten die einzigen nationalen Fest-, Sonn- und Feiertage; der Inhalt, den man ihnen statt des christlichen unterschob, kennzeichnet den Geist, der damals in Frankreich herrschte; sie waren nämlich gewidmet dem Genie, der Tugend, der Arbeit, der öffentlichen Meinung, den Belohnungen. Der Schalttag, der in jeder „Franciade" (Zeitraum von vier Jahren) nötig wurde, hieß „la grande sansculottide". Die Namen der Monate bezogen sich auf Feldarbeiten, Früchte, Wetter u. dgl. (Vendémiaire = Winzermonat, 22. September bis 21. Okto-

ber, Brumaire = Nebelmonat, Frimaire = Reifmonat, Nivose = Schneemonat u. s. w.). Schon bei dem Kalender hatte man das Dezimalsystem zu Grunde legen wollen und nur deswegen davon Abstand genommen, weil es unmöglich erschien, alle Uhren in ganz Frankreich zu ändern oder zu beseitigen. Für Längen- und Hohlmaß, Gewicht und Münze dagegen wurde das Dezimalmaß folgerichtig durchgeführt; an die Stelle des livre trat als neue Münzeinheit der franc (8. April 1795). Der gewaltige Fortschritt, den die Einführung dieses Maßsystems bedeutet, hat die meisten Staaten bewogen, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ihm beizutreten. — Die Ehe war schon im September 1792 ihres kirchlichen Charakters entkleidet und zu einem bürgerlichen Vertrag erklärt worden, der auch wieder gelöst werden könne (Zivilehe).

Am 7. November 1793 beschloß nun der Konvent, die Kirche Notre Dame dem Kultus der Vernunft einzuräumen, worauf am 10. November in diesem vornehmsten Gotteshause von Paris der neuen Gottheit das frevelhaft-abgeschmackte **„Fest der Vernunft"** gefeiert wurde. Eine schöne Buchdruckersfrau in römischer Gewandung mit roter Jakobinermütze stellte die neue Göttin dar, und Anacharsis Cloots, der sich längst für einen persönlichen Feind Jesu Christi erklärt hatte, verkündete laut: „Die Zeit ist gekommen, die Religion zu vernichten; das Menschengeschlecht hat sein Gängelband abgetan." Der Gemeinderat war auch dieser Meinung und beschloß demgemäß, daß alle Kirchen in Paris zu schließen und alle Priester unter Polizeiaufsicht zu stellen seien. Nicht zufrieden damit, wollte Hebert allen Ernstes auch noch die Kirchtürme abtragen lassen, weil sie dem Grundsatze der Gleichheit widersprächen. So schien Frankreich von allen guten Geistern verlassen und ganz den Mächten der Finsternis verfallen zu sein. Angesichts dieses gotteslästerlichen Possenspiels raffte sich Danton wieder auf und erschien, von niemand erwartet, am 26. November im Konvente. Im Bunde mit Robespierre setzte er am 6. Dezember im Konvent den Beschluß durch, daß jede Form des Gottesdienstes in Frankreich geduldet sein sollte, was aber nicht hinderte, daß christliche Prediger verfolgt, mißhandelt oder auch getötet wurden.

So hatten Danton-Robespierre über Hebert, der Wohlfahrtsausschuß über den Gemeinderat gesiegt. Jene beiden kamen überhaupt mehr und mehr zu der Überzeugung, daß

mit den „Hebertisten" und dem Gemeinderat kein dauerndes Zusammenwirken möglich sei. Sie setzten also am 4. Dezember 1793 das „grand décret" durch, das alle französischen Behörden ausnahmslos dem Wohlfahrtsausschuß unterstellte, dem sie regelmäßig Rechenschaft abzulegen hatten. Damit erhielt die Diktatur des Ausschusses gesetzmäßige Bestätigung; auch der Pariser Gemeinderat mußte sich beugen. Doch war die Eintracht zwischen Danton und Robespierre von kurzer Dauer. Jener hatte den Schrecken nie um seiner selbst willen geübt, sondern nur als Mittel zum Zweck; dieser Zweck war erreicht, die äußeren und inneren Feinde überwunden; also wollte er dem „Terrorismus" ein Ende machen. Robespierre hingegen, der sich mit dem blutdürstigen Couthon und dem Sozialisten St. Just zu einer Art Triumvirat zusammengeschlossen hatte, wollte den Schrecken noch steigern, um seine Machtstellung zu erhalten und seine politisch-sozialen Pläne zu verwirklichen.

Am 24. März 1794 führte diese Gruppe den entscheidenden Schlag gegen Hebertisten und Gemeinderat; 19 Radikale, darunter Hebert, Chaumette, Anacharsis Cloots, bestiegen das Blutgerüst; Fleuriot, ein Freund Robespierres, erhielt den Bürgermeisterposten. Damit hatte der **Selbstzerfleischungsprozeß** der Schreckensmänner begonnen, der rasche Fortschritte machte. In der Nacht auf den 1. April 1794 wurde Danton, den man vergeblich vor dem Triumvirat gewarnt hatte, mit seinen Freunden Desmoulins, Westermann u. a. verhaftet und von dem Revolutionstribunal, das er selbst ins Leben gerufen hatte, wegen Unterstützung der Pläne des Herzogs von Orleans und als Mitwisser von Dumouriez' Verrat verurteilt. Als er die Stufen des Blutgerüstes hinanstieg, brüllte das Volk den üblichen Beifall; Danton aber schrie ihm noch einmal mit der ganzen Gewalt seiner Donnerstimme entgegen: „Schweig still, undankbares Volk! du siehst hier einen wahren Republikaner"; zu dem Henker sagte er: „Ein Riemen ist genug; heb den anderen für Robespierre auf!" Am 5. April 1794 fiel das Haupt des Mannes, der neben Mirabeau die bedeutendste Erscheinung dieser Sturmjahre bildet.

Nach der Beseitigung der „Gemäßigten" war der beschränkte, aber zähe Fanatiker tatsächlich der Gebieter von Frankreich. Aber Danton hatte doch richtig prophezeit; die **Diktatur Robespierres** dauerte nur noch etwa 10 Wochen,

und dabei war das Leben des Gebieters keineswegs beneidenswert. Wenn er ausging, begleitete ihn auf Schritt und Tritt eine Anzahl handfester Gesellen; wenn er aß, lagen zwei geladene Pistolen neben ihm, und andere mußten vor ihm von den Speisen kosten, mit denen er den Hunger stillte. Das Staatsideal, das er nun zu verwirklichen gedachte, hatte sein Anhänger St. Just nach Rousseaus Gedanken entworfen, obwohl letzterer in seinem „Gesellschaftsvertrage" nur an kleine Stadtstaaten, keineswegs aber an Großstaaten dachte; für letztere billigte auch Rousseau die Monarchie. Demnach sollte in dem Zukunftsstaat St. Justs alles persönliche Sonderleben zu Gunsten des Gesamtwillens verschwinden und die Erziehung der Jugend so eingerichtet werden, daß die Rückbildung Frankreichs in eine Bauernrepublik nach dem Vorbilde Spartas möglichst bald erfolgen könnte. Den Anfang machte Robespierre auf religiösem Gebiete. Am 7. Mai 1794 beschloß der Konvent auf seinen Antrag, daß das französische Volk das Dasein des höchsten Wesens, die Unsterblichkeit der Seele, anerkenne und die Pflicht habe, dieses höchste Wesen würdig zu verehren. Einen Monat später (8. Juni) wurde zu Ehren des wiedereingesetzten höchsten Wesens im Tuileriengarten ein großes Fest gefeiert. Um die Leitung desselben in seine Hand zu bekommen, ließ sich Robespierre für diese Zeit zum Präsidenten des Konvents wählen. Am Morgen des Tages begannen die Wallfahrten nach dem Festplatze; die Mädchen erschienen dabei mit Blumen im Haare, die Knaben mit Veilchen, die Jünglinge mit Myrten, die Männer mit Eichenlaub, die Greise mit Ölzweigen in den Händen. Robespierre hielt die große Festrede und steckte dann eigenhändig als eine Art Oberpriester das fratzenhafte Bild der „Gottlosigkeit" in Brand, das sich in der Mitte des Festplatzes erhob. Ernste Menschen konnten über ein solches Gaukelspiel nur lächeln; sogar über den gefürchteten Diktator und gefeierten Hohepriester lächelte man, und dieses ist in Frankreich bekanntermaßen gefährlich.

Robespierre merkte die Abnahme der Volksgunst und schickte sich an, den letzten Rest des alten, verdorbenen Geschlechts von Verrätern vollends auszutilgen. Zwei Tage nach dem Feste des höchsten Wesens, am 10. Juni, erfolgte die letzte Steigerung des Schreckens, die Krönung des Terrorismus. Ein von Couthon eingebrachtes Gesetz bestimmte nämlich, daß Voruntersuchung, Zeugenverhör und

Verteidigung vor dem Revolutionstribunal überflüssig seien, wenn moralische Beweise genug für die Schuld des Angeklagten vorhanden seien; „denn das Gewissen der Geschworenen wird durch die Liebe zum Vaterlande aufgeklärt". Damit war also das Leben der Franzosen in die Hände der Tribunalsrichter gegeben; denn was hieß „moralische Überzeugung" bei Männern, die selbst keine Moral hatten? Noch 45 Tage lang hat dieses fürchterliche Gesetz gegolten, und man nennt diese Zeit „les grandes fournées" (den großen Schub). Die Zahl der täglichen Hinrichtungen stieg jetzt auf 50, 60, ja einmal auf 67; insgesamt starben noch 1376 „Verräter". Die „rollenden Särge", wie man die Hinrichtungskarren nannte, bildeten einen wesentlichen Bestandteil des Pariser Straßenbilds.

Aber endlich erzeugte die Furcht den Mut. Ganz im geheimen bildete sich eine **Partei gegen Robespierre,** deren Mitglieder meist Gesinnungsgenossen von ihm waren. Dieser selbst war den Sitzungen des Konvents einige Zeit ferne geblieben. Am 26. Juli 1794 erschien er wieder und hielt eine lange Rede, deren Schluß wie eine Kriegserklärung an alle Konventsmitglieder klang, die nicht seine Sklaven sein wollten: „Es besteht eine Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit, gestützt auf ein frevelhaftes Komplott, das im Schoß des Konvents selbst seine Ränke schmiedet; dieses Komplott hat seine Mitschuldigen im Sicherheitsausschuß, und Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses stehen damit in Verbindung. Welches Mittel wird dagegen helfen? Die Verräter strafen, den Sicherheitsausschuß erneuern, den Wohlfahrtsausschuß selbst reinigen und jenem unterwerfen. Die Verteidiger der Freiheit sind vogelfrei wie Geächtete, solange die Horde der Schurken gebietet." Cambon warf die Anklage des Komplotts auf Robespierre zurück und sagte: „Es ist Zeit, die ganze Wahrheit zu sagen: ein einziger Mensch durchkreuzt den Willen der Versammlung; dieser Mensch ist der, der eben gesprochen hat, es ist Robespierre. Jetzt sprecht euer Urteil!" Robespierre, durch die Kühnheit dieser Anklage außer Fassung gebracht, gab auf das stürmische Verlangen, er solle die Verschwörer alle mit Namen nennen, keine Antwort. Somit mußte der ganze Konvent sich für bedroht halten. Alle Parteigruppen verbanden sich daher zu seinem Sturze; sie waren die ganze folgende Nacht tätig, und die Nationalgarden des Mittelstandes boten ihren Beistand an.

Zu seinen entschiedensten Gegnern gehörte Tallien, sein früherer Genosse. Dieser war vom Konvent nach Bordeaux geschickt worden, um auch dort Schlachtopfer für die Guillotine aufzusuchen, und fand im Gefängnis die durch ihre Schönheit berühmte Therese Cabarrus, die Tochter eines spanischen Bankiers, die eine erzwungene Ehe mit dem Parlamentsrat von Fontenay geschlossen, diese aber wieder aufgelöst hatte, als der alte Marquis vor der Revolution nach Spanien geflohen war. Als reiche Frau ins Gefängnis gebracht, bezauberte sie Tallien so sehr, daß er ihre Freilassung anordnete und sie heiratete. Seine Freunde bemerkten mit Schrecken, welche Umwandlung seither mit ihm vorgegangen, wie der blutdürstige Tiger plötzlich zu einem sanften Lamm geworden war. Infolgedessen berief ihn Robespierre nach Paris zurück und ließ seine Gattin, die ihn begleitete, verhaften. Am 26. Juli erhielt Tallien ein Billett von ihr: „Bald werde ich vor das Revolutionstribunal gestellt werden. Ich sterbe mit der Verzweiflung im Herzen, einem Feigling, wie Sie sind, angehört zu haben." Von Robespierre kannte er die Äußerung: „Jeder Tag, den Tallien noch zu leben hat, schließt eine Gefahr für die Republik in sich." Tallien mußte also rasche Entschlüsse fassen, wenn er nicht mit der Geliebten umkommen wollte.



Madame Tallien.
Nach einem Gemälde von Jacques Louis David.

So kam der berühmte **9. Thermidor** (27. Juli 1794), an welchem sich im Konvente ein Kampf auf Leben und Tod entspann. St. Just hatte kaum begonnen, die Anklage gegen die Verschwörer vorzutragen, als ihn Tallien mit heftigen Angriffen auf Robespierre unterbrach und verlangte, „daß der Schleier endlich ganz zerrissen werde". Der Beschuldigte meldete sich zum Worte; aber von allen Seiten scholl es ihm entgegen: „Nieder mit dem Tyrannen!" Tallien verlangte

die Verhaftung Henriots und seiner Genossen und drohte, den „neuen Cromwell" mit seinem Messer niederzustechen, wenn nicht auch *seine* Anklage beschlossen würde. Als Robespierre einen zweiten Versuch zu sprechen machte, schrie ihn der Konvent nieder; seine Gegner erhielten das Wort und häuften Anklage auf Anklage. Da erhob sich der einst so Gewaltige zum drittenmal und rief ganz außer sich: „Präsident der Meuchelmörder! zum letztenmal verlange ich von dir das Wort." Aber einer der Dantonisten donnerte ihm entgegen: „Stille jetzt! das Blut Dantons erstickt deine Stimme." Der tosende Beifall, der diesen Worten folgte, wich bald einer unheimlichen Stille; alle fühlten, daß eine große Entscheidung kommen müsse. Und sie kam aus dem Munde des Abgeordneten Louchet. „Ich beantrage die Verhaftung Robespierres," sprach dieser, und die Versammlung beschloß also. Robespierre, sein Bruder Augustin, Couthon, St. Just und Lebas wurden verhaftet und abgeführt.

Damit war die Sache im Konvent gewonnen, aber noch nicht **in der Stadt.** Der Gemeinderat nahm sofort Partei für die Verhafteten. Die Sturmglocken wurden geläutet, die Nationalgarde aufgeboten, Robespierre und die übrigen befreit und im Triumph aufs Stadthaus geführt. Der betrunkene Henriot, der eben verhaftet und wieder entronnen war, versammelte 1200 Kanoniere mit ihren Geschützen auf dem Greveplatz, um das Stadthaus zu beschützen. Aber es war deutlich zu bemerken, daß den Jakobinern, von Robespierre bis zum letzten Kanonier herab, alle Zuversicht und aller Mut entschwunden war, während die Nationalgarden des Mittelstandes in Massen herbeieilten, um den Konvent zu verteidigen. Selbst die sonst so gefürchtete Vorstadt St. Antoine sprach sich gegen die Schreckensmänner aus. Sobald bekannt wurde, daß Henriot vom Konvente geächtet sei, schlug auch bei seinen Kanonieren die Stimmung um; sie ließen ihren Kommandanten im Stich; dieser selbst floh nach dem Stadthaus. Kein Mensch gebrauchte seine Waffe für Robespierre; die für ihn aufgebotene Macht lief auseinander; die Truppen des Konvents waren, ohne einen Schuß zu tun, Sieger. Nach Mitternacht konnten die Konventstruppen es wagen, *in das Rathaus selbst* einzudringen, wo die Befreiten versammelt waren. Der Gendarm Meda trat in den Sitzungssaal des Stadthauses ein, wo Robespierre eben einen Aufruf an die Sektionen verfaßte.

Jener ging auf ihn zu und feuerte mit den Worten: „Ergib dich, Verräter!“ eine Pistole auf ihn ab, die ihm die Kinnlade zerschmetterte. (Später wurde das Gerücht verbreitet, Robespierre



Robespierres Sturz im Nationalkonvent 1794.
Nach einem Gemälde von M. Adams.

habe die Pistole selbst auf sich abgefeuert.) Darauf kam eine Abteilung Nationalgarde in den Saal und verhaftete die Entflohenen. Lebas erschoß sich; Robespierres Bruder sprang zum Fenster hinaus, wurde aber noch lebend aufgehoben; Henriot wurde mit Haken aus einer Kloake hervorgezogen.

Noch in derselben Nacht hatte Legendre den Jakobinerklub auseinandergesprengt und den Saal geschlossen. Am anderen Tage, Nachmittags vier Uhr, erschien der Richtkarren, um die Verhafteten zur Guillotine zu führen. Da sie geächtet waren, so konnte man sich eine förmliche Gerichtsverhandlung ersparen. In allen Straßen frohlockten die Leute, daß endlich Robespierre zum Tode geführt würde, und überhäuften ihn mit Verwünschungen. Er wurde nebst fünf seiner Anhänger, darunter Henriot, guillotiniert. An den zwei folgenden Tagen folgten noch 81 Jakobiner, darunter fast der ganze Gemeinderat. Das Schreckenssystem war gestürzt; der 9. Thermidor war der Anfang des Umschlags.

In Paris sah man wieder fröhliche Gesichter. Man beglückwünschte sich gegenseitig. Die Theater wurden wieder eröffnet, Marats Büste auf der Bühne zertrümmert, die grollenden Jakobiner im Parterre durchgeprügelt. Schenk- und Kaffeehäuser belebten sich, Tanzmusik erscholl jeden Abend in allen Teilen der Stadt. Wer noch ein paar Silbermünzen oder eine Handvoll jener fast entwerteten Assignaten hatte, der suchte ihrer im frischen Sinnengenuß los zu werden. Auch den Departements teilte man möglichst schnell die frohe Botschaft mit. Mit Postpferden verließen manche die Hauptstadt und riefen in den Dörfern und Städten den Vorübergehenden zu: „Freut euch, meine Freunde! Robespierre ist nicht mehr!" Die Konventsmitglieder Tallien und Barras begaben sich gleich nach dem Siege in die Gefängnisse, sahen die Listen der Gefangenen durch, strichen eine Menge der aufgezeichneten Namen aus und entließen die Verhafteten zu Hunderten. Alles, bekannt oder unbekannt, flog sich hier in die Arme und eilte hinaus an das sonnige Licht. Mit Therese Cabarrus wurde, auf deren Verwendung bei Tallien, auch die verwitwete Josephine von Beauharnais, die spätere Kaiserin, aus dem Gefängnis befreit.

c) Die letzten Zeiten des Konvents.

(1794—1795.)

Der Mittelstand, der sich bis jetzt ruhig verhalten und alle Schändlichkeiten der Schreckensmänner und des Pöbels ertragen hatte, fing nun wieder an, sich zu rühren und dem Treiben des Straßengesindels offenen und handgreiflichen Widerstand entgegenzusetzen. Unter dem Drucke der öffent-

lichen Meinung wurden die Sitzungen des Revolutionstribunals vorläufig eingestellt (1. August 1794), der Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuß gesäubert; der letztere verlor auch sein Aufsichtsrecht über die anderen Ausschüsse. Den Sektionsmitgliedern entzog man ihre Taggelder von 2 Livres für den Besuch der Versammlungen und für ihre Mitwirkung bei Aufläufen. Ein Gesetz vom 16. Oktober verbot die geheimen Gesellschaften und jede Verzweigung eines politischen Vereins über das eigene Stadtgebiet hinaus. So sorgten die **„Thermidorianer"**, die eine eigene Partei bildeten, dafür, daß allmählich wieder geordnete Zustände zurückkehrten. Ein besonderes Verdienst erwarb sich dabei die jeunesse dorée*), die Söhne des vermöglichen Mittelstandes, die meist bei den Heeren als Freiwillige gedient hatten und nach dem Sturze Robespierres in die Hauptstadt zurückgekehrt waren. Hier schlossen sie sich mit Gleichgesinnten zu einer Partei der Gegenrevolution zusammen, die im öffentlichen Leben von Paris rasch eine Macht wurde. Mit den schweren Stöcken, die sie immer und überall bei sich trugen, trieben sie das jakobinische Gesindel auseinander und sorgten in den Kaffeehäusern, auf Straßen und Plätzen für Ruhe und Ordnung, ohne Blut zu vergießen. Am 9. November 1794 statteten sie auch dem Jakobinerklub einen Besuch ab. Nachdem sie das Haus mit Pflastersteinen gestürmt hatten, jagten sie die anwesenden Klubisten unter furchtbaren Stockschlägen zum Saale hinaus, wobei es sogar bei den Weibern auf der Galerie blutige Köpfe gab. Zwei Tage später (11. November) befahl der Wohlfahrtsausschuß die Schließung des Jakobinerklubs. Der revolutionären Marseillaise setzte die jeunesse ein Rachelied entgegen, das man den réveil du peuple (das Erwachen des Volkes) nannte. Die Zurückberufung der 73 ausgeschlossenen Girondisten und derjenigen von den 32 geächteten Girondisten, welche noch am Leben waren, verstärkte den Konvent im Sinne der Rückkehr zu den früheren Zuständen; denn diese Überbleibsel der Girondisten waren von ihren idealistischen Anschauungen gründlich geheilt. Mit den veränderten Anschauungen des umgewandelten Konvents vertrug sich die

*) Dies die Bezeichnung, die erstmals Pagè in seiner Histoire secrète de la révolution (1797) gebrauchte und die in die meisten Bücher übergegangen ist. Die eigentlichen Spottnamen der Partei waren Muscadins = Moschusmenschen, oder Petits-maîtres = Stutzer.

fortwährende Anwesenheit jener Blutmenschen, wie Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, Barère, Vadier, Carrier, Fouquier-Tinville, schlechterdings nicht mehr. Diese wurden daher nebst mehreren Richtern des Revolutionstribunals in Anklagestand versetzt und teils hingerichtet, teils des Landes verwiesen; zwei von ihnen entkamen. Endlich beschloß der Konvent noch, den Höchstpreis für Brot und andere Lebensmittel und den Zwangskurs für die Assignaten aufzuheben, zugleich aber auch den Betrag der letzteren noch mehr zu erhöhen; im Sommer 1795 waren zwölf Milliarden davon ausgegeben. Die Folge war eine zunehmende Entwertung dieser Zettel; ein Klafter Holz soll 24000 Franken in Assignaten gekostet haben.

Zu Anfang des Jahres 1795 war die Ordnung so ziemlich wiederhergestellt, und der Konvent konnte nun an die Arbeit denken, für die er einberufen worden war; er beauftragte auch einen Ausschuß mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfes. Da erkannten die Jakobiner, daß ihre Zeit ganz zu Ende gehen sollte, und beschlossen, durch einen Gewaltstreich die Thermidorianer zu stürzen und die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Das Mißjahr von 1794 und der darauffolgende kalte Winter hatten die Not in Paris gesteigert, und dies führte den Jakobinern Scharen von Unzufriedenen zu. Während der Prozeß gegen die obengenannten Angeklagten noch schwebte, entstand der Pöbelaufstand vom 31. März und 1. April 1795, in welchem die Menge unter dem Rufe: „Freilassung der Patrioten, Brot und die Konstitution von 1793!" in den Konventsaal eindrang und nur durch das entschlossene Eingreifen des zufällig in Paris anwesenden Generals Pichegru, der mit Soldaten und Bürgern dem Konvent zu Hilfe kam, zurückgedrängt und besiegt wurde. Noch gefährlicher war der Aufstand vom 20. Mai 1795, dessen Ziel Wiederherstellung der Schreckensherrschaft und Einsetzung einer provisorischen Regierung war. Die Tribünen des Konventsaales waren überfüllt mit Gesindel, namentlich mit Weibern, die unaufhörlich „Brot! Brot!" schrieen, die Saaltüren wurden eingestoßen, die bewaffnete Menge drang ein, der Präsident Boissy d'Anglas und der größte Teil der Konventsmitglieder hielten in dem sechsstündigen Getümmel mutig stand, der Abgeordnete Feraud wurde niedergeschossen, erst um Mitternacht kamen Bataillone der Nationalgarde und Muscadins zur Rettung des Konvents

herbei und warfen nach heftigem Kampfe die Aufrührer aus dem Saal. Darauf folgte ein scharfes Strafgericht. Viele Mitglieder der Terroristenpartei wurden auf dem Marsfelde erschossen, andere nach Cayenne verbannt oder ins Gefängnis gebracht; die Vorstädte wurden entwaffnet und das Revolutionstribunal aufgehoben. Damit war die Macht des Pöbels gebrochen.

Die Anhänger des Königtums und der früheren Zustände gewannen immer mehr Boden, namentlich im Südwesten Frankreichs; hier wagten sie seit Mai 1795 eine gewaltsame Erhebung, die man den „weißen Schrecken" nennt. Bewaffnete Banden fielen über die Jakobiner her und nahmen eine blutige Rache. Auch in der Vendée und Bretagne flammte der Bürgerkrieg mit neuer Heftigkeit auf, bis General Hoche dem Aufstand ein Ende machte. Inzwischen hatte der Verfassungsausschuß sein Werk vollendet und der Konvent die neue **Direktorialverfassung** angenommen (17. August). Diese übertrug die gesetzgebende Gewalt dem Rat der Fünfhundert und dem aus 250 Mitgliedern bestehenden Rat der Alten, wovon jener als Zweite Kammer die Gesetze vorschlagen und beraten, dieser als Erste Kammer sie prüfen und entweder annehmen oder verwerfen sollte. Für die Mitglieder beider Räte war ein bestimmtes Alter (30 und 40 Jahre), eine längere Ansässigkeit und ein bestimmter Zensus festgesetzt. Die ausübende Gewalt wurde einem Direktorium von fünf Personen übertragen, das die eigentliche Regierung bildete. Der gemäßigte Charakter dieser Verfassung zeigte sich besonders in den Wahlen. Jedes Jahr sollte ein Drittel der beiden Körperschaften durch Neuwahlen, und zwar indirekte, ersetzt werden. Auch von den fünf Direktoren mußte jährlich einer austreten; der Rat der Jungen schlug hierauf 50 Namen vor, von denen der Rat der Alten einen bestimmte. Was vollends der Konvent über die erstmalige Wahl für die neuen Kammern bestimmte, war das gerade Gegenteil von dem, was die Nationalversammlung 1791 beschlossen hatte. Diese hatte, wie wir gesehen haben, die Bestimmung getroffen, daß keines ihrer Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung gewählt werden dürfe; der Konvent dagegen setzte fest, daß zwei Dritteile der gesetzgebenden Räte aus dem Kreise der Konventsmitglieder gewählt werden müßten. Damit war die Wahlfreiheit sehr beschränkt und den neuen Kammern ihr Charakter zum voraus gegeben. Die Royalisten, die ge-

hofft hatten, durch die Wahlen die Mehrheit in den beiden Räten zu erlangen und die Monarchie wiederherstellen zu können, und der Mittelstand, welcher alles, was zum Konvent gehörte, beseitigt und für die neuen Einrichtungen auch neue Männer gewählt wissen wollte, verlangten in Adressen an den Konvent die Aufhebung dieser Wahlbeschränkung, und da dieser nicht darauf einging, so vereinigten sich die Royalisten und der Mittelstand zu gemeinsamer Erhebung. Um der Empörung wirksam begegnen zu können, mußte der Konvent die Vorstädte, die vor wenigen Monaten ihn selbst hatten stürzen wollen, und die Armee aufbieten.

Am Abend des 4. Oktober rückten die Aufständischen in einer Stärke von 20000 Mann aus. Da General Menou, der mit der Verteidigung des Konvents beauftragt war, sich scheute, Bürgerblut zu vergießen, so erhielt General Barras den Oberbefehl über die Konventstruppen. In der Nacht dröhnte wieder der Generalmarsch; die Aufständischen erhielten neuen Zuzug und zogen am 5. Oktober, dem **13. Vendemiaire,** in einer Stärke von etwa 40000 Mann gegen die Tuilerien. Sie hatten eine ungeheure Übermacht, aber es fehlte ihnen an einer tüchtigen und einheitlichen Leitung, an Kanonen und Schießbedarf. Der Konvent hatte nicht mehr als 5- bis 6000 Mann zu seiner Verfügung, darunter 1500 wilde Gesellen von 1789, die Santerre ihm zuführte. Aber die Leitung war kraftvoll und entschlossen; denn Barras, der vom Kriegshandwerk nichts verstand, hatte sich vom Konvent die Ernennung des Generals Napoleon Buonaparte zu seinem militärischen Stellvertreter erbeten. Dieser traf sofort die geeigneten Maßregeln, stellte während der Nacht seine Truppen und die von dem Reiteroberst Joachim Murat nach Paris gebrachten 40 Kanonen vor den Tuilerien und dem Louvre auf, vermied es aber, zuerst anzugreifen. Mehrere Stunden standen die Heere des Konvents und der Aufrührer einander gegenüber; gegen 4½ Uhr fiel der erste, von Napoleon ersehnte Schuß, von dem niemand wußte, woher er kam, und die Aufständischen schickten sich an, vorzurücken. In demselben Augenblicke aber überschüttete sie Napoleon mit Kartätschen, bewirkte dadurch allgemeine Flucht, ließ dann seine Truppen vorgehen und die fliehenden Nationalgarden durch blinde Schüsse vollends zersprengen. Um sechs Uhr war der Straßenkampf zu Ende, das Pflaster mit einigen hundert Toten bedeckt. Der Konvent hatte über die Royalisten ge-

siegt, und da die Jakobiner der Vorstädte ihm dabei geholfen hatten, so kamen diese wieder zu einiger Geltung.

Damit hatte der Konvent seine Rolle zu Ende gespielt. Am 26. Oktober 1795 begann die Direktorialregierung. Die ersten fünf Direktoren waren: Lareveilliere-Lepaux, Rewbel, Letourneur, Barras und der wegen seiner Kenntnisse im Kriegswesen unentbehrliche Carnot. Auf Barras' Antrag wurde Napoleon, zur Belohnung für seinen rettenden Sieg, am 26. Oktober zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern und am 7. März 1796 zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt.



Napoleon Buonaparte als General der italienischen Armee.

Nach der Natur gezeichnet und in Mailand 1796 gestochen.

Napoleon Buonaparte war am 15. August 1769 (vielleicht schon am 5. Februar 1768) in Ajaccio auf der Insel Korsika geboren, zwei Monate nachdem letztere von den Genuesen an Frankreich abgetreten worden war. Sein Vater war der Advokat Carlo Maria Buonaparte, seine Mutter die durch Schönheit und Verstand hervorragende Maria Lätitia Ramolini. Seine Familie war vor mehr als 200 Jahren aus Toskana eingewandert und seitdem in Ajaccio ansäßig. Napoleon ist also von Geburt nicht Franzose, sondern Italiener. Da die Familie Buonaparte acht lebendige Kinder (fünf waren außerdem noch gestorben), aber nur ein mäßiges Vermögen besaß, so schloß sich der Vater der neuen Regierung an, deren Gunst er brauchte. Im Jahre 1779 erhielt er für seinen zweiten Sohn eine Freistelle in der königlichen Militärschule zu Brienne, wo der noch nicht 10jährige Knabe am 23. April 1779 als Kadett eintrat und 5½ Jahre lang blieb. Es hat einen besonderen Reiz, einen großen Mann auf die Schulbank zurückzuverfolgen und zu beobachten, ob und wie sich die künftige Größe bei dem Werdenden ankündigt. Napoleon scheint seinen Lehrern, die nach der Sitte

der Zeit vorwiegend Geistliche waren, wenig Freude gemacht zu haben. Seine Begabung war nur in einigen Fächern hervorragend, vor allem in Mathematik, wo er alle Mitschüler schlug, weiterhin auch in Geschichte und Geographie, die er mit Vorliebe trieb. Plutarch und Cäsar waren seine Lieblingsschriftsteller. Sein Charakter aber war ganz unjugendlich und unfranzösisch. Während sonst die Knaben seines Alters mitteilsam und fröhlich sind und sich für Ideale leicht begeistern lassen, war der junge Napoleon verschlossen, finster, für Lob und Tadel gleich unzugänglich, ein Mensch, der nichts bewunderte und nichts fürchtete, dazu eigensinnig, starrköpfig, launenhaft, von einer maßlosen Selbstsucht erfüllt. Kein Wunder, wenn dieser hochmütige Italiener von seinen französischen Mitschülern, deren Sprache er erst mühsam erlernen mußte, scheel angesehen wurde; seine Armut zwang ihn außerdem, mit öfteren Bittgesuchen zu kommen, was ihm den Spitznamen „der Türsteher" eintrug.

Von Brienne kam er auf die Kriegsschule zu Paris, und am 1. September 1785 wurde er Sekondeleutnant der Artillerie in dem Städtchen Valence. Da er von seinem geringen Gehalte auch noch Mutter und Geschwister zu unterstützen hatte (der Vater war inzwischen gestorben), so mußte er sich in Wohnung und Essen solche Einschränkungen auferlegen, daß er täglich nur eine einzige Mahlzeit zu sich nehmen konnte. Dagegen las er sehr viel und vertiefte sich namentlich in die Geschichte seiner Heimatinsel, die vom französischen Joche zu befreien und sich selbst untertan zu machen das erste Ziel seines Ehrgeizes war. Als daher nach Ausbruch der Revolution auch in seinem Regimente Zucht und Gehorsam aufhörten und eine förmliche Meuterei entstand, nahm er Urlaub und begab sich nach Korsika, wo er für die Losreißung der Insel von Frankreich tätig war. Der junge Leutnant, der um jeden Preis eine große Laufbahn suchte, ließ sich also in hochverräterische Bestrebungen ein. Der Ausgang war vorauszusehen. Auf Korsika, wo er Schöpfer der Freiheit und Nationalheld hatte werden wollen, erreichte er nichts; dagegen wurde er am 6. Februar 1792 aus der französischen Armeeliste gestrichen. Nun wandte sich der Stellen- und Heimatlose nach Paris, wo er in solche Not kam, daß er seine Uhr versetzen mußte. Die Unruhen vom 20. Juni und 10. August 1792, deren Augenzeuge er war, erfüllten ihn mit Verachtung vor der Schwäche der Regierung. Einige Wochen später er-

hielt er von dem neuen Minister Monge, der sein Lehrer auf der Kriegsschule in Paris gewesen war, wieder eine Anstellung als Hauptmann der Artillerie (30. August). Noch einmal trat die Versuchung an ihn heran, in Korsika sich einen großen Namen zu machen. Als aber die Verhältnisse seinen Plan zerstörten, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit den französischen Verhältnissen zu, nicht als ob er in Frankreich sein neues Vaterland gesehen und geliebt hätte — Napoleon hat nie ein anderes Ideal gehabt als sein eigenes Ich — sondern weil er hoffte, die Wirrnisse der Revolution werden ihm Gelegenheit geben, seinen brennenden Ehrgeiz und seinen Tätigkeitstrieb zu befriedigen.

Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Die Eroberung von Toulon, die seiner militärischen Befähigung zu danken war, brachte ihm, wie wir gesehen haben, die Ernennung zum Brigadegeneral und lenkte die Aufmerksamkeit der Machthaber auf ihn. Um sich diese noch mehr geneigt zu machen, näherte sich Napoleon der damals herrschenden jakobinischen Partei und trat namentlich mit Augustin Robespierre in näheren Verkehr. Im Auftrag des älteren Robespierre bereiste er auch die italienische Seeküste, um die militärischen Verhältnisse der Republik Genua zu untersuchen. Diese Beziehungen zu den Jakobinern brachten ein neues Verhängnis über ihn. Als Robespierre durch die Thermidorianer gestürzt war, wurde auch der Brigadegeneral Buonaparte in Untersuchung gezogen; er verlor seine Stellung und wurde in Haft genommen (9. August 1794); doch gelang es ihm durch eine geschickte Rechtfertigung, nach 14 Tagen wieder die Freiheit zu erhalten. Er kehrte zur italienischen Armee, der er zugeteilt war, an die Riviera zurück, erhielt aber Anfang 1795 die Weisung, in der Vendée den Oberbefehl über die Artillerie zu übernehmen. Dazu hatte er wenig Lust. Unter dem Vorwande, er sei krank, nahm er Urlaub und blieb einige Zeit ohne Verwendung und ohne zureichende Geldmittel in Paris. Bald erwarb er sich die Gunst Talliens und Barras'. Der Abgeordnete Doulcet, welcher Delegierter für das Kriegswesen im Wohlfahrtsausschuß war, beschäftigte ihn im topographischen Ausschuß und beauftragte ihn mit dem Entwurf eines Feldzugsplanes zur Eroberung der Lombardei und zum Vormarsch gegen Wien. Aber Doulcets Nachfolger, Letourneur, kam auf die Vendéer Sendung zurück und befahl ihm, zu der dortigen Armee abzugehen. Da

Napoleon sich weigerte, wurde er am 15. September 1795 zum zweiten Male aus der Armeeliste gestrichen. Wieder wartete er in Paris auf bessere Zeiten. Der Aufstand vom 5. Oktober brachte die gewünschte Änderung. An diesem Tage rettete er den Konvent und eröffnete sich selbst seine große Laufbahn. Der 26jährige Bonaparte (so schrieb er von jetzt ab seinen Namen) wurde, wie wir gesehen haben, durch Barras' Vermittlung zum Oberbefehlshaber der Armee im Innern ernannt und am 7. März zum kommandierenden General der italienischen Armee. Bevor er sich nach Italien begab, vermählte er sich mit der schönen und anmutsvollen Witwe des guillotinierten Generals Vicomte Alexander von Beauharnais, der Kreolin Josephine Tascher de la Pagerie, deren Vater Hafenkapitän auf der Insel Martinique gewesen war. Sie war am 24. Juni 1763 geboren, also sechs Jahre älter als Napoleon, und hatte aus ihrer ersten Ehe zwei Kinder, Eugen und Hortense. Am 9. März fand vor der bürgerlichen Behörde die standesamtliche Vermählung statt, wobei Tallien und Barras als Zeugen zugegen waren. Am 11. März war der junge Ehemann — ohne Gattin — schon auf dem Wege nach Italien.

5. Das Direktorium und der erste Koalitionskrieg.

(1792—1797.)

a) Der Krieg bis zum Frieden von Basel.

(1792—1795.)

Der kriegerische Zusammenstoß des neuen, revolutionären Frankreich mit dem alten monarchischen Europa war, wie wir früher dargelegt haben, eine innere Notwendigkeit. Zunächst beteiligte sich an dem Kriege neben Österreich und Preußen nur Sardinien, dessen König Viktor Amadeus III. als Schwiegervater der beiden Brüder Ludwigs XVI. die Emigranten begünstigte und ein Bündnis mit Frankreich ablehnte; am 15. Juli 1792 erklärte deshalb letzteres den Krieg. Die beiden verbündeten deutschen Mächte übertrugen den Oberbefehl dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735—1806), der im siebenjährigen Krieg als „Erbprinz" an den meisten Unternehmungen seines Oheims Ferdinand ruhmvollen Anteil genommen hatte; seit 1773 war er kommandierender General der preußischen Armee, seit

1780 regierender Herzog von Braunschweig. 45 000 Preußen und 6000 Hessen rückten in Lothringen ein, während die 80 000 Österreicher teils unter Clerfait in Belgien, teils unter Hohenlohe-Kirchberg am Oberrhein standen; einige tausend Emigranten schlossen sich an, zum Ärger des Herzogs, der ihnen nicht gewogen war, weil er sie durchschaute.

Die militärische Überlegenheit war anfangs auf seiten der Verbündeten. Wo ihre gut bewaffneten, wohlgedrillten Regimenter mit den zuchtlosen Haufen der Revolutionsheere zusammenstießen, liefen die letzteren davon. Es schien wirklich, als ob es sich nur um einen militärischen Spaziergang nach Paris handeln werde, wie die österreichischen und mehr noch die preußischen Offiziere in ihrer dünkelhaften Selbstüberschätzung annahmen. Die kleine Festung Longwy fiel am 26. August, Verdun am 2. September. Trotz dieser Erfolge war der Herzog nicht zu bewegen, den Vormarsch gegen Paris zu beschleunigen, so sehr auch der König von Preußen, der mit seinen beiden Söhnen selbst zugegen war, dazu mahnte; er beharrte bei seiner bedächtigen, schulmäßigen Kriegführung. Am 20. September standen sich die beiden Heere in den Argonnen bei Valmy gegenüber, die Franzosen unter Dumouriez und Kellermann. Der preußische König wünschte den sofortigen Angriff auf Kellermann, der ziemlich abseits stand, und die preußischen Truppen jubelten, daß es endlich zum Schlagen kommen sollte. Schon war auch eine französische Abteilung durch Geschützfeuer zersprengt und das Auffliegen einiger Pulverwagen hatte eine gewaltige Verwirrung angerichtet. Jetzt hätte der entscheidende Angriff erfolgen sollen. Aber er erfolgte nicht; der Herzog wollte keine Entscheidungsschlacht. So blieb es bei der **Kanonade von Valmy**, die einen gewaltigen Lärm machte, aber den Feinden wenig



Kaiser Leopold II.

Nach einem Schabkunstblatt von J. Clerck nach dem Gemälde von Kreitzinger.

schadete. Am anderen Tage eröffnete Dumouriez Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm II., um ihn zur Räumung des französischen Gebietes und zur Auflösung des österreichischen Bündnisses zu bewegen. Zunächst erreichte er nur einen Waffenstillstand; aber das andere fiel ihm bald von selbst in den Schoß. Die Österreicher, durch diese Verhandlungen in ihrem Mißtrauen bestärkt, zogen sich nach Belgien zurück und überließen die Bundesgenossen ihrem Schicksal. Die Hessen, schon in ihrem eigenen Lande bedroht, eilten nach Hause. Was blieb so dem Herzoge mit seinen Preußen übrig, als ebenfalls sich zurückzuziehen? Voll Unmut und Erbitterung trat das Heer am 29. September den Rückzug auf Trier an, der große Verluste durch Krankheit, Hunger und Kälte brachte.

Am Abend des 20. September sprach Goethe, der den Feldzug in Begleitung seines Herzogs Karl August mitgemacht und später auch beschrieben hat („Kampagne in Frankreich 1792"), zu einer Gruppe preußischer Offiziere die Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." In der Tat hat der Tag von Valmy den Wendepunkt gebracht. Zum ersten Male hatten die Freischärler standgehalten und die stolze fridericianische Armee mußte sich zum Rückzug entschließen. Damit war der Feldzug des Jahres 1792 entschieden. Die Preußen konnten sich damit trösten, daß sie nicht von den Feinden besiegt, sondern von den Österreichern im Stich gelassen und von Wetter und Jahreszeit zum Rückzug genötigt seien; aber die Schäden lagen doch tiefer. Der Bund vom 7. Februar 1792 hatte den Gegensatz, der seit lange zwischen den beiden deutschen Großmächten bestand, nicht aus der Welt geschafft, sondern nur vorübergehend verschleiert. Er kam alsbald wieder zum Vorschein, als es sich um die beiderseitigen Entschädigungen handelte, die man feststellen wollte, noch ehe der erste Schuß gefallen war. Dabei zeigte es sich, daß beide Teile von wilder Beutegier erfüllt waren. Österreich kam auf seinen alten Lieblingsplan, den bayerisch-belgischen Tausch, zurück und wünschte, daß sogar die fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, die erst im Dezember 1791 durch Erbschaft an Preußen gekommen waren, zusammen mit Bayern an Habsburg fallen sollten. Davon aber wollte der preußische König nichts wissen. Er gedachte Österreich mit dem erst zu erobernden Elsaß-Lothringen zu entschädigen und nahm für sich Jülich-Berg, sowie

polnisches Gebiet in Aussicht. So war der Zweimächtebund von Anfang an durch Eifersucht und Mißtrauen gelähmt, zu einer kraftvollen, einheitlichen Kriegführung unfähig. Dazu kam der Gegensatz der Interessen, der wiederum eine Scheidewand zwischen den Verbündeten aufrichtete. Während Österreich durch Belgien und seine „vorderen Lande" unmittelbar bedroht war, hatte Preußen zunächst gar nichts zu fürchten. Auch ein jüngerer und feurigerer Feldherr, als Herzog Karl es war, hätte über diese innere Unwahrheit des Bündnisses nicht hinweghelfen können. So nahm der Krieg den Lauf, den er nehmen mußte und den die meisten Koalitionskriege nehmen: er verlief unglücklich.

Noch im **Herbste 1792** beschloß der Konvent, durch den ersten Erfolg ermutigt, den Revolutionskrieg in die Nachbarländer zu tragen und zunächst die ohnmächtigen geistlichen Staaten am Rhein anzugreifen. General Custine drang also mit einem buntscheckigen Haufen von 18000 Mann gegen den Rhein vor, nahm Speier und Worms und erschien am 21. Oktober vor der ersten Festung des Reiches, vor Mainz, dessen Gouverneur, Baron Gymnich, den wichtigen Waffenplatz auf die erste Aufforderung übergab, ohne auch nur einen Widerstand versucht zu haben. Von hier aus ließ Custine die Wetterau, das Lahngebiet, überhaupt alles erreichbare Land ausplündern. Frankfurt mußte schon am 22. Oktober zwei Millionen Gulden zahlen. Um dieselbe Zeit überfluteten die Revolutionsheere noch an zwei anderen Stellen die Grenze. Savoyen und Nizza wurden erobert und sofort dauernd mit Frankreich vereinigt. General Dumouriez schlug am 6. November die Österreicher bei Jemappes in Belgien und besetzte das ganze Land bis zur Maas. Diese Erfolge erweckten bei den Regierungen der Nachbarstaaten allgemeine Bestürzung und Kopflosigkeit, bei den Konventshäuptern in Paris einen wahren Siegestaumel, der zu weiterem Vorgehen drängte.

Am 19. November erklärte der Konvent: alle Regierungen, die ihre Tyrannen stürzen und die Freiheit erringen wollen, sollen von Frankreich unterstützt werden, und Minister Cambon gab die Losung aus: Sturz den Palästen, Friede den Hütten! Das waren bestechende Verheißungen, die man anfangs für Ernst nahm. Auch in deutschen Städten gründete man Jakobinerklubs, pflanzte Freiheitsbäume und berauschte sich an den Schlagwörtern, die von Paris ausgingen. Ein

Konventsbeschluß vom 15. Dezember befahl den Generalen der Republik, sie sollen alle eroberten Länder sofort der Segnungen der Revolution teilhaftig machen. Wo also die Franzosen hinkamen, da wurde die allgemeine Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet, die Volkssouveränität erklärt, alle Feudallasten abgeschafft, alle Vorrechte beseitigt. Es wurden aber auch die Güter des Staates und der Kirche für Frankreich eingezogen, die Assignaten mit Zwangskurs in Umlauf gesetzt, die Reichen und Vornehmen nach Kräften ausgeraubt. Am schlimmsten trieben es die „Kommissäre" des Konvents, die meist mit leeren Taschen kamen und mit vollen gingen. Auf diese Weise sorgten die neuen „Brüder" selbst dafür, daß die anfängliche Begeisterung sich ziemlich rasch abkühlte.

Am weitesten in ihrer Begeisterung gingen die **„Mainzer Klubisten"**. Während die Stadt Frankfurt schon am 2. Dezember von preußischen und hessischen Truppen wieder zurückerobert wurde, verkündigte die Mainzer Bürgerschaft, die das Priesterregiment gründlich satt hatte, die „rheinische Republik", die den ganzen Landstrich von Landau bis Bingen umfassen sollte. Eine Abordnung, an deren Spitze der Weltumsegler Georg Forster und Adam Lux standen, reiste nach Paris und bat den Konvent um Vereinigung der rheinischen Republik mit der französischen. Von diesen Klubisten sah keiner seine Heimat wieder. Adam Lux wurde, wie wir gesehen haben, wegen seiner Begeisterung für Maria Corday guillotiniert. Georg Forster, der das Blutregiment mit eigenen Augen sah, schrieb von Paris aus: „Mit herzlosen Teufeln umzugehen, ist mir eine Sünde an dem Licht der Sonne." Aus dem „Apostel" wurde ein „Opfer" der Revolution. Er starb am 11. Januar 1794 in Paris.

Im Anfang **des Jahres 1793** erweiterte sich der bisherige Krieg der drei Mächte zum **Weltkrieg.** Am 21. Januar war das Haupt Ludwigs gefallen; am 23. Abends traf die Nachricht in London ein. Das Volk, das im Theater saß, ging in tiefer Bestürzung auseinander. Am anderen Tage erhielt der französische Gesandte seine Pässe, und am 1. Februar erklärte der Konvent den Krieg an England und Holland zugleich, im März an Spanien und Toskana; bald folgte Neapel, das deutsche Reich, der Papst, dem schon 1791 Avignon entrissen worden war; schließlich auch noch Portugal und Rußland. So rüstete im Frühjahr 1793 fast ganz Europa



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Erste Begegnung zwischen Bonaparte und Josephine.

Nach einem Gemälde von J. G. Bondoux.

(ausgenommen waren nur noch Türkei, Schweden, Dänemark, Schweiz, Genua, Venedig) gegen die junge Republik. Die Seele dieser sogenannten „ersten Koalition" war England, wo man den Franzosen ihre Unterstützung der Nordamerikaner noch nicht vergessen hatte und nun eine willkommene Gelegenheit vor sich sah, die eigene Seeherrschaft auf Kosten der französischen zu erweitern. Außerdem sah England in der Einverleibung Belgiens und in der Bedrohung Hollands eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu Gunsten Frankreichs, und am allermeisten fürchtete man das Übergreifen der revolutionären Bewegung auf Irland, wo „der Bund der vereinigten Irländer" die Verwandlung des Landes in eine unabhängige Republik unter französischer Hilfe anstrebte. So wurde England der zäheste und, da seine Geldmittel unerschöpflich schienen, auch der gefährlichste Gegner Frankreichs bis zum Sturze Napoleons.

Der Verlauf des Feldzugs vom Jahre 1793 gleicht dem des Jahres 1792; der Anfang brachte für Frankreich Niederlagen, die Mitte Umgestaltungen, das Ende Siege. Die ersten Taten geschahen auf **dem belgischen Kriegsschauplatz.** Ein neues österreichisches Heer unter dem Prinzen Josias von Koburg, dem Clerfait und der junge Erzherzog Karl beigegeben waren, rückte in Belgien ein und drängte die Franzosen über die Maas zurück. Dumouriez, der jetzt erst bei dem Heere eintraf, ging wieder auf der Straße nach Lüttich vor, hob den gesunkenen Mut seiner Truppen durch ein glückliches Gefecht gegen die österreichische Vorhut, wurde aber am 18. März 1793 von dem Prinzen von Koburg nach mehrstündigem Kampfe bei Neerwinden vollständig besiegt. In wilder Flucht eilten die Geschlagenen der französischen Grenze zu. Die Stellung des Generals Dumouriez war durch seine Niederlage tief erschüttert. Mit den Jakobinern längst zerfallen, hatte er keine andere Aussicht, als in Anklagestand versetzt zu werden. Er faßte daher den Entschluß, mit seinem Heere nach Paris zu marschieren, den Konvent zu sprengen und das verfassungsmäßige Königtum unter Ludwig XVII. oder vielleicht eher unter dem jungen Egalité, dem Herzog Louis Philipp von Chartres, der bei seinem Heere diente, wiederherzustellen. Hierüber unterhandelte er mit den Österreichern, deren tätige Unterstützung er nur im Notfall in Anspruch nehmen wollte. Da traf der Kriegsminister mit vier Konventskommissären in seinem Lager ein, um ihn zur Verant-

wortung nach Paris zu laden oder, falls er nicht Folge leiste, ihn festzunehmen. Dumouriez aber ließ die Abgesandten verhaften und an die Österreicher ausliefern. Nun fragte es sich, ob die Armee ihm auf seinem Zuge nach Paris folgen werde. Weder die Nationalgarde noch die Linie hatten Lust dazu; sie kündigten ihm vielmehr als einem Verräter den Gehorsam auf. Jetzt blieb ihm, wenn er sein Leben retten wollte, nichts übrig, als am 5. April mit dem Herzog von Chartres und wenigen Truppen ins österreichische Lager sich zu flüchten. Belgien fiel wieder in die Hände der Österreicher und hatte seine Begeisterung für das republikanische Frankreich schwer zu büßen. Bei dem weiteren Vorrücken der Österreicher gingen die Städte Condé und Valenciennes für Frankreich verloren, was den General Custine, dem man die Schuld an diesem Verlust zuschob, auf die Guillotine brachte. Der Weg nach Paris lag für die vereinigten Österreicher, Engländer und Holländer offen; da aber die Engländer vor allem die Hafenstadt Dünkirchen erobern wollten, so ließ die Koalition die Gelegenheit, eine entscheidende Tat auszuführen, unbenutzt und begnügte sich mit einem untergeordneten Unternehmen, das für das Ganze gar keinen Wert hatte.

Auch **am Rheine** kämpften die Preußen anfangs mit Glück. Sie zwangen am 23. Juli Mainz zur Übergabe. General Beauharnais, der zu spät zu dessen Entsatz gekommen war und den Jakobinern als Adeliger ohnehin verhaßt war, wurde zum Tode verurteilt. Die Bitten seiner Gemahlin Josephine hatten keine andere Folge, als daß auch sie ins Gefängnis abgeführt wurde. Am 23. Juni 1794 starb Beauharnais auf dem Schafott. Nach der Einnahme von Mainz wurde der Krieg am Rhein sehr lässig geführt. Die Vorgänge in Polen lähmten den Willen des Königs von Preußen.

Katharina II. hatte zur Unterstützung der Targowiczer Konföderation im Sommer 1792 ihre Truppen **in Polen** einmarschieren lassen, während Friedrich Wilhelm II. trotz des früheren Vertrages seine Hilfe verweigerte; der erste Feldzug gegen Frankreich nahm eben damals seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch. Niemand freute sich mehr darüber als Katharina. Sie eiferte in den stärksten Ausdrücken gegen die französische Revolution, erklärte es für durchaus notwendig, daß alle Fürsten Europas das Schwert gegen Frankreich zögen und einen Kreuzzug gegen die Revolution unternähmen, hütete sich aber sehr, für Rußland auch

nur die geringste Verpflichtung zu übernehmen. Sie bot daher alles auf, den Kriegseifer Preußens und Österreichs zu schüren, um für ihre polnischen Pläne freie Hand zu haben.

So entbrannte in Polen ein neuer **Bürgerkrieg**, während gleichzeitig im Westen der erste Revolutionskrieg geführt wurde. Die altpolnische und die patriotische Partei griffen zu den Waffen. Die Begeisterung der letzteren loderte noch einmal mit aller Macht auf; die neue Verfassung wurde aufs neue, auch von Stanislaus, beschworen und dessen Neffe, Joseph Poniatowski, der nachherige napoleonische Marschall, an die Spitze des königlichen Heeres gestellt. Von allen Seiten boten sich freiwillige Kämpfer an. Thaddäus Kosciuszko, der aus einer litauischen Adelsfamilie abstammte und in dem Befreiungskrieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Washington gekämpft hatte, eilte in sein Vaterland zurück, um seinen Degen der guten Sache seines Vaterlandes zu widmen. An der Spitze von 4000 Mann verteidigte er sich am 17. Juli 1792 bei Dubjenka gegen 16000 Russen in einem nicht stark verschanzten Lager fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Da aber der königlichen Regierung die Geldmittel für die Kriegführung fehlten und in den Reihen der Patrioten das Gift der Zwietracht wieder fortwucherte, so hatte der Freiheitskampf keine Aussicht auf Erfolg. Als vollends König Stanislaus infolge eines vorwurfsvollen und drohenden Schreibens der Kaiserin, seinen zweimaligen Verfassungsschwur vergessend, am 22. Juli 1792 der Targowiczer Konföderation beitrat und den Befehl gab, die Feindseligkeiten gegen die Kaiserin einzustellen, da verließen die Führer der als „Jakobiner" verschrieenen Patrioten schmerzerfüllt ihre



Thaddäus Kosciuszko.
Nach der Natur gezeichnet von Olesczynski, gestochen von Fleischmann.

Heimat, um bessere Zeiten abzuwarten; Kosciuszko nahm seinen Abschied und begab sich nach Leipzig.

Die neue Verfassung wurde aufgehoben und die alte mit allen ihren Ungeheuerlichkeiten und mit dem „immerwährenden Rat" wieder eingeführt. Aber die Targowiczer Verbündeten täuschten sich sehr, wenn sie glaubten, daß mit dieser „Wiederherstellung der polnischen Freiheit" alles zu Ende sei. Katharina, die mit Schrecken gewahrte, welche Begeisterung in Polen für die französische Revolution herrschte, wollte die Republik Polen noch weiter schwächen und für ihre Hilfeleistung durch Abtretung polnischer Provinzen sich bezahlen lassen. Sie hatte es auf Wolhynien und Podolien abgesehen und wollte den Rest des polnischen Gebietes als russischen Vasallenstaat so lange bestehen lassen, bis die Verhältnisse des westlichen Europa ihr erlaubten, auch diesen vollends wegzunehmen. Der Krieg Österreichs und Preußens mit der französischen Republik schien ihr sehr willkommen für die Ausführung ihrer Pläne, da diese zwei Staaten durch Erwerbungen auf dem linken Rheinufer sich schadlos halten konnten. Als aber im Herbst 1792 der Krieg für diese nachteilig ausfiel und die Franzosen sogar das österreichische Belgien besetzten, hielt sie es nicht mehr für sicher, die polnische Beute allein in Besitz zu nehmen, und schloß mit Preußen am 23. Januar 1793 die **zweite polnische Teilung.** Demgemäß sollte Rußland einen großen Teil von Litauen, Wolhynien und Podolien, zusammen 220000 Quadratkilometer mit mehr als 3 Millionen Einwohnern, Preußen die Städte Danzig und Thorn, die Woiwodschaften Posen, Gnesen, Kalisch und andere Gebiete von Großpolen, etwa 60000 Quadratkilometer (Südpreußen) mit mehr als 1 Million Einwohnern sich aneignen. Preußen ließ sofort die an der Weichsel gelegenen Gebiete besetzen und zwang Danzig zur Übergabe. Der Reichstag von Grodno, von russischen Truppen umstellt, genehmigte am 22. Juli 1793 die russischen Forderungen, weigerte sich aber, auch an Preußen Land abzutreten, und Rußland verhielt sich sehr gleichgültig hiezu. Erst als Preußen eine drohende Haltung annahm, trat der russische Gesandte in Warschau, Graf Sievers, energisch für den Verbündeten ein. Er ließ das Versammlungshaus mit Soldaten umstellen, Geschütze auffahren und die vier feindseligsten Landboten verhaften. Um sich nicht vor ihren Landsleuten bloßzustellen, schwiegen die andern,

und da ihr Stillschweigen als Zustimmung erklärt wurde, so nahm „der stumme Reichstag" den preußischen Teilungsvertrag „einstimmig" an (25. September 1793).

So hatte also Preußen im Osten ein mächtiges Gebiet gewonnen, während Österreich leer ausging. Kaiser Franz geriet in gewaltigen Zorn, als er sich von Preußen und Rußland so übervorteilt sah, und berief den Minister Thugut, einen offenen Gegner Preußens, zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Thugut konnte zwar die Ausführung des Teilungsvertrages nicht mehr hindern, suchte aber ebenfalls Annäherung an Rußland, um durch seine Unterstützung irgendwelche Entschädigung zu erhalten. Sein Liebeswerben fand in Petersburg freundliche Aufnahme, da man dort Österreich bedurfte, um die Pforte von Kriegsgedanken abzuschrecken. Das Ergebnis der Ereignisse im Osten war also eine weitere Steigerung der Gegnerschaft zwischen den zwei deutschen Großmächten.



Carnot.

Nach einem Gemälde von François Bouchot im Museum zu Versailles.

Während aber die Koalition immer kraftloser und unhaltbarer wurde, erfolgte auf französischer Seite eine **Umgestaltung des gesamten Kriegswesens,** welche die militärische Kraft der Republik gewaltig erhöhte. Der Urheber dieser Neubildung ist Lazare Nikolas Carnot, damals Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, ein fleckenloser, reiner Charakter und eine Fachgröße allerersten Rangs. Der Gedanke, daß Frankreich verloren sei, wenn nicht die feindlichen Heere zurückgeschlagen würden, trieb ihn an, alle Kräfte, Gut und Blut, der Verteidigung des Vaterlandes dienstbar zu machen. Die Vermehrung der Mannschaften erhielt er durch die levée en masse, das allgemeine Aufgebot, das ist die Aushebung aller waffenfähigen Männer vom 18.—25. Jahre, nicht die Aushebung aller waffenfähigen Franzosen überhaupt, die zwar beschlossen

war, aber nicht durchgeführt wurde. Durch sie schuf er ein neues Heer, das den Söldnerheeren der Feinde gegenüber die ganze sittliche Überlegenheit des Volksheeres besaß. Glühende Vaterlandsliebe und eine bis dahin unbekannte kriegerische Begeisterung erfüllte die Scharen, die jetzt zu den Fahnen sich drängten. Tüchtige Feldherren in ungewohnter Zahl tauchten bald aus der Masse empor und führten unter den begeisternden Klängen der Marseillaise ihre Krieger von Sieg zu Sieg. Da nämlich für das Vorrücken nicht mehr Geburt oder Gunst, sondern nur das Verdienst maßgebend war, so konnten gemeine Soldaten rasch zu dem Range von Generalen emporsteigen. „Jeder gemeine Soldat trug den Marschallsstab in seinem Tornister." Wirklich haben auch mehrere der später so berühmt gewordenen Marschälle ihre Laufbahn bei der Rheinarmee oder bei der italienischen als gemeine Soldaten begonnen. — Wie das Menschenmaterial, so änderte sich auch die Taktik (Leitung des Gefechtes). An die Stelle der steifen, schulmäßigen Methodik trat der Grundsatz, allezeit überlegene Massen auf den wichtigsten Punkt zu werfen und durch stürmische Angriffe, die unter dem Schutze der Artillerie erfolgten, den Sieg zu erzwingen. Dieser Grundsatz führte bei den jungen, feurigen Generalen zu tollkühner Verwegenheit und zu einer rücksichtslosen Vergeudung von Menschenleben. Aber Schonung von Menschenleben war für sie überhaupt kein Gesichtspunkt, sondern Zertrümmerung des Feindes. Und diese suchten sie auch deswegen zu erreichen, weil eine verlorene Schlacht für den besiegten General die Guillotine zur Folge haben konnte wie bei Custine und Beauharnais.

Diese Neuerungen äußerten ihre volle Wirkung erst auf die Kriegführung des Jahres 1794. Doch waren die französischen Waffen schon zu **Ende des Feldzugs von 1793** auf allen Schauplätzen siegreich. In Belgien siegte der französische General Houchard bei Hondschooten über die Holländer und Hannoveraner (8. September), was die Entsetzung des von den Engländern belagerten Dünkirchen zur Folge hatte. Einen Monat später (15.—16. Oktober) schlug General Jourdan die Österreicher bei Wattignies und entsetzte dadurch die Festung Maubege an der Sambre. Am Rheine konnte man von einer gemeinsamen Kriegführung der Verbündeten überhaupt nicht mehr reden. Der König von Preußen verließ den Schauplatz und reiste nach Polen, wo ein leichterer Gewinn winkte. Während nun der österreichische General

Wurmser im Elsaß sich zu schaffen machte, ohne sich um die Befehle des Oberfeldherrn Karl von Braunschweig zu kümmern, gelang es diesem, den französischen General Moreau bei Pirmasens (14. September) und den General **Hoche** bei Kaiserslautern zu schlagen (28.—30. November). Dann aber erfolgte auch hier der Umschlag. Nachdem der geniale Hoche größere Truppenmassen an sich gezogen hatte, trieb er die Österreicher unter Wurmser aus den Weißenburger Linien hinaus, die damals für einen besonders wichtigen strategischen Punkt galten. Während nun die Österreicher in völliger Auflösung über den Rhein zurückeilten, hob auch Braunschweig die Belagerung von Landau auf und wich auf Mainz zurück. So konnten die Franzosen Elsaß und die Rheinpfalz wieder besetzen. Der Herzog von Braunschweig aber nahm tief verstimmt seinen Abschied (Januar 1794). Der Ruhm, den er im siebenjährigen Kriege erworben hatte, war im Kampfe gegen die Revolutionsheere zerronnen.



General Hoche.
Nach einer Zeichnung von Dérais, gestochen von Ruotte.

Das Jahr 1794 begann für die Verbündeten unter den trübsten Aussichten. Friedrich Wilhelm hatte bei seiner Abreise nach Polen in einem Manifeste (21. September 1793) erklärt, er wolle sich „nicht einer fremden Sache aufopfern". Damit war die Koalition eigentlich schon gesprengt. Überdies waren die Hilfsmittel Preußens so erschöpft, daß es für die Fortsetzung des Krieges auf fremdes Geld angewiesen war. Zuerst suchte es dieses von Österreich oder vom deutschen Reiche zu erhalten, und zwar in der Höhe von 22 Millionen Talern. Aber seine Vorschläge wurden an den Höfen der verbündeten Mächte teils mit Hohn, teils mit Ingrimm abgewiesen. Da befahl der König durch eine Kabinettsorder vom 11. März 1794 dem alten Feldmarschall Möllendorff, der an Braunschweigs Stelle den Oberbefehl über-

nommen hatte, er solle die preußischen Truppen zurückführen und nur das Reichskontingent von 20 000 Mann am Rheine lassen. Wenn Friedrich Wilhelm sich trotzdem noch einmal bei dem Bunde festhalten ließ, so war dies das Verdienst Englands, das den Krieg gegen Frankreich mit größter Zähigkeit und mit den größten Geldopfern betrieb. Im Haager Vertrag (19. April 1794) verpflichtete sich Preußen auch fernerhin, 62 000 Mann unter einem preußischen Befehlshaber zu stellen, wogegen England monatlich 50 000 Pfund Sterling zu zahlen versprach. Da diese Truppen nur im Interesse der Seemächte verwendet werden durften und etwaige Eroberungen diesen gehören sollten, so nahm Preußen England gegenüber dieselbe unwürdige Stellung ein, wie die Herren von Hessen, Braunschweig und Baden, die ihre Truppen an England vermieteten.

Auf dies hin begann der Feldzug. Möllendorff schlug am 23. Mai die Franzosen bei Kaiserslautern und drängte sie aus der Pfalz nach den Vogesen zurück. Aber die Entscheidung dieses Jahres fiel in den Niederlanden. Dort stand Pichegru an der Spitze von 150 000 Mann; die Generale Moreau, Macdonald, Vandamme, Souham dienten unter ihm. Er schlug am 11. Mai den österreichischen General Clerfait bei Courtrai und am 18. Mai den Herzog von York bei Tourcoing. Nun verlangten die Engländer und Holländer unter Berufung auf den Haager Vertrag, daß Möllendorff mit dem preußischen Heere vom Rhein nach Belgien abmarschieren solle, um dieses Land für die Verbündeten zu retten. Aber die preußische Regierung ging auf dieses Ansinnen nicht ein, worauf die Subsidienzahlungen eingestellt wurden. Der Vertrag erlosch also, ohne förmlich gekündigt zu sein; das letztere geschah erst am 25. Oktober 1794. Da die Franzosen in Belgien an einigen Punkten geschlagen wurden, so schickte Carnot eine zweite Armee, 75 000 Mann stark, unter dem General Jourdan nach Belgien. Dieser suchte lange Zeit vergebens den Übergang über die Sambre zu erzwingen und die Festung Charleroi einzunehmen. Viermal über den Fluß zurückgedrängt, eroberte er am 25. Juni 1794 Charleroi und schlug am 26. Juni den Prinzen von Koburg, der zum Entsatz der Festung herbeieilte, in der Ebene von Fleurus. Die Verbündeten zogen sich nach dem Norden zurück, die Franzosen rückten am 9. Juli in Brüssel ein. Darauf legte der Prinz von Koburg

den Oberbefehl nieder und erhielt den General Clerfait zum Nachfolger. Dieser führte im Herbst den Rest der Österreicher über den Rhein zurück; Ende Juli war ganz Belgien wieder in der Gewalt der Franzosen, die das Land durch Kriegssteuern und andere Auflagen zur Verzweiflung brachten. Gleichzeitig besetzten sie auch Mastricht, Köln und Koblenz.

Diesen glänzenden Waffentaten folgte der Einmarsch der Franzosen in **Holland.** Pichegru zog mit seinem Heere den zurückweichenden Holländern und Engländern nach, schlug sie mehrmals und nahm am 12. Oktober 1794 Herzogenbusch an der Maas und am 8. November Nimwegen an der Waal. Der Feldzug schien beendigt, als plötzlich eine ungewöhnliche Kälte eintrat, die es dem General Pichegru möglich machte, mit Geschütz und Reiterei über die gefrorenen Kanäle Hollands zu marschieren. Trotz mangelhafter Verpflegung und schlechter Bekleidung rückten die Franzosen vorwärts und drängten den Herzog von York über die Yssel nach Deventer zurück. Der Erbstatthalter Wilhelm V. schiffte sich mit seinen Schätzen in Scheveningen nach England ein. Am 18. Januar 1795 hielt Pichegru seinen Einzug in Amsterdam. Die den Oraniern feindliche Partei frohlockte; in mehreren Städten pflanzten die „Patrioten" die üblichen Freiheitsbäume und gründeten republikanische Klubs. Man träumte von einem neuen Zeitalter der Wohlfahrt und der Freiheit. Am 26. Januar 1795 hoben die im Haag versammelten Generalstaaten die Würde eines Erbstatthalters und Generalkapitäns auf. Aber die Enttäuschung kam bald. Nach dem Vertrag vom 16. Mai 1795 mußte Holland die Festungen Mastricht und Venloo und die Provinz Holländisch-Flandern an Frankreich abtreten und 100 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung zahlen. Zur batavischen Republik



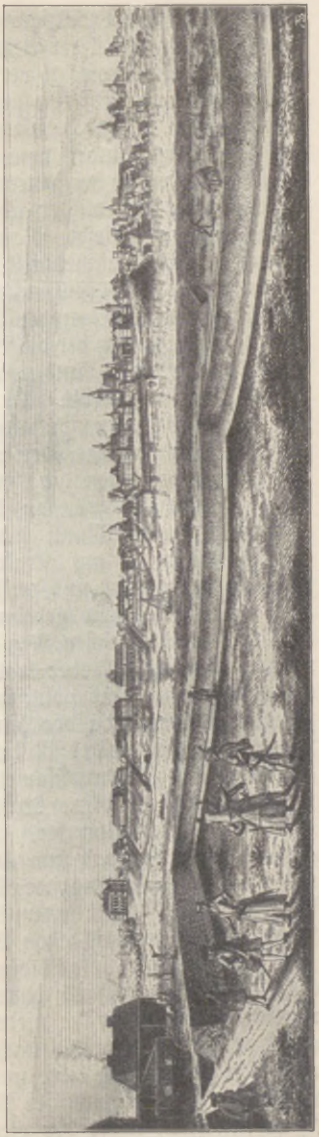
General Jourdan.
Gemalt und gestochen von Schweyer.

umgewandelt, an deren Spitze eine Direktorialregierung nach dem Muster der französischen stand, hatte das durch ein Bündnis an Frankreich gekettete Holland das nämliche Schicksal wie im sechzehnten Jahrhundert das von Spanien eroberte Portugal. Beidemal hatten die Engländer den größten Nutzen von diesen Veränderungen. Sie nahmen in den folgenden Jahren die holländischen Handelsschiffe weg und bemächtigten sich der holländischen Besitzungen in Ostindien und am Kap, der Niederlassungen im nordwestlichen Südamerika und verschiedener Inseln im Indischen Ozean und unter den Antillen.

Wie sich die Österreicher aus Belgien über den Rhein zurückzogen, so gingen auch die Preußen im Oktober 1794 über den Rhein zurück, nachdem sie unter Möllendorff zum drittenmal bei Kaiserslautern am 18., 19. und 20. September über die Franzosen gesiegt hatten. Von dem Heere aber wurden 20 000 Mann unter Hohenlohe nach Polen geschickt. So stand am Ende des Jahres 1794 das ganze linke Rheinufer, mit Ausnahme der Festungen Mainz und Luxemburg, unter französischer Herrschaft. Im Konvent und in der Presse sprach man vom Rhein als der natürlichen Grenze der Republik Frankreich.

Was Preußen zu diesem raschen Abschluß seines Rheinfeldzuges bewog, das waren wiederum die **polnischen Angelegenheiten.** Die Republik Polen, die bereits auf ein Drittel ihres früheren Gebietes zusammengeschrumpft war, mußte am 14. Oktober 1793 das „ewige Bündnis" mit Rußland abschließen, wodurch Polen eigentlich unter russische Vormundschaft gestellt wurde. Der neue russische Gesandte, General Igelström, gebot seitdem in Warschau wie ein Alleinherrscher. Gegen diese Fremdherrschaft bildete sich eine über das ganze Land verzweigte Verschwörung, die von Paris aus nach Kräften geschürt wurde; denn Frankreich hatte den Nutzen, wenn seine Gegner die Waffen nach zwei Seiten wenden mußten. Die ausgewanderten Patrioten kehrten zurück, unter ihnen auch Kosciuszko, der sofort als Diktator an die Spitze der Bewegung trat (März 1794). Er erließ einen Aufruf an das ganze polnische Volk, worin er die Wiederherstellung Polens in seinem früheren Umfang, Freiheit und Unabhängigkeit als das Ziel des Kampfes bezeichnete. Ein Sieg, den seine zum Teil mit Sicheln bewaffneten Leute am 4. April 1794 über eine russische Heeresabteilung bei Raklawice erfochten, erhöhte den

Mut und die Hoffnung. Am Gründonnerstag (17. April) brach der Aufstand in Warschau aus. Die russische Besatzung wurde niedergehauen oder gefangen genommen, der Palast Igelströms in Brand gesteckt; dieser selbst konnte sich retten. Von den Anhängern Rußlands wurden die vier verhaßtesten an den Galgen gehängt. Kosciuszko kam nach Warschau, löste den „immerwährenden Rat" auf und setzte eine nationale Regierung ein. Selbst der König Stanislaus schloß sich der Bewegung an, fand aber nirgends mehr Vertrauen. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zog, um die neuerworbenen Länder zu beschützen, selbst ins Feld, nahm Krakau, schlug Kosciuszkos Truppen am 6. Juni 1794 bei Rawka und belagerte Warschau, wohin sich jener zurückgezogen hatte. Da aber Dombrowski und andere Generale, welche den Aufstand in Südpreußen organisiert hatten, den Rücken des preußischen Heeres bedrohten, so wurde die Belagerung aufgehoben und jenes zog sich zurück. Aber nun rückte auf Katharinas Befehl der durch seine Bestürmung Ismails (1790) berühmte und gefürchtete General Suworow mit einem starken russischen Heere in Polen ein und schlug den General Sierakowski bei



Ansicht von Warschau.
Nach einer Zeichnung von C. F. Grndl, gestochen von W. Bovenschr.

Brzesc. Um die Vereinigung des russischen Generals Fersen, der die Preußen bei der Belagerung von Warschau unterstützt hatte, mit Suworow zu verhindern, brach Kosciuszko gegen Fersen auf und griff ihn am 10. Oktober 1794 bei Maciejowice an. Sein Heer unterlag der Übermacht; er selbst fiel schwer verwundet vom Pferd und wurde gefangen genommen. Daß er bei seinem Sturze „Finis Poloniae!" ausgerufen habe, ist erdichtet, aber doch innerlich wahr; mit der Gefangennahme dieses Mannes, der allein die hadernden Parteien noch zusammenhielt, war das Ende Polens besiegelt. Darauf rückte Suworow, nachdem er sämtliche russische Heeresabteilungen an sich gezogen hatte, gegen Warschau vor, erstürmte am 4. November die Vorstadt Praga, wo 12000 Wehrlose getötet wurden, und zwang die Hauptstadt zur Übergabe. Am 8. November 1794 hielt er seinen Einzug in Warschau. Die einzelnen Trümmer des polnischen Heeres wurden von den Russen zersprengt oder vernichtet.

Alsbald begannen die Verhandlungen über die **dritte und letzte Teilung Polens**, an denen auch Österreich teilnahm, obgleich es keinen Mann ins Feld geschickt hatte. Die Ansprüche Preußens auf Krakau wurden von Rußland und Österreich abgelehnt und zwischen diesen beiden Staaten am 3. Januar 1795 ein geheimer Teilungsvertrag geschlossen, welcher der preußischen Regierung als Ultimatum vorgelegt wurde. Am 24. Oktober trat Preußen diesem Vertrage bei. Es erhielt von dem polnischen Rest das links der Weichsel gelegene Gebiet nebst der Hauptstadt Warschau, etwa 60000 Quadratkilometer mit 1 Million Einwohner; Österreich erhielt gegen 50000 Quadratkilometer mit Krakau und mehr als 1 Million Einwohner, Rußland den Rest mit mehr als 115000 Quadratkilometer. Durch die drei Teilungen vergrößerte sich Rußland um etwa 460000 Quadratkilometer und 6 Millionen Einwohner, Österreich um 160000 Quadratkilometer und 3½ Millionen Einwohner, Preußen um 140000 Quadratkilometer und etwa 2½ Millionen Einwohner.

Es gab kein selbständiges Polen mehr. Der König Stanislaus Poniatowski legte am 25. November 1795 die wertlose polnische Krone nieder und begab sich nach Grodno und nach Katharinas Tod nach Petersburg, wo er von einem russischen Jahrgehalt lebte und am 12. Februar 1798 starb. Kosciuszko wurde von Kaiser Paul I. 1796 aus der Gefangenschaft entlassen, unter der Bedingung, nicht mehr gegen die

Russen zu dienen. Er reiste nach Amerika, hielt sich längere Zeit in Frankreich auf und ließ sich 1816 in Solothurn nieder. Dort starb er am 15. Oktober 1817. Sein Leichnam wurde nach Krakau gebracht und dort beigesetzt.

Die polnischen Verwicklungen haben den Interessengegensatz zwischen Preußen und Österreich unverhüllt gezeigt und die Zwietracht zu offener Feindschaft gesteigert. Jetzt warf Preußen, das sich von Rußland und Österreich im Osten geradezu bedroht sah, den Schleier ab und ließ im Dezember 1794 durch seinen Gesandten, Grafen von Goltz, in Basel Verhandlungen mit der Republik eröffnen. Für den Frieden konnten die preußischen Staatsmänner mancherlei Gründe geltend machen, vor allem die finanzielle Erschöpfung des Landes, die eine Fortsetzung des Krieges ohne fremde Geldhilfe unmöglich machte, ferner die Notwendigkeit, die neu erworbenen polnischen Landesteile sich anzugliedern, endlich die Unlust des Heeres, das sich nicht länger an einem Kriege beteiligen wollte, der nur Schmach und Verlust brachte. Selbst dem tapferen Husarenoberst Blücher, der seit 1792 mitgefochten hatte, war eine solche Kriegführung gründlich entleidet. Am 5. April 1795 unterzeichnete Minister von Hardenberg, den Friedrich Wilhelm bei der Einverleibung der fränkischen Fürstentümer in preußische Dienste übernommen hatte, den **Frieden von Basel,** der folgendes bestimmte: Preußen, als europäische Macht und als deutscher Reichsstand, und Frankreich schließen Frieden und Freundschaft und räumen gegenseitig ihr Gebiet, ausgenommen die linksrheinischen Besitzungen Preußens, die bis zum allgemeinen Friedensschluß in Frankreichs Händen verbleiben. Um den Krieg von Norddeutschland ferne zu halten, wird eine „Demarkationslinie" vom Main bis Schlesien gezogen, die von den Franzosen nicht überschritten werden darf. Falls im endgültigen Frieden das linke Rheinufer bei Frankreich bleibt, muß Preußen auf dem rechten Ufer entschädigt werden. (Daß diese Entschädigung nur in geistlichem Gebiet bestehen könne, war stillschweigende Voraussetzung.) Wenn Hannover sich weigert, diesem Friedensvertrag beizutreten, so soll es von Preußen als Pfand in Verwahrung genommen werden.

Es gereicht dem König von Preußen zur Ehre, daß er gegen einen Sonderfrieden im allgemeinen und gegen die Gebietsabtretung im besonderen so lange als möglich sich sträubte. Trotzdem wurde er nach Abschluß des Friedens in

einer Schmähliteratur, die hauptsächlich von Wien ausging, als Förderer der Revolution und als Judas, der nach einer norddeutschen Kaiserkrone strebe, gebrandmarkt. Süddeutschland wandte seine Augen ganz von Preußen ab und setzte seine Hoffnung für die Zukunft auf Österreich oder gar auf Frankreich. Man fand es für ehrlos und schimpflich, daß Preußen als erste deutsche Macht das linke Rheinufer wenigstens dem Grundsatz nach abgetreten habe, während doch die Pflicht gegen sich selbst und gegen das Reich erfordert hätte, einen vierten Feldzug zu wagen. Nun war freilich der Verzicht auf das linke Rheinufer nicht das Schlimmste; denn dieses war kaum mehr zu retten, auch wenn Preußen bei der Koalition blieb. Wie hätte auch ein Staatswesen von der kläglichen Ohnmacht des deutschen Reiches die waffenstarrende Republik, deren Kriegslust und Kriegskraft immer noch im Wachsen begriffen war, verhindern können, ihre „natürlichen Grenzen" zu gewinnen, die damals das Losungswort aller Franzosen waren? Auch der „Verrat", den Preußen an Österreich begangen haben soll, wird aufgewogen durch den Verrat, den Österreich gleichzeitig Rußland gegenüber an Preußen beging, und durch die innere Unwahrheit eines Bundes, dessen Glieder tatsächlich Feinde und Nebenbuhler waren. Das Schlimmste an diesem Frieden war vielmehr Preußens „Untreue gegen sich selbst"; denn der Friede bedeutete den Verzicht auf die mühsam errungene Großmachtstellung und damit den Niedergang des fridericianischen Staates; diese Untreue mußte „durch zwei Jahrzehnte der Entehrung und der Not durch beispiellose Opfer und Kämpfe gebüßt werden". Und das heilige römische Reich deutscher Nation war damit am „Anfang vom Ende" angekommen; ein Staatenbund war innerlich aufgelöst, wenn das mächtigste Glied sich also abseits stellte. Für Norddeutschland folgte nun ein Jahrzehnt des Friedens und der einseitigen Pflege der schöngeistigen Bestrebungen. Während ganz Europa von Waffenlärm erscholl, alte Staaten zusammenbrachen und neue erstanden, lebte man nördlich vom Main wie auf einem stillen Eiland und fand sein Genügen an den schönheitsvollen Werken der Weimarer Dioskuren, die eben damals ihren für das deutsche Geistesleben so segensreichen Freundschaftsbund begründeten.

Schon vor Preußen hatte Toskana mit Frankreich seinen Frieden gemacht (9. Februar 1795). Auch die Unterhandlungen, die Spanien mit Barthelemy in Basel begonnen

hatte, führten am 22. Juli zu einem Friedensschluß, der dem König von Spanien nur die Abtretung des spanischen Teils der Insel St. Domingo auferlegte. Der Minister Godoy erhielt zum Lohne dafür den Titel eines „Friedensfürsten". Wenn aber Preußen geglaubt hatte, seinem Sonderfrieden werde ein allgemeiner Friede auch mit Österreich und England folgen, so ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. In Österreich leitete seit 27. März 1793 Minister Thugut tatsächlich die äußeren Angelegenheiten (seit Kaunitz' Tod 1794 auch formell), ein tatkräftiger und gewandter Staatsmann, aber auch ein grimmer Feind Preußens. Um dieses zu demütigen, war ihm jedes Mittel willkommen, auch Ränke und Schleichwege. Und mit demselben Eifer, mit dem er den verhaßten Nebenbuhler zu schädigen suchte, strebte er für den eigenen Staat nach Eroberungen großen Stils. Der belgisch-bayerische Tauschplan war sein Lieblingsgedanke. Bei den Verhandlungen, die jetzt auch Österreich mit dem Wohlfahrtsausschuß heimlich anknüpfte, erklärte sich Thugut bereit, Belgien und das ganze linke Rheinufer gegen Entschädigung mit Bayern und Venedig preiszugeben. Diese Verhandlungen scheiterten hauptsächlich daran, daß Frankreich auch Mailand forderte. Wiederum war es England, das die größten Anstrengungen machte, um den Krieg im Gang zu erhalten. Der jüngere Pitt, der 1783 im Alter von 24 Jahren an die Spitze des Ministeriums getreten war, sah in dem Kampfe gegen Frankreich zugleich einen Kampf für die Größe Englands, und schloß am 4. und 20. Mai 1795 mit Österreich Verträge, die diesem Hilfsgelder in der Höhe von 4 600 000 Pfund sicherten.

So fing der Krieg, nachdem mehrere Monate eine tatsächliche Waffenruhe geherrscht hatte, im Herbst 1795 von neuem an. Am 7. September gingen die Franzosen über den Rhein, Jourdan mit Verletzung der Demarkationslinie unterhalb Düsseldorf, Pichegru bei Mannheim. Jener nahm Düsseldorf und drang bis Frankfurt vor; dieser bemächtigte sich am 20. September Mannheims durch den Verrat des pfälzischen Ministers Oberndorf. Das österreichische Heer, das die Linie von Worms bis Basel besetzt hielt, mußte fürchten, die Franzosen möchten neckaraufwärts marschieren, ihre Linie durchbrechen und ihren Rücken bedrohen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, trieb Clerfait seinen Gegner Jourdan nach Ehrenbreitstein zurück und jagte in einer stürmischen Nacht das Be-

lagerungsheer von Mainz auseinander (29. Oktober). Zu gleicher Zeit rückte Wurmser gegen Mannheim vor, trieb die Truppen Pichegrus in die Festung hinein, und erzwang am 22. November die Übergabe. Diese Erfolge wirkten ermutigend auf die Stimmung in Deutschland. Und doch sah sich Clerfait durch die kleinlichen Vorwürfe der Wiener Regierung genötigt, seinen Abschied anzubieten. Dieser wurde angenommen und Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder, mit dem Oberbefehl am Rheine betraut.

b) Vom Frieden zu Basel bis zum Ende des Krieges.

(1796—1797.)

Der Feldzugsplan, den Napoleon der Direktorialregierung vorlegte, zeugte von ungewöhnlicher Kühnheit. Während er selbst als Oberbefehlshaber der italienischen Armee die Österreicher aus Oberitalien hinauswerfen und von dort in die österreichischen Erbländer eindringen wollte, sollte ein zweites französisches Heer den Rhein überschreiten und durch Süddeutschland gegen Österreich vorrücken. Beide Heere sollten sich über die Alpenpässe die Hände reichen und in Wien die Friedensbedingungen vorschreiben. Von diesem Plane, dem ein Doppelfeldzug zu Grunde lag, gelang nur der eine Teil. Das war das Verdienst des großen Feldherrn, der jetzt auf den Plan trat und durch die Kühnheit seiner Entwürfe, durch den Glanz seiner Erfolge bald die Augen von ganz Europa auf sich zog. Die schon von Carnot gezogenen Grundlinien einer **neuen Kriegsweise** hat Napoleon in selbständiger, großartiger Weise als ein geborener Meister des Krieges weitergeführt und dadurch dem Kriege einen anderen Charakter gegeben. Die Magazinsverpflegung, die jede freie Bewegung hindert, weil sie das Heer an die Nachfuhr von Lebensmitteln bindet, mußte ganz dem „Requisitionssystem" weichen, das die Bedürfnisse des kämpfenden Heeres von den Bewohnern des eroberten Landes bezieht, also den Krieg durch den Krieg ernährt. Die so gewonnene größere Beweglichkeit seines Heeres benützte er, um in gewaltigen Märschen über die Länder hinzufegen und möglichst rasch an die feindliche Hauptstadt heranzukommen. Das Wesentliche der Kriegführung sah er nicht mehr in der Einnahme fester Stellungen, auch nicht in der Erhaltung der eigenen Macht, sondern ausschließlich in der Zertrümmerung der feindlichen

Streitmacht durch die Schlacht. Dieser selbst gab er dramatische Bewegung und Steigerung, wobei er an den entscheidenden Punkten mit überwältigenden Massen auftrat und den Sieg im Notfall mit den Reserveregimentern an sich riß, die er immer bereit hielt. Mit einzigartigem Scharfblick ersah er auch die Vorzüge und Fehler seiner Gegner, die Gunst und Ungunst des Geländes, und beides wußte er sich zu nutze zu machen. Napoleon war persönlich „ganz durchglüht von der finsteren majestätischen Poesie des Krieges und erzog seine Truppen zu blinder Zuversicht auf seinen Glücksstern". Er konnte seine Krieger zur höchsten Begeisterung entflammen und mit einer dämonischen Gewalt an sich fesseln. Bei seinem ersten Feldzug in Italien besaß er auch noch eine gewisse Liebenswürdigkeit im Verkehr; er war noch nicht jene furchtbare Despotennatur, die jede andere Selbständigkeit erdrückte. Erst allmählich wuchs er in jenen eiskalten Egoismus, in jene grenzenlose Menschenverachtung hinein, vermöge deren er glaubte, alles sei nur da, um seinem Willen zu dienen.

Am 26. März traf er im Hauptquartier zu Nizza ein; Tags darauf übernahm er den Oberbefehl. **Das Heer,** das ihm unterstellt war, zählte etwa 38 000 Mann felddienstfähiger Truppen; 22 000 lagen in den Spitälern. Es war eine Armee, mit der sich etwas anfangen ließ. Eine ganze Reihe der späteren großen Marschälle diente hier, so Junot, Murat, Lannes, Marmont, Victor, Berthier, Massena, Augereau. Zunächst freilich befand sich das Heer in einem kläglichen Zustande. Es fehlte an Lebensmitteln, an Kleidung, an Schuhen, an Mut, an Selbstvertrauen. Das Manifest, mit dem Napoleon es begrüßte, zeigte die unheimliche Fähigkeit dieses Mannes, die guten und die schlechten Triebe in der Menschenbrust zu wecken und die Krieger zur höchsten Tatkraft zu entflammen. „Soldaten, ihr seid schlecht gekleidet, schlecht genährt; die Regierung schuldet euch viel, aber sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Mut, den ihr zwischen diesen Felsen zeiget, sind bewundernswürdig; aber sie schaffen euch keinen Ruhm. Ich werde euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt hinabführen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein. Dort werdet ihr Glück, Ruhm, Reichtum finden. Soldaten der italienischen Armee, werdet ihr es an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

Die österreichische Armee zählte 38—10 000 Mann und stand unter dem Oberbefehl des 71jährigen Feldzeugmeisters

Generals von Beaulieu, eines Wallonen, der sich in den belgischen Feldzügen ausgezeichnet hatte, aber den Krieg ganz in der umständlichen Weise der alten Schule führte. Mit den Österreichern hatte sich König Viktor Amadeus III. von Sardinien vereinigt, der bereits Savoyen und Nizza an die Franzosen verloren hatte. Sein etwa 20 000 Mann starkes Heer wurde vom General Colli befehligt. In dem Heere der Verbündeten fehlte es vor allem an der Einheitlichkeit der Leitung. Man glaubte in Wien, der Krieg am Rhein sei die Hauptsache und der junge General Napoleon könne in Italien mit leichter Mühe zurückgedrängt werden.

Das französische Heer war schwächer als das der Verbündeten. Napoleon mußte daher die beiden Teile des letzteren vereinzelt zu fassen suchen. „Die ganze Kunst des Krieges besteht darin, daß man an der rechten Stelle stets der Überlegene ist," war einer seiner militärischen Aussprüche. Am 11. und 12. April griff er die Österreicher bei Montenotte an und schlug sie nach hartnäckigem Kampfe; am 13. besiegte er die Sardinier bei Millesimo, am 14. die Österreicher bei Dego. Durch diese Siege waren die Heere der Verbündeten auseinander gerissen. Um das schwächere Heer unschädlich zu machen, warf er sich am 21. April auf die Sardinier bei Mondovi, schlug sie zurück und stand am 25. in Cherasco, zehn Meilen von Turin. Jetzt eröffnete Viktor Amadeus, der wenigstens seine Hauptstadt retten wollte, Unterhandlungen mit Napoleon, die am 28. April zu dem Waffenstillstand von Cherasco führten. Der König trat von dem Bündnis mit Österreich zurück, überließ den Franzosen sechs Festungen seines Landes und hatte starke Kriegssteuern zu bezahlen. Mit der Selbständigkeit seines Landes war es vorbei; die Franzosen waren die Herren desselben. Viktor Amadeus starb noch im nämlichen Jahre und überließ den wankenden Thron seinem Sohne Karl Emanuel IV. (1796—1802).

Napoleon schickte seinen Adjutanten Murat mit 21 erbeuteten Fahnen in prunkvollem Aufzuge nach Paris, um das Direktorium zu beschwichtigen. An seine Krieger aber erließ er einen neuen Aufruf: „Soldaten, ihr habt in 14 Tagen sechs Siege errungen ohne Kanonen, ihr habt Bäche überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, biwakiert ohne Branntwein und oft ohne Brot. Aber ihr habt nichts getan, da eines euch noch zu tun übrig bleibt: Mailand

gehört euch noch nicht." **Mailand** also war das nächste Ziel seiner Unternehmungen. Am 7. Mai kam er nach Piacenza, wo der Übergang über den Po bewerkstelligt werden sollte, und schloß am 9. Mai mit dem Herzog von Parma einen Waffenstillstand, wonach dieser 2 Millionen Franken zahlte, 1700 ausgerüstete Pferde stellte, 2000 Ochsen, eine Menge Korn und Hafer lieferte und aus seiner Bildergalerie 20 der wertvollsten Gemälde hergab. Darauf rückte er in der Lombardei ein und erzwang am 10. Mai bei Lodi den Übergang über die Addabrücke, die von 16 000 Mann und 20 Geschützen verteidigt wurde. Beaulieu zog sich nach Mantua und nach dem Mincio zurück, die ganze Lombardei dem Sieger preisgebend. Um jene Zeit verlangte das Direktorium eine Teilung seiner Armee: der eine Teil unter Kellermann sollte Mailand nehmen, der andere unter Napoleon nach Livorno, Rom und Neapel ziehen. Da dieser von einer solchen Zersplitterung der Streitkräfte Schlimmes befürchtete und keineswegs gesonnen war, sich vom Direktorium Vorschriften machen zu lassen, so gehorchte er nicht, sondern schickte seine Entlassung ein. Diese wurde, wie er vermutet hatte, nicht angenommen und der Teilungsplan aufgegeben. Am 15. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in Mailand, wobei das Volk dem „Befreier" entgegenjubelte. Zu seinem vertrauten Adjutanten Marmont, der ihm von der Bewunderung der Pariser für seine Erfolge sprach, sagte er an diesem Tage: „Sie haben noch nichts gesehen, und die Zukunft bewahrt uns Erfolge auf, die alles hinter sich lassen werden, was wir schon getan haben. In unseren Tagen hat niemand große Taten gesehen; meine Sache ist es, das Beispiel zu geben."

Die Lombardei mußte eine Kriegssteuer von 20 Millionen Franken zahlen und mehrere Gemälde und andere Kunstwerke ausliefern. Der Herzog von Modena bezahlte den Waffenstillstand, der ihm auf seine Bitte gewährt wurde (17. Mai), mit 10 Millionen Franken und 20 seiner schönsten Gemälde. Napoleon befand sich bereits in der Lage, dem geldarmen Direktorium Millionen zu schicken und die Generale der Rheinarmee mit reichen Geldmitteln zu versehen. Auch die vom Direktorium gewünschten Kunstwerke kamen auf großen Lastwagen in Paris angefahren. Napoleon ließ sich nämlich auf Anweisung der Pariser Regierung von den eingeschüchterten Fürsten der italienischen Mittelstaaten nicht nur

Geld und Lebensmittel und Kriegsbedarf liefern, sondern auch Gemälde, Handschriften und Kunstwerke aller Art. Von den bedeutendsten Fachleuten beraten, nahm er überall das Wertvollste und plünderte so das Heimatland der Kunst mit einer Abgefeimtheit aus, die den **Kunstraub** der römischen Prokonsuln in Schatten stellte. Die langen Wagenreihen mit den Kunstschätzen, die unter militärischer Bedeckung durch die Städte und Dörfer fuhren, eröffneten die Aussicht, daß die Sammlung im Louvre alle anderen überflügeln werde; sie verkündeten aber auch überall den Ruhm des jungen Feldherrn. Und niemand war mehr von diesem hingerissen als die Offiziere und Soldaten seiner Armee; sie hatten alle das Gefühl, daß vor diesem Manne eine unermeßliche Zukunft liege und knüpften begeistert ihr Geschick an das seinige. Der Dienst unter ihm war auch lohnend. Während der Feldherr selbst soldatisch einfach lebte, erlaubte er seinen Generalen Plünderungen und Erpressungen, unter denen die Bevölkerung schwer litt. In Pavia wurde deshalb der französische Befehlshaber vertrieben, in Mailand war ein Aufstand im Anzug. Napoleon aber warf die Empörung mit den härtesten Mitteln nieder, ließ Pavia anzünden, gab die Stadt seinen Soldaten zur Plünderung preis und schickte 400 Geiseln nach Frankreich.

Darauf rückte er im Venetianischen ein, obgleich das Direktorium befohlen hatte, die Neutralität der Republik Venedig zu achten, und drang bis zur Etsch, nach Verona und Legnago, vor, während General Serurier mit 8000 Mann die stärkste Festung Oberitaliens, das von 14 000 Österreichern verteidigte **Mantua**, belagerte. Bevor diese Festung in seinen Händen war, konnte Napoleon bei der geringen Anzahl seiner Truppen nicht weiter nach Osten vordringen. Er benutzte also diese Zeit, um die Unterwerfung der noch übrigen Fürsten Italiens entgegenzunehmen. König Ferdinand von Neapel schickte den Fürsten Pignatelli in sein Lager und schloß am 5. Juli einen Waffenstillstand mit ihm. Papst Pius VI. ließ, als Augereau schon in den Legationen Bologna und Ferrara eingerückt war, und Napoleon seinen Einzug in Bologna gehalten hatte, Unterhandlungen mit ihm eröffnen und bezahlte gegen Gewährung eines Waffenstillstandes 21 Millionen Franken, teils in Geld, teils in Naturalien; außerdem übergab er ihm 100 wertvolle Gemälde und 500 Manuskripte und trat die beiden Legationen samt Ancona vorläufig

an Frankreich ab. Von Bologna wandte sich Napoleon nach Toskana, ließ Livorno durch Murat überfallen und die dortigen Vorräte der Engländer, im Wert von wenigstens 12 Millionen Franken, wegnehmen.

Um die Franzosen aus Italien wieder hinauszudrängen, schickte die Wiener Regierung den General Wurmser mit 30 000 Mann vom Rhein an den Mincio zur Verstärkung Beaulieus und zum Entsatz Mantuas. Die Österreicher hatten



Napoleon bei Castiglione.
Nach einer Lithographie von F. C. Vogel.

nun 70 000, die Franzosen 45 000 Mann. Bevor die Vereinigung der österreichischen Heere stattgefunden hatte, zog Napoleon dem anrückenden Wurmser entgegen und schlug ihn, westlich vom Mincio, am 3. August bei Lonato und am 5. August in der großen Schlacht bei **Castiglione.** Als Wurmser noch einmal den Versuch machte, gegen Mantua vorzudringen, wurde er am 8. September bei Bassano geschlagen, konnte sich aber schließlich doch mit einem Teile seiner Truppen in die Festung werfen, wo er eingeschlossen war. Darauf sprach Napoleon durch das Dekret vom 4. Oktober die erste Entthronung aus, welcher im folgenden Jahrzehnt so viele folgten. Die von dem flüchtigen Herzog Her-

kules III. von Modena eingesetzte Regentschaft wurde aufgelöst und das Herzogtum nebst den Legationen Bologna und Ferrara zur cispadanischen Republik umgewandelt. Nach Korsika, das von Paoli 1794 den Engländern übergeben worden war, schickte er einige Bataillone, vertrieb die englischen Besatzungen und vereinigte im Oktober 1796 die Insel wieder mit Frankreich.

Während der italienische Feldzug von 1796 für die Franzosen über alles Erwarten günstig ausfiel, mißlang der **Feldzug am Rhein,** und die geplante Vereinigung der beiden Heere vor Wien kam nicht zur Ausführung. Die französische Rheinarmee ging unter den Generalen Jourdan und Moreau am Mittel- und Oberrhein vor. Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers, schlug jenen am 15. Juni bei Wetzlar und drängte ihn auf das linke Rheinufer zurück. Dann wandte er sich gegen Moreau, der von Kehl über den Schwarzwald bis nach Stuttgart vorgedrungen war, mußte sich aber nach dem zweitägigen Treffen bei Cannstatt (21. und 22. Juli) nach Bayern zurückziehen. Württemberg und Baden schlossen mit Moreau Waffenstillstandsverträge und im August Frieden. Sie mußten harte Bedingungen eingehen; Württemberg trat die Grafschaft Mömpelgard, gegen die Aussicht auf spätere Entschädigung, an Frankreich ab. Inzwischen war Jourdan wieder über den Rhein gegangen und bis Bamberg vorgerückt. Seine Absicht war, nach der Donau zu ziehen und dort mit Moreau sich zu vereinigen und den Marsch gegen Wien anzutreten. Erzherzog Karl trat ihm entgegen, brachte ihm am 24. August bei Amberg und am 3. September bei Würzburg eine schwere Niederlage bei und warf ihn zum zweiten Male über den Rhein zurück. Nun konnte sich auch Moreau, der indessen bis in die Nähe von München vorgedrungen war und mit der bayerischen Regierung am 7. September den Vertrag von Pfaffenhofen geschlossen hatte, in Bayern nicht mehr halten. Er trat den Rückzug an und brachte, vom Feinde verfolgt, sein Heer in geordnetem Zuge über den Schwarzwald durch das Höllenthal an den Rhein und nach dem Elsaß. Die Feldherrnkunst des erst 25jährigen Erzherzogs hatte diesen Feldzug zu Gunsten Österreichs entschieden. Aber auch Moreau hatte sich durch die Leitung des Rückzugs einen großen Namen gemacht.

Diese Niederlagen hielten Napoleon zunächst in seinen Unternehmungen nicht auf, hinderten ihn aber doch zuletzt

daran, sein Ziel zu erreichen. Den General Alvinzi, der mit 40 000 Mann gegen die Etsch vordrang, schlug er in der dreitägigen, mörderischen **Schlacht bei Arcole** (15.—17. November 1796), wo Napoleon selbst in Lebensgefahr geriet; er ergriff eine Fahne und stürmte den Seinen auf einer schmalen Holzbrücke voran; aber niemand harrte bei ihm aus; er selbst wurde von einigen Offizieren mit Gewalt aus dem Feuer zurückgeführt; bei der Flucht, die jetzt entstand, wurde Napoleon von seinem Pferde in einen Sumpf geschleudert, aus dem man ihn nur mühsam rettete. Am dritten Tage versagte den todmüden Österreichern die Kraft, so daß sie trotz heldenmütiger Tapferkeit unterlagen. Mitten im Winter, als alle Wege tief verschneit waren, machte der tüchtige Alvinzi einen letzten (im ganzen den vierten) Versuch, Mantua zu entsetzen. Aber auch dieser mißlang. Am 14. Januar 1797 erlitt er bei Rivoli eine neue Niederlage, die ihn zwang, nach Tirol zurückzugehen. Damit war das Schicksal der lange umstrittenen Festung entschieden. Am 3. Februar öffnete sie ihre Tore. Wurmser mit 700 Mann erhielt freien Abzug; die übrige Besatzung war kriegsgefangen. Nach diesem Erfolg rückte Napoleon im Kirchenstaat ein, da man im Vatikan seinem Hasse gegen Frankreich offenen Ausdruck gab. Pius VI. mußte sich in dem Friedensvertrag von Tolentino, der am 19. Februar 1797 abgeschlossen wurde, „seinem geliebten Sohne, dem General Bonaparte", unterwerfen. Diesem Vertrage gemäß trat der Papst Avignon und Venaissin, die Legationen Bologna und Ferrara, die Romagna und Ancona an Frankreich ab und zahlte außer den rückständigen 16 Millionen noch weitere 30.



General Moreau.
Nach einem Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.

Hierauf trat Napoleon, der durch Bernadotte verstärkt worden war und ein Heer von 75 000 Mann hatte, den

Marsch gegen Wien an. Den Oberbefehl über die geschlagene österreichische Armee hatte Erzherzog Karl übernommen; aber auch dieser konnte mit einem so entmutigten Heere vor den sieggewohnten Truppen Napoleons nicht standhalten und zog sich nach großen Verlusten nach Steiermark zurück. Napoleon schickte den tüchtigen General Joubert nach Tirol, ließ zwei Divisionen zur Bewachung des Kirchenstaats und Venedigs, eine in den Provinzen Triest und Krain zurück und rückte selbst in Kärnten ein. Aber seine Lage wurde um so mißlicher, je weiter er vordrang. Die Bevölkerung jener Alpenländer war voll Erbitterung gegen die Franzosen, und von Hause erhielt er keine Verstärkungen. Daher bot er in einem Schreiben vom 31. März 1797, das von Betrübnis über die vielen Opfer an Menschenleben überfloß, dem Erzherzog Karl Frieden an. Dieser wollte sich nur zu einem Waffenstillstand verstehen. Um die Wiener Hofburg, wo Minister Thugut auf den Kaiser Franz im Sinne des Friedens einwirkte, in Schrecken zu versetzen, drang Napoleon in Steiermark ein und stand am 7. April in Leoben. Nun gelang es Thugut, in Verbindung mit der Königin Karolina von Neapel, einer Tochter der Maria Theresia, die einen Einmarsch der Franzosen in ihr eigenes Land fürchtete, den Kaiser zur Eröffnung der Unterhandlungen zu bewegen.

Am 18. April 1797 wurden die Präliminarien von Leoben unterzeichnet, welche Frankreich den Besitz Belgiens und der Lombardei sicherten und Österreich auf eine Entschädigung mit dem festländischen Teil der bisher neutralen **Republik Venedig** hinwiesen; über die Rheingrenze sollte der Friede mit dem deutschen Reiche entscheiden. Diese Bedingungen waren wiederum viel günstiger, als das Direktorium sie wünschte. Aber Napoleon wußte, daß das französische Volk des Krieges überdrüssig sei, und wollte nun auch den Ruhm des Friedensstifters ganz allein haben. Die Zustimmung Österreichs hoffte er durch die Aussicht auf Venedig zu erkaufen. Diese Rechnung erwies sich als richtig. So brach über den einst meerbeherrschenden Freistaat ein Verhängnis herein, das an den Untergang Polens erinnert. Wiederum wurde ein schwacher Staat den Interessen der stärkeren geopfert. Diese brutale Gewalttat ist der ureigenste Gedanke Napoleons. Schon während seines Vormarsches gegen Leoben hatte er dafür gesorgt, daß in seinem Rücken Unruhen ausbrachen, wobei in Verona eine Anzahl Franzosen ermordet wurde. Dies

gab ihm den willkommenen Vorwand, der Republik den Krieg zu erklären (1. Mai) und ihr Gebiet mit Einschluß der Hauptstadt zu besetzen. Die Zeughäuser wurden geleert, die Kirchen und Bibliotheken ihrer Schätze beraubt, die Kriegsschiffe weggeführt, um Korfu und die Jonischen Inseln damit zu besetzen. Die stolze Markusrepublik hatte ihre Selbständigkeit verloren; ihr ferneres Schicksal lag in Napoleons Händen.

In Österreich beeilte man sich nicht mit dem Abschluß des endgültigen Friedens. Man war dort zu der Einsicht gekommen, daß man sich mit den Friedenspräliminarien übereilt habe, und hoffte auf Volkserhebungen im Venetianischen und im übrigen Italien, besonders aber auf einen Umschwung der Verhältnisse in Paris. Die **Veränderungen**, die Napoleon inzwischen **in Italien** vornahm, wirkten nicht beruhigend auf Österreich. Am 5. April 1797 schloß Sardinien mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis; am 6. Juni mußte der Doge von Genua einen Vertrag unterzeichnen, der das aristokratische Gemeinwesen zur Annahme einer demokratischen Verfassung verpflichtete und in Abhängigkeit von Frankreich brachte. Die transpadanische Republik (Lombardei) vereinigte er mit der cispadanischen zur cisalpinischen Republik (28. Juni); diese umfaßte nun die Lombardei, die venetianischen Distrikte, Bergamo, Brescia, Crema, Verona und Rovigo, das Herzogtum Modena, Massa-Carrara, die Legationen Bologna und Ferrara, die Romagna und einige Monate später auch Mantua, Veltlin, Bormio und Chiavenna. Erst als der beabsichtigte royalistische Staatsstreich in Paris mißlungen war, nahm Thugut die Friedensverhandlungen wieder auf und schickte den Grafen Cobenzl, einen jener Diplomaten, welche kleinliches Ränkespiel für staatsmännische Kunst hielten, nach Udine, wo die ersten Verhandlungen stattfanden. Als hier Napoleon offen die Rheingrenze forderte, kam es zu leidenschaftlichen Auftritten. Zwar hat Napoleon nicht, wie man erzählt, ein kostbares Porzellanservice zu Boden geschleudert, daß es klirrend in Stücke zersprang; wohl aber griff er in der Erregung des Augenblicks so hastig nach seinem Hute, daß er dabei ein Porzellangefäß umwarf, worauf er, den Hut schon auf dem Haupte, unter drohenden Worten und Gebärden aus dem Zimmer stürzte (10. Oktober 1797).

Am 17. Oktober wurde der nach dem gleichnamigen Schlosse benannte **Friede von Campo Formio** unterzeichnet, der teils

öffentliche, teils geheim gehaltene Bestimmungen enthielt. Den ersteren gemäß mußte Österreich auf Belgien und die Lombardei verzichten, die cisalpinische Republik, die in ein Bundesverhältnis mit Frankreich treten sollte, anerkennen und seine Einwilligung geben, daß der Herzog von Modena mit dem Breisgau entschädigt wurde. Dafür erhielt es das Gebiet der Republik Venedig links der Etsch samt Istrien und Dalmatien. Frankreich bekam Belgien samt dem Bistum Lüttich, die Jonischen Inseln samt der gegenüberliegenden albanesischen Küste, die bisher Venedig gehört hatten. Der Friede mit dem Reiche sollte in Rastatt abgeschlossen werden. Der Geheimvertrag umfaßte 14 Artikel, welche bestimmten, daß der Kaiser seine Einwilligung zur Abtretung des linken Rheinufers von Basel bis Andernach gab und daß die dadurch geschädigten Reichsstände Ersatz auf dem rechten Rheinufer erhalten sollten; diese Entschädigungen sollten unter Mitwirkung von Frankreich festgestellt werden. Endlich wurde Österreich noch das Erzstift Salzburg und Bayern rechts vom Inn zugesprochen.

Dieser Friede war wie der vorausgegangene Krieg ausschließlich das Werk Napoleons, der ihn in einem Schreiben an das Direktorium „einen der glänzendsten Friedensschlüsse seit Jahrhunderten" nannte. Das war zutreffend nicht nur im Hinblick auf die Zahl der Quadratmeilen, die Frankreich zufielen, sondern mehr noch im Hinblick auf den Einfluß, den es von nun ab auf Deutschland und Italien besaß. Auch Österreich war in Anbetracht seiner Niederlagen in fünf Feldzügen glimpflich weggekommen. Es gewann eine bessere Abrundung seiner Gebiete und die Grundlage für eine Seemachtstellung. Anderseits hatte es die Beraubung Deutschlands ebenso zugestanden wie Preußen zwei Jahre zuvor und, was noch wichtiger war, es hatte die geistlichen Stände preisgegeben, deren Beseitigung die ganze Reichsverfassung umstürzen und den Kaiserstaat seiner treuesten Bundesgenossen berauben mußte.

c) Die Kämpfe im Innern.

Während Napoleons Stern immer höher stieg, war das Ansehen des Direktoriums immer tiefer gesunken. Diese Behörde war zwar aus den Gegnern der Schreckensherrschaft hervorgegangen; aber sie vertrat doch die radikal-

republikanische Richtung und hatte deswegen von Anfang an wenig Boden im Volke, wo die Zahl der Gemäßigten und Monarchisten wuchs. Die Hauptaufgabe der neuen Regierung wäre gewesen, Ordnung in die Staatsfinanzen zu bringen; aber hiezu war sie ganz unfähig. Sie wußte kein anderes Heilmittel als eine geradezu wahnwitzige Vermehrung der Assignaten. 800 Arbeiter waren allmählich mit ihrer Herstellung beschäftigt, obwohl man nur Stücke mit großen Zahlen (1000 und mehr) druckte. Schließlich betrug die Gesamtsumme der ausgegebenen Scheine 45½ Milliarden; entsprechend dieser Vermehrung sanken sie im Verkehr bis auf ½ Prozent des Nennwerts. Die Regierung mußte ein neues Geld schaffen, die sogenannten „Landmandate", deren Kurs aber ebenfalls sehr rasch sank. Nur die Millionen, die Napoleon aus Italien sandte, machten es dem Direktorium möglich, weiter zu regieren. Auch auf anderen Gebieten zeigte sich seine klägliche Unfähigkeit. Während die Not der Bevölkerung den höchsten Grad erreichte, bereicherten sich selbst Direktoren durch unsaubere Börsenspekulationen und hielten gelegentlich ein Mahl, das 400000 Franken gekostet haben soll. Die ganze Verwaltung war faul, die Polizei so nichtsnutzig, daß man Nachts nur bewaffnet ausging.

Die Unzufriedenheit über diese unfähige und unwürdige Regierung führte zu Aufständen, deren Zweck der Sturz des Direktoriums war. Den Anfang machten schon im Jahre 1796 **Gracchus Babeuf** und seine Genossen, die sich den „Klub der Gleichen" nannten und im „Tribun du Peuple" ihre Vereinszeitung besaßen. Sie forderten: allmähliche Abschaffung des Privateigentums als der Quelle aller Übel, Arbeitszwang für jeden Bürger, aber auch gleichen Anteil aller an den Genüssen des Lebens, Verbot des Geldes bei Todesstrafe, Erziehung aller Kinder durch den Staat; ihr Programm war also rein kommunistisch. Am 11. Mai wollte man losschlagen. Aber die Regierung kam zuvor; am 10. Mai wurde Babeuf samt den übrigen Häuptern verhaftet. Ein außerordentlicher Gerichtshof sollte ihnen in Vendome den Prozeß machen. Die Untersuchung dauerte über ein Jahr, und als endlich das Todesurteil über die Hauptschuldigen verkündet wurde (Mai 1797), stieß sich Babeuf einen Dolch in die Brust. Da der Stich nicht tödlich war, wurde er am folgenden Tage guillotiniert. Die übrigen Mitschuldigen mußten als Sträflinge in die Verbannung wandern.

Eine viel größere Gefahr drohte der Regierung von seiten der **Royalisten**, die den Klub von Clichy bildeten und offen die Wiederherstellung des Königtums forderten. Um dies zu erreichen, suchten sie zunächst die Mehrheit in den beiden Räten zu erhalten. Da der Verfassung gemäß nach Ablauf des ersten Jahres ein Dritteil der Räte ausscheiden und durch Neuwahlen ersetzt werden mußte, so boten beide Parteien, die Regierung und die Royalisten, alles auf, um die Mehrheit zu erlangen. Aber das Direktorium unterlag. Die Neuwahlen vom Mai 1797 ergaben eine Mehrheit für die Gemäßigten. Die erste Wirkung war, daß der Rat der Fünfhundert den General Pichegru, einen stillen Anhänger des Königtums, zu seinem Präsidenten wählte. Dieselbe Gesinnung betätigte der Rat der Alten, indem er an Stelle des durch das Los ausgeschalteten Letourneur den Basler Gesandten Barthelemy für das Direktorium bestimmte, einen unbedeutenden und haltlosen Mann, der aber allgemein als Anhänger der gemäßigten Richtung galt. Damit war im Direktorium selbst ein Gegensatz geschaffen zwischen den zwei gemäßigten Mitgliedern (Carnot und Barthelemy) und dem „Triumvirat". Als nun auch die neue Mehrheit im Rat der Fünfhundert gegen die Maßnahmen der drei radikalen Direktoren immer schärferen Widerspruch erhob, da legte sich diesen der Gedanke an einen Gewaltstreich nahe. Barras versuchte es zuerst mit General Hoche. Als dieser Versuch scheiterte, wandte sich das Triumvirat an Napoleon. Dieser war zu Helfersdiensten bereit, da er wohl wußte, daß er als Retter des Konvents und als Erwürger Venetiens den Gemäßigten verhaßt war und als erstes Opfer eines Umschwungs fallen würde. Doch wollte er sich persönlich im Hintergrund halten. Er schickte also General Augereau, einen verwegenen Jakobiner, nach Paris, wo dieser bald nach seiner Ankunft zum Befehlshaber der Pariser Division ernannt wurde. Auch Bernadotte war unter dem Vorwand, er habe eroberte Fahnen zu überbringen, für alle Fälle in Paris anwesend.

Jetzt konnte das Direktorium den **Staatsstreich** wagen. Am 4. September 1797 (am 18. Fruktidor) ließ Augereau die Tuilerien mit Soldaten und Kanonen umstellen, die royalistischen Abgeordneten und Barthelemy verhaften und die übrigen Mitglieder der beiden Räte zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen. In dieser wurden 11 Mitglieder des Rats der Alten, 42 Mitglieder der Fünfhundert, darunter

Pichegru, die zwei Direktoren Barthelemy und Carnot und die Eigentümer und Herausgeber von 42 Zeitungen zur Deportation verurteilt, alle royalistischen Wahlen für ungültig erklärt, strenge Gesetze gegen Presse und Vereine erlassen und die Dekrete gegen die Angehörigen und Anhänger der Emigranten erneuert. Carnot gelang es, nach Deutschland zu entfliehen; Barthelemy und Pichegru wurden nach Guiana deportiert, entkamen aber bald darauf nebst anderen Sträflingen und begaben sich nach England. Doch gelang es der Direktorialregierung nicht, sich Ansehen und Vertrauen zu verschaffen, zumal nicht im Innern, wo bei der Unsicherheit der Zustände, bei den fortwährenden Umsturzversuchen Handel, Gewerbe und Ackerbau daniederlagen und der Staatsbankrott schon entschieden war. Am 30. September 1797 beschloß das neu und einheitlich zusammengesetzte Direktorium, zwei Dritteile der im August 1793 in „das große Buch" eingetragenen Staatsschuld zu streichen und das letzte Dritteil auf 20 Prozent herabzusetzen. — So hatte die Jakobinerherrschaft noch einmal gesiegt; aber der Mann, dem auch dieser Sieg zu danken war, fühlte sich dem geretteten Direktorium gegenüber schon als Herr der Lage und wartete nur, bis seine Stunde gekommen war.

d) Die letzten Zeiten des Direktoriums.

Napoleon verließ am 17. November 1797 Mailand, die Hauptstadt der cisalpinischen Republik, und begab sich als erster Vertreter Frankreichs **zum Kongreß nach Rastatt,** wo er am 25. November eintraf. Allmählich erschienen auch die Gesandten der deutschen Stände, voran der österreichische Minister Cobenzl, und nun begann das schamlose Buhlen der deutschen Diplomaten um die Gunst der französischen, die in erster Linie um Geld zu haben war. Jene waren in dem guten Glauben gekommen, daß die „Integrität des Reiches" die Grundlage der Verhandlungen bilden werde; sie kannten ja die geheimen Abmachungen von Campo Formio noch nicht. Treilhard aber und Bonnier erklärten unumwunden, Frankreich brauche das ganze linke Rheinufer. Das war ein böser Anfang; aber was wollte man dagegen machen? Die Uneinigkeit zwischen Preußen und Österreich, die von Frankreich aus künstlich geschürt wurde, die Ländergier der kleinen Fürsten, die man ebenfalls aufstachelte, kamen

den Bemühungen der Franzosen zu Hilfe. Am 11. März stimmte die „Reichsdeputation" grundsätzlich der Abtretung bei, und am 4. April gab sie auch noch ihre Einwilligung, daß die Entschädigung durch Säkularisation erfolgen sollte. So hatte also Frankreich schon mehr erreicht, als in Campo Formio versprochen worden war.

Napoleon war nicht mehr Zeuge dieser Vorgänge in Rastatt. Nachdem er die Abtretung von Mainz in die Wege geleitet und einige Tage lang das Katzenbuckeln der deutschen Fürsten und Staatsmänner mit tiefster Verachtung im Herzen angesehen hatte, verließ er am 2. Dezember die große „Auktion" und begab sich **nach Paris**, wo er von dem brausenden Jubel der Bevölkerung empfangen wurde (5. Dezember). Am 10. Dezember veranstaltete das Direktorium ihm zu Ehren ein glänzendes Fest im Luxemburg-Palaste, wobei Talleyrand, der neue Minister des Auswärtigen, und Barras die Reden zu halten hatten. Sie feierten die Verdienste des Friedensstifters mit reichlichem Wortschwall und Barras forderte ihn auf, seinen bisherigen Ruhmestaten eine neue hinzuzufügen durch die Besiegung Britanniens. Das letztere wenigstens war ernst gemeint. Die Direktoren fürchteten den General wie ein Gespenst und hätten ihm am liebsten fern von Paris eine Aufgabe zugewiesen, an der er zerschellen mußte. Napoleon seinerseits verachtete die Herren, die im Regimente saßen, genau so, wie sie es verdienten; aber die Zeit zu ihrem Sturze schien ihm noch nicht gekommen. Er begegnete also den Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, mit kühler überlegener Ruhe und scheinbarer Bescheidenheit, verkehrte viel mit Künstlern und Gelehrten und beschäftigte sich als „Oberbefehlshaber der Armee von England" ernstlich mit den Vorbereitungen zu einer Landung auf englischem Boden. Die Mittel, die dazu nötig waren, sollten die Töchterrepubliken liefern, die Frankreich schon gegründet hatte oder zu gründen beabsichtigte.

Ergreifend ist **das Schicksal Venedigs**, das die Franzosen rein ausplünderten, ehe sie es an Österreich verschenkten; Schiffe, Kunstwerke, Kirchengeräte, alles schleppten sie fort; die Kriegsschiffe, die sie nicht wegführen konnten, versenkten sie im Meeresgrunde. Der „Bucentaur", jenes Prachtschiff, in welchem der Doge von Venedig alljährlich am Himmelfahrtsfeste hinauszufahren pflegte, um durch Versenken eines Ringes die Republik gleichsam mit dem Meere zu vermählen, wurde

seiner Kostbarkeiten beraubt und dann verbrannt. Als der letzte Doge, Ludovico Manin, ein 90jähriger ehrwürdiger Greis, den Österreichern den Eid der Treue schwören sollte, da brach er, von jähem Schmerze überwältigt, tot zusammen. — Auch die scheinbar selbständigen Freistaaten um Frankreich herum wurden zu den Lasten des bevorstehenden Krieges gegen England herangezogen. Die batavische Republik verlor ihre Kolonien und infolge der unglücklichen Seeschlacht am Texel (11. Oktober 1797) auch den größten Teil ihrer Flotte an England; trotzdem forderte Frankreich immer neue Opfer an Geld und Schiffen, abgesehen davon, daß sie, ebenso wie die cisalpine Republik, 25 000 Mann für Frankreich zu unterhalten hatte.

Eine noch fettere Beute ergaben **die neuen Republiken,** die im Jahre 1798 nacheinander gegründet wurden. Am 1. Januar 1798 trat die ligurische Republik in Kraft, die schon im Sommer 1797 vorbereitet worden war. Im Februar folgte die römische. In Rom hatte sich eine kleine republikanische Partei gebildet, die ihren Mittelpunkt in dem Palast der französischen Gesandtschaft hatte. Joseph Bonaparte, der ältere Bruder Napoleons, war damals französischer Gesandter in Rom, und General Duphot, der im Begriff war, sich mit seiner Schwägerin zu vermählen, war bei ihm eingetroffen. Als in der Nacht auf den 28. Dezember 1797 etwa 300 römische Republikaner sich erhoben und, von den päpstlichen Dragonern zerstreut, nach dem französischen Gesandtschaftspalast flüchteten, mischte sich Duphot in den Straßenkampf und wurde durch einen Schuß getötet. Obgleich der Kardinalstaatssekretär sein Bedauern darüber aussprach und jede Genugtuung zusagte, so verließ doch Joseph Bonaparte Rom noch am nämlichen Tage, und auf seinen Bericht hin erhielt General Berthier, der nach Napoleons Abreise vorläufig mit dem Oberbefehl über die italienische Armee beauftragt worden war, den Befehl, sofort in Rom einzurücken. Dieser besetzte am 10. Februar 1798 Rom und die Engelsburg und verkündete (15. Februar) vom Kapitol herab die Umwandlung des Kirchenstaats in die römische Republik. Da Pius VI. sich weigerte, seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen, so wurde er am 20. Februar nach Siena und von da nach Florenz abgeführt, nachdem ihm vorher der französische Kommissär auch noch die Brillantringe an seinen Fingern abgenommen hatte. Die Stadt Rom

mußte eine Kriegssteuer von 6 Millionen Franken, der umliegende Bezirk eine solche von 30 Millionen bezahlen, wozu noch viele Lieferungen und der Unterhalt der französischen Truppen hinzukamen. Die Bedrückungen wurden noch schlimmer, als Berthier abberufen und Massena zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Vor diesem war nichts, was es in den Palästen und Kirchen Wertvolles gab, sicher. Selbst an seinen eigenen Offizieren und Soldaten verübte er die gemeinsten Betrügereien, so daß diese in einer Adresse an das Direktorium um seine Abberufung baten. Pius VI. wurde von Florenz nach Valence in Frankreich gebracht, wo er am 29. August 1799 starb. Sein Nachfolger war der Kardinal Graf Chiaramonti, der am 14. März 1800 unter österreichischem Schutze in Venedig zum Papst gewählt wurde und den Namen Pius VII. annahm.

Gleichzeitig mit dem Einfall in das römische Gebiet erfolgte der Einmarsch französischer Truppen **in die Schweiz.** Die alte Eidgenossenschaft zerfiel in 13 Kantone (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Zürich, Bern, Glarus, Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell), welche auf der Tagsatzung die gemeinsamen Angelegenheiten berieten. Neben diesen gab es noch die „zugewandten Orte", die nicht auf der Tagsatzung vertreten, aber längst durch ein völkerrechtliches Band mit der Eidgenossenschaft verbunden waren (Stadt und Stift St. Gallen, Biel und Bistum Basel, Mülhausen, Wallis, Neuenburg, Genf, Graubünden) und endlich die „Untertanenlande" (Thurgau, Aargau, Tessin, Waadtland), die einem oder mehreren Kantonen gemeinsam angehörten und von diesen durch Vögte regiert wurden. Eine aus so verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzte Eidgenossenschaft konnte sich in einer Zeit, wo die Schlagwörter „Freiheit und Gleichheit" überall ertönten, nicht länger halten, zumal da Genf ein Sammelplatz der französischen Emigration war, das Waadtland von Paris aus zum Aufstand aufgereizt wurde und in Basel der Oberzunftmeister Peter Ochs für die französische Revolution tätig war.

Auch die bürgerlichen Verhältnisse der 13 Kantone ließen sehr viel zu wünschen übrig. Abgesehen von den Urkantonen, wo die ländlichen Bezirke maßgebend waren, hatte eine kleine Anzahl bevorrechteter städtischer Familien die Herrschaft über Stadt und Land in ihren Händen und beutete diese für sich und die Vettern nach Kräften aus. So stand es auch in

Bern, wo das städtische Patriziat selbst das seit 1536 unterworfene romanische Waadtland beherrschte. Die leicht erregbaren Waadtländer, die durch Cäsar de Laharpe, den früheren Erzieher des Großfürsten Alexander von Rußland, aufgereizt waren, erhoben sich deswegen gegen ihre bernischen Unterdrücker und baten die französische Regierung um Hilfe. Gleichzeitig begannen die Unruhen in Basel, und Peter Ochs verhandelte in Paris bereits über die politische Neugestaltung der Schweiz. So hatte das Direktorium auch hier den erwünschten Vorwand, um ein Heer einmarschieren zu lassen. Die Ziele standen zum voraus fest: Verwandlung der Schweiz in eine Vasallenrepublik nach französischem Vorbild, Ausnutzung ihrer Hilfsquellen für den geplanten Feldzug, Besetzung ihrer militärisch so wichtigen Alpenstraßen. Zunächst erschien ein französisches Heer unter General Menard an der Grenze, worauf die „Patrioten" des Waadtlandes in Lausanne die „lemanische Republik" ausriefen. Als dann bei den Verhandlungen Menards mit Bern zwei französische Husaren infolge eines Mißverständnisses getötet wurden, erklärte Menard dies für eine „gehässige Freveltat der Berner Tyrannen gegen die große Nation", marschierte am 28. Januar 1798 im Waadtland ein und zwang die bernischen Truppen zum Rückzug. Bern machte einige Zugeständnisse; andere Kantone, wie Basel und Zürich, waren bereits damit vorangegangen. Da aber General Brune, der am 6. Februar an Menards Stelle den Oberbefehl übernahm, die Abdankung der Berner Regierung und die Errichtung einer neuen provisorischen Regierung verlangte, so erklärte sich das in seinem Freiheitsstolz verletzte Berner Volk für den Krieg.

In wenigen Tagen standen 25000 Mann unter General von Erlach unter den Waffen, denen Brune nur 16000 Mann entgegenstellen konnte. Aber die in Bern überwiegende Friedenspartei ließ sich durch Unterhandlungen so lange hinhalten, bis Brune den französischen General Schauenburg mit weiteren 16000 Mann vom Rheine herbeirief. Jetzt hatte es der Schweizer Landsturm mit zwei regelrechten Heeren zu tun. Er kämpfte des Ruhmes der Vorfahren würdig. „Weiber mit Sensen bewaffnet, Greise und Kinder schlossen sich den Truppen an. Man schlug sich Mann gegen Mann, mit dem Bajonett, mit dem Kolben und mit dem Morgenstern." Das eine Heer unter General Brune mußte vor den Bauernscharen zurückweichen, das andere aber

unter Schauenburg errang im Grauholz und bei Fraubrunnen entscheidende Siege. Wieder befanden sich unter den Gefallenen auch Frauen; eine davon hatte ihre beiden Töchter und drei Enkelinnen zur Seite. Aber an dem Schicksal der Schweiz vermochte auch solcher Heldensinn nichts zu ändern. Am 5. März 1798 hielt Brune seinen Einzug in Bern, am 22. wurde die neue Verfassung verkündigt, die aus der alten Eidgenossenschaft einen republikanischen Einheitsstaat nach französischem Muster schuf.

Die Bewohner der Urkantone und von Oberwallis wollten von dem „höllischen Büchlein von Ochs", wie man die neue Verfassung nannte, nichts wissen und griffen zu den Waffen, aber sie erlagen der Übermacht. Als im Herbst der „Bürgereid" geleistet werden sollte, erhob sich die Bevölkerung von Nidwalden, stellte etwa 2000 Bewaffnete auf und leistete den Franzosen unter Schauenburg, die 12—16000 Mann stark waren, einen verzweifelten Widerstand. Aber auch dieses Opfer war umsonst gebracht. An die Stelle der 13 unabhängigen Kantone, der zugewandten Orte und der Untertanenlande trat die eine und unteilbare helvetische Republik, an deren Spitze fünf Direktoren und zwei gesetzgebende Räte standen. Freilich wurden Genf und Mülhausen alsbald von der „unteilbaren" Republik losgerissen und mit Frankreich vereinigt. Ein Schutz- und Trutzbündnis verkettete den jüngeren mit dem Geschick des älteren Freistaats. Die neue Republik erhielt Glaubens-, Preß- und Gewerbefreiheit; die Folter und die Kopfsteuer der Juden wurden abgeschafft, ebenso die Aus- und Eingangszölle zwischen den einzelnen Kantonen. Weitere Neuerungen waren: Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Ablösung der Feudallasten, Einheitlichkeit der Verwaltung, gerechte Verteilung der Steuern. Das waren Einrichtungen, die den früheren verrotteten Zuständen gegenüber einen mächtigen Fortschritt bedeuteten; auch hier bewährte das französische Regiment seinen wohltätigen Einfluß auf das Staats- und Gesellschaftsleben. Freilich auch die Schattenseiten blieben nicht aus. Die Kassen und Zeughäuser wurden geplündert, starke Kriegssteuern eingetrieben. Diese ganze reiche Beute, die man auf 42 Millionen Franken schätzte, wurde zur Hälfte für die Bedürfnisse des Heeres verwendet, zur andern Hälfte wanderte sie nach Toulon, wo eben Napoleon die Zurüstungen zu seinem neuen großartigen Kriegszug traf.

II. Das Soldatenkaisertum Napoleons I. (1798—1812.)

1. Die Errichtung der Militärmonarchie.

a) Der ägyptische Feldzug.

Die Revolution in Frankreich hatte sich ausgelebt und ihre Kräfte erschöpft. Ihre Erbschaft, die Herrschaft über Frankreich, mußte einem der bedeutenden Männer zufallen, die sie in Fülle an die Oberfläche gespielt hatte. Denn die Jakobiner behielten nur darum diese Herrschaft so lange, weil keine starke Persönlichkeit sie ihnen streitig machte. Von all jenen Männern hatte Napoleon bisher die größten, ja geradezu verblüffende Erfolge errungen. Er hatte in einem Siegeszug ohnegleichen Italien niedergeworfen, die bestehende Regierung zweimal gerettet, und zu dem Ruhme des Kriegshelden den des Friedensstifters gefügt. Wer ihn kannte, der wußte, daß sein Geist nach dem Höchsten strebte und zum Höchsten befähigt war. Zunächst hatte er nur eine unerhörte Meisterschaft in der Kriegführung und eine ungeheure Kraft des Wollens gezeigt. Aber das waren ja gerade die Eigenschaften, die der kommende Mann haben mußte. Der eben geschlossene Friede konnte keinen Bestand haben, solange nicht England niedergeworfen war. Die kriegerische Auseinandersetzung des neuen Frankreich mit den übrigen Mächten war überhaupt noch lange nicht abgeschlossen. Die Unterhandlungen in Rastatt, die kaum erst begonnen hatten, mußten zu neuen Verwicklungen führen. Frankreich brauchte also an seiner Spitze einen Kriegshelden, der in diesem Weltkampfe den Sieg an sich zu fesseln wußte. Es brauchte aber auch einen Mann, der im Innern alle Gewalten und Parteien unter seinen Willen beugte; denn nur Einigkeit und straffe Zusammenfassung aller Kräfte konnte Frankreich retten. Ein solcher Kriegsheld und Willensmensch war Napoleon; in beiden Beziehungen hatte er unter den lebenden Franzosen nicht seinesgleichen. Darum konnte die Herrschaft keinem andern zufallen als ihm.

Das nächste Ereignis, das ihn wieder eine Stufe emportrug, war der **ägyptische Feldzug.** Die Mittel zu diesem kühnen, weit ausschauenden Unternehmen, das den Zeitgenossen ans Märchenhafte zu grenzen schien, waren in den

Nachbarrepubliken erpreßt worden, und das Direktorium hatte sich ohne Mühe für den Plan gewinnen lassen. England war der furchtbarste Gegner der Republik, der einzige, der immer noch unbesiegt dastand. Um ihn niederzuwerfen, hatte General Hoche schon im Dezember 1796 im Auftrag des Konvents eine Landung in Irland versucht, wo man bei den aufständischen Einwohnern Unterstützung zu finden hoffte. Der Versuch war gescheitert; aber der Plan, durch eine Landung auf englischem Boden den vernichtenden Schlag zu führen, wurde wieder aufgenommen, als Napoleon von Rastatt nach Paris zurückkehrte. Wir wissen auch, daß Napoleon den Plan ernstlich in Angriff nahm. Als er aber auf einer Rundreise in den Häfen die Vorarbeiten besichtigte, da überzeugte er sich bald, daß die zerrüttete französische Flotte viel zu schwach sei, um den Kanal militärisch zu beherrschen. Den Kampf gegen England gab er deshalb noch nicht auf; er verlegte nur den Schauplatz in eine andere Gegend. Am 23. Februar 1798 schrieb er dem Direktorium, die Landung in England sei undurchführbar; man solle zum Scheine die Rüstungen fortsetzen, in Wahrheit aber den englischen Handel durch Wegnahme Hannovers und Hamburgs schädigen oder durch einen Feldzug nach Ägypten den Handel mit Indien bedrohen. Bei der Schwäche der französischen Flotte und dem nahen Ausbruch eines neuen Koalitionskrieges hatte zwar die Entfernung des besten Feldherrn und des besten Heeres etwas Bedenkliches. Dafür konnte aber das Direktorium den gefürchteten Mann unter einem ehrenvollen Vorwand fern von Paris kaltstellen. Napoleon seinerseits hatte mit diesem Feldzug Großes im Sinne: er wollte Ägypten zu einer französischen Kolonie machen, das Mittelmeer, aus dem sich die Engländer seit dem französisch-spanischen Bündnis zurückgezogen hatten, ganz unter französischen Einfluß bringen und die wertvollste Kolonie Englands, Indien, bedrohen, damit das Mutterland gezwungen wäre, seine Truppenmacht dorthin zu werfen; auch die Durchstechung des Suezkanals schwebte ihm vor, um den indischen Handel unter französische Aufsicht zu bringen. Das Romantische und Abenteuerliche, das einem Zuge ins Pharaonenlande anhaftete, reizte die Phantasie eines Mannes, der schon in den Studien seiner Jugend sich lebhaft mit dem Morgenland und dem Alexanderzuge beschäftigt hatte. Europa sei ein Maulwurfhaufe, hörte man ihn sagen; man müsse in den Orient gehen; dort würden die großen Namen gemacht.

So schickte sich Napoleon an, einen Plan auszuführen, den schon der große Leibniz in seinem Consilium aegyptiacum dem XIV. Ludwig empfohlen hatte.

Am 19. Mai 1798 verließen etwa 500 Schiffe mit 30 000 Mann den Hafen von Toulon. Es waren lauter Kerntruppen, geführt von den ruhmgekrönten Generalen des italienischen Feldzugs. Auch ein Stab von Gelehrten fuhr mit, Astronomen, Altertums-, Geschichts- und Naturforscher. Das Wunderland sollte nicht nur militärisch erobert, sondern auch wissenschaftlich durchforscht werden. Napoleon wähnte bei seiner **Abfahrt von Toulon** das Meer frei von englischen Schiffen; und doch befand sich der englische Admiral Nelson bereits auf der Lauer. Nur die Stürme, von denen die englische Flotte schwer geschädigt und eine Zeitlang festgehalten wurde, retteten Napoleon. Am 9. Juni traf er vor der Insel Malta ein, die damals dem Johanniterorden gehörte. Aber der Großmeister dieser ganz unkriegerischen und großenteils schon bestochenen Ritterschaft, Graf von Hompesch, übergab am 12. Juni die uneinnehmbare Feste mit all ihren Vorräten und Schätzen. Napoleon ließ eine Besatzung zurück und fuhr am 19. Juni weiter. Während er am Südrande Kretas hinsegelte, suchte ihn Nelson auf der Nordseite. Als sodann die englische Flotte in Alexandria ankam (29. Juni), war weit und breit kein französisches Schiff zu sehen. Nelson segelte also weiter, um Napoleon in Syrien zu suchen. So konnte dieser am 1. Juli ungehindert vor Alexandria ans Land steigen.

Die Proklamation, mit der Napoleon den Boden Ägyptens betrat, suchte glauben zu machen, er sei gekommen als Freund des Sultans, um das Land von der Herrschaft der Mamelucken zu befreien. Nach kurzem Kampfe war Alexandria in seiner Gewalt und ohne Aufenthalt wandte er sich gegen Kairo. Der Marsch durch den glühenden Sand in der Glut der afrikanischen Sonne, ohne Trinkwasser und Lebensmittel, brachte das Heer fast zur Verzweiflung. In der Nähe der Hauptstadt stellten sich die Mamelucken unter ihren Beys Murad und Ibrahim erstmals zum Kampfe (21. Juli). Vor Beginn der Schlacht feuerte er seine Krieger mit den Worten an: „Von der Höhe dieser Pyramiden blicken vierzig Jahrhunderte auf euch herab.“ Die **Schlacht bei den Pyramiden** öffnete den Franzosen die Tore von Kairo, wo sie am 25. Juli einzogen. Aber eine bittere Enttäuschung wartete ihrer, als sie nach den Mühsalen des Wüstenmarsches und des Kampfes

hier nicht Genuß und Reichtum und Bequemlichkeit fanden, sondern Armut und Schmutz und eine feindselige Bevölkerung. Auch die Arbeit war noch lange nicht zu Ende. Ibrahim, der seine Truppen wieder gesammelt hatte, mußte nach Syrien verjagt werden, und gegen Murad, der sich in Oberägypten wieder stellte, mußte General Desaix ziehen.

Mitten in diesen Kämpfen traf die Franzosen ein furchtbarer Schlag. Die französische Flotte unter Admiral Bruyes hatte sich auf der **Reede von Abukir** bei Alexandria vor Anker gelegt. Hier wurde sie endlich von Admiral Nelson am 1. August 1798 aufgestöbert. Sehen und angreifen war eines. Abends sechs Uhr begann der Kampf; am anderen Morgen gab es keine französische Flotte mehr. Einzelne Vorgänge mögen grauenhaft gewesen sein. Nachts zehn Uhr geriet auch das französische Admiralschiff, L'Orient, in Brand, und als das Feuer die Pulverkammer erreichte, flog das stolze, schöne Schiff mit 500 Mann Besatzung unter furchtbarem Getöse zumal in die Luft. Nun war die Rückkehr zur See unmöglich, die Verbindung mit der Heimat durchschnitten. Ägypten glich einer „belagerten Festung".

In dieser suchte sich jetzt Napoleon möglichst sicher einzurichten. Er unterwarf das Land bis zu den ersten Nilfällen und gab ihm eine neue europäische Verwaltung, die einen ungeheuren Fortschritt bedeutete und der Organisationsgabe Napoleons ein glänzendes Zeugnis ausstellte. Auch die Künstler und Gelehrten begannen ihre Arbeit und die Ergebnisse dieser erstmaligen wissenschaftlichen Durchforschung des merkwürdigen Landes bildeten die einzige dauernde und wertvolle Frucht des ganzen Unternehmens. Die Verbindungen, die Napoleon mit Tippo-Sahib, dem Todfeind der Engländer in Indien, anzuknüpfen suchte, blieben ohne Einfluß auf den Gang der Dinge. Über den Häuptern der Franzosen aber zog sich ein neues Ungewitter zusammen. Die Einheimischen wollten von all den Neuerungen, so segensreich diese an sich waren, nichts wissen. Als sie nun vollends Steuer und Abgaben bezahlen und den Unterhalt des französischen Heeres bestreiten sollten, da begann eine bedenkliche Gärung, die durch einen kleinen Anlaß zur Entladung gebracht werden konnte. Dieser Anstoß kam bald. Sultan Selim III., der sich anfangs durch die gleisnerischen Reden Napoleons hatte täuschen lassen, war der zweiten Koalition beigetreten und erklärte am 1. September den Krieg an

Frankreich. Die Nachricht hievon gab den Unzufriedenen Mut zum Losschlagen und ein furchtbarer **Aufstand** brach los. Napoleon aber ließ auch diese Meuterei wie einst den Oktober-Aufstand mit Kartätschen niederschmettern. 6000 Menschen verloren dabei ihr Leben.

Der Sultan hatte inzwischen zwei Heere gegen Ägypten in Bewegung gesetzt, eines auf dem Landwege durch Syrien, das andere zur See. Um jenes noch unterwegs zu schlagen,



Napoleon dämpft den Aufstand in Kairo.
Nach einer Lithographie von F. C. Vogel.

trat Napoleon im Februar 1799 mit 12000 Mann den **Zug nach Syrien** an. Am 8. März nahm er Jaffa im Sturm und ließ 3000 Kriegsgefangene, die er nicht ernähren konnte und nicht entlassen wollte, kurzerhand erschießen. Von da zog er vor die Festung St. Jean d'Acre (Akkon), wo sein Glück den ersten Stoß erleiden sollte. Die unter Dschezzar Pascha stehende Besatzung, die von dem englischen Kommodore Sidney Smith aufs kräftigste unterstützt wurde, schlug alle Stürme der Franzosen ab. Auf die Nachricht, daß ein türkisches Heer von 25000 Mann von Damaskus aus zum Entsatz der Festung anrücke, schickte Napoleon den General Kleber nach dem nördlichen Palästina. Sein Vortrab unter General Junot traf

die Türken am 8. April bei Nazareth und zog sich nach längerem Kampfe vor der Übermacht zu Kleber zurück. Diesem kam Napoleon selbst zu Hilfe und schlug die Türken am 16. April am Berge Tabor.

Aber in St. Jean d'Acre machten die Belagerer keine Fortschritte. Dazu kam die Pest, die dort und in Jaffa heftig wütete. So mußte Napoleon die Belagerung aufgeben und den Rückzug antreten. „Ohne St. Jean d'Acre wäre ich Kaiser des Morgenlandes", sagte er später, an Alexander den Großen denkend. Am 20. Mai 1799 brach er auf. Als er Jaffa wieder erreichte, erhob sich die Frage, was mit den Schwerverwundeten und Pestkranken, die man nicht mitnehmen konnte, geschehen soll. Da der französische Oberarzt sich weigerte, die Leiden der Unglücklichen durch Opium abzukürzen, ließ Napoleon wenigstens dieses Erlösungsmittel neben sie hinstellen, damit sie selbst sich der Grausamkeit der Türken, die allen Franzosen den Kopf abschnitten, entziehen könnten. Napoleon selbst durchschritt rasch die Krankensäle und teilte auch sonst alle Mühseligkeiten dieses Rückzugs. Trotz der glühenden Hitze ging er mit seinen Generalen zu Fuß, weil alle Pferde der Beförderung der Kranken dienen mußten. Im Juni 1799 erreichte er wieder Kairo.

Obwohl der syrische Feldzug einen augenscheinlichen Mißerfolg Napoleons bedeutete, so blieb doch seine Stellung unerschüttert. Und in Ägypten wenigstens hielt er sein gewohntes Glück fest. Als das zweite türkische Heer bei Abukir landete und die französische Besatzung niederhieb, zog er selbst in Eilmärschen heran und schlug mit 6000 Mann die 18000 Türken am **25. Juli in der Schlacht bei Abukir,** die den glänzendsten Waffentaten Napoleons beigezählt wird. Damit war Ägypten gesichert; er konnte an die Heimkehr denken — eben zu der Stunde, wo man seiner in Frankreich dringend bedurfte.

Als nach der Schlacht bei Abukir ein französischer Offizier bei dem englischen General Smith erschien, um wegen Auswechslung einiger Gefangenen zu verhandeln, gab ihm der letztere aus Schadenfreude ein Paket Zeitungen, worin die neuesten Nachrichten aus Europa enthalten waren. Aus diesen erfuhr Napoleon die Niederlagen der französischen Heere und die schlimme Lage des Direktoriums. Jetzt war seine Stunde gekommen. In der Nacht vom 21./22. August 1799 schiffte er sich mit etwa 500 Begleitern auf zwei Fregatten

heimlich ein und fuhr westwärts. Wiederum entrann er den englischen Kreuzern, die auf ihn Jagd machten. Als er um Sizilien herumfuhr, ließ er bei Nacht kein Licht anzünden,



Schlacht bei Aboukir.
Nach einem Gemälde von Lejeune, gestochen von Boviart. Chalcographie des Louvre zu Paris.

um nicht bemerkt zu werden. Am 9. Oktober landete er glücklich in Frejus. Den Oberbefehl über das ägyptische Heer hatte er dem Elsäßer Kleber hinterlassen, der die Türken bei

Heliopolis am 20. März 1800 schlug und das von den Mamelucken besetzte Unterägypten noch einmal zurückeroberte. Aber am 14. Juni desselben Jahres wurde dieser „gerechte Sultan" von einem fanatischen Mohammedaner in seinem Lustgarten zu Kairo erdolcht. Sein Nachfolger war Menou, der im September 1801 die Reste des französischen Heeres zurückführte.



Ermordung des Generals Kleber in Ägypten.
Nach einem Gemälde von Horace de Gallas.

b) Der zweite Koalitionskrieg.

(1798—1803.)

Ehe noch das neue Weltbündnis gegen Frankreich fertig war, erhielt der geplante Krieg **in Neapel ein Vorspiel,** das in unmittelbarem Zusammenhang mit dem ägyptischen Feldzug stand. Nachdem Nelson in der ersten Schlacht bei Abukir die französische Flotte vernichtet hatte, fuhr er auf Pitts Befehl nach Neapel, um den Herrscher dieses Landes, Ferdinand IV., der schon am 19. Mai 1798 in Voraussicht eines neuen Krieges sich mit Österreich verbündet hatte, zu irgend einer kriegerischen Tat hinzureißen und dadurch den allgemeinen Krieg in Gang zu bringen. Ferdinand war ein unfähiger Mann, der sich mit Jagd, Fischfang und Andachtsübungen die Zeit vertrieb und die Regierung seiner Gemahlin Karolina, einer Tochter der Maria Theresia, überließ. Diese ihrerseits war geleitet von ihrem Günstling, dem Engländer Acton und von Lady Hamilton, der Gemahlin des englischen Gesandten und der intimen Freundin Nelsons. Diese ganze

Hofgesellschaft, die scheinbar und die tatsächlich Herrschenden, waren von gleichem Hasse gegen die französische Revolution erfüllt, die das Blut der Marie Antoinette vergossen hatte. Als nun Nelson mit seiner frischen Siegesbotschaft unter diese Leute trat, da war die Kriegswut nicht länger zu bändigen. Man rüstete ein Heer von 60 000 Mann und verschrieb sich von Wien einen Feldherrn in Gestalt des Generals Mack, der, wo er befehligte, Niederlagen erlitt. Ziel des Kampfes sollte Rom sein, wo der französische General Championnet mit nur 10 000 Mann stand. Da diese sich vor der Übermacht zurückzogen, so konnte Ferdinand IV. als Sieger am 29. November 1798 in die ewige Stadt einziehen. Von der Höhe des Kapitols erließ er eine Proklamation im Stile Napoleons: „Die Stunde des Erwachens der Fürsten hat geschlagen.“ Championnet aber verstärkte sich durch die Truppen Macdonalds; beide rückten gegen Rom heran; die zerstreuten und zuchtlosen Abteilungen der Neapolitaner unterlagen der Reihe nach; Ferdinand mit seiner gebietenden Gattin floh nach Neapel, während die Franzosen wieder von Rom Besitz nahmen. Aber auch in Neapel fühlte sich die königliche Familie bald nicht mehr sicher. Am 21. Dezember 1798 bestiegen sie alle auf den Rat Actons ein Schiff und fuhren mit ihren Kostbarkeiten und Schätzen unter englischem Schutze nach Palermo, nachdem sie vorher noch die neapolitanische Kriegsflotte verbrannt hatten. Der vom König zurückgelassene Statthalter, Fürst Pignatelli, und General Mack schlossen mit dem anrückenden Championnet einen Waffenstillstand, der sie zur Zahlung von 10 Millionen verpflichtete. Darin sah der Pöbel schändlichen Verrat und erhob sich gegen die eigene Regierung. Pignatelli floh nach Sizilien, Mack suchte Sicherheit bei den Franzosen. Jetzt waren die Lazza-



König Ferdinand IV. von Neapel.
Nach einem Stich von J. E. Nilson.

roni Herren der Stadt und mit ihnen die Sträflinge und Bauern, die sich ihnen angeschlossen hatten. Eine entsetzliche Plünderung in den Häusern der Reichen begann, so daß alle Freunde der Ordnung den General Championnet als Retter und Befreier begrüßten. In einem wütenden Straßenkampfe mußten die Franzosen Haus um Haus erstürmen; aber sie blieben Sieger. Championnet erklärte das Königtum für abgeschafft und verwandelte Neapel in die parthenopäische Republik mit einer Direktorialregierung an der Spitze (25. Januar 1799).

Ein ähnliches Schicksal wie Ferdinand IV. erfuhr um dieselbe Zeit König Karl Emanuel IV. von Sardinien (1796—1802). Obwohl er im Juni 1798 den Franzosen alle seine Festungen eingeräumt hatte, erklärte ihm das Direktorium doch den Krieg (Dezember 1798), ohne einen besonderen Grund zu haben. Da schüttelte König Karl Emanuel den Staub Piemonts von seinen Füßen und fuhr nach dem insularen Teil seines Königreichs hinüber, nach Sardinien, wo er in Cagliari seinen Sitz aufschlug. Im Juni 1802 trat er die sardinische Krone an seinen Bruder Viktor Emanuel ab; er starb 1819 in Rom als Jesuit. Die Franzosen aber konnten jetzt auch über Piemont verfügen.

Großartige Erfolge hatte die französische Republik durch ihre Kriege und ihre auswärtige Politik erreicht. Ihr Gebiet war gewaltig erweitert; eine ganze Reihe von Vasallenstaaten war ihres Winkes gewärtig. Und doch schien ihre Eroberungslust immer noch nicht gesättigt, die werbende Kraft der revolutionären Gedanken immer noch nicht ausgeschöpft. Neue Gewalttätigkeiten, die sie sich trotz der Friedensverträge erlaubte, erfüllten die übrigen Staaten mit neuer Besorgnis. So hatten die Franzosen mitten im Frieden die Festung Ehrenbreitstein nach längerer Belagerung am 24. Januar 1794 weggenommen und dadurch selbst auf das rechte Rheinufer übergegriffen. Gegen diesen Übermut bildete sich nun im Jahr 1799 ein neuer Weltbund, die **zweite Koalition,** deren treibende Kraft wiederum England war. Diese Macht hatte die Waffen überhaupt noch nicht niedergelegt und es hätte nicht erst des ägyptischen Unternehmens bedurft, um einen Krieg im Gange zu erhalten, der zwar ungeheure Geldopfer forderte, aber auch Ruhm und Machterweiterung brachte. Selbst des irischen Aufstandes wurden die Engländer Herr und die französische Hilfe konnte nicht verhindern, daß Ir-

land durch die „Finalunion“ (1. Januar 1801) in Gesetzgebung und Verwaltung gänzlich mit England vereinigt wurde. Wie England so hatte auch Portugal noch keinen Frieden geschlossen und die Türkei befand sich, wie wir gesehen haben, seit 1. September 1798 ebenfalls im Kriegszustand. Ein neuer, wertvoller Bundesgenosse fand sich in Rußland, wo seit 17. November 1796 Paul I., Sohn der Katharina, herrschte, ein Fürst „von ganz unberechenbarem Charakter, bei dem man nie wußte, wo der Eigensinn aufhörte und der Wahnsinn anfing“. Eine kindische Begeisterung für das Ordenswesen und ein kindischer Haß gegen alles Revolutionäre machten ihn vorerst zu einem Todfeind Frankreichs. Aus jener heraus empfand er die Wegnahme Maltas als eine persönliche Beleidigung und nahm die Würde eines Großmeisters des Johanniterordens an. Sein Revolutionshaß ging so weit, daß er das Tragen der langen Hosen oder weicher Hüte mit Verbannung nach Sibirien bestrafte. Um die vorrevolutionären Zustände („Legitimität“) womöglich in ganz Europa wiederherzustellen, verband er sich noch 1798 mit England und Neapel und der Türkei. Österreich war im Begriff, die festesten Stützen seiner Macht in Deutschland, die geistlichen Fürstentümer, dazu noch seine mächtige, einflußreiche Stellung in Italien zu verlieren. Sobald sich ein Hoffnungsschimmer zeigte, beides zu retten und vielleicht auch noch das heißbegehrte Bayern zu bekommen, war Thugut zum Kriege entschlossen.



Kaiser Paul I. von Rußland.
Nach einem Gemälde von Voille, gestochen von Jgn. S. Klauber.

Und Preußen? Hier war am 16. November 1797 der König Friedrich Wilhelm II. gestorben. Der Nachfolger Friedrichs des Großen hatte durch die Teilnahme an den zwei letzten Teilungen Polens (1793 und 1795) und durch die Erwerbung der brandenburgisch-fränkischen Fürstentümer Ans-

bach und Bayreuth (1792) den preußischen Staat um 121000 Quadratkilometer und $2^1/_2$ Millionen Einwohner vergrößert, aber durch seine Mißregierung im Innern an Ansehen und Kraft schwer geschädigt. Die guten Eigenschaften seines Herzens wurden durch einen unmäßigen Hang zur Sinnlichkeit in Schatten gestellt; unter dem Verkehr mit seinen Maitressen, von welchen die zur Gräfin Lichtenau erhobene Tochter des Hofmusikus Enke, die zum Schein mit dem Kammerdiener Rietz verheiratet wurde, die erste Rolle spielte, verlor sich beim König das Pflichtgefühl, das ihn anfangs noch erfüllt hatte. Der ohnedies willensschwache und kurzsichtige Monarch überließ die Geschäfte unwürdigen Günstlingen und Schmeichlern und suchte sein Gewissen durch eine heuchlerische, ungesunde Frömmelei zu beruhigen. In dieser Richtung wurde er bestärkt durch den beschränkten Minister von Bischofswerder und durch den Minister von Wöllner, der im Widerspruch mit den bisher in Preußen befolgten Grundsätzen sich alle Mühe gab, die Aufklärung, wie sie sich unter Friedrich II. entwickelt hatte, durch Zwangsmaßregeln mit Stumpf und Stiel auszurotten; auf sein Betreiben erschien das Religionsedikt vom 9. Juli 1788, das den Geistlichen jede Abweichung vom kirchlichen Dogma bei Strafe der Absetzung verbot und die Anstellung der Geistlichen und Lehrer von einer Prüfung ihrer Kirchengläubigkeit abhängig machte; ferner das Zensuredikt vom 19. Dezember 1788, das alle inländischen und ausländischen Bücher unter den Richterspruch einer besonderen Behörde stellte. Die Unzufriedenheit mit den Ratgebern des Königs wurde durch das Dekret vom 5. März 1792, das jede Kritik der Landesgesetze mit schwerer Strafe bedrohte, noch vermehrt. In der Leitung der auswärtigen Politik war Friedrich Wilhelm II. nach Hertzbergs Abgang hauptsächlich



König Friedrich Wilhelm II. von Preußen.
Nach einem Gemälde von Schröder, gestochen von Sintzenich.

von dem Minister Grafen Haugwitz und dem Diplomaten Lucchesini abhängig, Leuten, denen es am patriotischen Willen ebenso wie an der richtigen Einsicht fehlte, und welche mit ihren Ratschlägen kaum für ruhige Zeiten paßten, in schwierigen Lagen aber nur verderblich wirken konnten.

Von den vier Söhnen, die der König hinterließ, folgte ihm in der Regierung Friedrich Wilhelm III. (1797 bis 1840), der am 3. August 1770 geboren war und am 24. Dezember 1793 sich mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz vermählt hatte. Dieser hob bald nach seinem Regierungsantritt das verhaßte Religionsedikt und das Zensuredikt auf und entließ die Minister Bischofswerder und Wöllner. Aber dem Kriege widerstrebte sein ganzes Wesen. Er war von Natur schüchtern und unselbständig, ohne Kraft und Zuversicht des Handelns, auch ohne tiefere Einsicht und Menschenkenntnis. Im Gefühl dieser Schwäche und Unselbständigkeit liebte er den Frieden und freute sich über die Demarkationslinie. Preußen hielt also an der Neutralitätspolitik von 1795 fest und blieb der Koalition ferne.

Im März 1799 **begann der neue Krieg,** dessen Schauplatz wieder sehr mannigfaltig war. Die ersten Zusammenstöße erfolgten in Oberdeutschland und in der Schweiz. Während Massena die Österreicher aus der Ostschweiz in die Tiroler Berge hineintrieb, überschritt Jourdan den Oberrhein und rückte gegen Oberschwaben vor, wurde aber von Erzherzog Karl am 21. März bei Ostrach und am 25. März bei Stockach geschlagen und zum Rückzug über den Rhein genötigt. Die Folge dieser Niederlage war, daß an Stelle Jourdans Massena den Oberbefehl über sämtliche Truppen am Rhein und in der Schweiz erhielt.

Diese Erfolge der Österreicher führten in ihren Wirkungen zu einer Tat, die unter den Zeitgenossen ungeheures Aufsehen erregte und heute noch nicht ganz aufgehellt ist; das ist **der Rastatter Gesandtenmord.** Obwohl schon blutige Schlachten geschlagen waren, tagte doch der Kongreß in Rastatt ruhig weiter. Allerdings führte Frankreich nur mit Österreich Krieg, nicht mit dem deutschen Reiche, dem das Direktorium den Krieg noch gar nicht erklärt hatte. Aber Österreich gehörte zum deutschen Reiche und das Reich zum Kaiser. Darum berief der letztere den kaiserlichen Prinzipalkommissarius Metternich den Älteren (Metternich der Jüngere, damals 24 Jahre alt, befand sich ebenfalls in Rastatt als

Vertreter des westfälischen Grafenkollegiums) zurück und wies die französischen Agenten aus dem Umkreis des Kriegsschauplatzes, Stuttgart, Regensburg, München, aus. Damit war der Kongreß eigentlich aufgelöst, wenn auch eine förmliche Erklärung nicht abgegeben worden war. Rastatt hatte also auch aufgehört, eine neutrale Stadt zu sein. Dennoch blieben die französischen Vertreter und fuhren fort, die deutsche Bevölkerung aufzuwiegeln und für die französischen Heerführer Spionendienste zu leisten. Als nun die Truppen des Erzherzogs Karl bis gegen Rastatt vordrangen, erklärte das österreichische Hauptquartier am 20. April, man könne für die Sicherheit der Gesandten keine Bürgschaft mehr leisten und am 28. April Abends erhielten sie Befehl, innerhalb 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Schon Nachts zehn Uhr fuhren sie in acht Wagen bei strömendem Regen, der auch das Fackellicht auslöschte, zum Rheinauer Tor hinaus. Kaum zweihundert Schritte vom Tore entfernt wurden die Wagen von Bewaffneten umringt und die Gesandten erhielten den Befehl auszusteigen. Dann fielen die Bewaffneten über sie her und schlugen sie mit Säbelhieben zu Boden. Zwei von ihnen, Roberjot und Bonnier, starben sofort; Jean Derby kroch in einen Graben und rettete sich. Die Wagen mußten nach Rastatt zurückfahren.

Die österreichische Regierung befahl sofort eine Untersuchung über die Urheberschaft dieser Gewalttat und Völkerrechtsverletzung; aber die Sache verlief im Sande. Als Urheber vermutete man die österreichische Regierung, die Emigranten, Napoleon, das Direktorium, die Königin Karolina von Neapel, die Dienerschaft, England. Nach der verbreitetsten Meinung war es der Wiener Hofburg darum zu tun, Papiere in ihre Hand zu bekommen, welche den Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern bloßzustellen geeignet waren, um so einen Vorwand zur Besetzung Bayerns zu bekommen; ein Mord sei nicht in ihrer Absicht gelegen. Doch ist es wahrscheinlicher, daß die österreichische Regierung ihre Hände gar nicht im Spiel hatte, daß vielmehr ein Racheakt der Emigranten vorliegt. (Freiherr von Helfert, Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmordfrage 1900.)

In Italien lag der Oberbefehl über das vereinigte österreichisch-russische Heer in den Händen des siebzigjährigen, aber noch jugendlich-feurigen **Suworow**, des berühmten Türken- und Polenbesiegers. Noch bevor die Russen auf dem

Schauplatz eintrafen, schlug der österreichische General Kray, ein geborener Walache, die von General Scherer befehligten französischen Truppen am 5. April bei Magnano (südlich von Verona) aufs Haupt. Acht Tage später erschien Suworow, dessen Grundsatz war: schnelle Märsche, blanke Waffe, sicherer Blick! Neben einem solchen Manne konnte der gleichaltrige, aber ängstliche und kränkliche Melas, der die Österreicher befehligte, nicht aufkommen. Suworow drang rasch gegen die Adda vor und schlug den General Moreau bei Cassano (27. April); am 29. April zog er in Mailand ein; Oberitalien gehörte den Verbündeten. Die bei Stockach geschlagenen Franzosen hatten sich inzwischen zu dem Heere Massenas in die Schweiz geflüchtet, verfolgt von Erzherzog Karl, der auch die Truppen des Generals Hotze an sich zog. Er hatte nun 60000 Mann gegen die 40000 Massenas. Mit diesen griff er am 4. Juni die in der Nähe von Zürich auf den Höhen wohlverschanzten Franzosen an; er konnte sie zwar am ersten Tage nicht vertreiben; doch räumte Massena am folgenden Tage selbst seine Stellung und wandte sich westwärts.

In Italien blieb das Kriegsglück den Verbündeten günstig. Von Neapel her zog der französische General Macdonald dem geschlagenen Moreau zu Hilfe. Es war zu fürchten, daß jener die Festung Mantua, welche allein noch im Besitz der Franzosen war und von den Verbündeten belagert wurde, entsetzte und daß letztere nach Westen und nach Osten Feinde zu bekämpfen hatten. Allein Suworow wartete dies nicht ab, sondern zog rasch nach dem Po, überschritt ihn bei Piacenza und gewann, Hannibals Spuren folgend, an dem Flusse Trebbia nach dreitägigem heißem Ringen (17.—19. Juni) einen glänzenden Sieg über Macdonald. Mantua mußte sich am 29. Juli ergeben. Auch die Zitadelle von Turin, die für eine der stärksten Festungen in ganz Europa galt, kapitulierte.

Die französische Republik war in einer schlimmen Lage. In Deutschland, in der Schweiz, in Italien hatten ihre Truppen bisher nichts als Niederlagen erlitten. Da raffte sie sich auf, schrieb ein Zwangsanlehen von 100 Millionen Franken aus, veranstaltete wieder eine levée en masse und übertrug den Oberbefehl über die italienische Armee dem tüchtigen und kühnen General Joubert. Bei **Novi** entspann sich am 15. August eine hitzige Schlacht. Kray griff die auf den Höhen aufgestellten Franzosen an. Joubert wurde gleich

im Beginn des Gefechts von einer Kugel getötet, worauf Moreau den Oberbefehl übernahm. Der Kampf war lange unentschieden, bis Melas mit 14 000 Mann auf dem Schlachtfeld erschien und dem Feinde in die rechte Seite fiel. Damit war die Niederlage der Franzosen entschieden.

Alles, was Napoleon in seinem italienischen Feldzug begründet hatte und was 1798 neugestaltet worden war, flog nun wieder in die Luft. Die Österreicher waren wieder Herren der Lombardei, und Minister Thugut, der schon daran dachte, ganz Oberitalien und den Kirchenstaat wegzunehmen, machte dem Feldmarschall Suworow sogar einen Vorwurf darüber, daß dieser die piemontesische Regierung wieder eingesetzt hatte. Dieser Zusammenbruch der revolutionären Schöpfungen blieb nicht auf Oberitalien beschränkt. Da die französischen Besatzungstruppen aus Neapel gegen Suworow herbeigerufen wurden, so war diese Stadt entblößt, was die Veranlassung gab zum **Sturz der parthenopäischen Republik.** Im Einverständnis mit König Ferdinand rief Kardinal Ruffo die kalabresischen Bauern und alle Feinde der Franzosen zum Kampfe für König und Vaterland auf. Da man bei den Anhängern der Franzosen, die meist den gebildeten Klassen angehörten, Beute zu finden hoffte, so strömten dem kühnen Prälaten auch Scharen von Lazzaroni und Gesindel zu. Mit dieser „Glaubensarmee" erstürmte er am 13. Juni 1799 Neapel und wütete mit Mord und Brand gegen die Republikaner. Nach heldenmütigem Kampfe schlossen diese mit ihm einen Vertrag, worin ihnen freier Abzug zugesichert wurde. Aber der englische Admiral Nelson, der mit seiner Flotte von Sizilien nach Neapel kam, verwarf den Vertrag und ließ die zur Abreise gerüsteten Republikaner auf seine Schiffe bringen. Als Ferdinand IV. einige Tage später selbst nach Neapel zurückkehrte, billigte er das Verfahren Nelsons und setzte einen außerordentlichen Gerichtshof ein, der alle, die an der Revolution teilgenommen hatten, zum Tode verurteilte. Sie wurden an den Masten der englischen Schiffe oder am Meeresstrand an Galgen aufgehängt. Kein Alter, kein Rang, kein Geschlecht blieb verschont. Gegen 4000 Personen aus den gebildeten Ständen kamen durch Hinrichtung oder in den abscheulichen Kerkern um. So war die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrones und der Priesterherrschaft mit Greuelszenen verbunden, welche die Taten der Jakobiner in Schatten stellten. Und der größte Seeheld Englands hat seinen Namen ge-

schändet, indem er ihn mit diesem Treubruch verknüpfte. Dem Falle der parthenopäischen Republik folgte alsbald der der römischen. Die Franzosen und Republikaner erhielten freien Abzug; der eben gewählte Pius VII. nahm seine Wohnung im Vatikan.

Jetzt bestand in Italien als Rest der Franzosenherrschaft nur noch die ligurische Republik mit Genua. Es wäre Suworow ein Leichtes gewesen, auch diese vollends zu stürzen. Aber das Verhältnis zwischen diesem Feldherrn, der selbständig zu handeln gewohnt war, und dem Wiener Hofkriegsrat, der alles besser wissen und immer dreinreden wollte, war längst ein sehr gespanntes. Am liebsten hätte Thugut ihn ganz aus Italien entfernt, um freie Hand für Gebietsverschiebungen zu haben. Gelegenheit dazu bot sich, als der Plan auftauchte, das russische Heer solle Italien verlassen und nach der Schweiz marschieren, um sich dort mit dem zweiten russischen Heere zu vereinigen, das unter General Korsakow bereits dort stand. Erzherzog Karl aber war dazu ausersehen, mit einem Teile seines Heeres nach dem Niederrhein zu marschieren, um dort den geplanten englisch-russischen Angriff auf Holland zu unterstützen und das Haus Oranien zurückzuführen. Die beteiligten Mächte einigten sich auf diesen Plan. Suworow begann also am 21. September 1799 jenen Übergang über den St. Gotthard, der mit übermenschlichen Anstrengungen und ungeheuren Verlusten verknüpft war. Der dritte Teil des Heeres war verloren. Und als er am 26. September den Vierwaldstättersee erreichte, da fehlten die Fahrzeuge zur Überfahrt. Sofort trat er den unmöglich erscheinenden Gebirgsmarsch



Admiral Nelson.
Nach einem Gemälde von Hoppner, gestochen von A. H. Payne.

nach dem Muottatale an, um von dort aus nach Schwyz vorzudringen und sich mit dem russisch-österreichischen Heere unter den Generalen Korsakow und Hotze zu vereinigen. Nun aber erfuhr er sicher, daß diese beiden Generale am 26. und 27. September in der zweiten Schlacht bei Zürich von Massena geschlagen worden seien und daß Hotze in einem Plänklergefechte gefallen sei. Da er nicht mehr rückwärts marschieren konnte und vor sich die Höhen und Engpässe von den Franzosen besetzt sah, so wandte er sich nach Osten, ging über den Pragel, schlug 10 000 Franzosen nach Schwyz zurück und erreichte, nachdem er die Glarner und Graubündner Alpen überstiegen hatte, am 10. Oktober das Vorderrheintal. Dieser Marsch über Schnee- und Eisfelder, die noch nie von einem Heere betreten worden waren, wo Tausende von Soldaten vor Hunger und Ermattung niedersanken oder in Schluchten hinabstürzten, gehört zu den größten Leistungen der Kriegsgeschichte. Der Held aber, der diese Tat vollbracht hatte, trug gegen das eigensüchtige, unzuverlässige Österreich bitteren Groll im Herzen. Auch sein Kaiser, der nur die „Legitimität" wieder herstellen, aber nicht Habsburg auf Kosten anderer Herrscherhäuser vergrößern wollte, war in größter Wut. Als vollends das englisch-russische Landungsheer in Holland von General Brune infolge der Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn (Herzog von York) geschlagen wurde und zu Grunde ging, trat Paul I. von der Koalition zurück, die dadurch gesprengt war. Suworow wurde zum Fürsten Italinski erhöht, fiel aber bei seinem launenhaften, undankbaren Kaiser wegen angeblicher Vernachlässigung einiger Kleinigkeiten des Gamaschendienstes in Ungnade und starb am 18. Mai 1800.

c) Das Konsulat und die Friedensschlüsse.

Im Herbst 1799 hatte sich die äußere Lage Frankreichs erheblich gebessert: eine Großmacht war aus dem Bunde der Feinde ausgeschieden, dieser selbst durch die Ländergier Österreichs innerlich gelöst; französische Generale waren Herren der Schweiz und hatten die englisch-russische Landung in Holland zu nichte gemacht. Um so unerfreulicher war das Bild der inneren Lage. Das Direktorium hatte sich zwar, trotz der allgemeinen Mißachtung, bisher gehalten, aber nur durch wiederholte Gewalttätigkeiten. Am 11. Mai 1798

(22. Floreal) hatte es, um eine jakobinische Mehrheit zu verhindern, mehr als 60 Wahlen umgestoßen und den willkommeneren Gegenkandidaten für gewählt erklärt. Am 18. Juni (30. Prairial) 1799 waren drei Direktoren gewaltsam ausgeschlossen und durch Mitglieder der Regierungspartei ersetzt worden. So bestand das Direktorium damals aus folgenden Mitgliedern: Barras, Sieyès, Gohier, Moulins und Roger-Ducos. Trotzdem herrschte Uneinigkeit zwischen dem Direktorium und den beiden Räten, besonders dem Rate der Fünfhundert, in welchem Napoleons Brüder, Joseph und Lucian, saßen. Die alten Parteien regten sich wieder; die Jakobiner hielten ihren Klub in der Reitschule, wo einst die Nationalversammlung getagt hatte, und sprachen von den schönen Zeiten des Konvents; die Generale Augereau, Jourdan und Bernadotte hatten Fühlung mit ihnen. Jedermann war überzeugt, daß die innere Lage unhaltbar sei, daß eine Änderung eintreten müsse; und als Napoleon nach Frankreich zurückkam, wurde er von der Masse des Volkes, die seine Reise von Frejus nach Paris zu einem Triumphzug machte, als der Retter Frankreichs mit betäubendem Jubel begrüßt.

Napoleon lebte nach seiner Ankunft in Paris zunächst zurückgezogen, unterhandelte aber in der Stille mit denjenigen Männern, die seinen Zwecken förderlich sein konnten. Er war entschlossen, die Direktorialregierung zu stürzen und sich selbst zum Herrn von Frankreich zu machen. Von den Direktoren standen Sieyès und Roger-Ducos auf seiner Seite. Durch Sieyès gewann er die Mehrheit des Rats der Alten, durch seinen Bruder Lucian, der damals Präsident der Fünfhundert war, wenigstens einen Teil von diesen. Außerdem hatte er sich mit dem ehrgeizigen Talleyrand verständigt, der durch das Direktorium aus seinem Ministerium verdrängt worden war, ferner mit dem Polizeiminister Fouché, der in Napoleon den kommenden Mann witterte. Zufällig waren auch einige Regimenter der italienischen Armee in Paris anwesend; auf diese und auf seine früheren Generale konnte er unbedingt zählen. Am 6. November besprach er mit Sieyès die letzten Vorbereitungen zu dem geplanten **Staatsstreich.** Am 18. Brumaire (9. November) Morgens sechs Uhr versammelten sich die Eingeweihten in Napoleons Wohnung; Augereau, Jourdan und Bernadotte erschienen nicht. Die Rollen wurden verteilt, die Truppen zogen nach den

Tuilerien, Napoleon stieg zu Pferd. Um sieben Uhr versammelte sich der Rat der Alten, von welchem aber nur die Anhänger Sieyès' eine Einladung erhalten hatten. Diese (etwa 120) beschlossen, daß angesichts der der Republik drohenden Gefahren die beiden Räte künftig ihre Sitzungen in St. Cloud halten sollten und daß General Bonaparte den Oberbefehl über die Linientruppen und über die Nationalgarde in Paris erhalten sollte. Darauf begab sich Napoleon in den Sitzungssaal und leistete den Eid auf die Verfassung. In der Morgensitzung der Fünfhundert hatte Präsident Lucian Bonaparte Mühe, die Republikaner von extremen Schritten zurückzuhalten. Um die Auflösung des Direktoriums herbeizuführen, gaben Sieyès und Roger-Ducos ihre Entlassung ein; das genügte aber nicht; erst wenn drei Mitglieder abdankten, war dieses beschlußunfähig. Darum begab sich Talleyrand zu Barras, und der schwache Mann tat, was man von ihm verlangte. Gohier und Moulins weigerten sich, wurden aber, als sie nach Hause kamen, vom General Moreau bewacht und von jedem Verkehr abgeschnitten.

Am 10. November Nachmittags versammelten sich die beiden Räte in St. Cloud. Murat stand dort mit Reiterei und Grenadieren. Im Rat der Fünfhundert herrschte eine furchtbare Aufregung: „Nieder mit der Diktatur! Es lebe die Verfassung!" tönte es von allen Seiten. Die ganze Versammlung leistete den Eid auf die Verfassung des Jahres III, auch diejenigen, die eben im Begriff waren, diese stürzen zu helfen. Napoleon, der sich mit seinen Generalen in einem Saale in der Nähe aufhielt und fortwährend Berichte über die Vorgänge in den Räten erhielt, sagte endlich gegen vier Uhr: „Wir müssen ein Ende machen," und begab sich in den Rat der Alten. Aber er fühlte sich befangen und beengt; er sprach mit stockender Stimme, in unzusammenhängender Rede von Verschwörungen, von Verleumdungen gegen seine Person, von der Rettung der Republik, von seinen Siegen. Doch lief die Sache hier noch leidlich ab; anders war der Verlauf im Rat der Fünfhundert. Dort erschien Napoleon, begleitet von vier Grenadieren, die an der Türe stehen blieben. Sofort brach ein furchtbarer Lärm aus; wütend stürzten die Republikaner auf ihn zu und riefen: „Außer dem Gesetz! (Mise hors la loi!) Nieder mit dem Diktator! Nieder mit dem Tyrannen!" Napoleon erbleichte und schwankte halb

ohnmächtig; seine Soldaten nahmen ihn in die Mitte und schoben ihn zum Saale hinaus. Draußen, wo ein Regiment Grenadiere stand, erholte er sich wieder, stieg zu Pferd und sagte, man habe ihn ermorden wollen. Inzwischen wurde im Rat der Fünfhundert der Antrag gestellt, die Acht über Napoleon auszusprechen. Lucian widersetzte sich aufs entschiedenste, wußte sich aber zuletzt nicht anders zu helfen, als indem er den Saal verließ und sich in den Schutz der Grenadiere begab. Er bestieg ein Pferd und forderte jene auf, die Versammlung von den Mördern zu befreien. Von dem Verhalten dieser Grenadiere hing jetzt das Geschick Frankreichs und das Leben der Verschwörer ab. Erst standen sie regungslos. Da ergriff Lucian einen Degen, zückte ihn gegen Napoleon und schwur, er selbst werde seinen Bruder niederstoßen, wenn er je etwas gegen die Freiheit der Franzosen unternehmen sollte. Dieser schauspielerhafte Auftritt tat die gewünschte Wirkung. Murat und Leclerc führten die Grenadiere unter Trommelschlag in die Orangerie, wo die Fünfhundert tagten; die Soldaten marschierten durch den Saal, schwenkten um, und Murat gebot die Räumung. Darauf stürzten die Vertreter Frankreichs in wilder Flucht durch Türen und Fenster. Die Bajonette hatten gesiegt.

Am Abend des 10. November versammelten sich unter Lucians Vorsitz 30 Mitglieder des Rats der Fünfhundert und beschlossen: Bonaparte und seine Gefährten hätten sich um das Vaterland wohl verdient gemacht; ein provisorisches Konsulat, aus Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos bestehend, sollte errichtet und mit der vollen Exekutivgewalt ausgestattet werden; die beiden Räte sollten vertagt werden; zwei besondere Ausschüsse seien zu bilden, um gemeinschaftlich mit den Konsuln eine neue Verfassung auszuarbeiten. 57 widerspenstige Abgeordnete sollten ausgeschlossen werden. Der Rat der Alten bestätigte alle diese Maßnahmen ohne Erörterung.

Die neue, hauptsächlich von Sieyès verfaßte, aber von Napoleon nach seinen Wünschen veränderte **Verfassung** stellte an die Spitze des Staates auf zehn Jahre Napoleon als Ersten Konsul, ausgestattet mit der Initiative in der Gesetzgebung, sowie mit den königlichen Befugnissen, über Krieg und Frieden zu entscheiden und alle Beamten- und Richterstellen zu besetzen. Den beiden anderen Konsuln, die er selbst zu ernennen hatte, kam nur eine beratende Stimme zu; er wählte sich zwei willfährige Männer aus: Cam-

bacérès und Lebrun. Die Volksvertretung umfaßte drei Körperschaften, von denen der Senat 80, das Tribunat 100, der gesetzgebende Körper 300 Mitglieder zählte. Es war dafür gesorgt, daß diese drei Staatskörper keine Konventsgelüste bekamen; denn die Mitglieder des Senats wurden von dem Ersten Konsul, die des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers vom Senat aus den von den Departements eingeschickten Namenslisten der 5000 „Nationalnotabeln" gewählt. Außerdem hatte der Senat die Aufrechterhaltung der Verfassung zu überwachen. Das Tribunat und der gesetzgebende Körper teilten sich in die gesetzgebende Gewalt, hatten aber keine Initiative; sie durften sich nur mit solchen Gesetzen beschäftigen, welche der neu eingesetzte Staatsrat ausgearbeitet hatte; über diese hatten die Tribunen zu beraten, aber nicht zu beschließen, die Gesetzgeber zu beschließen, aber nicht zu beraten. In sein Ministerium nahm Napoleon für das Auswärtige Talleyrand, für die Finanzen Gaudin, für das Kriegswesen Carnot, für die Polizei Fouché.

Sofort nach Antritt seines Konsulats richtete Napoleon Friedensanerbietungen an den König Georg III. von England und an den Kaiser Franz II. Aber er erhielt von beiden Monarchen eine abschlägige Antwort. Da er von Österreich, das im Besitz von ganz Oberitalien (mit Ausnahme Genuas) war, die Einhaltung der Bestimmungen von Campo Formio verlangte, so konnte dieses auf seinen Friedensantrag nicht eingehen. Nachdem er sich der Neutralität Preußens versichert und durch dessen Vermittlung auch den Kaiser Paul für sich gewonnen hatte, begann er seinen **zweiten italienischen Feldzug.** Am 6. Mai 1800 verließ er Paris und begab sich zu seinem Heere, das sich in aller Stille bei Genf und Lausanne versammelt hatte. Um nicht hinter Hannibal und Suworow zurückzustehen, beschloß er den Übergang über die Alpen. Mit dem Hauptheer ging er über den Großen St. Bernhard, während andere Abteilungen über andere Pässe der Alpen zogen. Die von den Österreichern besetzte Felsenfeste Bard umging er und traf in Piemont ein, als eben das von den Österreichern belagerte Genua, nachdem über 15 000 Menschen durch Hungersnot umgekommen waren, von Massena unter der Bedingung des freien Abzugs an die Österreicher übergeben war (4. Juni) und diese dadurch Herren von ganz Oberitalien waren. Aber in wenigen Wochen änderte sich die Lage.

Die österreichischen Truppen **in Oberitalien** standen unter dem Befehl des siebzigjährigen Feldmarschalls Melas. Bei Montebello am 9. Juni wurden die Österreicher unter General Ott, einem Schweizer, von der französischen Vorhut unter General Lannes geschlagen. Fünf Tage später er-



Napoleons Übergang über den St. Bernhard.

Nach einem Gemälde von Louis David, gestochen von Morghen. Chalkographie des Louvre zu Paris.

folgte bei Marengo, südlich von Alessandria, die Entscheidungsschlacht. Melas hatte 33 000, Napoleon 30 000 Mann. Schon hatten die Österreicher den Sieg errungen und die französischen Truppen zum Rückzug genötigt; schon hatte sich der ermüdete Melas nach Alessandria begeben, das Kom-

mando seinem Generalstabschef von Zach übertragen und Siegesboten nach Wien abgefertigt, als Desaix, der von Napoleon auf der Straße nach Novi abgeschickt und nun zurückgerufen worden war, mit 6000 Mann frischer Truppen auf dem Schlachtfeld erschien. Sofort warf er sich auf den Feind, dessen Bataillone nicht mehr die strengste Ordnung hielten; er selbst wurde von einer Kugel tödlich getroffen, aber seine Soldaten drangen unaufhaltsam vor, und der General Kellermann, der Sohn des bei Valmy erwähnten Generals, stürzte sich mit 600 Kürassieren in die Flanke des Fußvolks, nahm den General Zach gefangen und jagte die österreichische Reiterei in die Flucht. Der Sieg war den Österreichern wieder entrissen, ihre Niederlage war eine vollständige. Jedes der beiden Heere hatte einen Verlust von etwa 7000 Mann. Als Melas die Nachricht von der Niederlage erhielt, verlor er allen Mut und alle Hoffnung. Er schloß gleich am folgenden Tage den Waffenstillstand von Alessandria, wonach die Österreicher die Lombardei zum zweiten Male preisgaben und sich hinter den Mincio zurückzogen. Außer der Lombardei fielen Piemont, Genua und die Legationen, mit Ausnahme Ferraras und Anconas, wieder in die Gewalt der Franzosen, die aufs neue ungeheure Summen erpreßten. Napoleon begab sich nach seinem Siege nach Mailand, setzte für die Lombardei, für Piemont und Genua vorläufige Regierungen ein, übertrug den Oberbefehl über das italienische Heer dem General Massena und kehrte nach Paris zurück. Er kam am 3. Juli dort an, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, die in ihm schon den Gebieter über Frankreich sah.

Wie im Jahre 1796, so hatte Napoleon auch für den Feldzug von 1800 ein gleichzeitiges Vorgehen **an der Donau** angeordnet. Das Kommando über die französische Rheinarmee, die etwa 110 000 Mann stark war, hatte er dem General Moreau übertragen. Das in Schwaben und am Rhein stehende österreichische Heer, das 150 000 Mann zählte, stand nicht mehr unter dem Erzherzog Karl, der aus Gesundheitsgründen den Oberbefehl niedergelegt hatte, sondern unter Feldmarschall Kray. Dieser wurde von Moreau und dessen Generalen (Lecourbe und Gouvion St. Cyr) am 3. Mai bei Engen und Stockach, am 5. bei Mößkirch, am 9. bei Biberach, am 10. bei Memmingen geschlagen und zog sich, nachdem er in diesen Treffen 30 000 Mann verloren hatte,



Schlacht bei Marengo.

Nach einem Gemälde von Lejeune, gestochen von Coiny. Chalkographie des Louvre zu Paris.

in das verschanzte Lager vor Ulm zurück. Von dort zog er donauabwärts und wurde am 19. Juni bei Höchstädt geschlagen, worauf er sich nach Nördlingen wandte. Moreau schloß mit ihm am 15. Juli den Waffenstillstand von Parsdorf, der ganz Süddeutschland den Franzosen preisgab. Die Friedensverhandlungen, welche eröffnet wurden, führten zunächst zu keinem Ergebnis. Österreich, welches am 20. Juni einen neuen Subsidienvertrag mit England geschlossen hatte, wollte nur in Verbindung mit diesem seinem Verbündeten Frieden schließen. Der Krieg brach daher am 28. November aufs neue aus. Den Oberbefehl über das österreichische Heer erhielt jetzt — wenigstens dem Namen nach — der vierte Bruder des Kaisers, Erzherzog Johann, der 16 Jahre alt war und vom Kriegshandwerk so viel verstand, als man mit 16 Jahren verstehen kann. Bei Hohenlinden wurde er vernichtend geschlagen (3. Dezember). Nun hatte Österreich zunächst kein Heer mehr; der Weg nach Wien war frei. Ende Dezember stand Moreau schon an der Enns, als Erzherzog Karl, den man als Retter in der Not wieder berufen hatte, am 25. Dezember den Waffenstillstand von Steyer mit ihm schloß.

Die Friedensverhandlungen, die alsbald zwischen Cobenzl und Joseph Bonaparte eröffnet wurden, führten am 9. Februar 1801 zum **Frieden von Luneville**, der eine Erweiterung des Vertrags von Campo Formio war. Österreich überließ an Frankreich das ganze linke Rheinufer und in Oberitalien alles Land jenseits der Etsch und erklärte sich damit einverstanden, daß die erblichen deutschen Reichsfürsten für ihre linksrheinischen Besitzungen durch die Gebiete der geistlichen Fürsten und der Reichsstädte entschädigt werden sollten. Der Großherzog Ferdinand III. von Toskana, ein Sohn des verstorbenen Kaisers Leopold II., sollte auf sein Land verzichten und dafür das vergrößerte Erzbistum Salzburg als Kurland erhalten; der Herzog Herkules III. von Modena sollte für sein Land durch den Breisgau und andere Gebiete entschädigt werden. Toskana wurde in das Königreich Etrurien umgewandelt und dem spanisch-bourbonischen Herzog Ludwig I. von Parma, einem Schwiegersohn des Königs Karl IV. von Spanien, übergeben. Die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik wurden wiederhergestellt und von Österreich anerkannt, die letztere noch durch das Gebiet von Parma erweitert.

Der deutsche Reichstag bestätigte am 6. März 1801 die Luneviller Abmachungen, und bald folgten auch die Friedensschlüsse mit den übrigen Staaten. Einen sehr glimpflichen Frieden erhielt Ferdinand IV. von Neapel am 18. März 1801 in Florenz; er durfte sein ganzes Königreich behalten gegen die Verpflichtung, den Engländern seine Häfen zu verschließen und 15000 Franzosen im Golf von Tarent zu unterhalten, bis sie nach Ägypten befördert werden könnten. Auch Pius VII. erhielt den Kirchenstaat ungeschmälert zurück.

Diese günstigen Bedingungen waren schon darauf berechnet, den Zaren, der überall die früheren „legitimen" Verhältnisse wiederherstellen wollte, auf Napoleons Seite zu ziehen; denn diesen brauchte er, um seine Pläne gegen England durchzuführen. Da der Inselstaat mit Waffen nicht erreichbar war, so wollte ihn Napoleon durch Zerstörung seines Handels zur Nachgiebigkeit zwingen. Soweit sein Arm reichte, sollte kein englisches Fahrzeug mehr Zutritt haben. Auch der Zar sollte gemeinsame Sache mit ihm machen. Dies zu erreichen, war bei dem überspannten, verschrobenen Charakter Pauls für einen Menschenkenner nicht eben schwer. Napoleon bot ihm also das von den Engländern damals belagerte Malta an und schickte ihm gegen 8000 russische Gefangene, neugekleidet und wohlgepflegt, ohne Lösegeld zurück. Auf dies hin befahl Paul dem Grafen von Provence, der sich nach dem Tode des Dauphin den Titel „König Ludwig XVIII. von Frankreich" beigelegt und in Mitau eine Zuflucht gefunden hatte, Rußland zu verlassen. Sodann erneuerte er auf Napoleons Betreiben den von Katharina II. gestifteten „bewaffneten Neutralitätsbund", der außer Rußland noch Dänemark, Schweden und Preußen umfaßte. Seine Spitze richtete sich unmittelbar gegen England, welches das Recht beanspruchte, alle Schiffe auf hoher See durchsuchen zu dürfen, ob sie nicht Kriegsbedarf für die Franzosen führten. Aber England war nicht gewohnt, sich in solchen Dingen dreinreden zu lassen. Eine englische Flotte, geführt von Parker und Nelson, erschien vor Kopenhagen und schoß einen Teil der dänischen zusammen (2. April 1801). Damit war eine Macht aus dem Neutralitätsbunde ausgeschieden zu einer Zeit, da sein Urheber bereits ein toter Mann war.

Pauls I. Seelenleben war krank. Er trug sich ernstlich mit dem Plan, Indien den Engländern zu entreißen und

sich mit Napoleon in die Herrschaft über Europa zu teilen. Seine Gereiztheit und Willkür kannten keine Grenzen mehr. Das geringste Zeichen von Mißbilligung hatte Verbannung zur Folge. Darum flohen alle ehrlichen Leute aus der Umgebung eines Mannes, der offenbar an Cäsarenwahnsinn litt. Das Mißtrauen gegen die eigene Familie gab ihm den Gedanken ein, diese von der Thronfolge auszuschließen. Er wollte seine Gemahlin Maria, eine württembergische Prinzessin, den Thronfolger Alexander, den er ohnedies fast täglich beschimpfte und mißhandelte, und den Großfürsten Konstantin in strenge Haft geben und dann den Neffen seiner Gemahlin, den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg (den nachmaligen Helden von Kulm) zum Thronfolger von Rußland ernennen. Auf diesen Prinzen, den er schon als neunjährigen Knaben zum Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments ernannt hatte, hatte er alle seine Zärtlichkeit und seine Fürsorge übertragen. Zu der schönen Fürstin Gagarin, seiner Geliebten, sagte er: „In kurzem werde ich mich genötigt sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir einst lieb waren.“ Jedermann mußte fürchten, daß der seinige auch gemeint sei.

Jetzt bildete sich eine weitverzweigte **Verschwörung**, deren hervorragendste Mitglieder der Minister Graf Pahlen und General Bennigsen waren, ferner Platon Subow, Fürst Jaschwil, Fürst Wäsemski und mehrere andere Gardeoffiziere. Nur die Eingeweihten dachten an eine Ermordung des Kaisers; den übrigen Verschworenen sagte man, der Kaiser solle nur zur Abdankung gezwungen und allenfalls nach Schlüsselburg gebracht werden. Wenn er aber die ihm vorgelegte Abdankungsurkunde nicht unterschrieb, was dann? Darauf hatte Pahlen die Antwort: „Wenn man einen Eierkuchen machen will, muß man Eier zerschlagen.“ Dem Großfürsten Alexander sagte Pahlen, die Abdankung sei eine Notwendigkeit, wenn nicht er und die ganze kaiserliche Familie der beständigen Todesgefahr ausgesetzt sein wollten. Alexander willigte endlich ein, ließ sich aber feierlich versprechen, daß der Anschlag sich nicht auf das Leben seines Vaters erstrecken dürfe. Der Kaiserin schmeichelte man mit dem Plane, daß sie regierende Kaiserin von Rußland, eine zweite Katharina II., sein werde.

Am 23. März 1801 um Mitternacht drangen Bennigsen und Subow mit einigen Offizieren in das Schlafgemach des Kaisers und verlangten von ihm sofortige Abdankung; als er diese verweigerte, wurde er von dem Fürsten Jaschwil zu

Boden geworfen und mit der Schärpe des Leutnants Skarätin nach verzweifeltem Widerstand erwürgt, während Bennigsen mit gezogenem Säbel dafür sorgte, daß keiner der Verschworenen während des Ringens das Zimmer verließ und daß kein Unbefugter hineinkam. In den amtlichen Ankündigungen hieß es, der Zar sei am Schlage gestorben. Die Krone aber fiel nicht der schwer enttäuschten Zarin zu, sondern dem von Gewissensbissen gepeinigten Thronfolger, der als Alexander I. (1801 bis 1825) zum Zaren ausgerufen wurde. Der damals 23jährige Herrscher (geb. 23. Dezember 1777) war von dem Schweizer Laharpe nach Rousseauschen Grundsätzen erzogen worden. Die angeborene Weichheit und Empfindsamkeit seines Wesens nahm er ins Mannesalter hinüber. Alexander ließ sich für alles Edle und Schöne leicht begeistern; er ließ sich namentlich gerne rühren. Aber Begeisterung und Rührung verflogen rasch; der ganze Mann war unbeständig und unselbständig in Urteil und Handeln. Starke und kluge Persönlichkeiten wie Napoleon und Metternich hatten leichtes Spiel mit ihm. Aus Friedensliebe verzichtete er England gegenüber auf Malta, sowie auf die Forderungen des Neutralitätsbundes, der damit aufgelöst war. Am 11. Oktober 1801 schloß er mit Frankreich ein geheimes Abkommen, wonach die beiden Herrscher sich verpflichteten, die Entschädigung der deutschen Fürsten und die Verteilung der italienischen Gebiete gemeinsam zu regeln; in Deutschland sollten Bayern, Württemberg und Baden besonders berücksichtigt werden. In allen Weltteilen sollte ein gerechtes Gleichgewicht hergestellt, die Freiheit der Meere gesichert werden. So kündigte sich das Duumvirat Alexander-Napoleon, das von Tilsit an sechs Jahre lang Europa beherrscht hat, schon in den ersten Abmachungen zwischen den



Kaiser Alexander I. von Rußland.
Nach einem Gemälde von H. Benner, gestochen von J. Mécou.

beiden Herrschern an. Sie mochten Napoleon auch darüber trösten, daß der große Seebund gegen England zerschellt war.

Um diese Macht, die immer noch unbesiegt dastand, dem Frieden geneigt zu machen, wollte Napoleon den ältesten Bundesgenossen Englands, Portugal, auf seine Seite ziehen. Der ehrgeizige Friedensfürst Godoy, der „Oberberater" des spanischen Königs Karl IV., übernahm gerne die Aufgabe, einen Vorwand zum Kriege zu schaffen, indem er von dem portugiesischen Regenten Johann (die Königin Maria war geisteskrank) verlangte, er sollte den englischen Schiffen seine Häfen verschließen. Als Johann sich weigerte, kamen die Spanier mit Übermacht ins Land („Pomeranzenkrieg") und erzwangen den Frieden von Badajoz (6. Juni 1801), kraft dessen Portugal die englischen Schiffe doch ausschließen und zudem noch den Franzosen 15 Millionen Kriegskostenentschädigung zahlen mußte. — Nun fehlte nur noch der Friede mit der Türkei und mit England. In Ägypten hatte „Abdallah Menou" (er war förmlich zum Islam übergetreten!) schließlich alles verloren bis auf Alexandria. Um nicht zu verhungern, schloß er am 2. September 1801 mit dem englischen Flottenbefehlshaber einen Räumungsvertrag, der den Trümmern des französischen Heeres Rückbeförderung auf englischen Schiffen sicherte. Daraufhin wurde (9. Oktober) zwischen Frankreich und der Türkei förmlicher Friede geschlossen. Ägypten verblieb seinem früheren Besitzer.

In **England** war Pitt, der unversöhnliche Gegner Frankreichs, am 5. Juli 1801 aus dem Ministerium geschieden, weil Georg III. sich weigerte, gleichzeitig mit der Vereinigung Irlands auch die Testakte aufzuheben. Das neue Ministerium Addington eröffnete sofort Verhandlungen mit Frankreich, welche zunächst zu dem Londoner Präliminarvertrag vom 1. Oktober 1801 und nach den durch Joseph Bonaparte und Lord Cornwallis geleiteten weiteren Verhandlungen zum **Frieden von Amiens** (25. März 1802) führten. Diesem gemäß gab England an Frankreich, Holland und Spanien alle Eroberungen heraus, mit Ausnahme von Ceylon und Trinidad, und versprach, Malta dem Johanniterorden, Ägypten der Pforte zurückzugeben und alle Häfen und Inseln im Mittelländischen und Adriatischen Meere, welche es besetzt hatte, zu räumen, während Frankreich Rom und Neapel zu räumen hatte und Portugals Integrität anerkannte. Aber bald erkannten nicht bloß die Anhänger Pitts, sondern das

ganze Volk, daß die Vorteile dieses Friedens wesentlich auf französischer Seite lagen, und da Frankreich weder Holland noch die Schweiz räumte und neue Gewaltstreiche ausübte, so gab England, im Gedanken an eine baldige Erneuerung des Krieges, die von ihm besetzte Insel Malta auch nicht heraus.

Piemont wurde am 11. September 1802 Frankreich einverleibt; der Herzog von Parma und Piacenza trat 1802 die Regierung seines Landes an Frankreich ab. Die ligurische Republik mußte am 26. Juni 1802 das Recht, den



Denkmünze auf den Frieden von Amiens.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

Dogen zu ernennen, Napoleon überlassen. Die Schweiz war von einem Bürgerkrieg heimgesucht, den die Föderalisten (Anhänger des alten Kantonwesens) gegen die Unitarier (Anhänger des Einheitsstaates) führten. Da beide Teile Napoleon um Vermittlung baten, so ließ dieser ein Heer einmarschieren und legte am 19. Februar 1803 die Mediationsakte vor, die aus der Schweiz einen Bundesstaat von 19 Kantonen machte. Napoleon nahm den Titel eines Mediators oder Protektors der Schweiz an, schloß mit ihr am 4. Juni ein Schutz- und Trutzbündnis und am 17. September eine Militärkonvention, wonach sie beständig 16000 Mann zur Verfügung Frankreichs bereit halten mußte. Damit war die schweizerische Neutralität aufgehoben. Genf blieb französisch, und Wallis erhielt eine französische Besatzung.

Unsere Betrachtung nähert sich dem Ende des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation". Formell erfolgte dieses am 6. August 1806, als Franz II. sein kaiserliches Amt

niederlegte. Tatsächlich wurde die Verfassung des Reiches, also auch dieses selbst durch den **Reichsdeputationshauptschluß** von 1803 aufgelöst. Nach einer tausendjährigen, an Ruhm und Schmach reichen Geschichte starb dieses ehrwürdige Gemeinwesen nicht einmal eines natürlichen Todes; Napoleon hat es erschlagen, Franz II. hat den Leichnam nur bestattet. Und doch hat auch Napoleon nicht einen starken, gesunden Staat jäh gefällt, sondern nur eine Krankheitsentwicklung beschleunigt, die ohnedies einen tödlichen Ausgang hätte nehmen müssen. Jener Prozeß, der die deutsche Geschichte seit Jahrhunderten beherrschte, die fortschreitende Zerbröckelung der Reichsgewalt und die Erstarkung der Landesgewalten, war so weit vorgeschritten, daß der Staatenbund in seine einzelnen Glieder auseinanderzufallen drohte; eines von diesen, Preußen, hatte sich schon 1795 außerhalb des Reichsverbandes gestellt. Die meisten dieser kleinen, kraftlosen Staaten waren an sich nicht lebensfähig. Man mußte also mehrere von ihnen zusammenballen, damit der neue Staat ein selbständiges Dasein fristen könnte. Aber die Selbständigkeit, die diese neu zu schaffenden Mittelstaaten erhielten, war zunächst nur trügerischer Schein. Sie wurden — wenigstens in ihrer äußeren Politik — Schutzstaaten des gewaltigen Mannes, der sie ins Leben rief.

Durch den Frieden von Luneville waren 65 000 Quadratkilometer mit 3½ Millionen Einwohnern an Frankreich gefallen. Um die geschädigten deutschen Fürsten zu entschädigen, wurden 112 selbständige deutsche Staaten geopfert, nämlich die sämtlichen geistlichen Gebiete und fast alle Reichsstädte. Die letzteren waren die kleinsten unter den Kleinen, die schwächsten unter den Schwachen. Es lag nahe, diese ohnmächtigen Gebilde, die nur noch ein Schatten vergangener Größe waren, zuerst in die Entschädigungsmasse einzuschmelzen („Mediatisierung"). Auch die Aufteilung der Krummstabslande („Säkularisierung") bildet nur den Abschluß einer langen geschichtlichen Entwicklung. Was die Reformation begonnen, der Westfälische Friede fortgesetzt, Samuel von Pufendorf, der große Staatsrechtslehrer, vorahnend geschaut und Friedrich der Große einmal geplant hatte, das hat Napoleon im Bunde mit Alexander I. vollendet.

Napoleon hatte bei dieser großen Länderverschiebung die Absicht, Preußen und Österreich möglichst nach Osten zu schieben und den Westen von Deutschland unter seinen Ein-

fluß zu bringen, damit der Ring der Vasallenstaaten von der Nordsee bis zum Mittelmeer reiche. Einen solchen Zuwachs an Macht und Ruhm brauchte er, um seine junge Herrschaft in Frankreich zu stützen und zu sichern. Preußen und die süddeutschen Staaten, denen die Fürsprache des Zaren zur Seite stand, hatten sich frühzeitig durch Sonderverträge gesichert. Die anderen aber, deren Schicksal noch unentschieden war, suchten ihr Heil in den schon zu Rastatt erprobten Künsten. Es begannen also die Wallfahrten deutscher Staatsmänner und Unterhändler nach der Seine, wo Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, die Wage in seiner Hand hielt. „Mit cynischem Behagen eröffnete er das große Börsenspiel um Deutschlands Land und Leute. Die hochgeborenen Bekämpfer der Revolution bettelten um seine Gnade, machten seiner Maitresse den Hof, trugen seinen Schoßhund zärtlich auf den Händen, stiegen dienstfertig zu dem kleinen Dachstübchen hinauf, wo sein Gehilfe Matthieu hauste. Das Gold der kleinen Höfe, das sie niemals finden konnten, wenn das Reich sie zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, floß jetzt in Strömen. Jedermann in der diplomatischen Welt kannte den Tarif der französischen Unterhändler und wußte, wie hoch der Kurswert einer Stimme im Fürstenrat sich stellte.“ Doch ist dieser Wettlauf der deutschen Fürsten auch menschlich begreiflich. Bei manchen von ihnen handelte es sich um Sein oder Nichtsein, und wer nicht zu dem Mittel der Bestechung griff, war verloren.



Kaiser Franz II. von Österreich.
Nach einem Stich von Pfeiffer.

Am 6. August 1802 unterzeichneten Frankreich und Rußland den von ihnen beschlossenen Entschädigungsentwurf; damit war der Länderschacher in Paris geschlossen. Am 24. August 1802 erhielt die „Reichsfriedensdeputation“

in Regensburg diesen Entwurf, den sie nur in unwesentlichen Punkten zu ändern wagte. Am 25. Februar 1803 schloß sie ihr Werk ab; am 24. März gab der Reichstag seine Zustimmung und am 27. April fügte auch der Kaiser noch seine Bestätigung hinzu.

Von den geistlichen Regierungen blieben nur noch drei bestehen: 1. der „Reichserzkanzler, Metropolitanerzbischof und Primas von Deutschland", Karl von Dalberg, bisher Erzbischof von Mainz und Erzschmeichler Napoleons, der statt seines Kurfürstentums Mainz die Gebiete von Regensburg und Aschaffenburg erhielt, 2. der Hochmeister des Deutschordens in Mergentheim und 3. der Großprior des Malteserordens in Heitersheim. Die beiden Orden, die an Gütern und Einkünften noch bereichert wurden, sollten dem schwer geschädigten deutschen Adel, der in den geistlichen Pfründen keine Versorgung mehr finden konnte, künftig als Unterschlupf dienen. Von den Reichsstädten behaupteten nur sechs ihre Selbständigkeit (Bremen, Hamburg, Lübeck, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt). Die beiden Kurfürstentümer Köln und Trier fielen ganz an Frankreich; dafür wurden vier neue geschaffen, Salzburg, Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, so daß das Reich künftig zehn Wahlfürsten zählte; doch traten diese nie mehr in Tätigkeit. — Das deutsche Reich war „eine herrenlose Masse, eine Versorgungsstelle für die Prinzen aus allerlei Volk". So erhielt der Herzog Ferdinand von Modena den Breisgau, Ferdinand von Toskana Salzburg und Passau als Kurfürstentum. Wilhelm von Oranien, der Sohn des Erbstatthalters, wurde Fürst von Fulda-Corvey.

Österreich wurde für den Breisgau mit den Bistümern Brixen und Bozen abgefunden, die besser anschlossen und mehr abwarfen. Preußen verlor einen Teil von Cleve und Geldern, 48 Quadratmeilen mit 127 000 Einwohnern, und erhielt dafür die Bistümer Hildesheim und Paderborn, einen Teil von Münster, dazu noch einige Abteien und Reichsstädte, zusammen 230 Quadratmeilen mit ½ Million Einwohnern. Bayerns Einbuße bestand in den beiden Pfalzen und Jülich, 200 Quadratmeilen mit 600 000 Seelen, sein Gewinn in den Bistümern Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freising, Teilen von Passau und Eichstädt, einigen Abteien und Reichsstädten (Schweinfurt, Kempten, Memmingen, Nördlingen, Rothenburg, Ravensburg, Ulm u. s. w.), insgesamt 290 Quadratmeilen mit 850 000 Seelen. Bayern war damit

ein abgerundeter, politisch entwicklungsfähiger Staat, der von Tirol bis an den Main reichte. Baden machte von allen Staaten das flotteste Geschäft, dank der Gunst und Verwandtschaft des Zaren. Für die verlorenen 8 Quadratmeilen mit 25000 Einwohnern gewann es 60 Quadratmeilen mit 237000 Einwohnern, also ungefähr das Achtfache (das Bistum Konstanz, die rechtsrheinischen Gebiete der Bistümer Straßburg, Basel, Speier, mehrere Klöster, Stifter und Reichsstädte). Württemberg durfte auch zufrieden sein; für das verlorene Mömpelgard mit 7 Quadratmeilen und 14000 Einwohnern vergrößerte es sich um 30 Quadratmeilen mit 112000 Einwohnern (die geistlichen Besitzungen Ellwangen, Zwiefalten, Schönthal, Komburg, die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Heilbronn, Gingen, Aalen, Hall, Gmünd). An Hannover kam das reiche Bistum Osnabrück. Hessen-Kassel hatte in Paris geknausert und nur 20000 Louisdor ausgegeben; dafür erhielt es ganze 5 Quadratmeilen. Hessen-Darmstadt hatte mit Geld nur so um sich geworfen; darum wurde es für die verlorenen 40 Quadratmeilen um 103 Quadratmeilen vergrößert.

So haben die einzelnen Fürsten gewonnen, während das Reich verlor. Es war besiegelt, daß das Heimatland unserer Geschichte und Sage, die schönen, fruchtbaren, erinnerungsreichen Rheinlande mit den alten Kaiserpfalzen an Frankreich übergehen sollten. Und weder die abgetretenen Länder noch das Mutterland haben diesen Übergang mit einem Laut der Klage, mit einer Äußerung vaterländischen Schmerzes begleitet. Das ist bei jenen eher begreiflich als bei diesem. Denn die neugallischen Länder, namentlich diejenigen, die bisher unter dem Krummstab gestanden hatten, erfuhren unter der aufgeklärten französischen Regierung viele Verbesserungen. Da gab es keine Zehnten, keine Fronen, keine Priesterherrschaft, wohl aber eine straffe Verwaltung, unparteiische Rechtsprechung, Pflege der wirtschaftlichen Interessen. Man befand sich wohl, wenn man die Opfer an Geld und Mannschaft für den Kriegsdienst brachte.

Die Abtretung von einem Siebentel des deutschen Landes und die damit verbundene Vernichtung von 112 Einzelstaaten ist die größte Fürstenrevolution der deutschen Geschichte, ein ungeheurer Rechtsbruch, eine Vergewaltigung nach dem Grundsatz: Denn ich bin groß und du bist klein. Diese Revolution ist aber auch eine geschichtliche Notwendigkeit, die Frucht der

früheren Entwicklung und der Same für eine neue, bessere Zukunft. Ein Segen war es, daß diese Zwergstaaten verschwanden, die unfähig waren, auf irgend einem Gebiete die Aufgaben eines Staates zu lösen. An ihre Stelle traten Mittelstaaten, die in Rechtspflege, Verwaltung, Kirche und Schule den Anforderungen eines fortgeschrittenen Staatswesens gerecht werden und ein Staatsgefühl herausbilden konnten. Ein Segen war es auch, daß die Zahl der deutschen Staaten überhaupt vermindert wurde, denn diese Verringerung war ein notwendiger Schritt auf dem Wege zum Einheitsstaat der Zukunft, ein notwendiger Verjüngungsprozeß, dessen heilsame Wirkungen erst später zu Tage traten. So war Napoleon der Geist, der das Böse wollte, aber das Gute schuf.

Von den zehn Kurfürstentümern waren nur noch vier katholisch (Dalberg, Böhmen, Bayern, Salzburg), sechs protestantisch; auch im Fürstenkollegium standen jetzt 53 evangelische gegen 29 katholische Stimmen. Das entsprach dem tatsächlichen Verhältnisse der Bevölkerung. Der katholische Kaiser war jetzt von einem in seiner Mehrzahl protestantischen Fürstenrat umgeben. Die Verfassung des alten Reiches war wesentlich gegründet auf die Mischung von erblichen und Wahlfürsten; nun waren die ersteren beseitigt, also auch die Verfassung des Reiches aufgehoben. Von nun an trug dieses ein rein weltliches Gepräge. Noch drei Jahre schleppte es „seinen geschändeten Namen" fort, bis Franz die Krone auch formell niederlegte.

Der Tag des „großen Kirchenraubs" wurde auch der „Geburtstag des Ultramontanismus". Der obere Klerus verlor seinen aristokratischen Charakter; er bezog seinen Nachwuchs aus den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen. Diese neuen plebejischen Kleriker hatten weder politische noch dynastische noch Standesinteressen; sie hatten nur das eine Bestreben, dem Papste und der Kirche zu dienen. So schwächte sich ihre Teilnahme an Staat und Vaterland mehr und mehr ab; ihr eigentliches Vaterland wurde Rom.

d) Das französische Kaisertum.

Der Reichsdeputationshauptschluß hatte Deutschlands Ohnmacht besiegelt, indem er eine Anzahl Mittelstaaten schuf, die von Napoleons Gnaden lebten und seinen Zwecken dienten. Nach außen also durfte Napoleon seine Herrschaft für ge-

sichert halten; nach innen war sie es noch nicht. Jakobiner und Royalisten haßten ihn gleichermaßen, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Jene wollten die „Freiheit", diese den Bourbonenthron wiederherstellen. Beides war nur möglich durch die gewaltsame Beseitigung des Ersten Konsuls. Der erste **Mordanschlag** ging von den alten jakobinischen Genossen aus, dem Korsen Arena, dem Maler Topino-Lebrun und anderen. Am 10. Oktober 1800 sollte Napoleon in der Oper ermordet werden; aber die Verschwörung wurde von Fouché entdeckt, die Teilnehmer hingerichtet. Noch in demselben Jahre erfolgte ein zweiter Anschlag auf sein Leben. Als Napoleon am Weihnachtsabend 1800 um halb neun Uhr nach der Großen Oper fuhr, um Haydns „Schöpfung" anzuhören, und eben die Straße Saint-Nicaise passierte, flog hinter seinem Wagen eine „Höllenmaschine" in die Luft, das ist ein mit Pulver, Kugeln und Eisenteilen gefülltes Faß; acht Menschen waren getötet, vierzig schwer verwundet, mehrere Häuser zerstört. Der Mann aber, dem der Anschlag gegolten hatte, war schon über die gefährdete Stelle hinaus; die Betrunkenheit seines Kutschers, der die Pferde zu toller Eile antrieb, hatte ihn gerettet. Erst nachdem er sich in der Oper dem Volke gezeigt hatte, kehrte er in die Tuilerien zurück. Gegen 130 Jakobiner wurden ohne Urteilsspruch als Sträflinge verbannt, und sie blieben es auch, als sich einige Wochen später herausstellte, daß der Anschlag von den Freunden des Königtums ausgegangen war.

Angesichts dieser beiden Attentate mußte Napoleon jedes Mittel begrüßen, das die Franzosen mit seiner Herrschaft auszusöhnen geeignet war. Die stärkste geistige Macht, die den Kampf gegen die Revolution aufgenommen hatte, war die katholische Kirche. Nun stand zwar Napoleon persönlich den religiösen Fragen mit vollkommener Gleichgültigkeit gegenüber. Aber er erkannte, daß die katholische Kirche eine Macht über die Gemüter der Menschen hat, und er beschloß, sich mit dieser Macht zu verbinden, damit sie eine Stütze seines Thrones werde. Derselbe Mann, der sich in Ägypten wie ein Muselmann gebärdet hatte, führte jetzt die Sonntagsfeier wieder ein, besuchte selbst die Messe, ließ den Leichnam des Papstes Pius VI., der in der Kirche von Valence noch unbestattet ruhte, feierlich beisetzen und begann Verhandlungen mit dem Papste Pius VII. Da dieser Gründe genug hatte, mit Napoleon gut Freund zu sein, so einigten sie sich am

15. Juli 1801 auf **das Konkordat,** dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind: Die französische Regierung anerkennt, daß die katholische Religion der Glaube der großen Mehrheit der Franzosen ist (also Mehrheitsreligion, nicht Staatsreligion). Die katholische Kirche verzichtet auf die Zurückgabe der eingezogenen Kirchengüter, auf die Wiederherstellung der geistlichen Orden und der päpstlichen Gerichtsbarkeit. Dagegen übernimmt der Staat die Verpflichtung, für den Unterhalt der Kirche und ihrer Diener aufzukommen. Die zehn Erzbischöfe und fünfzig Bischöfe werden vom Ersten Konsul ernannt, vom Papst bestätigt, die Pfarrer von dem Bischof bestimmt. Alle Geistlichen leisten den Eid auf Verfassung und Gesetze. Päpstliche Kundgebungen dürfen nur nach Genehmigung der Staatsbehörde verkündigt werden. Die Kultusfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit der Juden und Protestanten blieb bestehen. — So hat Napoleon durch das Konkordat die kirchlichen Wirren beigelegt und die gläubigen Kreise mit seiner Herrschaft ausgesöhnt; nur hatte dieser Friede keine lange Dauer. Als er einige Jahre später dem Kirchenstaat ein Ende machte, da wandte sich die ganze Macht des Katholizismus gegen ihn und arbeitete mit an seinem Sturze.

Die Errettung Napoleons von den Mordanschlägen, die Versöhnung mit der Kirche, und der um jene Zeit (25. März 1802) geschlossene Friede mit England gaben genügenden Grund zu einer ganz besonderen Dankesbezeigung des französischen Volkes. Am 10. Mai 1802 beschloß der Staatsrat, dem Volke die Frage vorzulegen: Soll Napoleon Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit ernannt werden? Da man auch diesmal die Nichtstimmenden den Jasagern beizählte, so ergaben sich 3 577 885 Ja gegen ungefähr 9000 Nein (August 1802). Schon die nächsten Tage brachten **die neue Verfassung,** durch die Napoleon das Recht erhielt, seine Mitkonsuln und seinen Nachfolger selbst zu ernennen, ferner das Recht der Begnadigung und eine Leibgarde von 8000 Mann. Das Tribunat wurde auf die Hälfte seiner bisherigen Mitgliederzahl herabgesetzt (fünfzig statt hundert), die Macht des Senates so erhöht, daß er die höchste Behörde im Staate bildete; er durfte sogar Gesetze und Verfassung außer Kraft setzen und die beiden Kammern auflösen. Da aber Napoleon die Senatoren selbst ernannte, so war auch die Machtstellung dieser Behörde eitel Schein, nur darauf berechnet, die Franzosen, die sich an eine konstitutionelle Form gewöhnt hatten,

zu täuschen. In Wahrheit war Napoleon absoluter Herrscher; nur der Name fehlte noch. Und „die große Masse hing ihm an, einerseits weil er der Retter aus inneren und äußeren Nöten war, anderseits weil es ihr wohltat, endlich einmal von einem Heros regiert zu werden, nachdem sie ein Jahrhundert lang nur Pygmäen zu Herrschern gehabt hatte".

Monarchischen Charakter trug auch der **Orden der Ehrenlegion,** den Napoleon am 19. Mai 1802 stiftete, der einzige französische Orden bis auf den heutigen Tag. Er zerfiel in sechs Klassen mit verschiedenen „Dotationen" (250—5000 Franken jährlich) und sollte nur für Verdienste ums Vaterland, in bürgerlicher oder militärischer Stellung, verliehen werden. „Mit Kinderspielzeug muß man die Menschen gewinnen und leiten," sagte er bei der Beratung im Staatsrat, und der große Menschenkenner bekam recht. Seine Franzosen lechzten geradezu nach dem fünfstrahligen weißen Sterne, und wer so glücklich war, ihn zu erringen, trug ihn auch im Schlafrock.



Orden der Ehrenlegion.

Nach einem im Besitze des histor. Museums der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I. befindlichen Kreuz, Napoleonstein bei Leipzig.

Die Verfassungsänderung und die Stiftung der Ehrenlegion mußten den Royalisten alle Hoffnung auf Wiederherstellung des Bourbonenthrones rauben. Es war jetzt ganz klar, daß Napoleon die Monarchie für sich selbst, nicht für das frühere Herrscherhaus errichtet hatte, daß er nicht die Rolle Monks, sondern die Cromwells spielte. So versuchten sie durch eine **neue Verschwörung** den verhaßten Mann zu stürzen. England, das schon wieder im Kriege gegen Napoleon lag, versprach, eine etwaige Volkserhebung zu Gunsten des Grafen von Artois mit Geld und Schiffen zu unterstützen. An der Spitze der Unternehmung stand der riesenstarke Cadoudal, einst der Führer der Chouans in der Bretagne, und General Pichegru, der aus Cayenne entflohen

war. Auch Moreau war in das Geheimnis eingeweiht, wollte aber von einer Ermordung Napoleons nichts wissen. Von England aus schifften sich die Verschworenen zu verschiedenen Zeiten nach Frankreich ein und sammelten sich in Paris. Im August 1803 landete die erste Schar unter Cadoudal, im Dezember die zweite und am 26. Januar 1804 die dritte mit Pichegru und den Polignacs. Aber Fouchés Polizei war von allem unterrichtet und nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Zuletzt wurden Moreau und Pichegru und nach langem Suchen auch Cadoudal gefangen gesetzt. Einige von den Gefangenen sagten aus, sie hätten zur Ausführung der Tat die Ankunft eines bourbonischen Prinzen erwartet. Da nun Napoleon wußte, daß von den in England wohnenden Prinzen keiner abgereist sei, so kam er auf den Gedanken, der erwartete Prinz sei der in dem badischen Städtchen Ettenheim wohnende **Herzog von Enghien.** Auf Napoleons Befehl ritten in der Nacht vom 15./16. März 1804 dreihundert Dragoner im Galopp über die Grenze nach Ettenheim, hoben den Prinzen auf und brachten ihn über Straßburg nach Paris. Ein Kriegsgericht von sieben Mitgliedern unter dem Vorsitz des Bastillehelden Hullin sprach das Todesurteil über den Prinzen aus, obwohl er jede Teilnahme an einer gegen das Leben des Konsuls gerichteten Verschwörung leugnete und um eine Unterredung mit diesem bat. Zwei Stunden, nachdem das Urteil gefällt war, am 21. März Morgens sechs Uhr, wurde er bei dem trüben Schein einer Laterne in einem der Laufgräben von Vincennes erschossen. Enghiens Verhaftung war eine Verletzung des Völkerrechts und seine Erschießung ein Justizmord; denn er war tatsächlich an dem Komplott nicht beteiligt. Wohl aber hatte der letzte Condé wie so mancher Emigrant in den Revolutionskriegen gegen Frankreich gefochten und er gestand auch, daß er eben jetzt im Elsaß Unruhen habe erregen wollen, um Napoleons Unternehmung gegen England zu lähmen. Dafür hatte er nach dem Gesetz gegen die Emigranten den Tod verwirkt.

Von den wirklichen Verschwörern hatte sich Pichegru mit seiner seidenen Halsbinde im Gefängnisse selbst erdrosselt, Cadoudal mit elf Genossen starb auf dem Schafott; Moreau wurde vom Gerichte zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, von Napoleon aber begnadigt unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswanderte. Neun Jahre später standen sich Napoleon und der Sieger von Hohenlinden bei

Dresden noch einmal gegenüber, dann aber in unzweifelhafter Feindschaft.

Die harte Bestrafung der königstreuen Verschwörer stand im Zusammenhang mit dem Versuch, den Napoleon damals machte, die Bourbonen zum öffentlichen Verzicht auf ihr Thronrecht zu bewegen. Dem Grafen von Provence, der in Warschau weilte, ließ er dafür ein Fürstentum in Italien und eine jährliche Rente von einigen Millionen anbieten. Selbstverständlich erhielt der Thronräuber eine stolze Antwort, die das Recht der Bourbonen erst recht festhielt. Diesen Ansprüchen gegenüber, die auf vorrevolutionären Anschauungen beruhten und eine Wiederherstellung der Bourbonen selbst mit Hilfe des Auslands und auf Kosten Frankreichs für zulässig hielten, wollte Napoleon zeigen, daß er Vertreter der Revolution, des neuen Frankreichs sei, dessen Unverletzlichkeit ihm über alles gehe. Eine Rückkehr des alten Herrscherhauses wünschte — die hartgesottenen Royalisten ausgenommen — überhaupt niemand in Frankreich, schon deswegen nicht, weil sie nur durch neue Kämpfe und Erschütterungen erreichbar war; und vor diesen hatte man eine begreifliche Angst.

Die Frage lag überhaupt nahe, wie die Fortdauer der Ruhe am sichersten verankert werden könnte; und die Antwort lag in der Luft: nur eine erbliche Monarchie begrub alle Hoffnungen der Bourbonen und verscheuchte alle Befürchtungen der Ruhebedürftigen; und diese bildeten die ungeheure Mehrzahl des französischen Volkes. Napoleon selbst war einer derartigen Rangerhöhung auch nicht abgeneigt; nur wollte er, wie einst Augustus und Tiberius, von sich aus nichts tun. Auch das ließ sich machen. Fouché wirkte durch die Presse; das Tribunat stellte den Antrag, der Senat stimmte bei, der gesetzgebende Körper, soweit er zufällig in Paris anwesend war, desgleichen; das „Plebiszit" ergab 3572329 Ja (bei 3580254 Stimmberechtigten). Das „organische Senatskonsult" vom 18. Mai 1804 übertrug also Napoleon die **erbliche Kaiserwürde** in Frankreich. Im Falle der Kinderlosigkeit Napoleons sollte die Würde auf seine Brüder Joseph und Ludwig Bonaparte übergehen; Lucian und Jerome, deren Ehen gegen den Willen Napoleons geschlossen worden waren, galten nicht für erbfolgefähig. Jene wurden daher französische „Prinzen" und „Kaiserliche Hoheiten". Die Mutter des Kaisers, Lätitia, führte den Titel „madame mère".

Der Kaiser erhielt eine Zivilliste von 25 Millionen Franken (als Konsul hatte er 500 000 Franken gehabt), die Prinzen eine solche von 3 Millionen. Der kaiserlichen Familie am nächsten standen die „Großwürden" und „Großoffiziere" des Reiches, die den alten Hofadel ersetzen sollten. Die höchsten Ämter übertrug der neue Kaiser den eigenen Verwandten; sein Bruder Ludwig, der auf Napoleons Wunsch dessen Stieftochter Hortense geheiratet hatte, wurde Konnetable; Murat, der Sohn eines Schenkwirts bei Cahors, der zum Dank für seine Mitwirkung bei dem Staatsstreiche des 18. Brumaire Napelons Schwester Karoline zur Frau erhalten hatte, wurde zum Großadmiral ernannt. Die hervorragendsten der alten Waffengenossen, darunter Bernadotte, der Schwager Josephs Bonaparte, die fast alle aus den unteren Volksschichten hervorgegangen waren und ihre Laufbahn als gemeine Soldaten begonnen hatten, erhielten die Marschallswürde. Frühere „Königsmörder" und Jakobiner fühlten sich glücklich, von einem Kaiser, der sklavischen Gehorsam verlangte, ein Hofamt zu erhalten. Aber auch manche Mitglieder des alten echten Geburtsadels, männliche und weibliche, stellten sich am Hofe des Plebejers ein, wo sie als Vorbilder und Lehrmeister in feiner höfischer Sitte willkommen waren und reichlichen Lohn empfingen. Der neue Kaiserhof entfaltete bald eine solche Pracht, daß er alle anderen Fürstenhöfe Europas verdunkelte. Die Pariser hatten jetzt, was sie je und je begehrten: einen Hof, der glanzvoll auftrat, der den Geschmack beherrschte, der den Leuten etwas zu bewundern, zu reden und zu verdienen gab.

Um seine Krone den ältesten Europas ebenbürtig zu machen, feierte Napoleon am 2. Dezember 1804 in Notre-Dame ein großartiges **Krönungsfest,** dem sogar — etwas ganz Unerhörtes! — das Oberhaupt der katholischen Kirche durch seine Anwesenheit die Weihe gab. Der Papst salbte den Kaiser auf Stirn und Handgelenk, segnete ihn und überreichte ihm Schwert, Zepter und Mantel, und war eben im Begriffe, ihm auch die „republikanische Krone", d. h. einen goldenen Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen. Da nahm sie ihm Napoleon ruhig aus der Hand und setzte sie sich selbst auf; ebenso krönte er seine neben ihm knieende Gemahlin. Am Abend vor der Krönung hatte er seine Ehe, die 1796 nur vor der bürgerlichen Behörde geschlossen worden war, durch seinen Oheim, den Kardinal Fesch, kirchlich einsegnen

lassen. — Der Papst blieb noch einige Monate in Paris; aber die politischen und religiösen Zugeständnisse, auf die er als Gegenleistung für seine Anwesenheit gehofft hatte, blieben aus. Nur in einigen Nebenpunkten kam Napoleon den Wün-



Napoleon I. im Krönungsornat.

Gemälde von François Gérard in der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden.
Nach einer Photographie von F. & O. Brockmanns Nachf. (R. Tamme), Kunstverlag in Dresden.

schen seines Gastes entgegen. So mußte der Senat beschließen, den republikanischen Kalender, der nie recht ins Volk gedrungen war, abzuschaffen, und vom 1. Januar 1806 ab wieder den Gregorianischen einzuführen.

Es war selbstverständlich, daß die Republiken, deren Präsident Napoleon war, nun auch in Erbmonarchien verwandelt wurden. Zuerst kam die „italienische Republik" an die Reihe, die zum „Königreich Italien" umgetauft wurde und Napoleon zum König erhielt. Am 26. Mai 1805 krönte er sich in Mailand selbst mit der eisernen Krone der alten Longobardenkönige und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig mit dem Sitz in Mailand. Parma wurde unter französischer Verwaltung an das neue Königreich angeschlossen. Dann folgte die ligurische Republik, die gehorsamst durch den Dogen Durazzo um Vereinigung mit Frankreich bat; damit erhielt Napoleon einen trefflichen Hafen und treffliche Seeleute.

In den Jahren 1800—1804 hat Napoleon **im Innern Frankreichs** eine Tätigkeit entfaltet, die ein ungewöhnliches Maß von Sach- und Menschenkenntnis, Urteilsschärfe und Willenskraft verrät. „Wir haben einen Herrn, der alles kann, alles weiß, alles will," sagte Sieyès. Der Staatsbau, den er aufführte, trug militärisch-monarchischen Charakter. Durch seine kriegerischen Eigenschaften hatte Napoleon die Herrschaft errungen, auf kriegerischer Grundlage mußte er sie aufbauen, gemäß seinem eigenen Worte: „Im letzten Grunde muß man, um zu regieren, Militär sein; man regiert nur gespornt und gestiefelt." Bei dieser Auffassung blieb kein Raum für die Freiheit der Bürger; diese hat Napoleon bis auf den letzten Rest zerstört. Das Volk hatte tatsächlich nicht den allergeringsten Anteil an der Regierung. Napoleon wollte für alle denken und für alle handeln. Das Tribunat hob er 1807 ganz auf; seine Minister und Räte machte er zu ausführenden Organen der eigenen Gedanken und beraubte sie jeder Selbständigkeit. Je mehr der düstere Mann in den Wahn der Allmacht hineinwuchs, desto weniger konnte er Widerspruch ertragen. Die Zahl der Zeitungen wurde beschränkt, die staatsgefährlichen einfach unterdrückt. Maßgebend war der „Moniteur", für den Napoleon zuweilen selbst Aufsätze schrieb. Einen anderen Grundsatz der Revolution dagegen, den der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, hat er folgerichtig durchgeführt. Das ganze französische Volk war eine

einzige ungegliederte Masse, über welche sich nur der einzige Übermensch erhob, der allen die Bahnen wies.

Das französische Volk ertrug vorerst ruhig den Mangel an Freiheit; man fühlte die starke Hand der Regierung und war zufrieden, weil man gut regiert war. Die bestehenden Besitzverhältnisse blieben unangetastet, eine Maßregel, die mit einem Schlage jenen Mittelstand gewann, den die Revolution geschaffen hatte. Die Emigranten durften zurückkehren, wenn sie um die Erlaubnis nachsuchten und grundsätzlich auf die eingezogenen Güter verzichteten; desgleichen die Priester, wenn sie sich auf den Boden der Verfassung stellten; auch die Opfer der früheren Parteiregierungen wurden zurückberufen; denn Napoleon stand über den Parteien.

Die Beamtenhierarchie, auf welche Napoleon die Neuordnung der Verwaltung gründete, erhielt eine ungewöhnliche Schlagkraft, weil jeder Beamte nach oben willenlos, nach unten allmächtig war. Die Richter wurden für unabsetzbar erklärt. Da aber ihre Versetzung und Beförderung der Regierung zustand, so war ihre Unabhängigkeit doch nur Schein. Ein gewaltiges Verdienst erwarb sich Napoleon durch Schaffung eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches für ganz Frankreich; das ist der Code civil des Français (gültig seit 31. März 1804, von 1807—1870 Code Napoléon genannt, seit 1870 wieder Code civil). Obwohl schon der Konvent die Vorarbeiten für dieses treffliche Werk geliefert hatte und die tüchtigsten Rechtsgelehrten daran arbeiteten, hat Napoleon doch einen unmittelbaren persönlichen Anteil an seinem Zustandekommen. Bis zum 1. Januar 1900 galt dieses Gesetzbuch auch in Baden, der preußischen Rheinprovinz und den übrigen linksrheinischen Gebieten Deutschlands.

Unter den verworrenen Verhältnissen der Revolution hatte das Finanzwesen am meisten gelitten. Die Verbesserungen, die Napoleon einführte, bewirkten, daß schon das dritte Regierungsjahr ohne Abmangel im Staatshaushalt abschloß. Die reichlicheren Mittel, die nun flüssig wurden, benutzte Napoleon zur Ausbesserung und Neuanlage von Straßen und Häfen, sowie zur Unterstützung wirtschaftlicher Betriebe. Die neue Wehrordnung, deren Urheber hauptsächlich Jourdan war, setzte die allgemeine Wehrpflicht vom zwanzigsten Lebensjahr ab fest, erlaubte aber den Wohlhabenden und Schwächlichen einen Ersatzmann zu stellen. Das Heer, das so entstand,

vereinigte die Vorzüge des Volksheers mit denen des Söldnerheers und war ein geeignetes Werkzeug für die Eroberungspolitik Napoleons.

2. Das Soldatenkaisertum Napoleons im Kampfe um die Weltherrschaft.

a) Der dritte Koalitionskrieg und der Rheinbund.

Wenn Staaten durch dieselben Mittel erhalten werden, durch die sie gegründet wurden, so konnte die Militärmonarchie Napoleons nur durch das Schwert bestehen. Die Nachbarstaaten ertrugen ihre Beraubung so lange, bis sie einzeln oder vereint sich stark genug fühlten, den Raub zurückzufordern. Die Franzosen ertrugen den Mangel an Freiheit so lange, als der Glanz der äußeren Erfolge sie ihre Knechtschaft vergessen ließ. Auch liegt es im innersten Wesen der Säbelherrschaft, daß es für sie keine Grenzen gibt. Jeder Stillstand erregt den Verdacht der Schwäche und erweckt bei den Unterjochten Hoffnung auf Befreiung. Napoleon mußte also Eroberung an Eroberung, Sieg an Sieg reihen, wenn er nicht seine Herrschaft verlieren wollte.

In England hatte man den Frieden mit Jubel begrüßt. Aber die Stimmung schlug rasch um, als Napoleon einen für England günstigen Handelsvertrag ablehnte und seine Häfen durch hohe Zölle den englischen Schiffen verschloß. Alsbald begann die Londoner Presse, den Konsul wieder anzugreifen und in Spottbildern zu verhöhnen, ohne daß die Regierung dagegen eingeschritten wäre. Schlimmer war, daß die Engländer sich weigerten, die Insel Malta, die sie nach dem Vertrage von Amiens räumen sollten, herauszugeben. England wollte eben die Herrschaft im Mittelmeer an sich reißen, die Napoleon gar nicht entbehren konnte. Der Gegensatz zwischen den beiden Mächten war unversöhnlich und beherrscht die Geschichte des nächsten Jahrzehnts. Am 10. März 1803 ließ Napoleon bei einem feierlichen Empfang in den Tuilerien den englischen Gesandten, Lord Whitworth, seinen Groll empfinden, worauf England ein Ultimatum stellte, das dem anderen Teil unannehmbar war. Darauf forderte Whitworth am 11. Mai 1803 seine Pässe. Am 18. Mai erfolgte von englischer Seite die Kriegserklärung.

Während die Engländer wieder ihr Kapersystem gegen

französische und holländische Schiffe eröffneten, traf Napoleon die umfassendsten Rüstungen zur Eroberung des Inselreichs. Wenn es ihm gelang, 100—120 000 Mann über den Kanal zu bringen, so war England ohne Frage verloren. Aber woher sollte er die Lastschiffe nehmen zur Beförderung dieser Massen und woher die Schlachtschiffe zu ihrem Schutze? Zunächst griff er England in seinem festländischen Besitz **Hannover** an, obwohl dieses Land Teil des Deutschen Reiches war. General Mortier fiel mit 12 000 Mann im Kurfürstentum ein (Mai 1803), fand aber keinen Feind. Das hannoversche „Geheimratskollegium" verzichtete auf Widerstand und schloß am 3. Juni 1803 den Vertrag von Suhlingen, wonach das hannoversche Heer unter General Wallmoden sich über die Elbe nach Lauenburg zurückziehen sollte. Napoleon aber verwarf den Vertrag und bestand auf völliger Auflösung des Heeres, was am 5. Juli geschah. Ein Teil der Soldaten floh über Holstein nach England, wo sie die „Deutsche Legion" bildeten. Die Franzosen besetzten Hannover, nahmen Waffen, Pferde und Vorräte an sich und drückten das Land durch Einquartierung, Lieferungen und Kriegssteuern aufs schwerste.

Inzwischen hatte Napoleon in den Häfen des Kanals eine gewaltige Armada versammelt (170 000 Mann mit mehr als 1300 Fahrzeugen); Anfang August 1805 begab er sich selbst nach Boulogne, um die Überfahrt zu leiten. Aber der Admiral Villeneuve, der mit seiner Schlachtflotte den Schutz der Überfahrtsschiffe übernehmen sollte, wagte bei der zweifellosen Überlegenheit der englischen Flotte gar nicht, in den Kanal einzufahren. Wiederum war der Plan der Überfahrt gescheitert. Napoleon war wütend über seinen Admiral. Rasch entschlossen änderte er seinen Plan. Nicht an der Themse, sondern an der Donau wollte er den Bund seiner Feinde zersprengen.

Der Schöpfer **der dritten Koalition** ist William Pitt, der im Mai 1804 von seinem König wieder ins Ministerium berufen worden war und den Kampf gegen Frankreich mit der alten Zähigkeit aufnahm. Am leichtesten und frühesten gewann er Gustav IV. von Schweden (1793—1809), jenen störrischen, unberechenbaren Fürsten, der gegen Revolution und „Monsieur Bonaparte" unversöhnlichen Haß im Herzen trug und sich berufen glaubte, dem letzteren den Garaus zu machen. Am 3. Dezember 1804 schloß Pitt mit ihm einen

Subsidienvertrag, während Gustav von sich aus am 14. Januar 1805 ein Bündnis mit Rußland schloß. Zar Alexander I. war erbittert über die Ermordung Enghiens sowie über die Gewalttaten Napoleons in Italien und Deutschland, dessen Verfassung er mit verbürgt hatte. Am 11. April 1805 trat er in dem „Konzertvertrag" dem englisch-schwedischen Bündnis bei. Am 9. August 1805 folgte Österreich, das für seine italienischen Besitzungen schwere Sorge empfand und von der Mittelmeerpolitik Napoleons noch weitere Verluste fürchten mußte. Zuletzt schloß sich Neapel an, nachdem ihm Schutz durch eine russisch-englische Flotte zugesichert war. Preußen blieb auch diesem Bunde ferne. Immer noch hielt es fest an seiner Neutralität, obgleich wenig staatsmännische Weisheit dazu gehörte, um einzusehen, daß Napoleon die Neutralität eines Staates nur so lange beachtete, als es ihm paßte. An Aufforderungen zur Waffengenossenschaft fehlte es nicht. Napoleon suchte durch einen besonderen Abgesandten, den General Duroc, den König Friedrich Wilhelm III. zu einem Bündnis mit Frankreich zu bewegen und bot ihm als Preis hiefür Hannover an; anderseits bemühten sich österreichische und russische Unterhändler, den König für die Koalition zu gewinnen. Dieser, ganz umgarnt von der franzosenfreundlichen Partei an seinem Hofe, zu welcher der Minister des Auswärtigen, Graf Haugwitz, der preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, die Kabinettsräte Lombard und Beyme und der General Rüchel gehörten, folgte lieber den Stimmen dieser Leute als den Männern der nationalen Partei, die im Ministerium durch die Freiherren vom Stein und von Hardenberg, am Hofe durch die Königin Luise und den Prinzen Louis Ferdinand vertreten waren.



Gustav IV. (Adolf), König von Schweden.
Gestochen nach einem gleichzeitigen Gemälde.
Kgl. Kupferstichkabinett zu Stuttgart.

Napoleon seinerseits hatte sich auch einige Bundesgenossen

gesichert. Spanien, das sich längst ganz an Napoleon ausgeliefert hatte, versprach (12. Januar 1805) dreißig Kriegsschiffe, 5000 Mann zu Land und große Geldmittel. Die süddeutschen Fürsten zögerten anfangs, wurden aber durch die Ereignisse überholt. Am frühesten (24. August) versprach Bayern 25 000 Mann, am 1. Oktober folgte Karl Friedrich von Baden, der 3000 Mann stellte; Württemberg wollte neutral bleiben. Als aber Napoleon persönlich in Ludwigsburg eintraf, bewog er durch seine Drohung „wer nicht für mich ist, der ist wider mich" auch den Kurfürsten Friedrich, 8000 Mann zu stellen (2. Oktober). Hessen, Nassau und andere Reichsstände folgten. All diesen Fürsten war Entschädigung durch Gebietserweiterung zugesagt, dem Kurfürsten von Württemberg auch noch volle Souveränität und Unterstützung gegen seine widerspenstigen Landstände.

Der **Feldzug des Jahres 1805** hat einige Ähnlichkeit mit dem des Jahres 1796: beidemal ein großartig angelegter Plan, beidemal unerhörte Erfolge der französischen Waffen. Niemals strahlte Napoleons Feldherrnruhm glänzender als in den Tagen von Ulm und Austerlitz. Die Aufstellung der Verbündeten erstreckte sich durch die ganze Breite des Erdteils. Im Neapolitanischen sollte ein aus Einheimischen, Engländern und Russen bestehendes Heer gleichsam den linken Flügel der Gesamtaufstellung bilden. In Oberitalien standen 80 000 Österreicher unter Erzherzog Karl gegen 50 000 Franzosen unter Massena, in Tirol Erzherzog Johann. Die Hauptschläge aber fielen wieder an der Donau, wo 80 000 Mann unter General Mack auf das russische Heer warteten, das noch in weiter Ferne war. Auf dem rechten Flügel in Hannover sollte eine schwedisch-russische Abteilung die Franzosen aus Hannover fernhalten.

Das glänzende Heer, das zur Landung in England bestimmt war, stand noch immer bei Boulogne. Dorthin waren alle Blicke gerichtet. Der Angriff auf England war ja noch nicht aufgegeben. Die Bildung der Koalition veränderte die Lage. Bei Boulogne blieb zum Schutz der Flotte und der Küste ein Heer unter Marschall Brune zurück; alle anderen Truppenteile erhielten den Befehl, nach der Donau zu marschieren. In sieben Heeresabteilungen zogen die Franzosen nach Süddeutschland. Marschall Ney überschritt am 26. September den Rhein; Napoleon, der am 1. Oktober durch Straßburg fuhr, erklärte in seinem Manifeste, er müsse das Deutsche

Reich vor österreichischer Vergewaltigung schützen. Das Korps des Marschalls Bernadotte rückte von Hannover gegen den Main vor, zog trotz Preußens Neutralität und trotz der Einsprache der preußischen Behörden durch die brandenburgische Markgrafschaft Ansbach und eilte nach der Donau. Die Nachricht von dieser Gebietsverletzung rief in Berlin einen Sturm von Entrüstung hervor. Der König erklärte, ohne eine glänzende Genugtuung sei der Krieg mit Frankreich nicht mehr zu vermeiden. Und doch bestand die ganze Genugtuung darin, daß Napoleon in einem Schreiben an den König den ganzen Vorfall als eine Kleinigkeit behandelte. Letzterer gestattete nun den Russen den früher verweigerten Durchzug durch Schlesien, ordnete die Mobilisierung des Heeres an und besetzte das nördliche Hannover.

Während Mack mit seinem Heere von Memmingen bis Ulm stand und die Russen erwartete, rückten die französischen Abteilungen von allen Seiten gegen diese Stellung heran, in der Absicht, den General, dessen Unfähigkeit Napoleon längst kannte, vom Rückzug abzuschneiden und einzuschließen. Napoleon selbst hatte den Plan für jede Heersäule mit genauer Berechnung der Leistungsfähigkeit von Mann und Roß im einzelnen ausgearbeitet. Am 7. Oktober überschritten die Franzosen bei Donauwörth den Strom, womit der Rückzug nach dem Inn versperrt war, zu einer Zeit, wo auch der Einschließungsbogen schon von der Rauhen Alb bis nach Ingolstadt reichte. Aber Mack merkte immer noch nichts. Am 14. Oktober siegte Ney bei Elchingen, in der Nacht darauf floh Erzherzog Ferdinand an der einzigen Stelle, wo die Maschen des Netzes noch nicht ganz geschlossen waren, und erreichte mit etwa 2000 Reitern glücklich die Festung Eger in Böhmen. Am 15. besetzten die Franzosen den die Festung Ulm beherrschenden Michelsberg. Am 16. Oktober begann Mack die Unterhandlungen, am 17. unterzeichnete er die **Kapitulation von Ulm**, am 20. räumte er die Festung. 23000 Österreicher wurden kriegsgefangen. So war das österreichische Heer ohne eigentliche Schlacht vernichtet; die Straße nach Wien stand offen. Jetzt mußte Erzherzog Karl einen Teil seiner Truppen nordwärts senden und Venetien räumen. Als Massena ihm allzu hitzig nachdrängte, schlug er ihn bei Caldiero; dann vereinigte sich Karl mit Erzherzog Johann, der Tirol preisgeben mußte, und beide zogen gegen Wien, um die Hauptstadt zu schützen. Die Freude über

diesen Erfolg wurde Napoleon freilich getrübt durch die Nachricht, daß der englische Admiral Nelson mit 27 Linienschiffen die französisch-spanische Flotte von 35 Linienschiffen unter den Admiralen Villeneuve und Gravina beim Kap Trafalgar am 21. Oktober fast gänzlich vernichtet habe. Nelson, dessen kurze Anrede an seine Seeleute lautete: „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tue", erlitt in dieser Seeschlacht den Heldentod; aber er hatte die maritimen Träume Napoleons zertrümmert und Englands Seeherrschaft auf viele Jahre hinaus gesichert.

Wenige Tage nachher, am 25. Oktober, traf **Kaiser Alexander,** der sich zu seinem Heere begeben wollte, auf der Durchreise **in Berlin** ein. Auch Erzherzog Anton, der Bruder des Kaisers Franz, kam dort an. Noch herrschte infolge des Ansbacher Vorfalls eine sehr gereizte, nahezu kriegerische Stimmung. Dadurch wurde den hohen Gästen ihre Aufgabe erleichtert. Am 3. November schlossen Friedrich Wilhelm und Alexander den Potsdamer Vertrag. Darin verpflichtete sich ersterer, zwischen den Verbündeten und Frankreich zu vermitteln, von Napoleon die Rückkehr zu den früheren Verträgen und die Zustimmung zu der Berufung eines europäischen Kongresses zu fordern und im Weigerungsfall mit 180 000 Mann zu den Verbündeten zu stoßen. Durch diese „bewaffnete Mediation", die Preußen übernahm, glaubte es die Entscheidung des Feldzugs und eben damit die Feststellung einer neuen europäischen Ordnung in seiner Hand zu haben. Aber es war zu spät; die französischen Siege kamen rascher als die 180 000 Preußen, und der Mann, der Napoleon die Vermittlungsvorschläge Preußens überbringen sollte, Graf Haugwitz, war, da ihm nichts über eine preußisch-französische Allianz ging, am wenigsten geeignet für diese Sendung. Bevor Kaiser Alexander von Potsdam abreiste, wünschte er die Gruft Friedrichs des Großen zu sehen. Nach Mitternacht (4. November) begab er sich in Begleitung des Königs und der Königin Luise in die Garnisonskirche und in die erleuchtete Gruft. Er küßte den Sarg und reichte dem König gerührt über diesen hinüber die Hand. Unmittelbar vom Sarg und von der Kirche aus bestieg er den Reisewagen und fuhr zu seinem Heere.

Inzwischen war das erste russische Heer unter General Kutusow, etwa 40 000 Mann stark, am Inn zu den Trümmern der österreichischen Armee gestoßen, die

noch 20 000 Mann betrugen und unter General Merveldt standen. Aber obwohl die Verbündeten zusammen 60 000 Mann zählten, mußten sie doch immer weiter ostwärts zurückweichen. Die Franzosen überschritten am 28. Oktober den Inn und suchten rasch Wien zu erreichen. Ney besetzte am 5. November Innsbruck, drängte den Erzherzog Johann aus Tirol hinaus und reichte Masséna die Hand. Merveldt erlitt am 8. November bei Mariazell durch Davoust eine große Niederlage, worauf die Russen, die sich zur Deckung Wiens zu schwach fühlten, auf das linke Donauufer gingen und in der Richtung nach Mähren abzogen. Zwar siegten die Österreicher bei Dürrenstein über Mortier, und der russische General Fürst Bagration leistete bei Hollabrunn den tapfersten Widerstand; aber bei Brünn wurde er geschlagen und vereinigte sich am 18. November wieder mit dem Hauptheer unter Kutusow. Inzwischen war Wien in die Hände der Franzosen gefallen. Bei der Annäherung des Muratschen Korps floh der Kaiser Franz mit dem Hof von Wien nach Preßburg; Murat bemächtigte sich mit List der großen Donaubrücke und nahm am 13. November die Hauptstadt mit ihren ungeheuren Vorräten. Napoleon hielt seinen Einzug in Wien, nahm seine Wohnung im Schlosse zu Schönbrunn und legte den von ihm besetzten Gebieten eine Kriegssteuer von 100 Millionen Frank auf.

Am 20. November befand sich Napoleon in Brünn. Bei der Besichtigung der Umgegend fand er die Ebene von Austerlitz sehr günstig für seine Pläne und wählte für seine Truppen die besten Stellungen aus. Kaiser Alexander und Franz hatten ihr Hauptquartier in Olmütz. Die zweite russische Armee unter General Buxhöwden hatte sich mit der ersten vereinigt (20. November). Den Oberbefehl über das ganze Heer der Verbündeten führte der tapfere Kutusow. Dieser war klug genug, das Gefährliche an Napoleons Lage zu erkennen (Erzherzog Karl und Johann waren mit 80 000 Mann in Anmarsch, ebenso die russische Reservearmee, Haugwitz mit dem preußischen Ultimatum bereits unterwegs), und wollte deswegen eine Schlacht vermeiden. Napoleon aber, den nur ein rascher Sieg retten konnte, suchte durch Scheinunterhandlungen den Eindruck der Furcht zu erwecken, was ihm dem Zaren gegenüber vollkommen gelang. Um den Siegeslorbeer allein zu pflücken, befahl dieser die Schlacht. Als Napoleon am 1. Dezember von einer Anhöhe aus die



Schlacht bei Austerlitz.

Kupferradierung nach einem Gemälde von Carle Vernet im histor. Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I. Napoleonstein bei Leipzig.

ungeschickten Bewegungen ihrer Generale bemerkte, sagte er: „Vor morgen abend ist diese Armee mein." Am 2. Dezember 1805, am Jahrestage der Kaiserkrönung zu Paris, erfolgte die **Dreikaiserschlacht bei Austerlitz,** wo ungefähr 80000 Verbündete gegen 70000 Franzosen fochten. Am Abend war ein Drittel des verbündeten Heeres tot oder verwundet, der Rest in wirrer Auflösung. Es war einer der großen Tage, wo weltgeschichtliche Entscheidungen fielen; das zeigten die Folgen der Schlacht.

Der vorher schon gelockerten Koalition war jetzt das Rückgrat gebrochen. Am 4. Dezember hatte Kaiser Franz nahe dem Dorfe Nasiedlowitz auf freiem Felde bei einem Biwakfeuer eine Zusammenkunft mit Napoleon; nach dreistündiger Unterredung war ein Waffenstillstand vereinbart, der am 6. Dezember unterzeichnet wurde: Österreich trat von der Koalition zurück und verpflichtete sich, keine fremden Truppen (also keine Russen und keine Preußen) in seinen Staaten zuzulassen. „Jetzt, seit ich ihn gesehen habe, mag ich ihn gar nicht mehr leiden," sagte der schwer gedemütigte Habsburger, als er wieder zu Hause war. Die beiden Erzherzoge waren jetzt noch sieben Stunden von Wien entfernt. Kaiser Alexander kehrte sehr entmutigt nach Rußland zurück, während Österreich in Nikolsburg, später in Preßburg mit den französischen Bevollmächtigten über die Friedensbedingungen unterhandelte.

Bevor ein Ergebnis erzielt wurde, fand die **Sendung des Grafen Haugwitz** einen unerwarteten Abschluß. Dieser hatte sich mit seiner Reise gar nicht sehr beeilt, obwohl ihr Zweck ihn hätte drängen sollen. Erst am 28. November kam er in Brünn an. Dort hatte er seine erste vierstündige Unterredung mit Napoleon, teilte diesem aber seine Aufträge gar nicht mit, weil er — ganz im Sinne und Auftrage seines Königs — den Bruch mit Napoleon überhaupt vermeiden wollte. Es war auch gar nicht nötig, daß er sein Ultimatum vorzeigte; Napoleon kannte den Inhalt genugsam. Auf dessen Aufforderung begab er sich zu Talleyrand nach Wien. Dort wartete er, bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen, ein Waffenstillstand zwischen Österreich und Napoleon geschlossen, das russische Heer zum Rückzug genötigt und infolge all dieser Tatsachen die Koalition gesprengt war. Am 13. Dezember hatte Haugwitz wieder eine Unterredung mit Napoleon, von dem er mit Vorwürfen überhäuft wurde. „Ihr wollt die Freunde

von aller Welt sein; das ist nicht möglich; man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen." Von dem Potsdamer Vertrag war keine Rede mehr. Dagegen legte Napoleon dem Minister einen neuen Vertrag vor, wonach Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abschließen, alle Abtretungen Österreichs an Frankreich anerkennen, Ansbach an Bayern, Neufchatel und den rechtsrheinischen Teil des



Arc de Triomphe du Carrousel in Paris.
Zur Erinnerung an die Siege von 1805 von Napoleon errichtet.

Herzogtums Kleve nebst der Festung Wesel an Frankreich überlassen und für alle diese Zugeständnisse Hannover erhalten sollte, mit der Verpflichtung, die Engländer von den Nordseehäfen auszuschließen. Am 15. Dezember unterzeichnete Haugwitz den in diesem Sinne gehaltenen Schönbrunner Vertrag.

Obwohl man in Berlin mit der Bestätigung dieses Vertrages zögerte, so benutzte doch Napoleon den Entwurf, um auf den schwachen Franz einen Druck auszuüben. Am 26. Dezember unterschrieben die Bevollmächtigten den „demütigendsten

Frieden der österreichischen Geschichte", den **Frieden von Preßburg**. Österreich mußte Venedig mit Istrien, Friaul und Dalmatien, Tirol und die vorderösterreichischen (schwäbischen) Gebiete, etwa ein Fünftel seines ganzen Gebiets, abtreten und die von der Kriegssteuer von 100 Millionen noch rückständigen 40 Millionen Frank bezahlen, während es selbst nur Salzburg erhielt, wofür der damalige Besitzer, der frühere Großherzog Ferdinand III. von Toskana, das Fürstentum Würzburg bekam. Auch mußte Österreich zu all den Umwälzungen und Veränderungen, die im Schönbrunner und Preßburger Vertrag angeführt oder von Napoleon in anderer Form angeordnet wurden, seine Zustimmung geben.

Von diesen **Gebietsveränderungen** sind folgende die wichtigsten: das abgetretene venetianische Gebiet wurde mit dem Königreich Italien vereinigt; Bayern erhielt Tirol, Ansbach und die Reichsstadt Augsburg, Württemberg die österreichischen Besitzungen in Oberschwaben und mehrere Güter des Malteserordens und der Reichsritterschaft, Baden den österreichischen Breisgau, die Stadt Konstanz und einige andere Gebietsteile. Die Kurfürsten von Bayern und von Württemberg nahmen den Königstitel, der Kurfürst von Baden den Titel „Großherzog" an; alle drei wurden für vollkommen souverän erklärt, zugleich aber als Mitglieder des Deutschen Bundes (confédération germanique) bezeichnet (der Ausdruck „Deutsches Reich" war vermieden). Aber diese neuen „Souveräne", die ein Vasallentum ertrugen, wie es das ganze Mittelalter hindurch kein deutscher Herzog ertragen hatte, mußten nun auch Familienverbindungen mit dem glücklichen Emporkömmling eingehen, um seine Verwandte mit feudalen Gemahlen und Gemahlinnen zu versorgen. Diese **dynastischen Heiraten** waren zugleich Vorbereitung des Rheinbundes. Die anmutige bayerische Prinzessin Amalia Augusta war zwar bereits für den Kurprinzen Karl von Baden bestimmt. Aber wenn man dieses Versprechen zurücknahm, wurden zwei „Partien" frei. So geschah es. Die bayerische Prinzessin erhielt Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, den Vizekönig von Italien, zum Gemahl; der Kurprinz Karl, Enkel des Großherzogs Karl Friedrich, wurde mit Napoleons Adoptivtochter, Stephanie, Tochter des Grafen Claude Beauharnais, getröstet; Napoleons jüngster Bruder, Jerome, mußte sich von seiner amerikanischen Gemahlin, Elisabeth Patterson, scheiden lassen und eine Ehe mit der württembergischen

Prinzessin Katharina eingehen. Das Herzogtum Kleve und das von Bayern gegen Ansbach abgetretene Herzogtum Berg erhielt als ein neues Großherzogtum mit der Hauptstadt Düsseldorf Napoleons Schwager, Joachim Murat, der dadurch deutscher Reichsfürst wurde (15. März 1806). Auch Kardinal Fesch, von dem Reichserzkanzler Dalberg zu seinem Koadjutor und Nachfolger ernannt, trat in die Reihe der deutschen Fürsten ein und zwar erhielt er das Anrecht auf den vornehmsten Fürstenthron, mit dem seit alten Zeiten das oberste Reichsamt verbunden war, obwohl er kein Wörtlein Deutsch verstand. Die batavische Republik (Holland), welche bisher von dem Ratspensionarius Schimmelpenninck trefflich regiert und verwaltet wurde, mußte sich von Napoleon ihre Umwandlung in eine Erbmonarchie erbitten und erhielt zum König dessen Bruder Ludwig (5. Juni 1806), der mit Napoleons Stieftochter, Hortense Beauharnais, vermählt war. In Italien erhielt Napoleons Schwester, die Fürstin Bacciochi, zu dem Fürstentum Piombino und Lucca noch Massa und Carrara, später als Generalstatthalterin und Großherzogin auch Toskana; Napoleons zweite Schwester, die Fürstin Pauline Borghese, erhielt das Fürstentum Guastalla, sein Bruder Joseph das Königreich Neapel. Da nämlich beim Ausbruch des dritten Koalitionskrieges auf Veranlassung der Königin Karoline trotz des früheren Vertrages ein englisch-russisches Heer in Neapel landete, um, vereinigt mit dem neapolitanischen Heere, im Rücken der Franzosen zu operieren, so unterschrieb Napoleon am 27. Dezember



Murat.

Nach einem Gemälde von François Gérard, gestochen von François.

1805 in Schönbrunn das berüchtigte Dekret: „Die Dynastie der Bourbonen in Neapel hat aufgehört zu regieren." Ein französisches Heer unter Joseph und Massena rückte in Neapel ein und bemächtigte sich des ganzen Landes, während der Hof wieder nach Sizilien floh, wo er durch die englischen Schiffe geschützt war. Darauf trat Joseph seine königliche Regierung an. Nur die Festung Gaeta ergab sich erst nach fünfmonatlicher Belagerung (Juli 1806). Diese Napoleoniden insgesamt unterstanden dem von Napoleon erlassenen Hausgesetz (31. März 1806), wonach sie trotz der Kronen, die sie trugen, doch dem Familienoberhaupt gegenüber ganz unselbständig waren. In ihren Heiraten, ihren Reisen, sogar in der Erziehung ihrer Kinder waren sie von des Kaisers Zustimmung abhängig.

Nicht nur für seine Verwandten, sondern auch für die Marschälle und Generale, die seine Schlachten schlugen, sorgte Napoleon mit fürstlicher Freigebigkeit. In Italien errichtete er für sie die großen „Reichslehen", mit denen zwar kein Herrscherrecht, wohl aber der Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von 50—100 000 Frank verknüpft war. Als souveräne Fürstentümer aber kamen Neufchatel an Berthier, Pontecorvo an Bernadotte, Benevent an Talleyrand. Der Dienst bei Napoleon war drückend, aber lohnend.

Als Haugwitz mit dem Schönbrunner Vertrag am 25. Dezember 1805 in Berlin eintraf, entstand große Bestürzung. Man wollte den Vertrag nicht annehmen und wagte ihn nicht zu verwerfen, denn das letztere bedeutete den Krieg. Um einige Änderungen herbeizuführen, reiste Haugwitz nach Paris. Aber hier fand er einen unerwarteten Empfang. Er wurde von Napoleon „teils angedonnert, teils wie ein Schulknabe abgekanzelt". Der Schönbrunner Vertrag, hieß es, existiere gar nicht mehr, weil er innerhalb der festgesetzten drei Wochen nicht unterzeichnet worden sei. Der schwer geängstigte Haugwitz erhielt am 15. Februar 1806 statt dessen den **„Pariser Vertrag"**, in welchem die für Ansbach versprochene Entschädigung wegfiel und die Verpflichtung Preußens hinzukam, seine Seehäfen und die Mündungen der Weser und Elbe den englischen Schiffen zu versperren. Dieser Vertrag bedeutete die Unterwerfung Preußens unter Frankreich. Aber was war zu machen? Die Ablehnung hätte den Krieg zur Folge gehabt und für diesen war Preußen gar nicht, Frankreich vollständig gerüstet. Am 3. März 1806 unterzeichnete der

preußische König das Schriftstück, das auch ihn zu einem Vasallen Napoleons machte. Als er dann Hannover besetzte und seine Häfen sperrte, da hatte er auch das Zerwürfnis mit England, wo seit dem Tode Pitts (23. Januar 1806) Minister Fox die äußeren Angelegenheiten leitete. Alle preußischen Schiffe, die sich in englischen Häfen befanden, wurden weggenommen, was an sich einen Verlust von 6—7 Millionen Talern ausmachte.

Am 11. Juni 1806 erklärte Preußen an England den Krieg, der ihm nur neue Verluste und neue Schmach bringen konnte. So bitter rächte sich jetzt schon die Politik der Schwäche und Zaghaftigkeit, die Friedrich Wilhelm III. befolgte. Und doch war das, was bisher über Preußen gekommen war, nur ein kleines Vorspiel dessen, was kommen sollte.



Charles James Fox.
Nach einem Gemälde von Anton Hickel, gestochen von J. G. Huck. Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

Um Österreich vollends ganz aus Deutschland hinauszudrängen und eine neue Staatengruppe zu bilden, die nur durch ihre Verbindung mit Frankreich lebensfähig wäre, beschloß Napoleon, Österreich und Preußen gegenüber „la troisième Allemagne“ zu bilden. Die süddeutschen Verbündeten von 1805 sollten durch einen besonderen Vertrag zu dauernden Verbündeten, das heißt zu napoleonischen Vasallen gemacht werden. Da diesen Fürsten das Deutsche Reich, das nur noch auf dem Papier bestand, nichts mehr bot, so ließen sie sich durch die Bemühungen Talleyrands und Dalbergs leicht bewegen, aus diesem vollends ganz auszuscheiden und mit Napoleon einen neuen Bund einzugehen, zumal da ihnen neue Gebietserweiterungen

verheißen waren. Die in Paris ausgearbeitete **Rheinbundsakte** wurde als fertiges Schriftstück, an dem nichts geändert werden durfte, den Fürsten zur Unterschrift vorgelegt. Sie wurde am 17. Juli 1806 von ihnen tatsächlich unterschrieben, nachträglich aber auf den 12. zurückdatiert, am 19. von Napoleon bestätigt. Mitglieder des Rheinbundes waren folgende 16 deutsche Fürsten: die von Bayern, Württemberg, Baden, Kleve-Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenzollern-Hechingen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Aremberg, Liechtenstein, Graf von der Leyen (Neffe Dalbergs) und Dalberg selbst. Protektor des Bundes war Kaiser Napoleon, sein Stellvertreter der zum Fürstprimas erhobene Reichserzkanzler Dalberg, dessen Gebiet das zur Bundesstadt ausersehene Frankfurt einverleibt wurde. Die Bundesglieder waren hinsichtlich der Besteuerung, Gesetzgebung, obersten Gerichtsbarkeit, Militäraushebung souverän, mußten aber die Verpflichtung eingehen, ihrem Protektor in allen seinen Kriegen eine bestimmte Anzahl von Truppen (zusammen 63000 Mann) zur Verfügung zu stellen, das sogenannte „Kanonenfutter". Der französische Einfluß, der sich im ganzen Bundesgebiet geltend machte, brachte auch hier manchen Fortschritt und manche Verbesserung, so in Verwaltung und Rechtsprechung, im Unterrichtswesen, im Wehrsystem, in der Lage des Bauernstandes. Aber diese modernen, fortgeschrittenen Einrichtungen waren erkauft durch den Verlust der alten ständischen Verfassungen, an deren Stelle der neue aus Frankreich stammende „aufgeklärte Despotismus" trat. Da die Rheinbundfürsten die in ihren Gebieten gelegenen, bisher reichsunmittelbaren Reichsstände sich einverleiben (mediatisieren) durften, so verschwanden wiederum 70 Territorien von der Landkarte. Das war dieselbe Vergewaltigung wie im Jahre 1803; sie war auch mit einem ähnlichen, abstoßenden Länderschacher verbunden. Aber das Verschwinden dieser kleinen unfruchtbaren Staatsbildungen war auch wiederum ein Schritt zu dem Einheitsstaat der Zukunft. Zu den mediatisierten Fürsten gehörten die Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Hohenlohe, Leiningen, Löwenstein, Öttingen, Solms, Sayn-Wittgenstein und andere; dazu kamen die Grafen von Kastell, Erbach, Stolberg u. s. w.; die Reichsstadt Nürnberg wurde Bayern zugewiesen. Der Rheinbund umfaßte ein Gebiet von 3030

Quadratmeilen mit mehr als 8 Millionen Einwohnern. Triumphierend rief die „Mainzer Zeitung“ aus: „Es gibt kein Deutschland mehr.“

Am 1. August 1806 erklärte der Bevollmächtigte Napoleons auf dem Regensburger Reichstag, sein Herr erkenne **kein Deutsches Reich mehr** an, und die Rheinbundfürsten meldeten ihren Austritt in einer Note, in welcher Napoleon als derjenige Monarch bezeichnet wurde, „dessen Ansichten sich in beständiger Harmonie mit den wahrhaften Interessen Deutschlands befänden“. Infolgedessen gab es für den deutschen Kaiser Franz II. kein Deutschland mehr, sondern nur noch ein Österreich. Er entsagte daher am 6. August der deutschen Kaiserwürde und behielt von da an den Titel Kaiser (Franz I.) von Österreich, den er schon 1804 angenommen hatte, um nicht als Wahlkaiser dem erblichen Kaiser der Franzosen nachstehen zu müssen. Damit war das Heilige römische Reich deutscher Nation auch dem Namen nach aufgelöst. Aber diese Auflösung war formell ungültig, weil sie ohne Zustimmung des Reichstags nur vom Kaiser verordnet war.

Durch einen Staatsstreich des letzten Habsburger Kaisers ging also jene Krone zu Grunde, die seit 1000 Jahren mit den stolzesten und den schmachvollsten Erinnerungen des deutschen Volkes verwachsen war. Aus einer Zierde Deutschlands war sie zu einem Zerrbild geworden, und als sie zusammenbrach, da war es, als ob ein Gespenst versänke. Die Nation blieb stumm und kalt. „Erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich wieder lebendig geworden in deutschen Herzen.“ Der eine Teil Deutschlands, das linksrheinische Gebiet, stand unter der unmittelbaren Herrschaft Napoleons. Ein zweiter, die Rheinbundslande, hatte die deutsche Reichsstandschaft mit der französischen Vasallenschaft vertauscht; ein dritter, Österreich, war aus Deutschland hinausgedrängt. Und Preußen endlich, von Napoleon gedemütigt und verachtet, mußte der Stunde gewärtig sein, wo auch ihm das Joch auferlegt wurde.

Mit eiserner Faust unterdrückte Napoleon alles, was an das alte Deutsche Reich erinnerte und das nationale Bewußtsein wachrief. Seit den Religionskriegen war in Deutschland das freie Wort nicht so niedergedrückt wie unter dem Despotismus Napoleons, der nicht mehr damit zufrieden war, Kaiser

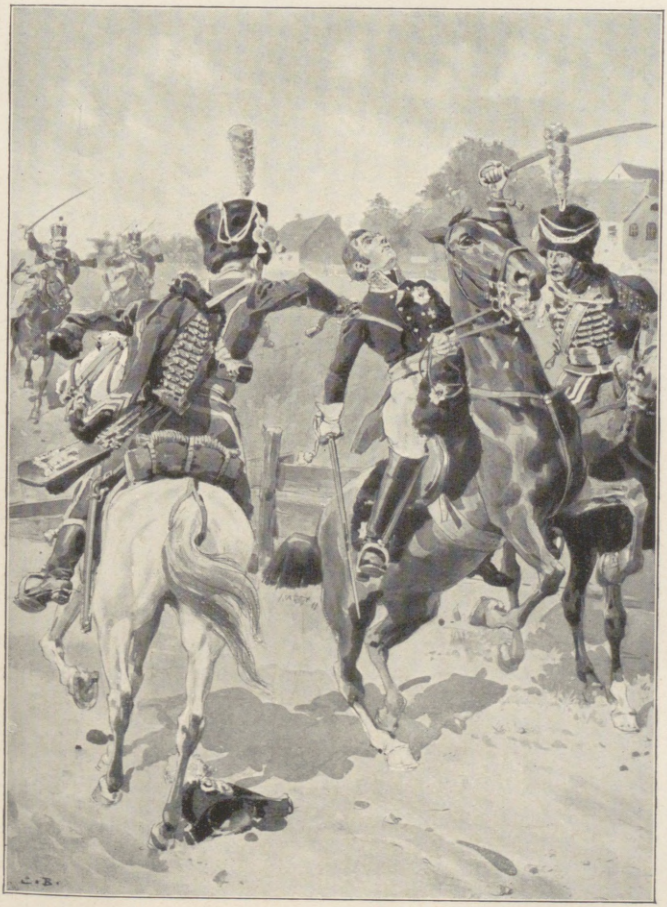
von Frankreich zu sein, sondern geradezu „Kaiser des Kontinents" sein wollte. Der Buchhändler Palm von Nürnberg, welcher eine Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet hatte und den Verfasser zu nennen sich weigerte, wurde auf Napoleons Befehl festgenommen, in Braunau vor ein Kriegsgericht gestellt und am 26. August 1806 erschossen.

b) Demütigung Preussens.

α) Der Krieg bis zum Tilsiter Frieden.

(1806—1807.)

An der schwächlichen, kraftlosen Friedenspolitik, die Preußen befolgte, trägt Friedrich Wilhelm III. persönlich die Schuld. Er betrachtete die Dinge dieser Welt unter dem Gesichtswinkel des Gefühls, und sein Gefühl verlangte vor allem nach Ruhe und Frieden. Diese Denkweise war unköniglich und unpreußisch. Der einzelne mochte sich wohl dabei befinden. Aber Ehre und Wohlfahrt des Staates litten schwer darunter. Ein Unglück war es auch, daß der König im Gefühl der eigenen Kleinheit Männer von Urteil und Willenskraft so schwer und vorerst noch gar nicht ertrug. Haugwitz, der Urheber des Pariser Vertrags, ein oberflächlicher, von französischer Sittenlosigkeit angesteckter Herr, stand in offenem Gegensatz zu seinem Amtsgenossen Hardenberg, den Napoleon in seinem „Moniteur" vom 26. März 1806 als den „ehrlosesten Menschen in Europa, als meineidigen Verbrecher" bezeichnen ließ. Das war für den König ein Wink mit dem Zaunpfahl. Am 15. April wurde Hardenberg auf unbestimmte Zeit „beurlaubt"; Haugwitz war alleiniger Leiter der Politik. Aber trotzdem blieb diese schwankend und haltlos. Napoleon rechnete mit Preußen kaum mehr. Dem Zaren bot er Preußisch-Polen als Preis des Friedens an; den seines Landes beraubten König von Neapel gedachte er durch die Hansestädte zu entschädigen; seinem Schwager Murat erlaubte er, die drei Abteien Essen, Elten und Werden zu besetzen; die zu Kleve-Berg gehörige Festung Wesel zog er an Frankreich. Am 22. Juli ließ er durch Talleyrand den König auffordern, er solle einen „Norddeutschen Bund" gründen, der die nicht zum Rheinbund gehörigen Staaten umfaßte; heimlich aber warnte er die Staaten vor dem „Berliner



Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld.

Nach einer Originalzeichnung von Carl Becker.

Ehrgeiz" und erstickte so die Bildung des Bundes schon im Keime. So glaubte Napoleon, diesem Staate alles bieten zu können. Das Ärgste aber bot er ihm mit Hannover. In den vertraulichen Verhandlungen mit England erklärte er sich bereit, dieses Land, das er doch soeben an Preußen abgetreten hatte, wieder an England zurückzugeben. Napoleon nahm als selbstverständlich an, daß Friedrich Wilhelm auch diese Demütigung einstecken werde. Diesmal täuschte er sich. Am 4. August erhielt der König durch seinen Pariser Gesandten Lucchesini die Mitteilung von diesem Angebot. Am 9. August befahl er die Mobilmachung. Freilich, Krieg wollte der König auch jetzt noch nicht; nur die Freiheit des Entschlusses wollte er sich wahren. Aber im Heer äußerte sich laut die Kriegslust, und der Stein, der ins Rollen geraten, war nicht mehr aufzuhalten. Am 1. Oktober stellte Preußen ein Ultimatum, das den Abzug der Franzosen aus Deutschland und die Bildung des Nordbundes forderte, von Napoleon aber selbstverständlich verworfen wurde. Durch diese Maßregel hatte Preußen nur kostbare Zeit verloren, während Napoleon die Truppenbewegungen von Westen und Süden aus sofort mit größtem Nachdruck begonnen hatte. Das Manifest, mit dem er die Feindseligkeiten eröffnete, war in höhnischer, verletzender Sprache gehalten. Von der Königin Luise, deren Volkstümlichkeit allerdings den König ziemlich verdunkelte, hieß es darin, sie befinde sich bei der Armee, wie eine Amazone gekleidet. Man glaube, Armiden in ihrem Wahnsinn zu sehen, wie sie Feuer an ihr eigenes Haus lege.



Hardenberg.
Nach einer Lithographie.

Preußen hatte sich für den bevorstehenden Waffengang vergeblich nach Bundesgenossen umgesehen. England stellte zwar die Feindseligkeiten zur See ein, grollte aber noch wegen

Hannovers. Rußland sagte zwar Hilfe zu; aber seine Heere konnten vor dem Winter nicht auf dem Kriegsschauplatz eintreffen; außerdem hatte Napoleon auch Türken und Polen aufgehetzt, um Rußland ferne zu halten. Österreich vergalt jetzt Gleiches mit Gleichem. „Warum habt ihr im vorigen Jahre nicht schon die nämliche Sprache geführt wie jetzt?" schrieb Graf Stadion, der seit dem Preßburger Frieden an Cobenzls Stelle die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Österreich behielt also ebenfalls sein Schwert in der Scheide. So blieben als Bundesgenossen nur einige unbedeutende Kleinstaaten wie Sachsen und Weimar.

Als Preußen in den verhängnisvollsten Krieg seiner Geschichte eintrat, waren die **Zustände von Staat und Heer** derart, daß tieferblickende, vaterlandsliebende Männer mit ernsten Sorgen der Zukunft entgegensahen. Eine Denkschrift, die vom Bruder des Königs, vom Freiherrn v. Stein und anderen unterzeichnet war, forderte vor allem innere Neubildungen und Entlassung der Kabinettsräte Lombard und Beyme, sowie des Ministers Haugwitz. Aber der König gab den freimütigen Männern sein allerhöchstes Mißfallen zu erkennen. Sein Blick haftete an der Oberfläche; er vermochte die Sprache der Wahrheit noch nicht zu ertragen. Die zehnjährige Friedenszeit hatte auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens einen Zustand der Erschlaffung und Entnervung erzeugt. Während die Welt rings umher unter der Wirkung der Revolutionsgedanken gewaltig vorwärts schritt, war in Preußen alles beim alten geblieben. Die Staatsmaschine war noch eingerichtet wie zu den Zeiten Friedrichs des Großen; sie arbeitete auch noch weiter. Aber die einzelnen Glieder waren brüchig und rostig geworden; bei der ersten stärkeren Erschütterung mußte sie vollständig versagen. Auch das Heer war noch dasselbe wie zu Friedrichs Zeit; aber gerade deswegen, nicht trotzdem, ist es geschlagen worden. Von dem ungeheuren Fortschritt, den die ganze Kriegführung durch die Revolution gemacht hatte, wußte man in Preußen wenig oder nichts. Man hatte noch Lineartaktik und Magazinsverpflegung; man hatte das schlechteste Gewehr in Europa, ungenügende Bekleidung (nicht einmal Mäntel!), schlechte Verpflegung (bei Beginn der Jenaer Schlacht hatte ein Teil der Truppen 36 Stunden nichts gegessen). Das Heer bestand teils aus Söldnern, dem Abschaum der Menschheit, teils aus den „unsicheren Kantonisten", den Inländern,

die wohl elf Monate im Jahr beurlaubt waren, damit die Hauptleute und Rittmeister die Ersparnisse in die Tasche stecken könnten. Das Offizierkorps bestand aus alten (wenigstens im Verhältnis zu den Gegnern) und altmodischen Paradehelden, die gegen ihre Soldaten roh, gegen jedermann



König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.
Nach einem Gemälde von François Gérard (Paris 1814), gestochen von J. Förster.

hochmütig und dünkelhaft waren. „Offiziere wie den Herrn von Bonaparte dürfte die Armee Seiner Majestät mehrere haben," sagte General Rüchel. Die ganze Ausbildung der Truppen war immer noch auf die Parade zugeschnitten; Feld- und Vorpostendienst zum Beispiel wurde überhaupt nie geübt. Die Festungen waren schlecht ausgerüstet, die Elbeübergänge un-

besetzt. Und mit einer solchen Truppe wollte man dem sieggewohnten französischen Heere, das von Napoleon und seinen jungen Generalen befehligt war, entgegentreten!

An der Spitze des preußischen Heeres stand wiederum der jetzt 71jährige Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, obwohl man seine Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit schon zu Anfang der Revolutionskriege kennen gelernt hatte; er hatte ungefähr 120000 Mann (darunter 20000 Sachsen), während das französisch-rheinbündlerische Heer im Anfang etwa 160000 Mann zählte. Im preußischen Hauptquartier hatte man zuerst einen Angriff geplant, dann aber beschlossen, den Feind erst an den Saalepässen aufzuhalten. Napoleon aber gedachte im Saaletal vorzudringen und die Preußen zu umgehen. Bei Saalfeld (10. Oktober) stieß er auf die preußische Vorhut unter dem ritterlichen kampf- und ruhmbegierigen Prinzen Louis Ferdinand, in dem sich der Kriegseifer der preußischen Offiziere verkörperte. Aber der Prinz fiel; sein Heer war geschlagen; das Saaletal und damit die Straße nach Dresden und Berlin stand den Feinden offen. Es war ein schlimmer Anfang. Während nun im preußischen Hauptquartier völlige Ratlosigkeit herrschte, waren die Franzosen schon im Begriff, den Rückzug nach der Elbelinie zu versperren. So kam es am 14. Oktober zu der **Doppelschlacht von Jena und Auerstädt.** Bei Jena stand Napoleon selbst dem Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen und dem General Rüchel gegenüber; bei Auerstädt, drei Stunden davon entfernt, kämpfte der Herzog von Braunschweig mit dem größeren Teile des Heeres, bei dem sich auch der König befand, gegen Marschall Davoust. Der Herzog von Braunschweig wurde gleich zu Beginn der Schlacht durch eine Kartätschenkugel schwer verwundet und des Augenlichtes beraubt. So ging auf diesem Teile der Schlacht alle Einheitlichkeit der Leitung verloren. Hohenlohe hatte von vornherein den Fehler gemacht, daß er seine Kräfte verzettelt aufstellte. Als nun das geschlagene Hauptheer vollends auf das Hohenlohesche Korps hineingetrieben wurde, da entstand auch hier eine wilde Flucht. Am Abend des Tages waren beide Heere eine zerrüttete, zusammenhangslose Masse.

Der Zusammenbruch der Armee hatte den **Zusammenbruch des ganzen Staatsbaus** zur Folge. Alle soldatischen und bürgerlichen Tugenden schienen ausgetilgt zu sein. Mutlosigkeit, Verrat, Fahnenflucht, Unbotmäßigkeit traten in er-

schreckender Weise hervor. Große Heeresabteilungen und starke Festungen ergaben sich ohne Schwertstreich, „oft nur von einem Trompeter dazu aufgefordert", so Erfurt (15. Oktober), Spandau (25. Oktober), Stettin (29. Oktober), Küstrin (1. November); Magdeburg, die Hauptfestung der Elbelinie, ergab sich (8. November) mit 19 Generalen, die zusammen 1300 Jahre alt waren. Am Tage nach der Schlacht hatte Napoleon den preußischen Provinzen eine Kriegssteuer von 159 Millionen Franken auferlegt. Am 17. wurde die preußische Reservearmee unter Herzog Eugen von Württemberg bei Halle geschlagen und zur Übergabe gezwungen. Am 28. ergab sich Hohenlohe bei Prenzlau (Uckermark) mit 10000 Soldaten und 1800 Reitern. Ein Teil seiner Truppen entkam und floh über die Oder nach der Weichsel, um sich mit den Russen zu vereinigen. Blücher, der den Vortrab befehligte, entging ebenfalls der Kapitulation von Prenzlau und warf sich mit 20000 Mann in die Gegend zwischen Magdeburg und Hameln, um die Franzosen von der Oder abzuziehen und seinem Könige Zeit zu neuen Rüstungen zu geben. Aber 60000 Feinde unter Bernadotte, Soult und Murat drängten ihn nach Lübeck, wo sie fast gleichzeitig mit York, dem Befehlshaber der Blücherschen Nachhut, eindrangen. Ein wütender Straßenkampf entstand. Blücher entkam noch mit 8000 Mann; aber zwischen Ratkau und Travemünde wurde er von allen Seiten umstellt und zur Übergabe gezwungen, weil er kein Brot und keine Munition mehr hatte. So hatte er wenigstens die Ehre gerettet (7. November). Auch Thorn unter Lestocq und Danzig unter Kalckreuth leisteten tapferen, wenn auch nicht dauernden Widerstand. Ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erwarb sich Freiherr v. Stein, der seit 1804 Finanzminister war. Er brachte die Gelder der Staatskasse und der Seehandlung nach Stettin und Danzig in Sicherheit, so daß die Regierung wenigstens die Mittel zur Fortsetzung des Krieges hatte.



Französische Militärtypen vom Jahre 1806.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Am 24. Oktober, zehn Tage nach der Doppelschlacht, rückten die ersten französischen Truppenabteilungen in Berlin ein, wo die Behörden ebenso kopflos waren wie überall. Der Gouverneur der Hauptstadt, Graf Schulenburg, erließ die berüchtigte Ansprache: „Der König hat eine bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe; ich fordere hiezu alle Bürger Berlins auf.“ Die Freiwilligen, die sich zum Kampfe meldeten, wies er zurück. Sieben Minister leisteten Napoleon den Treueid. Am 25. Oktober traf Napoleon selbst in Potsdam ein; er besuchte die Gruft Friedrichs des Großen und schickte dessen Degen, Schärpe und schwarzen Adlerorden in das Invalidenhotel nach Paris. Am 27. hielt er, umgeben von seinen Generalen, seinen Einzug in Berlin. Durch das Brandenburger Tor und durch die Prachtstraße „Unter den Linden“ ritt er nach dem Königsschlosse, wo er Wohnung nahm. Das herrliche Viergespann der Viktoria auf dem Brandenburger Tor wurde in Kisten verpackt und nach Paris gesandt.

Von Berlin aus erließ nun der Gewaltige seine gewohnten **Machtsprüche.** Der Kurfürst Wilhelm von Hessen, der sich vor Ausbruch des Krieges für neutral erklärt, trotzdem aber sein Heer auf 20000 Mann vermehrt hatte, war durch Marschall Mortier aus seinem Lande vertrieben worden; er und der mit Preußen verbündete Herzog von Nassau wurden ihrer Länder für verlustig erklärt. Dem nämlichen Spruch verfiel der bei Auerstädt schwer verwundete Herzog von Braunschweig, der nach Ottensen bei Altona floh und dort nach kurzer Zeit starb. Das preußische Westfalen und Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte wurden besetzt, so daß ganz Norddeutschland in die Gewalt Napoleons kam; Ostfriesland wurde mit Holland vereinigt. Die eroberten Gebiete mußten ungeheure Kriegssteuern zahlen. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen erhielt den Königstitel (11. Dezember) und trat, sowie auch die sächsischen Herzogtümer (Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg) dem Rheinbund bei (15. Dezember). Von Berlin aus erließ Napoleon am 21. November das Dekret der Kontinentalsperre, wonach ganz England in Blockadezustand erklärt und den Einwohnern der Napoleon unterworfenen Länder aller Handels- und Briefverkehr untersagt und alle von oder nach England kommenden Waren und Briefe konfisziert werden sollten, eine Maßregel, die den



Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

Königin Luise von Preußen.

Nach einem Gemälde von Gustav Richter.

Handel nicht bloß in England, sondern auch auf dem Festland schwer beeinträchtigte.

König **Friedrich Wilhelm III.** hatte sich bei dem ersten Kanonendonner von Jena von seiner Gemahlin Luise getrennt, die sich nach Berlin wandte. Am 20. Oktober traf sie mit dem tief gebeugten Gemahl in Küstrin wieder zusammen. Dieser hatte bereits durch Lucchesini Friedensunterhandlungen eröffnet. Napoleon bezeichnete am 22. Oktober in Wittenberg als Hauptbedingung, daß die Elbe die westliche Grenze der preußischen Monarchie bilden und Preußen 100 Millionen Franken zahlen sollte; Magdeburg sollte preußisch bleiben. Das schien nach einer einzigen Niederlage denn doch zu viel. Daher wurden Lucchesini und General Zastrow nach Berlin geschickt, um günstigere Bedingungen zu erwirken. Da aber Napoleon inzwischen die Nachricht von den vielen Kapitulationen erhalten hatte, so stellte er nur noch höhere Forderungen. Die Charlottenburger Konvention vom 16. November forderte als Bedingung des Waffenstillstands: Auslieferung aller Festungen bis zur Weichsel, Rückzug des preußischen Heeres nach dem nordöstlichen Winkel des Königreichs, Ablehnung des russischen Beistands. Diese Forderungen hatten Lucchesini und Zastrow schon unterzeichnet. Damit wäre Preußen geknebelt und von seinem Freunde Rußland losgerissen gewesen. Die vaterlandsliebenden und charaktervollen Männer im Rate des Königs stimmten deswegen in Osterode, wo der König weilte, für Ablehnung. Und nun faßte sich der König, den das Unglück stählte, ein Herz und schloß sich in dieser „Geburtsstunde des neuen Preußen" der Minderheit an. Es wäre im Einklang mit dieser Entschließung gestanden, wenn der König die unseligen Männer, die den Staat in dieses Unglück hineingetrieben hatten, sofort entlassen und ein Ministerium Stein gebildet hätte; einen Anlauf dazu machte er auch. Haugwitz wurde „beurlaubt", Stein eingeladen, seine Stelle zu übernehmen (29. November). Dieser aber machte die Übernahme des Ministeriums von einem bestimmten Programm abhängig (Beseitigung der Kabinettsräte, durch deren Vermittlung alle Vorschläge an den König gelangten, Vereinigung aller Minister zu einem Staatsrat). Der König war über „dieses respektwidrige und unanständige Benehmen" empört und verabschiedete den „trotzigen, ungehorsamen Staatsdiener" (4. Januar 1807). Zastrow, der Mann des Friedens um

jeden Preis, erhielt das Ministerium des Auswärtigen. Der König mußte offenbar noch tiefer in die Leidensschule hineingeführt werden, ehe er einen überlegenen, selbstbewußten Mann ertragen konnte.

Da die Bedingungen Napoleons unannehmbar waren, so mußte der Krieg fortgesetzt werden. Für diesen Feldzug an der Weichsel konnte sich Napoleon nicht nur mit den Truppen des neuen sächsischen Vasallen verstärken, sondern er durfte auch auf die teils mittelbare, teils unmittelbare Hilfe der Polen rechnen. In einem geschickt abgefaßten Manifeste schmeichelte er diesen, indem er sie an die großen Augenblicke ihrer Geschichte erinnerte, und forderte die preußischen Polen zum Kampfe wider ihre Unterdrücker auf, ohne ihnen jedoch bestimmte Versprechungen zu machen. Am 2. Januar 1807 zog er selbst unter dem Jubel des Volkes in Warschau ein. Und die betörten Polen taten ihm den Gefallen; scharenweise strömten sie herzu, begannen den Aufstand und rissen die polnischen Landesteile von Preußen los. So war dieser Feind noch mehr geschwächt, ohne daß Napoleon Opfer gebracht hätte. Jetzt mußte Rußland fürchten, die polnische Bewegung möchte auch in seine Gebiete überspringen, und ließ marschieren. Österreich aber, dessen Mittel völlig erschöpft waren, blieb allen Werbungen gegenüber taub. England schloß zwar am 28. Januar 1807 gegen Rückgabe Hannovers Frieden mit Preußen, lehnte aber aus Mißtrauen gegen das Ministerium Zastrow jede finanzielle Unterstützung ab.

Der Weichselfeldzug nahm einen langsameren Verlauf, weil die Verpflegung in diesen unwirtlichen Gegenden große Schwierigkeiten machte. Die Preußen unter dem greisen Lestocq zählten noch etwa 20000 Mann. Nachdem die Russen allein unter Bennigsen bei Pultusk (26. Dezember) ohne Entscheidung gekämpft und in Verbindung mit den Preußen bei Mohrungen (25. Januar) einen kleinen Erfolg errungen hatten, näherte sich Napoleon selbst. Bei Preußisch-Eylau lieferten ihm die Verbündeten unter dem Oberbefehl Bennigsens am 7. und 8. Februar 1807 eine mörderische Schlacht. Die Russen waren schon so gut wie geschlagen, als Scharnhorst 6000 Preußen heranführte, die das Schicksal des Tages wandten. 30000 Tote und Verwundete bedeckten das schneeglitzernde Schlachtfeld; es war das erste, das Napoleon nicht sein nennen konnte. Schon die Tatsache,

daß der immer Siegreiche einmal nicht gesiegt hatte, übte eine mächtige Wirkung aus. In Preußen faßte man wieder Vertrauen zum Heer und seinen Führern; an der Pariser Börse sanken die Kurse trotz der Siegesnachricht, die Napoleon gesandt hatte. Dieser hatte so starke Verluste erlitten, daß er auf viele Wochen hinaus zu einer größeren Unternehmung unfähig war. In dieser Pause machte er den Versuch, Preußen von seinem Verbündeten zu trennen. Am 16. Februar erschien in Memel vor König Friedrich Wilhelm der französische Marschall Bertrand und bot jenem im Auftrage seines Herrn die Rückgabe seiner Staaten an unter der einen Bedingung, daß er dem russischen Bündnis entsage. Die Versuchung war groß. Zastrow riet zur Annahme; Hardenberg aber war für Ablehnung. Der König, der letzterem beitrat, tat damit, was die Pflicht gegen seinen Bundesgenossen von ihm verlangte.

Ende März erschien Zar Alexander mit seinen Garden selbst auf dem Kriegsschauplatz und besprach nur mit Hardenberg, nicht mit Zastrow, eingehend die Lage. Im Lager bei Kydullen führte er seinem Zollernschen Freunde und Bundesgenossen seine Garden selbst vor; dabei erfolgte die zweite jener Rührszenen, wie sie der „schwammige" Charakter des Zaren liebte. Er umarmte den König und rief unter Tränen aus: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder keiner von beiden oder beide zusammen!" Friedrich Wilhelm, dem es heiliger Ernst war mit diesem Bündnis, glaubte dasselbe von seinem Genossen. Er entließ Zastrow und legte die höchste politische Gewalt wieder in die Hände Hardenbergs, der am 26. April mit dem russischen Minister das Schutz- und Trutzbündnis von Bartenstein abschloß. Darin verpflichteten sich die beiden Mächte, die Waffen nur gemeinsam und nur dann niederzulegen, wenn Deutschland befreit, Napoleon über den Rhein zurückgedrängt wäre; Preußen sollte nicht nur seinen früheren Umfang, sondern auch eine bessere Abrundung erhalten. Zwischen Preußen und Rußland sollte die engste Freundschaft herrschen. In Deutschland sollte eine „konstitutionelle Föderation" geschaffen werden; man entsagte also bereits der Wiederherstellung des deutschen Kaisertums und plante dafür einen deutschen Bund, dessen Führung die beiden deutschen Großmächte übernehmen sollten. Der Beitritt Englands, Österreichs und Schwedens zu dem Vertrag von Bartenstein war

in Aussicht genommen. England zahlte wenigstens einige Subsidien, Schweden tat so gut wie nichts, Österreich blieb ganz ferne.

Während des Winters war auch ganz Schlesien verloren gegangen, mit Ausnahme der kleinen Festungen Kosel und Glatz. Jerome Napoleon kämpfte hier mit 22000 Rheinbundtruppen, vor allem Bayern und Württembergern. Ohne Schwertstreich ergaben sich Glogau (2. Dezember 1806) und Schweidnitz (8. Februar 1807), voreilig wenigstens ergaben sich Breslau (5. Januar 1807) und Brieg (16. Januar). Allmählich aber begann doch die preußische Ehre sich wiederherzustellen. Zwei Städte hielten sich trotz der heftigsten Angriffe bis zum Friedensschluß: Graudenz und Kolberg. In jener Stadt befehligte der 73jährige de Courbière, ein geborener Holländer. Als diesen der Franzose Savary zur Übergabe aufforderte mit der Andeutung, es gebe ja doch keinen König von Preußen mehr, da antwortete der wackere Mann, wenn es keinen König von Preußen mehr gebe, so wolle er wenigstens König von Graudenz bleiben. Noch erhebender wirkte das Beispiel von **Kolberg**, wo Bürgerschaft und Besatzung nach gutem, altem Brauche zur Rettung der Stadt zusammenwirkten; an der Spitze jener stand der 70jährige Joachim Nettelbeck, eine harte, zähe Seemannsnatur, an der Spitze dieser Major Gneisenau, ein besonnener, umsichtiger Feldherr; zu ihnen gesellte sich noch der kecke, wagemutige Dragonerleutnant Ferdinand v. Schill, der durch seine Streifzüge die Franzosen fortwährend beunruhigte. Durch ihr einträchtiges Zusammenwirken hielten diese die Stadt trotz aller Schrecken der Beschießung, bis im Augenblick der letzten, äußersten Not die Friedensnachricht kam. Danzig, das sich so lange wacker verteidigt hatte, mußte doch am 26. Mai



Joachim Nettelbeck.
Nach einer Naturaufnahme vom Jahre 1822.

die Gnade des Siegers annehmen; die 12000 Mann unter Kalckreuth, die von der Besatzung noch übrig waren, verließen unter klingendem Spiel mit fliegenden Fahnen die Stadt, durften aber ein Jahr lang nicht gegen Frankreich dienen.

Napoleon hatte in der Pause seit Eylau sein Heer durch umfassende Rüstungen auf 150000 Mann gebracht. Mit diesen begann er Anfang Juni wieder die Feindseligkeiten. Bei Heilsberg (10. Juni) vermochte er die Russen noch nicht zu überwinden. Aber am 14. Juni, dem Jahrestag von Marengo, schlug er in der **Schlacht bei Friedland** in



Zusammenkunft Napoleons I. mit Alexander I. auf dem Niemen.
Nach einem Gemälde von Lejeune, gestochen von Lomeau und Misbach. Chalkographie des Louvre zu Paris.

wenigen Nachmittagsstunden die Feinde unter furchtbaren Verlusten. Zwei Tage darauf besetzten die Franzosen auch die preußische Krönungsstadt, am 19. Juni Tilsit. Friedrich Wilhelm war jetzt ein König ohne Land. Wenn sein Bundesgenosse ihn im Stiche ließ, so war er bedingungslos in Napoleons Hände gegeben. Und so kam es.

Der Zar, uneingedenk des Vertrags von Bartenstein und von seinem Bruder Konstantin, einem Gegner des Krieges, bestürmt, schloß am 21. Juni den Waffenstillstand von Tauroggen, in den Preußen nicht eingeschlossen war. Am 25. Juni hatte er mit Napoleon eine **persönliche Zusammenkunft** in einem anmutigen Zelte, das im Grenzfluß Niemen auf zwei zusammengebundenen und verankerten Booten errichtet war. Am russischen Ufer stand auch Friedrich Wilhelm III. Eine Stunde lang unterhielten sich die beiden Herrscher, aber ohne Zeugen. Wir kennen also den Inhalt der Unterredung nicht. Es scheint, daß der große Menschenkenner Napoleon dem

schwachmütigen und doch ehrgeizigen Charakter Alexanders gegenüber alle jene Künste spielen ließ, mit denen er die Menschen nach seinen Zwecken zu lenken verstand. Es scheint, daß er ihm vorspiegelte, wie sie an England einen gemeinsamen Gegner hätten, wie sie zusammen zur Weltherrschaft berufen seien, wie Rußland sich auf Kosten der Türkei und Schwedens (mit den Donaufürstentümern und Finnland) vergrößern müsse. Sicher ist, daß von diesem Tage ab Napoleon und Alexander Bundesgenossen waren. Damit war das Schicksal Preußens und Europas besiegelt. Am nächsten Tage (26. Juni) fand



Links die drei Herrscher; rechts der Flußgott Niemen, den Zeltbau haltend; gegenüber ein Ölbaum.

Denkmünze auf die Zusammenkunft der drei Herrscher auf dem Niemen.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

eine zweite Unterredung statt, bei der auch der preußische König zugegen war. Aber der ehrliche, ungewandte, scheue Mann hat sich dadurch seine Lage eher verschlimmert als verbessert. Trotzdem brachte er am 6. Juli das Opfer einer dritten Unterredung; ja auf Hardenbergs Rat trat sogar die Königin Luise „den Bittgang zu dem Manne an, der ihr die Verkörperung des bösen Prinzips war," und der sie beschimpft hatte. Am 6. Juli machte Napoleon seinen Besuch; am 7. sahen sie sich noch einmal. Am zweiten Tage soll Napoleon der königlichen Frau eine Rose angeboten haben, die diese annahm mit den Worten: „Aber wenigstens mit Magdeburg". Unhöflich war Napoleon nicht; aber nachgegeben hat er auch nicht. „Die Königin von Preußen ist in der Tat reizend, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich; aber ich bin ein Wachstuch, über welches dies alles wegläuft" — schrieb er am 8. Juli an Josephine. Am 7. Juli kam der Friede zwischen Frankreich und Rußland

zu stande; am 9. unterzeichneten die preußischen Vertreter den von Napoleon diktierten Frieden (auf Unterhandlungen mit Preußen ließ er sich gar nicht ein).

Im Frieden von Tilsit verlor Alexander nicht nur nichts von seinem Gebiete, sondern er erhielt von dem preußischen Polen den Grenzbezirk Bialystock als Geschenk Napoleons; die Gegenleistung Alexanders bestand darin, daß er die Jonischen Inseln an Frankreich überließ, sämtliche politischen Neugestaltungen Napoleons in ganz Europa anerkannte und der Festlandssperre beitrat. Im geheimen schlossen Frankreich und Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis. Der Beitritt zur Kontinentalsperre war ein hoher Preis für die Freundschaft Napoleons; da nämlich Rußland seine Rohprodukte meist nach England ausführte, schädigte sie den russischen Handel aufs schwerste. Napoleon aber brauchte Rußlands Teilnahme. Denn wenn nur ein Land die englischen Waren zuließ, konnten sie von hier aus ohne sonderliche Mühe nach den benachbarten befördert werden. Deswegen mußte Rußland auch die Verpflichtung übernehmen, die übrigen Staaten zum Beitritt zu bewegen, wenn England nicht Frieden mache. Jetzt war Aussicht vorhanden, die Handelssperre allmählich über ganz Europa auszudehnen. Doch erwies sich die strenge Durchführung der Sperre bald als unmöglich; trotz unzähliger Zollwächter bildete sich ein schwunghafter Schmuggel, der ihre Wirkung stark beeinträchtigte; außerdem schädigte sie die heimischen Handelsleute so sehr, daß diese wiederholt um Aufhebung baten. Wohl aber hatte sie eine gewisse Berechtigung in dem Vorgehen der Engländer, die unter grober Verletzung des Völkerrechts friedliche Handelsschiffe samt Mannschaft und Waren vergewaltigten. Napoleon vergalt nur Gleiches mit Gleichem.

„Aus Rücksicht auf den Kaiser von ganz Rußland willigt der Kaiser Napoleon ein, dem König von Preußen die folgenden Landesteile zurückzugeben —" hieß es in dem **Frieden mit Preußen.** Mit solch höhnischer Geringschätzung mußte sich der Staat Friedrichs des Großen behandeln lassen! Preußen mußte also abtreten alles Land westlich der Elbe, Magdeburg eingeschlossen, ferner die Erwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung, den Kreis Kottbus (an Sachsen), den Kreis Bialystock (an Rußland) und die Stadt Danzig, die Freistadt mit französischer Besatzung werden sollte. Der größte Teil der westelbischen Gebiete mit Kurhessen,

Braunschweig, Südhannover kam als Königreich Westfalen an Jerome Napoleon, der seine Residenz in Kassel nahm. Preußisch-Polen wurde als Herzogtum Warschau dem König von Sachsen übergeben, der zugleich eine Militärstraße durch



Mit Genehmigung der Photogr Ges-llschaft in Berlin.

Tilsit 1807.

Nach einem Gemälde von W. Camphausen.

Preußen erhielt zur Verbindung seiner beiden Länder. Dafür mußte er aber auch Domänen im Werte von 26 Millionen Franken dem Kaiser und seinen Marschällen überlassen. Das Herzogtum Berg wurde vergrößert, Ostfriesland fiel an Holland. Hannover, Erfurt und Bayreuth sparte sich Napoleon

zu eigener freier Verfügung auf. Preußen behielt also noch die vier Provinzen Brandenburg, Schlesien, Pommern und Preußen; aber auch diese waren von sieben Etappenstraßen durchzogen, auf denen die französischen Truppen hin und her marschierten. Von seinen 5570 Quadratmeilen mit 9743000 Einwohnern blieben ihm noch 2877 Quadratmeilen mit 4938000 Einwohnern. — Der Friede von Tilsit ist der grausamste Friede, den Napoleon jemals einem besiegten Gegner auferlegt hat, grausamer noch als der Friede von Preßburg. Er zeugt nicht etwa von einem besonderen Hasse gegen den Preußenkönig (dazu hatte Napoleon nicht den Schein eines Grundes), sondern von dem Fluche des Weltherrschaftsgedankens. Um das gedemütigte Österreich dauernd niederzuhalten und das verbündete Rußland, dessen Bundestreue auch nicht für ewige Zeiten feststand, zu überwachen, mußte er Herr sein im Herzen von Europa; nur von diesem Mittelpunkt aus konnte er auch die peripherischen Teile bei seinem System erhalten beziehungsweise dazu zwingen. Preußen war jetzt ein Mittelstaat wie Bayern, aus Deutschland hinausgedrängt wie Österreich, auf allen Seiten von Napoleon und seinen Freunden umklammert. Friedrich Wilhelm ertrug jene Verstümmelung seines Landes, von welcher der große Friedrich gesagt hatte, daß er sie nicht überleben würde.

Das Furchtbarste aber war, daß trotz all dieser Opfer auch das ostelbische Land mit seinen Hilfsquellen zunächst in den Händen des Feindes blieb. In der Königsberger Konvention (12. Juli 1807), die Graf Kalckreuth nach Entfernung des Napoleon unbequemen Hardenberg geschlossen hatte, war nämlich bestimmt, daß das Königreich nur in dem Falle geräumt werden sollte, daß alle seit Beginn des Krieges ausgeschriebenen Kontributionen rechtzeitig bezahlt würden; aber weder die Höhe des Betrags noch die Zahlungsfristen hatte Kalckreuth vereinbart. So blieben die französischen Truppen in dem Lande, das nicht nur diesen die Mittel für ihren Unterhalt, sondern auch dem Kaiser die Mittel für den spanischen Krieg liefern mußte. Napoleon hatte also doch ganz Preußen in seiner Hand, nur auf einem Umweg.

β) Wirkung des Tilsiter Friedens auf den Norden Europas.

Das Tilsiter Bündnis hat die Herrschaft des Duumvirats Napoleon-Alexander über Europa angebahnt; nur noch einen

ernstlichen Gegner hatte dieses: England. Und wie England auf dem Weltmeer, so hat nun das Duumvirat auf dem Festland jede Neutralität mit brutaler Gewalt unterdrückt. Schon in Tilsit hatte man vereinbart, die noch fehlenden Staaten unter das Joch der Handelssperre zu beugen.



Jerome Bonaparte, König von Westfalen.
Nach einem Gemälde von Baron Gros im Museum zu Versailles.

Zuerst erging an das neutrale **Dänemark** die Aufforderung zum Beitritt; gelang dieser, so erhielt nicht nur die französische Flotte, die seit Trafalgar jede Bedeutung verloren hatte, ansehnlichen Zuwachs, sondern dann konnte man auch den Engländern die ganze Ostsee sperren. Die englische

Regierung, an deren Spitze Georg Canning und Lord Castlereagh standen, erhielt Kunde von diesen geheimen Vorgängen und handelte nun mit jener Rücksichtslosigkeit, die bei diesem Volke selbstverständlich ist, sobald es sich um die Wahrung britischer Interessen handelt. Eine Flotte von 23 Linienschiffen, 9 Fregatten und 500 Transportschiffen mit 25 000 Mann Landungstruppen unter Admiral Gambier und General Cathcart erschien in den dänischen Gewässern; und der englische Bevollmächtigte Jackson stellte an den Kronprinzen Friedrich, der an Stelle seines Vaters, des geisteskranken Christian VII., die Regierung führte, die Forderung, entweder sofort ein Schutz- und Trutzbündnis mit England zu schließen, oder sofort die gesamte dänische Kriegsflotte auszuliefern, wobei allerdings Entschädigung in jeder Höhe zum voraus zugesagt war, beziehungsweise Wiederauslieferung der Flotte nach Abschluß des Friedens. Als der Kronprinz dieses Ansinnen mit Entrüstung zurückwies, landeten die Engländer zwei Stunden nördlich von Kopenhagen und begannen von der Landseite aus die Beschießung der Stadt (2. September). Am 5. September waren 400 Häuser nebst der Frauenkirche eingeäschert, 2000 weitere Häuser beschädigt, 2000 Menschen getötet. Am 7. September wurde die Kapitulation unterzeichnet, die Kopenhagen mit allen Vorräten den Engländern auf sechs Wochen überließ. Im Oktober hatten diese ihren Raub in Sicherheit gebracht: 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote der Dänen befanden sich in Portsmouth; die im Bau befindlichen Schiffe waren zerschlagen. Dieser Bruch des Völkerrechts trieb Dänemark in die Arme Napoleons; am 31. Oktober 1807 schloß dieses mit Frankreich das Bündnis von Fontainebleau, das England am 4. November mit der Kriegserklärung an Dänemark beantwortete. So kam diese neue englische Gewalttat eigentlich nur Napoleon zu gute: ein neues Land war für die Handelssperre gewonnen, das ganze Festland aufgebracht gegen die Engländer. Am 7. November erklärte Alexander diesen den Krieg; Preußen folgte am 1. Dezember, Österreich am 8. Februar 1808.

Schweden war jetzt das einzige Land, das noch auf Englands Seite stand. König Gustav IV. sah in Napoleon das furchtbare Tier der Apokalypse, dem er in den Rachen treten müsse, während Napoleon den König kurzweg für einen Narren erklärte. Auch an ihn erging jetzt die Aufforderung,

der Handelssperre beizutreten; darauf schickte er dem Zaren den Andreasorden zurück, so wie er dem König von Preußen zuvor schon den Schwarzen Adlerorden zurückgegeben hatte: er wolle nicht Ordensbruder eines Thronräubers sein. So hatte Rußland Grund genug zum Kriege und Gelegenheit, das im Tilsiter Frieden ihm überlassene Finnland wegzunehmen. Februar 1808 drang ein russisches Heer in diese Provinz ein und bemächtigte sich ihrer ohne Mühe; denn Heer und Flotte waren gleichermaßen vernachlässigt. Als nun Gustav sich auch noch mit England überwarf, bildete sich eine Adelsverschwörung gegen ihn; am 13. März 1809 wurde er von den Generalen Adlerkreuz und Klingsporn verhaftet und zur Thronentsagung gezwungen. Der Reichstag, der alsbald zusammentrat, rief seinen Oheim, den Herzog von Südermanland, als Karl XIII. zum König aus, erhöhte die Macht des Reichstags auf Kosten der Krone und schloß mit allen Mächten Frieden; Rußland erhielt die Alandsinseln und Finnland bis zum Tornea; Frankreich gab die pommerschen Besitzungen zurück, wogegen Schweden der Kontinentalsperre beitrat.

Da Karl XIII. kinderlos war, so wählten die Reichsstände zu seinem Nachfolger den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Dieser starb schon am 28. Mai 1810 während einer Truppenbesichtigung. Es entstand der Verdacht, der Prinz sei vergiftet worden, und Graf Axel Fersen, der dem französischen König Ludwig XVI. bei seinem Fluchtversuch 1791 behilflich gewesen war, wurde als Urheber bezeichnet. Bei der Beerdigung des Prinzen wurde Fersen, der als Marschall den Trauerzug anzuführen hatte, durch einen Volksaufstand in Stockholm unter grausamen Mißhandlungen ermordet. Darauf wurde Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, dessen Gemahlin eine Schwester der Gemahlin Joseph Bonapartes war und der sich im preußischen Kriege durch seine menschenfreundliche Behandlung schwedischer Kriegsgefangener vorteilhaft ausgezeichnet hatte, am 21. August 1810 vom Reichstag zum Thronfolger erklärt und, nachdem er das evangelische Glaubensbekenntnis angenommen hatte, vom König Karl XIII. adoptiert. Napoleon gab nur ungern seine Einwilligung zu dieser Erhöhung, da er dem unzuverlässigen Gascogner nicht traute. Dieser trat auch, als Napoleon Schwedisch-Pommern noch einmal besetzte, 1812 offen zu dessen Gegnern über und

schloß einen Bund mit Rußland und England. Nach Karls XIII. Tod bestieg Bernadotte unter dem Namen Karl XIV. (Johann) den schwedischen Thron (1818—1844). Der entthronte König Gustav IV. wurde im Dezember 1809 aus seiner Haft entlassen und begab sich unter dem Namen eines Grafen von Gottorp ins Ausland, wo er bald da, bald dort sich aufhielt. Später nannte er sich Oberst Gustavsson, wurde Bürger in Basel und starb am 17. Februar 1837 in St. Gallen. Sein Sohn Gustav nahm den Titel eines Prinzen von Wasa an und wurde österreichischer Feldmarschallleutnant. Dessen einzige Tochter, Prinzessin Karola, vermählte sich 1853 mit König Albert von Sachsen.

γ) Der Neubau des preussischen Staates.

(1807—1810.)

Ironie des Schicksals möchte man es nennen, daß Napoleon selbst den Freiherrn vom Stein als einen „geistreichen Mann" zum Nachfolger Hardenbergs empfahl. Napoleon sprach damit denselben Namen aus, der auch in Preußen auf aller Lippen schwebte, den die Königin Luise als Retter in der Not bezeichnete, auf den Hardenberg und viele andere Patrioten ihre Hoffnung setzten. Der König freilich mußte vieles vergessen und sein innerstes Empfinden niederkämpfen, ehe er den Mann an die Spitze der Geschäfte stellte, den er wenige Monate zuvor weggejagt hatte. Aber es mußte sein. Die früheren, dem König bequemen, aber dem Staate verderblichen Männer, die „an geist und leib kranken Faulthire", wie Blücher sie nannte, waren einfach unmöglich geworden. Am 30. September 1807 traf Stein in Memel ein und übernahm die Geschäfte. Nicht bloß die ganze Zivilverwaltung war in seine Hand gelegt; auch an den Beratungen des militärischen Ausschusses nahm er teil und in den Konferenzen für die auswärtigen Angelegenheiten führte er den Vorsitz. Sogar die Bank und die Seehandlung unterstanden seiner Leitung. „Wie auf einem Atlas ruhte auf ihm der gesamte Staat." Damit war die frühere Zerfahrenheit abgetan, ein einheitlicher Geist in allen Zweigen verbürgt.

Heinrich Friedrich **Karl Freiherr vom und zum Stein** stammte aus einem reichsunmittelbaren, rheinfränkischen Adelsgeschlecht, das seinen Stammsitz auf der Burg zum Stein bei Nassau an der Lahn hatte. Hier war er am

26. Oktober 1757 geboren. Nach Vollendung seiner Studien trat er aus Bewunderung für den aufstrebenden Fridericianischen Staat in preußische Dienste (1780), wo er rasch zum Bergrat, Regierungspräsidenten der Grafschaft Mark (1795), Oberpräsidenten von Westfalen (1797) und schließlich zum Minister des Finanz- und Handelswesens vorrückte (1804). Wir wissen, daß er vor Ausbruch des Krieges in der früher genannten Denkschrift vom Mai 1806 eine völlige Umgestaltung der Staatseinrichtungen forderte und daß er am 3. Januar 1807 in verletzender Form entlassen wurde. Stein war ein wirklich großer Mann, frei von jeder Schulmeinung, ganz in sich selbstgegründet, nicht schmiegsam glatt, sondern herb und unbeugsam, gewohnt, Personen und Verhältnisse zu beherrschen, nicht sich von ihnen beherrschen zu lassen. Zu solcher Herrschaft war er berufen durch den Reichtum seines Geistes, die Schärfe und Weite seines Blickes, die Kraft seines Willens.



Karl Freiherr vom und zum Stein.
Nach einem Stich von Sichling.

Das preußische Volk hatte das furchtbare Unglück des Kriegsjahres ohne tieferen Schmerz über sich ergehen lassen. Der Druck des Feudalstaates und der unumschränkten Fürstengewalt lastete so schwer auf der Masse, daß eine tiefere Anhänglichkeit an die Regierung nicht hatte aufkommen können. Man war gewöhnt, die Hände in den Schoß zu legen und dieser alles zu überlassen. Bei solcher Bevormundung des Volkes in großen und kleinen Dingen blieb ein gewaltiges Kapital an materieller und geistiger Kraft ungenutzt liegen, zum Schaden des einzelnen und des Vaterlandes. Hier nun setzte Stein mit seinen **Reformen** ein. Um die im Volke schlummernden Kräfte zu entbinden und dem Staate nutzbar zu machen, führte er den Grundsatz der Selbstverwaltung und Selbstverantwortung durch; von ihm hoffte er eine sittliche Neubelebung des ganzen Volkes. Fünf Tage nach

seinem Amtsantritt erschien das „Edikt den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend" (9. Oktober 1807). Er begann also den Umbau des Staates an seinem Fundament, dem Bauernstand, indem er für die ganze preußische Monarchie die allmähliche und stufenweise Beseitigung der Erbuntertänigkeit befahl. Zwei Drittel der Bevölkerung erhielten die persönliche Freiheit mit dem Recht der Freizügigkeit, der Berufswahl und Eheschließung. Die Schranken zwischen den einzelnen Ständen wurden niedergerissen. Jeder Preuße, ob von bürgerlicher oder von adeliger Herkunft, konnte Grundbesitz erwerben oder ein Geschäft betreiben. Auch die bisher Unfreien sahen jetzt mit fröhlichem Herzen die Möglichkeit, durch Arbeit und Tüchtigkeit vorwärts zu kommen, für sich und ihre Kinder ein freies Eigentum zu erwerben. Diese Aussicht war wohl geeignet, die Menschen zur höchsten Anspannung ihrer Kräfte anzuspornen, sie sittlich zu verjüngen und für das Ganze neue Werte zu schaffen. — Am 19. November 1808 erschien die Städteordnung, die den Grundsatz der Selbstverwaltung in das städtische Leben hineintrug und dadurch Bürgersinn und Gemeingeist pflanzte. Der Unterschied zwischen den einzelnen Bürgerklassen wurde aufgehoben; alle Bürger zusammen wählten die Stadtverordneten, diese den Magistrat; sogar für das Amt des Bürgermeisters durften sie drei Namen vorschlagen, von denen die Regierung einen auswählte. Die unbezahlten städtischen Ehrenämter mußte jeder übernehmen; Armen- und Schulwesen, Polizei und Finanzverwaltung wurde den Städten überwiesen. So wurde das Bürgertum „in der Schule der städtischen Selbstverwaltung zu staatlicher Arbeit gebildet, rasch mit Verständnis für das öffentliche Leben erfüllt und zu seinem Träger erhoben". — Am 24. November 1808 erschien die „Verordnung über die Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden", die Generaldirektorium und Kabinettsrat beseitigte und durch ein Staatsministerium ersetzte, das aus fünf dem König verantwortlichen Fachministern bestehen sollte. Diese Neuerung brachte Einheitlichkeit und Kraft in die oberste Regierung und sicherte dem König den sachkundigsten Rat. Um jedem Bürger tätigen Anteil an der Staatsverwaltung zu gewähren, plante Stein die Einführung von Provinziallandtagen; ja als Krönung des ganzen Neubaus faßte er

sogar Reichsstände als eine Art Volksvertretung ins Auge. Aber ehe er diese Gedanken durchführen konnte, war er ein gestürzter Mann.

Ein Brief an den Fürsten Wittgenstein, in dem er Pläne zur Befreiung Deutschlands besprach, fiel in die Hände der überall spionierenden französischen Polizei und wurde im Moniteur abgedruckt. Bald darauf (16. Dezember 1808) unterzeichnete Napoleon in Bajonne den Erlaß, durch welchen Stein „als Feind Frankreichs und des Rheinbundes" geächtet wurde. Aber Stein hatte schon aus der Veröffentlichung des Briefes die Gesinnung Napoleons erkannt und Zuflucht in Wien gesucht. Als der russische Feldzug ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo er als Berater des Zaren für seines Vaterlandes Wohl wirkte. Sein Sturz nach nur einjähriger Tätigkeit war ein schwerer Verlust für Preußen, obwohl vaterlandsliebende Männer wie Schön, Niebuhr, Humboldt, Hardenberg und andere in seinem Geiste weiter arbeiteten. Dieser Geist aber ging darauf hinaus, den absoluten Staat zu beseitigen, die neuen Gedanken der Zeit in das preußische Gemeinwesen hineinzuleiten und die einzelne Persönlichkeit zum Nutzen des Ganzen sich frei entfalten zu lassen.

Die **Abzahlung der Kriegskosten** hat alle Minister der Jahre 1807—1812 beschäftigt. Auf der Rückreise von Memel, in Dresden, hatte Napoleon sich endlich bewegen lassen, ihre Höhe auf 120 Millionen Taler festzusetzen. Da das von Natur arme, auf die Hälfte seines ursprünglichen Umfangs beschränkte, durch den Krieg verwüstete, von dem raubgierigen Feind ausgesogene Land diese Summe unmöglich aufbringen konnte, so reiste Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Königs, persönlich nach Paris, um den harten Mann zu milderen Bedingungen zu bewegen (Januar 1808). Aber dieser ließ sich nicht erweichen. Er mußte Norddeutschland in seiner Gewalt haben, um äußerstenfalls in der Türkenfrage einen Druck auf Rußland ausüben zu können; und dazu bot ihm der Königsberger Vertrag einen willkommenen Vorwand. Erst als er die 160000 Mann, die in dem verstümmelten Preußen standen und auf Kosten des Landes unterhalten wurden, für den spanischen Krieg notwendig brauchte, bewilligte er dem immer noch in Paris harrenden Prinzen den Pariser Vertrag vom 8. September 1808, nach welchem Preußen noch 140 Millionen Franken zu bezahlen hatte. Das war immer noch eine ge-

waltige Summe, wenn man bedenkt, daß Napoleon nach seiner Angabe aus Preußen insgesamt eine Milliarde, nach der niedersten Berechnung 560 Millionen Franken herausgepreßt hat. Bis zur Bezahlung dieser Schuld sollten die Festungen Glogau, Stettin, Küstrin, also die Oderlinie, von 10000 Mann besetzt bleiben. Zugleich mußte sich Preußen verpflichten, in den nächsten zehn Jahren nicht mehr als 42000 Mann gleichzeitig unter den Waffen zu halten.

Es wurde der preußischen Regierung sehr schwer, die Bedingungen des Pariser Vertrags zu erfüllen. Doch brachte man durch den Verkauf von Domänen, durch Steigerung der Einkommensteuer bis zu 20 Prozent des Gesamteinkommens und andere Mittel so viel zusammen, daß Ende 1808 wenigstens Ostpreußen geräumt wurde. **Die königliche Familie** war schon am 15. Januar 1808 von Memel nach Königsberg übergesiedelt, wo sie auch während des neu ausgebrochenen österreichischen Krieges blieb. Nachdem sie noch vorher beim Zaren einen Besuch gemacht hatte, kehrte sie auf dessen Rat nach Berlin zurück. Am Weihnachtstag 1809 zog der König mit seiner Gemahlin wieder in seiner Hauptstadt ein. Es war ein wehmütiges Wiedersehen. Was hatte man in den drei Jahren zwischen der letzten Ausfahrt und dieser Rückkehr erlebt! Der König war ernst; die Königin weinte. Der Kummer über das erlittene Unglück, die Sorge um Familie und Vaterland zehrten an ihrer Kraft, obwohl sie auch in den schwersten Tagen nie den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und an den Sieg des Guten und Wahren aufgab. Sie litt an Beklemmungen, Brustkrämpfen und Fieberanfällen. Ende Juni 1810 reiste sie zum Besuche ihres Vaters nach Schloß Hohen-Zieritz in Mecklenburg, wo sie schwer erkrankte. Am 19. Juli Morgens 9 Uhr, nachdem wenige Stunden zuvor noch der König mit den beiden Prinzen eingetroffen war, starb hier die königliche Dulderin im Alter von 35 Jahren an einer Lungenentzündung. Im deutschen Volke lebte sie fort als das erlauchteste Opfer der Fremdherrschaft. Sie hatte einst die Hoffnung ausgesprochen, „daß sich Preußens Schutzgeist auf ihre Söhne niederlassen und daß diese den verdunkelten Ruhm ihrer Vorfahren von Frankreich zurückerobern werden". Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Sechzig Jahre später, am Tage ihres Todes, kniete ihr Sohn Wilhelm, der als 13jähriger Knabe an ihrem Totenbette gestanden hatte, vor dem Sarge der Mutter und flehte um

Segen für den großen Waffengang, durch den er nicht nur den Ruhm der Vorfahren zurückerobert, sondern des Reiches Herrlichkeit wiederhergestellt hat.

Was Stein für die innere Staatsverwaltung, das war Scharnhorst für das Heerwesen. Gerhard David Scharnhorst (geboren 12. November 1755) war der Sohn eines hannoverschen Bauern, also wie Stein ein Nichtpreuße. Nachdem er die Dorfschule in seiner Heimat Bordenau besucht hatte, trat er, einer starken angeborenen Neigung folgend, in das hannoversche Heer und 1801 in das preußische ein. Bei Auerstädt wurde er zweimal verwundet, machte als Blüchers Generalstabschef dessen Rückzug nach Lübeck und Übergabe mit und zeichnete sich, nachdem er inzwischen ausgewechselt worden war, bei Eylau so aus, daß er zum General befördert wurde. Auch als solcher blieb der niedersächsische Bauernsohn ein einfacher Mann, dessen stilles, bescheidenes Wesen nicht ahnen ließ, welche Fülle neuer, schöpferischer Gedanken in seinem Innern wohnte. Er war so recht ein Mann nach dem Herzen des Königs, der ihm von Anfang sein volles Vertrauen schenkte. Die Neugestaltung des Heerwesens hatte schon am 1. Dezember 1806 mit dem „Publikandum" begonnen. Danach hatte ein Ehrengericht das Verhalten jedes Offiziers, der kapituliert hatte, zu prüfen; wer sich nicht vollständig rechtfertigen konnte, wurde ausgestoßen, mehrere Offiziere sogar zum Tode verurteilt. Für die Zukunft sollte jede Pflichtverletzung aufs strengste bestraft werden, die Beförderung während des Krieges nur nach Verdienst und Tüchtigkeit erfolgen. Am 25. Juli 1807, wenige Wochen nach dem Tilsiter Frieden, erfolgte die Einsetzung der „Militärorganisationskommission", deren Vorsitzender Scharnhorst, deren hervorragendstes Mitglied Gneisenau war. Auch Neidhardt v. Gneisenau (1760—1831) stammte nicht aus Preußen. Er war der Sohn eines sächsischen Offiziers, der im siebenjährigen Kriege gegen Preußen ge-



Neben einer Urne sitzt die Schutzgöttin des Vaterlandes in Trauer versunken.

Denkmünze auf den Tod der Königin Luise.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

fochten hatte. Preußen zog damals alle großen Männer an, weil es ihnen ein weites Feld für fruchtbare Wirksamkeit gab. Trotz seiner vornehmen Abkunft wuchs er unter gedrückten Verhältnissen auf. Nachdem er seine Studien aus Geldmangel abgebrochen hatte, nahm er Dienste im österreichischen und dann im ansbachischen Heere. Mit einem Regimente des letzteren, das von England aufgekauft war, kam er für kurze Zeit auch nach Amerika. Nach seiner Rückkehr trat er in das preußische Heer ein, wo er durch die erfolgreiche Verteidigung von Kolberg sich einen Namen machte. Von Kolberg aus wurde er in die genannte Kommission berufen.

Diese „Militärorganisationskommission" hat das Verdienst, die Ausbildung und Zusammensetzung des Heeres neu geregelt zu haben. Zweck der ersteren war nicht mehr die Parade, sondern ausschließlich der Krieg. Bewaffnung und Einübung wurden nur noch auf den Ernstfall berechnet. Nicht minder wichtig war die gänzliche Beseitigung des Werbesystems; das neue Heer sollte nur aus einheimischen Kantonisten gebildet werden; es war also ein Heer von Landeskindern. Ein solches Volksheer ertrug nicht mehr die grausamen und entehrenden Strafen, mit denen man die ausländischen Strolche und Gauner gebändigt hatte. Dafür suchte man die straffe militärische Zucht, die kein Heer entbehren kann, auf Ehre und Pflichtgefühl zu gründen und den ganzen Heereskörper mit dem Geiste der Vaterlandsliebe zu erfüllen. Ein weiterer Übelstand im früheren preußischen Heere war das Alleinrecht der Adeligen auf die Offizierslaufbahn gewesen. Auch dieser wurde jetzt beseitigt. Für die Ernennung und Beförderung sollten nicht Geburt und Ahnenzahl, sondern nur Bildung und Kenntnisse maßgebend sein. — Die folgenschwerste Neuerung Scharnhorsts wäre die allgemeine Wehrpflicht aller Waffenfähigen gewesen, die er von Anfang an ins Auge faßte. Aber mit dieser kühnen Neuerung drang er angesichts der politischen und finanziellen Lage des Staates nicht durch. Sie wurde nur für den Kriegsfall in Aussicht genommen, demgemäß am 9. Februar 1813 für die Dauer des Krieges beschlossen und am 3. September 1814 von Scharnhorsts Mitarbeiter Boyen als Staatsgrundgesetz verkündet. Da Preußen nur noch 42 000 Mann unter den Waffen halten durfte, so entließ er die Mannschaften nach dreimonatlicher Einübung wieder in die

Heimat und berief neue 42 000 ein. Die beurlaubten Mannschaften, die nur noch zu kurzen Übungen in die Kasernen zurückkehrten, hießen „Krümper" (Reserve beziehungsweise Landwehr). Durch diese Maßregel war Napoleon überlistet. — Mit der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr hat Scharnhorst zwei Einrichtungen angeregt, die einen Wendepunkt in der Geschichte des Heerwesens bildeten und bald in anderen Staaten Eingang fanden.

Zu der politischen und militärischen trat die **sittlich-religiöse Wiedergeburt.** Das preußische Volk war durch die furchtbaren Wetterschläge wie aus dumpfem Schlafe aufgerüttelt. An Stelle der früheren Erschlaffung trat jetzt ein lebendiges Schaffen der bisher brachliegenden Volkskräfte, an Stelle der Leichtfertigkeit und Selbstüberhebung ein ernster frommer Sinn, der sich zunächst im Dulden übte, um später zum Handeln überzugehen. Die schöngeistigen Bestrebungen mußten dem Interesse an Staat und Gemeinde weichen, die einseitig-ästhetische Bildung machte der sittlich-religiösen Erziehung Platz. Man erkannte, daß werktätige, opferbereite Vaterlandsliebe doch höher zu schätzen sei als verflachtes Weltbürgertum. Im Winter 1807/8 hielt der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762—1814), Sohn eines sächsischen Webers, im Akademiegebäude zu Berlin seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er die Selbstsucht als die Wurzel alles Übels bezeichnete und den Geist der Aufopferung und Gemeinschaft zu wecken suchte; kein Mensch und kein Gott könne dem deutschen Volke helfen, wenn dieses sich nicht selbst helfe. Der Theologe Schleiermacher aus Breslau (1768—1834), der Begründer der neueren Theologie, hielt in der gedrängt vollen Dreifaltigkeitskirche zu Berlin jene geist- und kraftvollen Predigten, in denen er die religiöse Gleichgültigkeit der vornehmen Kreise bekämpfte und in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken der neuen Zeit verkündete, daß der Wert des Menschen in der Kraft des Willens und in der Hingabe an das Ganze beruhe. In demselben Geiste wirkte noch eine ganze Reihe tüchtiger und vaterlandsliebender Männer, so Ernst Moritz Arndt, die schon genannten Niebuhr, Schön, Wilhelm v. Humboldt und andere. Um die geistige Erziehung durch die nicht weniger wichtige körperliche Ausbildung zu ergänzen, führte Ludwig Jahn, Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, die Berliner Jünglinge auf die Hasenheide hinaus, wo er den ersten

deutschen Turnplatz eingerichtet hatte. Obwohl das Treiben daselbst bald einige Auswüchse zeitigte, so ist die Begründung der deutschen Turnerei, die wir Jahn verdanken, doch eine verdienstvolle Tat von dauernder Wirkung. Der in Königsberg gestiftete Tugendbund, der seine Mitglieder zu sittlicher Zucht und Vaterlandsliebe stählen wollte, wurde schon am 31. Dezember 1809 auf Wunsch des Königs aufgelöst; eine tiefergehende Wirksamkeit hat er nur nach der Napoleonischen Legende entfaltet.

Mehrere der genannten Männer, namentlich Fichte und Schleiermacher, wirkten seit 1810 an der Universität Berlin, die Friedrich Wilhelm gründete, weil „der Staat an geistigen Kräften ersetzen müsse, was er an physischen verloren habe." Freiheit des Lehrens und Lernens war der Grundsatz, den Wilhelm Humboldt bei ihrer Errichtung durchführte. Bald war sie Mittelpunkt des geistigen Lebens nicht nur in Preußen, sondern in Deutschland.

c) Der spanische Krieg.

Der Tilsiter Friede hatte das mittlere und östliche Europa unter Napoleons und Alexanders Leitung zum großen Weltkampf gegen England zusammengeschlossen und der skandinavische Norden war bald darauf diesem Bunde angegliedert worden. Trotzdem war England noch nicht mürbe gemacht. Das war, wie schon früher gesagt wurde, nur erreichbar, wenn das ganze Festland der Handelssperre sich fügte. Noch aber fehlte die pyrenäische Halbinsel. Zwar Karl IV. von Spanien war seit dem Vertrag von Ildefonso (1796) eben auch ein Napoleonischer Gefolgsfürst wie so viele andere. Portugal aber, das mit dem Nachbar seit alters in Feindschaft und Eifersucht lebte, war mit England verbündet und hatte den Beitritt zur Handelssperre abgelehnt. Das mußte für alle Fälle geändert werden. Aber auch Spanien war ein unzuverlässiger Bundesgenosse, der Napoleons Mahnungen nur zögernd oder gar nicht befolgte und im geheimen Ränke gegen Napoleon spann. Wenn dieser seinen Angriff auf Indien, den er aufs neue und in großartigem Maßstab plante, um Englands Macht tödlich zu treffen, wirklich ausführte, so mußte im Westen seines Reiches ein ganz zuverlässiger Mann auf dem Throne sitzen. Das konnte nur ein Napoleonide sein. So reifte der Plan zum spanischen Kriege und Thronwechsel.

Hier aber traten dem großen Rechenmeister erstmals Kräfte gegenüber, die er nicht in seine Rechnung eingestellt hatte, die er überhaupt nicht zu wägen und zu messen verstand.

Zuerst kam **Portugal** an die Reihe, wo an Stelle der gemütskranken Königin Maria I. der Kronprinz Johann die Regentschaft führte. Dieser erhielt am 12. August 1807 von Napoleon die Aufforderung, dem Bunde mit England zu entsagen, den englischen Schiffen seine Häfen zu verschließen und die portugiesische Flotte mit der französischen zu vereinigen. Da Johann diese Forderung ablehnte, so schloß Napoleon, der den allmächtigen Friedensfürsten Godoy ganz beherrschte, mit Spanien am 27. Oktober 1807 den Vertrag von Fontainebleau, durch den Portugal zwischen Spanien und Frankreich geteilt wurde. Der nördliche Teil sollte als Königreich Neulusitanien an Karls IV. Enkel, Ludwig, fallen, der sein bisheriges Königreich Etrurien an Frankreich abzutreten hatte; den Süden sollte der Friedensfürst Godoy als unabhängiges Fürstentum erhalten; die mittleren Provinzen waren für Frankreich bestimmt, jedoch unter der Schutzherrschaft Karls IV., der damit den Lohn für seine Mitwirkung bekommen sollte. Alsbald überschritt Marschall Junot mit 28 000 Franzosen die Grenze und hielt am 30. November seinen Einzug in Lissabon. Kronprinz Johann war schon drei Tage zuvor mit seinen Schätzen und Schiffen in den amerikanischen Teil seiner Besitzungen geflohen, nach Brasilien. Napoleon aber verkündete jetzt: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren" und nahm das ganze Land in französische Verwaltung. Von einer Teilung des Landes war gar keine Rede mehr. Der spätere Widerstand Spaniens gegen Napoleons Gewaltstreiche entzündete auch in Portugal einen Befreiungskrieg, wozu England Truppen, Geld und Waffen lieferte. Die Siege, welche der englische General Wellesley (Wellington) und andere Heerführer über die Franzosen erfochten, und besonders die am 30. August 1808 abgeschlossene Kapitulation von Cintra hatten die Räumung des Landes seitens der Franzosen zur Folge, worauf sich die Portugiesen an dem spanischen Freiheitskampfe beteiligten und die Feldzüge der nächsten Jahre mitmachten.

Diese brutale Unterwerfung Portugals bildete nur das Vorspiel zu der **Vergewaltigung Spaniens**, zu der die jämmerlichen Verhältnisse in der königlichen Familie den Vorwand

abgaben: Karl IV. war ein armseliger Schwächling, der sich die Zeit mit Jagd, Spiel und Schreinerarbeit vertrieb und das Regieren seinem „Friedensfürsten" Godoy überließ, dem offenkundigen Liebhaber seiner Gemahlin Marie Luise. So richtete sich die Hoffnung des Volkes auf den Thronfolger, den Prinzen Ferdinand von Asturien, der zwar charakterlos war wie diese ganze bourbonische Familie, aber doch Ehrgefühl genug besaß, um den Buhlen seiner Mutter zu hassen und seinen Sturz anzustreben. Godoy sah, wie der Ingrimm über seine Verwaltung wuchs und wie gleichzeitig immer mehr Franzosen ins Land kamen; schon standen 100000 Mann unter Murat auf spanischem Boden, und dieser gebärdete sich, als ob er Herr im Lande wäre. Da beschloß der Friedensfürst, das Beispiel des portugiesischen Hofes nachzuahmen und mit der königlichen Familie nach dem spanischen Amerika zu entfliehen. Prinz Ferdinand verriet den Plan, worauf das Volk in Madrid und die Garden von Aranjuez am 17. März 1808 einen Aufstand erregten, in welchem Godoys Palast geplündert und zerstört und er selbst mißhandelt wurde. Infolgedessen dankte König Karl am 19. März zu Gunsten des Prinzen von Asturien ab und dieser wurde unter dem Jubel des Volkes als Ferdinand VII. zum König ausgerufen. Jetzt aber rückte Murat mit seinen Truppen in Madrid ein. Da Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Abdankung als erzwungen bezeichnete und widerrief, anderseits Ferdinand die Bitte an den Kaiser richtete, er möchte seine Thronbesteigung genehmigen und ihm eine seiner Verwandten zur Gemahlin geben, so bot sich Napoleon die Gelegenheit dar, als Schiedsrichter der königlichen Familie aufzutreten und alle um ihre Rechte zu betrügen; denn er war entschlossen, die spanischen Bourbonen zu stürzen und seinem Bruder Joseph den Thron von Spanien zu übergeben. Nur wählte er diesmal nicht den Weg offener Gewalt, sondern den der Heuchelei und Hinterlist.

Am 14. April 1808 traf Napoleon in Bayonne ein. Dorthin lockte er durch ein schurkisches Ränkespiel die ganze königliche Familie, beredete mit leichter Mühe den entarteten Vater zu Gunsten Napoleons abzudanken (5. Mai 1808), zwang unter Todesdrohungen Ferdinand, die Krone niederzulegen und allen Rechten auf Spanien zu entsagen (10. Mai) und nötigte dessen Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Francisco de Paula, gleichfalls zur Verzichtleistung auf

ihre Thronrechte. Ferdinand erhielt einen Jahresgehalt von 1 Million Franken und das Schloß Navarra in der Normandie, der König 7½ Millionen Franken jährlich und die Schlösser Compiègne und Chambord. Der alte Herr begab sich mit seiner Gemahlin und Godoy nach dem ersteren, später nach Rom, wo er 1819 starb.

In Madrid hatte die Abreise der königlichen Familie große Aufregung hervorgerufen. Die Bevölkerung befürchtete das Schlimmste. Am 2. Mai 1808, als auch der jüngste Prinz sich zur Abreise anschickte, erhob sich ein Aufstand, der diese verhindern wollte. Es kam zum Straßenkampf; Murat ließ immer mehr Truppen in die Stadt einrücken und warf den Aufstand mit blutiger Gewalt nieder. Gegen tausend Spanier fielen im Kampf; mehr als hundert wurden gefangen und sämtlich erschossen.



König Ferdinand VII. von Spanien.
Nach dem Leben gezeichnet, von Hofmann & Stöber in Wien gestochen.

Napoleon hatte erreicht, was er gewollt hatte: der spanische Thron war frei. Er berief eine Junta (Versammlung) von spanischen Notabeln nach Bayonne, ernannte am 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph, den König von Neapel, zum König von Spanien und Indien, während Neapel sein Schwager Murat erhielt, und legte der Junta den Entwurf zu einer neuen, der französischen nachgebildeten Verfassung vor. Nachdem diese von der Junta beraten und genehmigt und von Joseph am 7. Juli beschworen war, trat dieser, voll von Besorgnissen, seine Reise nach Spanien an. Am 20. Juli hielt er seinen Einzug in Madrid, von der Bevölkerung mit eisigem Stillschweigen empfangen. Die ganze Nation war empört über die Vorgänge in Bayonne und über die ihr aufgedrängte Fremdherrschaft; man sah in dem Vorgehen Napoleons eine Beschimpfung des spanischen Volkes und schrie nach Rache. Zu dem politischen Hasse gesellte sich

der gefährlichere religiöse Fanatismus, der von Priestern und Mönchen geflissentlich und erfolgreich geschürt wurde. Denn am 2. Februar 1808 hatte Napoleon die heilige Stadt besetzen und einen Teil des Kirchenstaates mit Etrurien vereinigen lassen, weil Pius VII. sich weigerte, der Festlandssperre beizutreten. Nun war es den Führern der Bewegung ein leichtes, den Räuber der Freiheit auch als Feind des Glaubens darzustellen. Gewiß bekamen auch die Spanier durch Joseph eine viel bessere Regierung, als sie vorher gehabt hatten. Aber das stolze Volk, das sich in Erinnerung an seine große Vergangenheit immer noch als das vornehmste Europas fühlte, wollte von all diesen Segnungen nichts wissen und begann nun einen Krieg ganz eigener Art. In allen spanischen Provinzen bildeten sich Juntas, die im Namen des rechtmäßigen Königs Ferdinand VII. die Regierung führten und in der Zentraljunta von Sevilla ihren Mittelpunkt hatten. Im Zusammenhang mit diesen standen die Freischaren (Guerillas), die nun den **Banden- oder Guerillakrieg** gegen die Franzosen begannen. Diese Kriegsweise ist den Spaniern seit den Zeiten des Viriathus und der Araberkämpfe eigentümlich gewesen als ein Erzeugnis nicht nur der gebirgigen, schwer zugänglichen Natur des Landes, sondern auch des heißblütigen, strenger Kriegszucht abgeneigten Charakters seiner Bewohner. Unter der Führung von Bauern, Mönchen, Schmugglern, früheren Soldaten oder Offizieren überfielen diese Freischaren kleinere Abteilungen des Feindes, schnitten seine Verbindungen ab, nahmen seine Vorräte weg, um alsbald in irgend einem Schlupfwinkel zu verschwinden. Ohne sich jemals in eine offene Feldschlacht einzulassen, wozu sie ganz untauglich waren, brachten sie den Feind durch diesen aufreibenden, grausamen Kleinkrieg zur Verzweiflung; denn je länger er dauerte, desto mehr traten auch die niederen Leidenschaften der Menschenbrust, Raub-, Mord- und Plünderungssucht in die Erscheinung. Bald erhielten sie auch Verstärkung durch regelmäßige Truppen. Der spanische General La Romana, der von Napoleon den Dänen in ihrem Kriege gegen Schweden zu Hilfe geschickt worden war und auf die Nachricht von der Erhebung seines Vaterlandes auf englischen Fahrzeugen sich eingeschifft hatte, landete mit 10000 Mann im nördlichen Spanien und vereinigte seine Truppen mit dem nationalen Heere. Die Nachricht von der Kapitulation des französischen Generals Dupont

bei Baylen, wodurch am 21. Juli 1808 20000 Franzosen in Kriegsgefangenschaft gerieten, erfüllte die Nation mit neuen Hoffnungen; in Madrid drohte ein Aufstand auszubrechen; Joseph verließ die Hauptstadt „wegen übermäßiger Sommerhitze" und rettete sich nach Vittoria; alle französischen Abteilungen erhielten den Befehl, über den Ebro zurückzugehen; die Belagerung von Saragossa, einem Hauptsitz des Widerstandes, mußte aufgehoben werden; fast ganz Spanien war in den Händen der Aufständischen, und durch die Kapitulation von Cintra (30. August) ging auch Portugal für die Franzosen verloren.

Aus diesen Unglücksfällen erkannte Napoleon, daß ein regelmäßiger Feldzug mit überlegenen Truppenmassen nötig sei, um den Widerstand des Volkes zu brechen und die Engländer von der Halbinsel zu vertreiben. Hierzu konnte er das große Heer, das noch in Preußen stand, gar nicht entbehren. Gleichzeitig stieg aber noch eine andere Gefahr im Herzen von Europa auf: Österreich begann im Hinblick auf die Entthronung der Bourbonen und die Erhebung der Spanier zu rüsten. Wie sollte Napoleon dieser Gefahr im Osten und Westen begegnen? Er konnte seine Truppen nur dann von der Elbe nach dem Ebro werfen, wenn Rußland für ihn die Überwachung Deutschlands und Österreichs übernahm. So lag das Schicksal Europas wieder in den Händen des Zaren. Zunächst schloß Napoleon mit Preußen den schon erwähnten Pariser Vertrag vom 8. September, der die Truppen frei machte. Dann veranstaltete er eine große Fürstenversammlung, bei welcher er die diplomatischen Abmachungen zu treffen und zugleich den Glanz seiner Herrschaft zu zeigen gedachte. Vom 27. September bis 14. Oktober 1808 tagte der **Fürstentag in Erfurt.** Zwei Kaiser, vier Könige, 34 deutsche Fürsten oder Kronprinzen, darunter alle Rheinbundsglieder waren zugegen, um dem Allgewaltigen ihre Huldigungen darzubringen. Napoleon als aufmerksamer Wirt sorgte auch für das Vergnügen seiner erlauchten Gäste. Darum hatte er die Schauspieler des Théâtre français nach Erfurt beschieden, die nun alle Abende den deutschen Fürsten in der französischen Stadt (Erfurt gehörte ja zu Frankreich!) ein französisches Stück vorspielten. Angesichts dieser glänzenden Versammlung sprach Napoleon zu seinem Mitkaiser das geflügelte Wort von dem „Parterre von Königen". Auch Goethe und Wieland hatten die Ehre, nach Erfurt eingeladen

und hier wie in Weimar, wohin Napoleon besuchsweise kam, einer längeren Unterredung gewürdigt zu werden; sogar den Orden der Ehrenlegion bekamen die beiden. Die Rheinbundsfürsten spielten übrigens bei dem großen Schaustück nur die Rolle von „Statisten". Neben dem Allgewaltigen kam nur noch der Zar in Betracht und dieser kaum. Die beiden Herrscher von Europa speisten täglich zusammen und hatten lange Unterredungen unter vier Augen. Noch einmal gelang es Napoleon, den Zaren bei dem Bündnis festzuhalten. In dem Geheimvertrag vom 12. Oktober gab Alexander seine Zustimmung zu der Vergewaltigung der Pyrenäenhalbinsel und verpflichtete sich zur Hilfe im Falle eines österreichischen Angriffs. Dafür überließ Napoleon Finnland und, wenn auch mit schwerem Herzen, die Donaufürstentümer an Rußland. So hatte Napoleon die Rückendeckung im Osten sich gesichert.

Von Erfurt aus eilte er **nach Spanien,** wohin ihm die französischen und die Rheinbundstruppen vorausgeeilt waren. Mit dem gewaltigen Heere von 250000 Mann, das er jetzt zur Verfügung hatte, besiegte er die Volksheere, die sich ihm entgegenstellten, bei Burgos und an anderen Orten und stand am 2. Dezember 1808 vor Madrid. Die Drohung: „Wenn die Stadt nicht morgen kapituliert, so ist sie übermorgen nicht mehr vorhanden", hatte zur Folge, daß Madrid am 5. Dezember seine Tore öffnete. Die Einwohner wurden entwaffnet, viele Granden als Hochverräter bestraft, die Inquisition beseitigt, zwei Drittel sämtlicher Klöster aufgehoben, die Feudalrechte und Binnenzölle abgeschafft. So günstig auch manche dieser Maßregeln für das Volk waren, so gewannen sie Napoleon doch die Anhänglichkeit desselben nicht. Es war die rohe Militärgewalt, welche gesiegt hatte und eine Zeitlang die Volksleidenschaft zurückhielt. Diese erwachte um so stärker, als Napoleon, durch die Nachricht von den Rüstungen Österreichs beunruhigt, am 17. Januar 1809 Valladolid, wohin er sich nach der Unterwerfung der Hauptstadt begeben hatte, verließ und nach Paris zurückeilte. Er mußte die Leitung des Krieges seinen Marschällen überlassen, unter denen nicht immer Einigkeit herrschte. König Joseph kehrte am 22. Januar 1809 nach Madrid zurück, war aber, zumal da er kein Soldat war, seiner schwierigen Aufgabe nicht gewachsen.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Am 16. Januar 1809

siegte Marschall Soult bei Corunna über den englischen General Moore, der daselbst fiel, konnte aber nicht hindern, daß das englische Heer in der folgenden Nacht auf seiner im Hafen liegenden Flotte sich einschiffte. Saragossa, aufs neue belagert, wurde von Marschall Lannes am 21. Februar 1809 erstürmt, nachdem es einen Widerstand geleistet hatte, wie ihn eben seit den Tagen von Sagunt und Numantia spanische Städte zu leisten verstehen. Die ganze Bevölkerung, selbst Frauen, hatte am Kampfe teilgenommen; Haus für Haus, ja Stockwerk für Stockwerk hatte erstürmt werden müssen. 6000 Leichen lagen unbeerdigt zwischen den Trümmern umher, als die Franzosen einzogen. Der heldenmütige Verteidiger Palafox wurde als Gefangener nach Vincennes gebracht. Soult drang in Portugal ein und erstürmte am 29. März Oporto. Gegen ihn zog Wellesley von Lissabon aus mit 25000 Engländern und Portugiesen, siegte in mehreren Gefechten und zwang Soult, Oporto und ganz Portugal zu räumen (Mai 1809). Am 27. und 28. Juli gewann er bei Talavera am Tajo einen Sieg, der in England Jubel erregte und seinem Urheber den Titel eines Lord Wellington von Talavera eintrug. Da jedoch neue Armeekorps gegen ihn anrückten, konnte er den Sieg nicht recht ausnützen und zog sich nach Badajoz zurück. Im Jahre 1810 eroberte Joseph fast ganz Andalusien und hielt am 1. Februar seinen Einzug in Sevilla, von wo die Zentraljunta am 25. Januar nach Cadiz geflohen war. Dort legte sie ihre Gewalt in die Hände einer Regentschaft von fünf Mitgliedern, und diese berief im September eine außerordentliche Versammlung der Cortes nach Cadiz, um durch sie eine neue Verfassung ausarbeiten und beraten zu lassen, wobei die französische Verfassung von 1791 die Grundlage bildete. Die berühmte „Konstitution vom Jahre Zwölf", welche das absolute Königtum beseitigte, die katholische Religion zwar zur Staatsreligion erklärte, aber der Übermacht des Klerus durch Aufhebung der Inquisition und durch Verminderung der Zahl der Klöster steuerte, wurde am 18. März 1812 von den Cortes beschworen und von der Regentschaft bestätigt und verkündigt.

Weder die Belagerung von Cadiz durch Marschall Viktor noch das Vordringen des Marschalls Massena in Portugal 1810 hatte einen Erfolg. Wellington zog sich hinter die uneinnehmbaren Verschanzungen von Torres-Vedras zu-

rück, die er zum Schutze von Lissabon errichtet hatte, und Massena, dessen Heer in dem Winterfeldzug viel gelitten hatte, trat im März 1811 den Rückzug nach Spanien an. Die Franzosen errangen zwar manche Erfolge und nahmen im Jahre 1812 auch Valencia ein; ihre Lage wurde aber sehr ungünstig, als Napoleon einen großen Teil seiner Truppen aus Spanien abberief, um sie nach Rußland zu führen. Den Oberbefehl über sämtliche Heere auf der Halbinsel erhielt König Joseph, dem aber die Marschälle nicht gehorchten. Da drang Wellington nach Badajoz vor, schlug am 22. Juli 1812 den Marschall Marmont bei Salamanca und rückte gegen Madrid vor; Joseph mußte zum zweiten Male seine Hauptstadt verlassen und vereinigte sich mit Marschall Suchet in Valencia; Wellington hielt am 12. August seinen Einzug in Madrid. Er mußte sich zwar vor den vereinigten französischen Heeren wieder zurückziehen, und Joseph kehrte am 3. Dezember noch einmal nach Madrid zurück. Aber nach dem Untergang der französischen Armee in Rußland mußte Joseph aufs neue Truppen nach Frankreich abgeben, verließ zum dritten Male Madrid und sammelte seine ganze Streitmacht bei Vittoria. Hier wurde er am 21. Juni 1813 von Wellington angegriffen und vollständig geschlagen, floh nach Pampelona und eilte nach Frankreich zurück. Das geschlagene Heer folgte ihm. Soult, zum Oberbefehlshaber und Statthalter von Spanien ernannt, sammelte die zerstreuten Truppenabteilungen und warf sich dem verfolgenden Wellington entgegen. Er drang durch die Pyrenäenpässe vor, wurde aber am 30. Juli in der „Schlacht in den Pyrenäen" zurückgeworfen. San Sebastian und Pampelona fielen in die Hände der Engländer. Mit Ausnahme von Barcelona und einigen anderen katalonischen Plätzen war ganz Spanien frei von den französischen Unterdrückern. Das Land hatte unter den Greueln dieses ungewöhnlich grausamen Krieges entsetzlich gelitten; aber der hartnäckige Widerstand des ganzen Volkes, verbunden mit der tatkräftigen Unterstützung Wellingtons hatte es vor der Fremdherrschaft bewahrt. Soult hatte sich nach Bayonne zurückgezogen und wurde von Wellington am 27. Februar 1814 bei Orthez und am 10. April bei Toulouse geschlagen. Marschall Suchet räumte im März Katalonien und zog über die Pyrenäen zurück. Am 28. Mai zog die französische Besatzung von Barcelona ab. Der spanisch-französische Krieg war zu Ende.

Joseph verzichtete, auf Napoleons Befehl, auf die spanische Krone, und Ferdinand VII., durch den Vertrag von Valencay (8. Dezember 1813) von Napoleon als König von Spanien anerkannt, kehrte im März 1814 nach Spanien zurück und bestieg den Thron seiner Väter, dessen er sich bald sehr unwürdig zeigte.

d) Die Erhebung Österreichs 1809.

Der spanische Krieg hat die Herrschaft Napoleons zunächst nicht gefährdet; aber er hat bei den unterworfenen Völkern Freiheitshoffnungen angefacht, sofern er zeigte, daß und wie der Unbesiegte besiegt werden könne. Der erste Staat, der dieses Beispiel aufnahm, war Österreich. Die Entthronung der spanischen Bourbonen hatte in Wien die Befürchtung erweckt, Napoleon könnte dasselbe Schicksal auch anderen Herrscherhäusern zugedacht haben. Einer solchen Gewalttat wollte man vorbeugen, solange es noch Zeit war. Wann aber waren die Aussichten günstiger als zu der Zeit, da der Volkskrieg in Spanien dem französischen Heere ganz neue, schwer lösbare Aufgaben stellte? Österreich begann also um die Mitte 1808 zu rüsten. Aber die Erneuerung des französisch-russischen Bündnisses in Erfurt machte die Berater des Kaisers stutzig; man verlangsamte die Rüstungen und wartete ab. Als dann der Krieg sich für die Franzosen immer ungünstiger gestaltete, da nahm man die Rüstungen wieder auf in dem Bewußtsein, daß der österreichische Staat kraftvoller und mächtiger dastehe als je zuvor. Zu diesem Selbstvertrauen hatte man eine gewisse Berechtigung.

Auch Österreich hat nach dem Preßburger Frieden eine Wiedergeburt, eine innere Erstarkung erfahren, die sich auf Staatsverwaltung und Heerwesen erstreckte. Reformator war hier Graf Stadion, der 1806 an Cobenzls Stelle trat und für den österreichischen Stein gilt. Wie dieser so faßte er von Anfang an die Erneuerung des Krieges ins Auge, für den er alle Volkskräfte lebendig zu machen suchte. Er lockerte die allzu straff zentralisierte Verwaltung, gewährte dem Bauernstand Erleichterung und räumte die Standesvorurteile der früheren Zeit weg. Auf militärischem Gebiete stand ihm Erzherzog Karl zur Seite, der das stehende Heer vermehrte und verbesserte, nach preußischem Vorbild eine Landwehr errichtete und für den Krieg die Bildung

von Freiwilligenkorps ins Auge faßte. Dank dieser Verbesserungen konnte Österreich diesmal eine halbe Million Streiter stellen. Der Feldzugsplan faßte ein dreifaches Vorgehen ins Auge. Erzherzog Karl mit der Hauptmacht (etwa 180 000 Mann) sollte gegen Bayern und die Rheinbundstaaten vorbrechen; sein Bruder Erzherzog Johann sollte in Italien eindringen; sein Vetter Erzherzog Ferdinand war bestimmt, die Russen abzuwehren, die nach dem Bündnis von 1808 verpflichtet waren, Napoleon Hilfe zu leisten. Doch hatte Stadion Grund zu der Annahme, die sich auch bestätigte, daß Rußland den Krieg nur zum Scheine führen werde. Preußen, das noch in den Krallen Napoleons lag und von Rußland keinerlei Hilfe erwarten durfte, mußte zum großen Schmerze der Königin und der Kriegspartei neutral bleiben, wenigstens bis zu einem entscheidenden Siege Österreichs. So stand dieses ganz allein dem gewaltigen Kriegsmanne gegenüber. Trotzdem war Volk und Heer von fester Zuversicht und von einer schönen Begeisterung durchströmt. Man war bereit, für Thron und Vaterland jegliches Opfer zu bringen. Und wenn auch die übrigen Regierungen versagten, so hoffte man doch auf eine Erhebung des Volkes nicht nur in Österreich, sondern auch in Italien und Norddeutschland. Die Vorbereitungen dazu waren getroffen und die zündenden Aufrufe, die, von Schlegel und Gentz verfaßt, zu Beginn des Feldzuges hinausflogen, kündigten den Krieg als einen Kampf für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit an: „Deutsche! Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland glücklich und selbständig. Deutsche! Nehmt die Hilfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu unserer Rettung.“ Und den eigenen Waffengenossen rief Erzherzog Karl am 6. April zu: „Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Fesseln lösen und eure deutschen Brüder harren auf ihre Erlösung.“ Die kriegerische Begeisterung drängte zu raschem Losschlagen; nur Karl, der die Rüstungen erst vervollständigen wollte, bat um Aufschub; aber vergeblich. Napoleon sicherte sich wieder die Hilfe der Rheinbundstaaten, indem er ihnen die Gebiete des Johanniter- und Deutschordens überließ. So kam Mergentheim, der bisherige Sitz des Deutschmeisters, an Württemberg. Als er den Anmarsch der Österreicher erfuhr, eilte auch er dem Kriegsschauplatz zu. Am 16. April war er in Ludwigsburg bei König Friedrich.

Den **Anfang des Krieges** machte **das Land Tirol**, das mit seinen Schluchten, Saumpfaden und Felsen, mit seiner abgehärteten, verschlossenen, an den Stutzen gewöhnten Bevölkerung für den Volkskrieg wie geschaffen war. Das königstreue, fromme Bergvolk war durch den Preßburger Frieden dem alten Herrscherhause entrissen und unter das rheinbündlerische Bayern gestellt worden. Damit war das patriarchalische Stillleben in den Bergen zu Ende. Von München her wehte ein Lufthauch, der das Alte wegräumen und neue Einrichtungen an die Stelle setzen wollte. Die zäh am Alten hängenden Tiroler sollten neue Steuern zahlen, die französische Aushebung annehmen, ihre religiösen Gebräuche verhöhnen lassen. Der Ingrimm über diese Neuerungen führte zu einer Verschwörung, die sich mit Wien in Verbindung setzte. Obwohl fast das ganze Land von dem geplanten Aufstand wußte, fand sich doch kein Verräter.



Erzherzog Karl von Österreich.
Nach einem Stich von Karl Meyer.

Am 9. April setzte sich ein österreichisches Heer unter Chasteler das Pustertal herauf in Bewegung. An demselben Tage läuteten die Glocken durch das Land; Bretter mit roten Fähnchen schwammen den Inn herab; auf allen Bergen flammten die Feuer, zum Zeichen, daß es Zeit sei, loszuschlagen. Jeder Haufe wählte sich nach altgermanischer Weise seinen eigenen Führer, Jäger, Mönche, Wirte, so den Wildschützen Joseph Speckbacher, den rotbärtigen Kapuziner Haspinger. An die Spitze des Ganzen aber trat ein Mann, der wie Saul eines Hauptes länger war als alles übrige Volk, Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier. Die bayerischen und französischen Abteilungen wichen vor diesen kühnen Freischärlern überall zurück; am 12. April räumten sie Innsbruck. Am folgenden Tage ergaben sich 4000 Mann unter General Bisson mit sieben Kanonen. Tirol war frei. Jetzt aber trat der Tiroler

Volkskrieg in Wechselbeziehung mit dem großen Ringen an der Donau.

Erzherzog Karl machte schon zu Anfang des Feldzugs schwere Fehler. Anstatt so früh als möglich ins Feld zu rücken, das südwestliche Deutschland zu überfallen und durch schnelle Besetzung dieser Länder die Vereinigung ihrer Truppen mit dem französischen Heere zu verhindern, überschritt er erst am 8. April den Inn und die Isar und besetzte Landshut und München. Und anstatt seine Streitkräfte zusammenzuhalten, um dem mit Übermacht anrückenden Napoleon gewachsen zu sein, zersplitterte er sie in einzelne Abteilungen und gab dadurch seinem Gegner Gelegenheit, eine Abteilung nach der anderen mit überlegener Macht anzugreifen. Das Heer Napoleons betrug 380000 Mann, darunter 100000 Mann Rheinbundtruppen; die Österreicher hatten 300000 Mann; außerdem standen 150000 Mann Landwehr bei Wien und in Ungarn.



Andreas Hofer.
Nach einem Porträt von Franz von Defregger.

Napoleon griff die vereinzelten Abteilungen der Österreicher zwischen Isar und Donau an, schlug sie in täglichen Gefechten vom 19. bis 22. April bei Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg und drängte den Erzherzog über die Isar und den Inn zurück. Während dieser sich nach Böhmen zurückzog, marschierte Napoleon die Donau abwärts gegen Wien. Bei Ebelsberg an der Traun stellte sich General Hiller am 3. Mai dem Marschall Massena entgegen, wurde aber zum Rückzug genötigt und ging auf das linke Donauufer, um sich mit Erzherzog Karl zu vereinigen. Am 10. Mai standen die Franzosen vor Wien, und am 13. hielt Napoleon zum zweitenmal seinen Einzug in der Donaustadt. Vom Schlosse Schönbrunn aus erließ er am 15. Mai einen Aufruf an die Ungarn und forderte sie auf, sich von dem Haus Lothringen loszusagen und einen neuen König zu

wählen. Erzherzog Karl rückte, nachdem er seine Armee wieder gesammelt hatte, von Böhmen gegen Wien vor und stellte sich auf dem linken Donauufer auf. Gegenüber der eine Meile unterhalb Wien gelegenen Insel Lobau gingen die Franzosen auf Schiffbrücken über die Donau und besetzten am 20. Mai auf dem linken Stromufer die Dörfer Aspern und Eßling. Erzherzog Karl griff am 21. Mai den Feind an, erstürmte Aspern, mußte aber Eßling den Franzosen



Die Schlacht bei Aspern.
Nach einem Gemälde von Karl Ritter von Blaas in der Gemäldegalerie der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses zu Wien.

lassen. Am 22. Mai in der Frühe erneuerte sich der Kampf; die Franzosen nahmen wiederholt Aspern, wurden aber jedesmal wieder hinausgeschlagen; nach dem Verluste von Eßling mußten sie sich nach der Insel Lobau zurückziehen und dort, da die Brücke von den Österreichern zerstört war, zwei Tage lang, abgeschnitten von dem rechten Donauufer, ohne Lebensmittel aushalten, bis die Verbindung wiederhergestellt war. Die **Niederlage bei Aspern**, die Napoleon 15000 Mann, darunter den tüchtigen Marschall Lannes, kostete, zerstörte die Legende von Napoleons Unüberwindlichkeit und erhöhte das Vertrauen der geknechteten und entmutigten Völker. Napoleon selbst lag nach der Schlacht viele Stunden lang in einem starren, totenähnlichen Schlafe, so daß die Marschälle schon die Möglichkeit seines Ablebens ins Auge faßten.

Die ausschweifenden Hoffnungen, die man in Österreich und Deutschland an diese erste Niederlage des Unüberwindlichen knüpfte, erfüllten sich nicht. König Friedrich Wilhelm, im Gefühl der ungeheuren Verantwortung, ließ sich nicht hinreißen. Erzherzog Karl aber blieb wochenlang untätig auf dem Marchfeld stehen, während Napoleon eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte, um aus allen Teilen seines Reiches Verstärkungen heranzuziehen. Der Vizekönig Eugen, der mit 100 000 Mann die Truppen des Erzherzogs Johann über die Alpen bis nach Niederungarn zurückgedrängt hatte, schlug diesen am 14. Juni bei Raab und vereinigte sich mit Napoleon, während sein Gegner untätig bei Preßburg stehen blieb und seinen Bruder warten ließ. Diesen Umstand benutzte Napoleon, ging zum zweitenmal über die Donau nach dem schlachtenberühmten Marchfeld und griff am 5. Juli die Österreicher **bei Wagram** an. Napoleon wurde zurückgeschlagen, erneuerte aber am 6. Juli den Kampf. Erzherzog Johann hatte Befehl, Preßburg zu verlassen und sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Aber ehe er eintraf, war das Schicksal des Feldzugs entschieden. Es war ein Kampf von riesenhafter Ausdehnung, ein hartnäckiges, blutiges Ringen zweier Gegner, die sich bewußt waren, was von dem Schicksal dieses Tages abhing. Die österreichischen Truppen kämpften mit unvergleichlichem Heldenmut; aber die Übermacht Napoleons war zu groß, 180 000 gegen 130 000 Mann. Nachmittags 2 Uhr brach Karl die Schlacht ab und zog sich langsam und in guter Ordnung gegen Znaim in Mähren zurück. Einige Stunden später kam Erzherzog Johann in der Nähe des Schlachtfeldes an; aber er konnte das Schicksal nicht mehr wenden. Fünf Tage nachher schloß Erzherzog Karl auf eigene Faust den Waffenstillstand von Znaim (11. Juli 1809), der den Franzosen ein Drittel der Monarchie einräumte (4000 Quadratmeilen mit 8½ Millionen Einwohnern); er sollte ursprünglich nur einen Monat dauern, wurde aber wiederholt verlängert. Während dieser Zeit rangen am kaiserlichen Hoflager die Kriegspartei, die hauptsächlich durch Stadion und den Erzherzog Johann vertreten war, und die Friedenspartei des Erzherzogs Karl, der am 31. Juli den Oberbefehl an Liechtenstein abgegeben hatte, miteinander um das Ohr des Kaisers. Der letztere, kraftlos wie er war, tastete unentschlossen umher und wartete auf günstige Nachrichten von Spanien und Holland,

wo die Engländer auf der Insel Walcheren einen Landungsversuch machten. Als aber von beiden Seiten nur Hiobsposten eintrafen und Napoleon sogar mit der Absetzung des Kaisers Franz drohte, unterzeichnete dieser am 14. Oktober 1809 den **Wiener Frieden.** Aber Napoleon stellte hohe Forderungen: Österreich mußte Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel an Bayern abtreten und einen Teil Galiziens an das Herzogtum Warschau und an Rußland überlassen. Krain, Triest, Friaul, Kroatien und ein Teil von Kärnten wurden mit Istrien und Dalmatien vereinigt und als „Illyrische Provinzen" unter Napoleons Oberhoheit gestellt. Dies machte einen Gesamtverlust von 2150 Quadratmeilen mit etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern aus. Dazu kam, daß Österreich von der Meeresküste zurückgedrängt war, somit keinen einzigen Seehafen mehr hatte. Es mußte 85 Millionen Franken Kriegskosten zahlen, alle Veränderungen in Portugal, Spanien und Italien, die bisherigen und zukünftigen, anerkennen und der Handelssperre treu bleiben. Außerdem wurden Veränderungen im Gebietsstand einiger Rheinbundstaaten vorgenommen: Württemberg erhielt außer Mergentheim von Bayern



Denkmünze zur Erinnerung an die Übergabe Ulms an Württemberg 1809.
Königl. Münzkabinett zu Stuttgart.

die Festung Ulm; Bayern bekam außer den genannten österreichischen Gebietsteilen auch noch die Fürstentümer Regensburg und Bayreuth, während es das südliche Tirol an das Königreich Italien abzutreten hatte; denn Tirol sollte durch Dreiteilung ganz unschädlich gemacht werden.

„Fort aus diesem unheimlichen Lande," sagte Napoleon, als er am 15. Oktober Wien verließ, um nach Paris zurückzukehren. Er mochte dabei an den **Mordversuch** denken, den zwei

Tage vor Abschluß des Wiener Friedens Friedrich Staps gegen ihn geplant hatte. Dieser war der erst 17jährige Sohn eines protestantischen Geistlichen in Naumburg, ein braver, fleißiger Mensch, der sich in jugendlicher Schwärmerei berufen glaubte, durch eine kühne Tat sein Vaterland vom Tyrannen zu befreien. Zu diesem Zweck reiste er am 24. September 1809 heimlich nach Wien. Am 12. Oktober wohnte er einer Musterung bei, die Napoleon im Schloßhof von Schönbrunn vornahm. Bei dieser Gelegenheit drängte sich der mädchenhafte Jüngling mit einer Bittschrift in der Hand an den Kaiser heran, und als ihn Marschall Ney, der neben Napoleon ging, zurückwies, erklärte er, er müsse den Kaiser sofort persönlich sprechen. Jetzt faßte ihn Adjutant Rapp, dem die Sache doch verdächtig vorkam, am Rocke, wobei er den Griff eines Messers zu fühlen glaubte; alsbald übergab er ihn zwei Gendarmen, die denn auch bei der Durchsuchung auf der Wachtstube ein großes, zweischneidiges Messer vorfanden. Der junge Mann gestand unumwunden ein, daß er die Absicht gehabt habe, Napoleon zu töten, und wiederholte seine Aussage, als dieser selbst am Schlusse der Truppenschau ihn verhörte. Napoleon wollte ihn für irrsinnig erklären lassen, um ihn begnadigen zu können. Dem widersprach aber der Jüngling selbst, sowie der Leibarzt Corvisart. So blieb nichts anderes übrig, als die Strafe an ihm zu vollziehen; am 14. Oktober wurde er erschossen. Die Zeitungen aber erhielten strengsten Befehl, die Sache totzuschweigen. So kam es, daß man in Deutschland erst am 29. Mai 1813 durch eine Berliner Zeitung etwas von dem „deutschen Brutus" erfuhr.

Mit der Niederlage des Hauptheeres war auch das **Schicksal der Tiroler** entschieden, das sich grausam genug gestaltete. Als Napoleon den österreichischen General Chasteler kurzer Hand ächtete und ein französisch-bayerisches Heer unter General Lefebvre gegen die siegreichen Tiroler vorschickte, da rief auch Hofer die verschiedenen Talhaufen wieder zusammen und schlug in der großen Bauernschlacht am Berge Isel die Bayern so aufs Haupt (29. Mai), daß er zum zweiten Male als Sieger in die Hauptstadt Tirols einziehen konnte. Jetzt raffte sich sogar Kaiser Franz, obwohl sein armer Geist ein solches Aufwallen eines ganzen Volkes nicht begriff und nicht billigte, zu einem kühnen Entschluß auf. In einer öffentlichen Erklärung gab er das Versprechen, er werde

keinen Frieden unterzeichnen, der nicht Tirol unauflöslich an Habsburg knüpfe. Angesichts dieses Kaiserwortes blieben die Tiroler voll Zuversicht und Vertrauen, bis der Waffenstillstand von Znaim ihnen die Augen öffnete. Durch diesen war Tirol preisgegeben; Lefèbvre kehrte mit 40 000 Franzosen, Bayern und Sachsen zurück, um das Land zu unterwerfen. Aber zum dritten Male und noch machtvoller als zuvor erhob sich der Tiroler Landsturm und zwang die Feinde abermals, das „verwünschte" Land zu verlassen. Der Sandwirt von Passeier übernahm als „kaiserlicher Oberkommandant von Tirol" die Regierung des Landes. Aber der letzte und herbste Umschlag sollte erst kommen. Nach dem Frieden von Wien wurde denjenigen Straflosigkeit verkündet, welche die Waffen niederlegen würden. Gegen die hartnäckigen Empörer aber rückten von verschiedenen Seiten 50 000 Mann ins Land, diesmal geführt von dem wackeren und milden Vizekönig von Italien. Jetzt erlahmte der Widerstand; selbst Hofer legte die Waffen nieder und forderte seine Genossen auf, dasselbe zu tun (8. November). Aber schon wenige Tage später stand er wieder an der Spitze der Kämpfenden. Die unversöhnlichen Franzosenfeinde, vor allem der überspannte Schwärmer Kolbe, hatten ihn durch erlogene Berichte über eine neue Erhebung der Österreicher zu diesem unseligen Entschlusse vermocht. Noch einmal erscholl das Passeiertal vom Getümmel des Bandenkriegs; doch es war nur ein letztes Aufflackern, die Kraft des Aufstandes war erschöpft. Speckbacher versteckte sich, obwohl das eine Bein gebrochen war, in einem Stalle unter Stroh und Dünger, bis er nach Österreich entweichen konnte. Haspinger entkam nach der Schweiz. Hofer aber, der sein Land Tirol nicht verlassen wollte, suchte hoch oben im Gebirge in einer Sennhütte Zuflucht, die den Winter über verlassen war. Aber am 27. Januar 1810 stiegen 400 bewaffnete Italiener mühsam die Höhen hinan und nahmen den Helden gefangen; ein übel beleumundeter Tiroler namens Raffl, der den auf Hofers Kopf gesetzten Preis verdienen wollte, hatte ihnen den Pfad gewiesen. Jetzt wurde er mit gebundenen Händen und nackten Füßen über Eis und Schnee hinweg gezerrt und nach Mantua geschleppt. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn hier auf Napoleons Befehl zum Tode durch Erschießen, und ehe noch die Fürbitte des Kaisers Franz eintreffen konnte, war das Urteil vollstreckt. Am 20. Februar 1810 in der Morgenstunde erlitt er mit unver-

bundenen Augen und aufrecht stehend den Soldatentod; er selbst gab den Befehl zum Schießen; erst die dreizehnte Kugel traf. Sein Leichnam wurde 1823 in die Hofkirche zu Innsbruck überführt und neben den dort ruhenden Habsburgern beigesetzt. Ebendort steht seit 1834 auch sein Standbild. So lebt der schlichte Mann, dessen geistige Ausstattung und Bildung nicht wesentlich über die seiner Standes- und Volksgenossen hinausging, als ein Held seines Volkes im Gedächtnis der Nachwelt fort. Das verdankt er der Treue gegen sein Land und seinen Kaiser.

Österreich war 1809 unterlegen wie 1805. Aber auch Niederlagen können Ruhm bringen. Und den Ruhm wenigstens nahm Österreich aus dem Kriege hinweg, daß sein Ehrenschild blank geblieben war. Das Erwachen und Wachsen der Volkskraft war unverkennbar gewesen. Mehr noch als in Österreich zeigte sich dieser Umschwung der Gesinnung in Norddeutschland, wo tatkräftige und vaterlandsliebende Männer eine Art Geheimbund bildeten und den österreichischen Krieg benutzen wollten, um den Volkskrieg gegen Napoleon in Gang zu bringen. Das sind die **Vorboten des norddeutschen Volkskrieges,** die „Vendéen", von denen sich Napoleon umgeben fühlte.

Eine kleine Vendée bildete zu Anfang des Krieges der Taubergrund in Süddeutschland. Als die Beamten des Königs Friedrich von Württemberg von Mergentheim Besitz ergriffen und die allen Rheinbundstaaten anbefohlene Truppenaushebung vornehmen wollten, da erhoben sich die wütenden Bauern mit dem Rufe: „Schlagt die Württemberger tot!" Der Aufstand verschlimmerte nur ihr Schicksal und blieb in Süddeutschland vereinzelt. In Norddeutschland schlug zuerst der preußische Offizier Friedrich Karl v. Katt los, der mit einem Haufen Bauern aus der Altmark die französische Festung Magdeburg durch Überrumpelung nehmen wollte (April 1809). Aber das Unternehmen wurde verraten; Katt rettete sich nach Prag zu dem Herzog von Braunschweig-Ols, dessen Freischar er beitrat. Eine andere Vendée war das Königreich Westfalen, wo Oberst Dörnberg, ein Offizier in Jeromes Diensten, schon längst eine geheime Verschwörung angezettelt hatte, um den König „Allweil Lustik!" gefangen zu nehmen und das angestammte Fürstenhaus zurückzuführen. Aber die 8000 Bauern, die er gewonnen hatte, schlugen zu früh los und stoben beim ersten Kartätschenfeuer

der französisch-westfälischen Truppen auseinander. Dörnberg rettete sich, als Bauer verkleidet, nach Böhmen zu seinem Landesherrn, der das todesmutige Unternehmen des Offiziers so hoch anschlug, daß er ihm eine Tausendguldennote anbot. Auch Dörnberg schloß sich der Schar des Braunschweigers an.

Bedeutender war das Unternehmen des preußischen **Majors v. Schill.** Dieser schneidige Reiteroffizier war zum Lohne für seine Verteidigung Kolbergs zum Major vorgerückt, und als die preußischen Truppen in ihre von den Franzosen verlassene Hauptstadt wieder einzogen, ritt Major Schill voran. Soldaten und Bürger vergötterten ihn als den Retter der preußischen Soldatenehre. Darüber verlor er den Maßstab der Dinge. Gleichzeitig mit Katt und Dörnberg, von denen er wußte, wollte auch er losschlagen, um Preußen und seinen König in den Kampf fortzureißen. Am 28. April 1809 ritt er an der Spitze seiner Reiterschar zum Halleschen Tore hinaus, aber nicht auf die Hasenheide zu Feldübungen, wie er vorgab, sondern ins Sächsische zu ernstem Kampfe. Draußen teilte er dem Regimente seine Absicht mit, und kein einziger verließ ihn; eine Abteilung Infanterie folgte ihm bald nach; auch andere Zuzügler vermehrten die Schar. Von Dessau aus erließ er einen Aufruf an das ganze deutsche Volk. Bei Dodendorf bestand er am 5. Mai ein glückliches Gefecht gegen eine westfälisch-französische Truppenabteilung. Aber das Unternehmen war verfrüht und unbesonnen. Die Norddeutschen hatten kühleres Blut als die Spanier und kein schützendes Bergland wie die Tiroler; die Voraussetzungen für diese Art des Volkskriegs fehlten also und das Schicksal der Unglück-

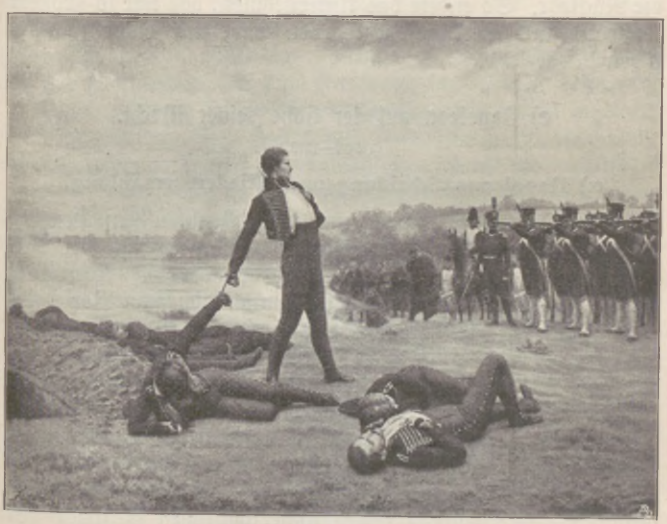


Major v. Schill.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Stich.

lichen vollendete sich rasch. Napoleon setzte einen Preis auf den Kopf des Räuberhauptmanns (brigand) und König Friedrich Wilhelm behandelte ihn als das, was er vom militärischen Standpunkt aus war, als Fahnenflüchtigen. Die tapfere Schar schlug sich zur Ostsee durch und nahm durch einen kühnen Handstreich die schwach besetzte Festung Stralsund (25. Mai) weg. Wohl gedachte Schill aus dieser durch Wallensteins Belagerung berühmt gewordenen Stadt ein preußisches Saragossa zu machen und sich im Notfall auf englischen Schiffen zu retten. Aber als nun dänische, westfälische und holländische Truppen die Festung einschlossen, da war es um die 1600 Mann drinnen in der Stadt bald geschehen. Schill selbst fiel mit den meisten seiner Leute nach verzweifelter Gegenwehr. 11 Offiziere und 557 Mann gerieten in Gefangenschaft. Die letzteren wurden in Cherbourg und Brest unter die Galeerensklaven gesteckt, die ersteren als „zur Bande Schill gehörig" in Wesel am 16. September erschossen. Ihre Art zu sterben mochte Napoleon zu denken geben. Wie Hofer so erwarteten auch sie stehend und mit unverbundenen Augen den Tod. Mit dem letzten Hauch brachten sie ihrem König ein Hoch aus. Schills Haupt wurde nach Barbarenart vom Rumpf getrennt, in Spiritus gestellt und im Museum von Leyden aufbewahrt.

Glücklicher war der **Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls**, der jüngste (vierte) Sohn des bei Auerstädt schwer verwundeten Feldherrn, dessen Herzogtum zum Königreich Westfalen geschlagen worden war. Von tödlichem Hasse gegen den Räuber seines Landes und Mörder seines Vaters erfüllt, warb er im österreichischen Schlesien eine berittene Freischar, nachdem er, um Geld zu bekommen, seine Besitzung Öls an Preußen verpfändet hatte. Die Mitglieder trugen schwarzen Waffenrock mit Schnüren, schwarzen Tschako mit weißem Totenkopf und Roßbusch, zum Zeichen, daß sie „Pardon" weder gaben noch nahmen; darum hießen sie im Volksmund die „schwarze Schar", die „Legion der Rache". Mit dieser Schar durchstreifte der kühne Welfe, unterstützt von einer österreichischen Heeresabteilung, Sachsen und Franken und kämpfte wiederholt glücklich gegen die Truppen Jeromes. Als der Waffenstillstand von Znaim dem Kampf der Österreicher ein Ende machte, setzte er als deutscher Reichsfürst den Krieg auf eigene Faust fort. Am 28. Juli 1809 erstürmte er Halberstadt, am 31. Juli lagerte er sich

vor den Mauern seiner Vaterstadt Braunschweig; am 1. August schlug er sich mit einer westfälischen Abteilung unter General Reubell und am 4. August erreichte die gehetzte Schar die Weser. In 14 Tagen hatten die ritterlichen Männer elf Gefechte bestanden und den Weg von der böhmischen Grenze bis an die Nordsee zurückgelegt, überall von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt und nach Kräften unterstützt. Bei Elsfleth schifften sie sich ein, ohne daß die nachgesandten däni-



Erschießung der Schillschen Offiziere vor den Toren von Wesel.
Nach einem Gemälde von Adolf Hering.

schen Kanonenkugeln ihnen etwas geschadet hätten, und bestiegen auf der hohen See englische Schiffe, die sie über Helgoland nach England brachten. Später traten die meisten der „deutschen Legion" bei, die unter Wellington in Spanien kämpfte. Wie Schill, so wurde auch der „unbesiegte Welfe" im Liede als Held des Volkes gefeiert.

England hatte, ohne eigentlich mit Österreich verbündet zu sein, doch zu Anfang des Krieges mittelbare Unterstützung zugesagt, einmal durch tatkräftige Führung des spanischen Krieges, sodann durch einen **Landungsversuch**. Der richtige Platz für einen solchen wäre Norddeutschland gewesen, wo man ja den Volksaufstand zu entfesseln gedachte und wo man

mit Österreich zusammenwirken konnte. Anstatt aber die Elbe heraufzufahren, segelten am 30. Juli 1809 40000 Mann nach der Insel Walcheren an der Scheldemündung, um von hier aus das reiche und wichtige Antwerpen wegzunehmen. Aber sie drangen nicht gegen diese, überdies schlecht befestigte Stadt vor, sondern eroberten Vlissingen (17. August) und beschränkten sich auf die Scheldeinseln. Als vollends bösartige Fieber Tausende wegrafften, beschloß der englische Kriegsrat die Rückkehr. So endete das Unternehmen, das mit so großem Aufwand ins Werk gesetzt worden war, mit einer schmählichen Niederlage.

e) Napoleon auf der Höhe seiner Macht.

(1809—1812.)

α) Napoleons Scheidung und Wiedervermählung.

Der österreichische Krieg und die „Vendéen" in Deutschland hatten das Erwachen des Volksgeistes gezeigt, der Napoleons gefährlichster Gegner zu werden drohte. Aber auch in Frankreich selbst kamen neue Stimmungen zum Vorschein, die auf die Entschlüsse des Kaisers wirkten. Die Niederlage bei Aspern, die Aufstände in Tirol und Norddeutschland, der Mordversuch in Schönbrunn: das alles war — trotz der hochtrabenden, in gewissen Dingen aber sehr schweigsamen Siegesberichte Napoleons — in dunkeln, abenteuerlichen Gerüchten durch ganz Frankreich verbreitet worden und hatte bald Hoffnung, bald Furcht erregt, Hoffnung bei Royalisten und Republikanern, überhaupt bei den unversöhnlichen Gegnern des Kaisers, Furcht bei allen denen, die von der Fortdauer des kaiserlichen Regiments das Heil erwarteten. Die letzteren fragten sich wieder und wieder, was das Schicksal Frankreichs wäre, wenn dieser Herrscher, der sich auch persönlich so vielen Gefahren aussetzte, eines Tages plötzlich hinweggerafft würde. Nicht nur das Wohl des Staates, sondern auch ungeheure Privatinteressen standen in diesem Falle auf dem Spiele. Längst war man also in gewissen Kreisen um die Regelung der Nachfolge bemüht. Fouché und Talleyrand dachten an Murat und seine ehrgeizige Gemahlin. Bernadotte, der zu hohen Dingen bestimmt zu sein glaubte, dachte an sich selbst und suchte auf krummen Pfaden, wie er sie liebte, seinem Ziele nahe zu kommen. Andere setzten ihre Hoffnung auf den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, der durch Ge-

rechtigkeit und Edelmut sich manche Freunde erworben hatte. Napoleon war durch seine allwissenden Spione von der Erregung der öffentlichen Meinung und von diesen Umtrieben einzelner genau unterrichtet. Er fühlte, daß ein neues Mittel nötig sei, um das Vertrauen in seine Herrschaft zu stützen. Selbstbeschränkung und Mäßigung konnten dieses Mittel nicht sein; denn diese hätten sofort den Verdacht der Schwäche erweckt und alle Gegner in Bewegung gesetzt. So griff er auf einen Plan zurück, den er auch aus anderen Gründen schon länger erwogen hatte: eine neue Heirat mit der Aussicht auf einen Thronerben sollte die Zukunft seines Reiches sichern und die Hoffnungen auf eine Änderung der Dinge zerstören.

Die **Auflösung seiner bisherigen Ehe** ging Napoleon doch etwas zu Herzen. Die Heirat mit Josephine hatte gleichsam das Vorspiel zu seiner unvergleichlichen Laufbahn gebildet. Napoleon selbst lebte in dem fatalistischen Glauben, daß diese Verbindung seinem Leben Glück gebracht habe, und die Franzosen vollends sahen darin das Band, das den Gewaltherrscher noch an die Revolution knüpfe. So wurde es Napoleon persönlich schwer, sich von der bisherigen Gefährtin zu trennen, obwohl die Leidenschaft zu der 46jährigen Frau abgekühlt war und obwohl die Treue dieser Frau manchmal gewankt hatte. Aber die politische Notwendigkeit siegte über die persönlichen Empfindungen. — Scheidungs- und Wiedervermählungsgedanken hatte Napoleon schon während des Kongresses in Erfurt erwogen. In tiefstem Vertrauen ließ er damals bei Alexander anfragen, wie er über eine Verbindung Napoleons mit seiner Schwester Katharina dächte.



Graf von Talleyrand.
Nach einem Gemälde von François Gérard, gestochen von E. Finden.

Aber der vorsichtige Zar schob die Entscheidung seiner Mutter zu, und diese hatte kaum von den Plänen Napoleons gehört, als sie ihre Tochter Hals über Kopf mit dem Prinzen von Oldenburg verlobte, obwohl dieser gebrechlich und sehr häßlich war. So war die Großfürstin vergeben, ehe die offizielle Anfrage von Paris eintraf. Die zweite Zarentochter, Großfürstin Anna, zählte erst 14 Frühlinge, war also vorerst noch außer Gefahr.

Am 26. Oktober 1809 kam Napoleon auf der Rückreise von Wien in Fontainebleau an; alsbald hielt er mit dem Reichskanzler, Fürst Cambacérès, der in Behandlung persönlicher Angelegenheiten besonders geschickt war, eine lange Beratung. Er sprach von den Umtrieben seiner Feinde, den Plänen seiner Freunde und Verwandten, von der Notwendigkeit, die Nachfolge zu regeln, von der Unfähigkeit seiner Brüder. Cambacérès wagte einige schüchterne Gegenbemerkungen und stellte ihm vor, wie das französische Volk in Josephine den milden Genius der Revolution verehre, wie eine Auflösung der Ehe und Wiederverheiratung mit einer Prinzessin zugleich ein Bruch mit der Vergangenheit, ein Übergang in das Lager der alten Dynastien wäre. Aber Napoleons Entschluß war unwiderruflich; er machte den Eindruck, schreibt Cambacérès in seinen Memoiren, „als erginge er sich unter den Erinnerungen an seine Macht und seinen Ruhm wie in einer Galerie von Bildsäulen". Josephine war Frau genug, um zu ahnen, daß heimlich etwas vorgehe. Aber niemand wagte es, das entsetzliche Wort vor ihr selbst auszusprechen, während man in Paris schon die Prinzessinnen aufzählte, die in Betracht kamen. Der König von Sachsen, der um jene Zeit mit den übrigen Rheinbundfürsten in Paris zu Besuch war, hätte es sich zur Ehre gerechnet, seine Tochter Augusta dem großen Emporkömmling zum Ehegemahl zu geben. Aber diese Partie war nicht vornehm genug. Neben Rußland kam nur noch das älteste und erlauchteste Herrscherhaus in Betracht, Habsburg. Zuerst machte Napoleon noch einmal einen Versuch mit Rußland. Am 22. November 1809 erging an den französischen Botschafter in Petersburg, Caulaincourt, der Auftrag, er solle im tiefsten Geheimnis bei Alexander anfragen, ob Napoleon auf seine Schwester Anna zählen dürfe, die freilich erst 15 Jahre alt war. Im günstigsten Falle konnte nach vier Wochen die Antwort in Paris eintreffen; denn ein Eilbote brauchte damals von Paris nach Petersburg zwölf bis vierzehn Tage.

Ehe die Antwort eintraf, hatte Napoleon auch **Josephine gegenüber die Maske abgeworfen.** Er brauchte lange, bis er sich hiezu entschloß; ihm graute vor dieser letzten Auseinandersetzung mehr als vor einer Schlacht. Aber der Zustand war für beide Teile allmählich unerträglich geworden. Am 30. November nach der gemeinsamen Mahlzeit erklärte er ihr mit dürren Worten, daß das Interesse des Kaiserreichs einen großen Entschluß von ihr verlange, daß die Trennung nahe sei. Josephine brach mit einem lauten Schrei ohnmächtig zusammen. Mit Hilfe des Kammerherrn Bausset trug Napoleon sie die enge, steile Wendeltreppe in ihre Gemächer hinab. Sofort ließ er ihre Tochter, die Königin Hortense, holen, die ihre Mutter zu trösten suchte. Am 9. Dezember traf auch ihr Schutzgeist, der Vizekönig Eugen, ein, der aus kindlicher Liebe die Fehler der Mutter so oft verhüllt und das verdiente Übel von ihr abgewendet hatte. Josephine gewann in diesen Tagen eine bei ihrer sonstigen Oberflächlichkeit überraschende Charakterstärke. Und die Demütigungen, denen sie von seiten der Hofgesellschaft ausgesetzt war, seitdem die Scheidung feststand, erleichterten ihr den Entschluß der Entsagung. Napoleon seinerseits versprach, die Zukunft der Geschiedenen so glänzend als möglich zu gestalten.



Kaiserin Josephine.
Nach einem Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.

Nach dem Code civil ist der beiderseitige, in gesetzmäßiger Form ausgesprochene Wunsch der Trennung ein ausreichender Grund für Lösung der Ehe. Der 15. Dezember wurde für diese **feierliche Erklärung** bestimmt. In Gegenwart des Reichserzkanzlers Cambacérès, des Staatsrats Regnault de St. Jean d'Angely, der für die kaiserliche Familie die Zivilstandsregister führte, sowie der gesamten kaiserlichen Familie verlas zuerst Napoleon eine Erklärung, die dem Ernste der Stunde angemessen war. Als Josephine sich anschickte, dasselbe zu tun,

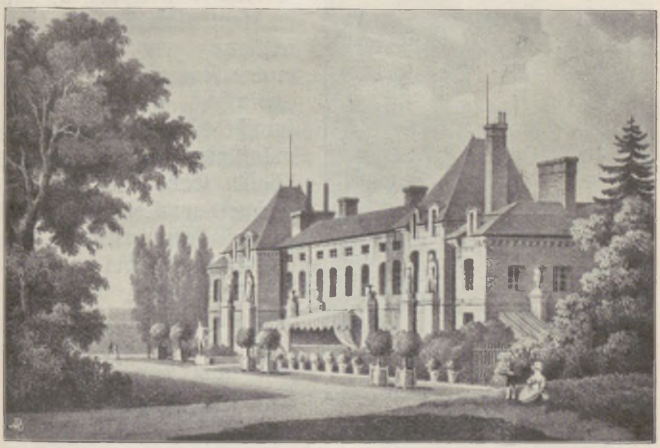
erstickte heftiges Schluchzen ihre Stimme. Regnault nahm das Papier und las an ihrer Stelle:

„Mit der Erlaubnis meines erlauchten und teuren Gemahls muß ich erklären, daß ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu erhalten, welche den Bedürfnissen seiner Politik und dem Interesse Frankreichs genügen könnten, mich entschließe, ihm den größten Beweis von Zuneigung und Hingebung zu liefern, welcher je auf Erden gegeben worden ist. Ich habe alles von seiner Güte; seine Hand ist es, die mich gekrönt hat, und von der Höhe dieses Thrones habe ich nur Zeugnisse von der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes erhalten. Ich glaube, alle diese Gesinnungen dankbar anzuerkennen, indem ich in die Auflösung einer Ehe willige, die fortan ein Hindernis für das Wohl Frankreichs ist, die dasselbe des Glückes beraubt, dereinst durch die Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, welchen die Vorsehung so sichtlich erweckt hat, um die Übel einer furchtbaren Revolution zu verwischen und den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen. Aber die Auflösung meiner Ehe wird nichts in den Gefühlen meines Herzens verändern, der Kaiser wird stets seine beste Freundin in mir haben. Ich weiß, wie sehr dieser Akt, durch die Politik und durch so große Interessen geboten, seinem Herzen schmerzlich gewesen ist; aber wir rechnen uns beide das Opfer zum Ruhm an, welches wir zum Wohle des Vaterlandes bringen."

Nachdem diese Erklärung verlesen war, nahm der Kanzler ein Protokoll auf, das alle Anwesenden unterzeichneten. Napoleon umarmte Josephine und führte sie in ihre Gemächer zurück. Am selben Tage noch entwarf der Geheimrat den Gesetzesentwurf über die kaiserliche Ehescheidung und am folgenden Tage (16. Dezember) beschloß der Senat diesem Antrag entsprechend. Josephine behielt Titel und Rang einer Kaiserin, einen Jahresgehalt von zwei Millionen Franken aus der Staatskasse und einen weiteren Zuschuß von einer Million aus der kaiserlichen Zivilliste. Außerdem streckte ihr der Kaiser eine halbe Million vor, um ihre Schulden bei den verschiedenen Lieferanten, namentlich den Juwelieren, zu bezahlen, jedoch mit der Bestimmung, daß diese Summe allmählich von jener Million, die er persönlich zulegte, abgezogen werden sollte. Als Wohnsitz wurde ihr das Schloß Malmaison bei Versailles, und der Elysäische Palast in Paris, später auch noch das Schloß Navarra überlassen. Der Moni-

teur vom 17. Dezember veröffentlichte sämtliche Schriftstücke, die auf die Ehescheidung Bezug hatten.

Damit war die bürgerliche Ehe gelöst, nicht aber die kirchliche, die Napoleons Oheim, Kardinal Fesch, am Tage vor der Krönung geweiht hatte. Unmöglich konnte Napoleon seine Hand einer katholischen Prinzessin anbieten, bevor nicht auch die **kirchliche Ehescheidung** vollzogen war. Diese stand nach katholischem Gesetz nur dem Papste zu, der selbstredend nicht zu



Schloß Malmaison.
Nach einer Originallithographie von Vitasse.

haben war. Aber der in allen Sätteln gerechte Cambacérès wußte auch hier Rat. Nach den kanonischen Bestimmungen mußten bei der kirchlichen Trauung der zuständige Geistliche des betreffenden Sprengels (in diesem Falle der von St. Germain-l'Auxerrois, zu dem die Tuilerien gehörten) und zwei Zeugen zugegen sein. Beides hatte am 1. Dezember 1804 gefehlt. Die Ehe war also vom kirchlichen Standpunkt aus wegen dieses Formfehlers überhaupt nicht gültig und brauchte gar nicht aufgelöst zu werden. Dieser Auffassung schlossen sich der Erzbischof von Paris und das geistliche Gericht an. Napoleon war also frei.

Die vier Wochen, die der Eilbote von Petersburg brauchte, waren längst abgelaufen, ohne daß er zurückgekehrt wäre. Alexander schob die Entscheidung immer wieder hinaus; bald

mußte die Jugend seiner Schwester, bald die Abneigung seiner Mutter den Vorwand abgeben. Der wahre Grund war das Mißtrauen, mit dem Alexander schon länger die Politik seines Bundesgenossen verfolgte. Nichts fürchtete man in Rußland mehr als die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen. Man erwartete also von Napoleon zum mindesten ein förmliches Versprechen, daß er hiezu niemals seine Einwilligung gebe, ferner daß er die Namen „Polen" und „polnisch" in der Amtssprache nicht dulde und die polnischen Ritterorden abschaffe. Caulaincourt unterzeichnete am 4. Januar 1810 einen Geheimvertrag in diesem Sinne, wobei er jedoch die Bestätigung durch den Kaiser vorbehielt. Trotzdem rückte die Heiratsangelegenheit nicht von der Stelle. Napoleon ahnte längst, in welchem Sinne die Entscheidung ausfallen werde, und hatte deswegen schon im Dezember 1809 leise an einer andern Türe angeklopft. Am 6. Februar kam der längst mit Spannung erwartete Eilbote aus Petersburg; er brachte zwar den Geheimvertrag über Polen, aber keine endgültige Antwort in der Werbeangelegenheit. Es war auch nicht mehr nötig.



Erzherzogin Marie Luise, Kaiserin der Franzosen.

Nach einem Gemälde von François Gérard, gestochen von N. Bertrand.

Am nämlichen Abend ließ Napoleon den österreichischen Gesandten, Fürsten von Schwarzenberg, insgeheim fragen, ob er bereit sei, einen Ehevertrag zu unterzeichnen, und hier erhielt er keinen Korb. Metternich hatte aus der Vergangenheit die Lehre geschöpft, daß durch Kampf gegen Napoleon nichts zu erreichen sei. Nun wollte er es auf dem umgekehrten Wege versuchen. Als daher im Dezember 1809 in Wien die ersten vertraulichen Andeutungen erfolgten, gab er seinem Gesandten Schwarzenberg die Weisung (25. Dezember 1809), im Falle einer Werbung nicht abzulehnen, und Ende Januar, nach Beseitigung der kirchlichen Hindernisse,

wurde ihm die Bereitwilligkeit der kaiserlichen Familie mitgeteilt. Schwarzenberg trug also kein Bedenken, schon am 7. Februar den Ehevertrag zwischen Napoleon und Marie Luise, der 18jährigen Tochter des Kaisers Franz, zu unterzeichnen. Er war ganz an jenen Vertrag angelehnt, den vierzig Jahre zuvor Marie Antoinette geschlossen hatte.

Der Rest wickelte sich rasch ab. Am 5. März 1810 hielt Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel, als kaiserlicher Brautwerber seinen feierlichen Einzug in Wien. Am 11. März fand die **Vermählung** in der Hofburg statt, wobei der Held von Aspern, Erzherzog Karl, auf ausdrücklichen Wunsch Napoleons, die Stelle des Bräutigams vertrat. Am 13. März verließ die Kaisertochter ihre Vaterstadt, um ihr Schicksal an das des französischen Kaiserthrones zu knüpfen. Aber österreichische Prinzessinnen auf dem französischen Throne pflegen kein Glück zu haben. Die Erinnerung an Marie Antoinette drängte sich manchem auf und dämpfte einigermaßen die Freude, zu der man in Wien immerhin Grund hatte: Die Gefahr, welche eine russische Heirat für Österreich gebracht hätte, war abgelenkt; der Friede und eine glücklichere Zukunft schienen verbürgt zu sein. Am 1. April fand in St. Cloud in Gegenwart des ganzen Hofes die bürgerliche Trauung durch Cam-



Münze zur Erinnerung an die Geburt des Königs von Rom.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

bacérès statt. Am 2. April hielt Napoleon mit der „Tochter der Cäsaren" seinen prunkvollen Einzug in Paris, und empfing in der Tuilerienkapelle die feierliche Einsegnung. Jetzt folgten Konzerte, Festgesänge, Bälle, Gnadenerlasse, auch die

Verheiratung von einigen tausend Veteranen, denen Napoleon wie einst Alexander die Aussteuer lieferte. Fürst Schwarzenberg gab ebenfalls einen Ball; dabei geriet vor den Augen des kaiserlichen Paares der Tanzsaal in Brand und die Schwägerin des Gastgebers wurde ein Opfer der Flammen. Jetzt lag der Vergleich mit Marie Antoinette vollends nahe. Das Glück Napoleons aber erreichte seinen Gipfel, als ihm am 20. März 1811 ein Sohn geboren wurde, der schon in der Wiege den stolzen Titel „König von Rom" erhielt. So war dem Kaiser auch dieser Plan wohl geraten; die Verbindung mit Habsburg hatte ihn als ebenbürtiges Glied in den Kreis der Herrscherfamilien Europas eingeführt; die Geburt eines Sohnes sicherte — nach menschlichem Ermessen — die Herrschaft seines Hauses für die Zukunft. Und doch stand es weniger als drei Jahre an, so hatte er für seinen Erben keinen Thron mehr.

Die **alte Kaiserin Josephine** blieb, wie Napoleon versprochen hatte, die Freundin ihres geschiedenen Gatten, mit der er fortwährend in schriftlichem und mündlichem Verkehr stand. Wer sich dem Kaiser gefällig erweisen wollte, der mußte zuweilen in Malmaison Besuch machen. Sie stand ihm innerlich näher als die herzenskalte Österreicherin, für die er wohl Achtung, aber keine Leidenschaft empfand, während er für Josephine Leidenschaft, aber keine Achtung empfunden hatte. Im Jahre 1814 erhielt Josephine den Besuch des Königs von Preußen und des Zaren, die sich sehr rücksichtsvoll gegen sie benahmen. Ihre Bitte jedoch, den Gestürzten nach Elba begleiten zu dürfen, wurde ihr nicht gewährt. Marie Luise hatte diesen Wunsch überhaupt nicht. Josephine starb am 29. Mai 1814 in Malmaison in den Armen ihrer Kinder.

β) Die europäischen Staaten 1809—1812.

Die drei Jahre vom Wiener Frieden bis zum russischen Feldzug bezeichnen für Napoleon den Höhepunkt seiner Macht, für Europa den Tiefpunkt der Knechtschaft. Außer der Türkei, die in einen Krieg mit Rußland verwickelt war, gab es nur noch zwei selbständige Mächte in Europa, England und Rußland. Englands Wohlstand litt entsetzlich unter den Wirkungen der Handelssperre; trotzdem stand es noch unbesiegt da. Rußland war äußerlich noch verbündet; aber das Bündnis drohte schon 1810 aus den Fugen zu gehen. Und es mußte zer-

brechen, weil Napoleon keinen Ebenbürtigen neben sich dulden, seine Macht mit niemand teilen wollte. Der Zweimächtebund war nur ein Übergang von der Herrschaft über Mittel-Europa zur Herrschaft über ganz Europa. Es gab für die Säbelherrschaft Napoleons keinen Stillstand. Sie verfiel demselben Fluche wie die jakobinische Schreckensherrschaft: nur durch fortwährende Steigerung konnte sie sich erhalten. Diese Steigerung führte zur Überspannung und die Überspannung zum Zusammenbruch.

Zuerst bekamen **Kirchenstaat und Papst** die Hand des Gewaltigen zu fühlen. Das freundliche Verhältnis, das Napoleon durch das Konkordat mit der katholischen Kirche hergestellt hatte, war von kurzer Dauer. Jener verlangte folgerichtig auch von Pius VII., daß er der Handelssperre beitrete und ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abschließe; er wünschte sogar, daß der heilige Vater in Paris seinen Wohnsitz nehme. Als dieser sich weigerte, vereinigte Napoleon die Provinzen Urbino, Ancona und Macerata als drei neue Departements mit Frankreich und erzwang die Durchführung der Handelssperre auch im Kirchenstaat (Februar 1808). Der Papst blieb auf die Stadt Rom beschränkt und selbst hier geboten tatsächlich die Franzosen. Der Schönbrunner Erlaß vom 17. Mai 1809 machte vollends ganze Arbeit; er befahl nämlich, daß alle Länder, die „Karl der Große, Kaiser der Franzosen, unser erhabener Vorfahr," einst dem römischen Bischof überlassen hatte, wieder mit Frankreich vereinigt werden sollten. Rom wurde zur freien Reichsstadt und zur zweiten Stadt des Kaiserreichs Frankreich erklärt. Damit hatte die weltliche Herrschaft des Papsttums vorerst aufgehört. Napoleon hatte die Absetzung des Papstes verfügt wie die eines deutschen oder italienischen Mittelfürsten. Er bedachte nicht, daß hinter diesem Regenten, der durch den Umfang seines Landes niemand furchtbar war, eine sittliche und geistige Macht stand, die über alle Länder hinwegreichte. Auch diese Macht mußte er sich zum Feinde machen, weil er den wirtschaftlichen Kampf mit England durchführen wollte.

Pius VII. antwortete auf diese brutale Rechtsverletzung mit der schon länger im stillen vorbereiteten Bannbulle (11. Juni 1809), die alle Urheber der Vergewaltigung des Kirchenstaates aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß und verfluchte; Napoleon selbst war nicht mit Namen genannt. Es stand Wochen an, bis der Verfluchte das Äußerste wagte,

einen persönlichen Angriff auf die geheiligte Person des Stellvertreters Christi. Aber in der Nacht vom 5./6. Juli geschah es doch. Oberst Radet, Befehlshaber der französischen Gendarmerie in Rom, erstieg mit seinen Leuten auf Leitern die Mauern des Quirinal, wo der Papst damals wohnte. Die Schweizergarden, denen gewaltsamer Widerstand verboten war, wurden entwaffnet, die Türen in die Gemächer mit Gewehrkolben eingestoßen, der Papst mit Kardinal Pacca in einem Wagen als Gefangener fortgeführt. Die Fahrt ging fast ununterbrochen nach Grenoble, von da später nach Savona im Genuesischen, wo der Papst in einer Art freier Gefangenschaft lebte. Die reichen Einkünfte und die glänzende Hofhaltung, die Napoleon ihm anbot, wies er ebenso zurück wie die Verlegung seines Wohnsitzes nach Paris. Allen Lockungen und Drohungen setzte er schweigenden Widerstand entgegen. Als er sich auch weigerte, die von Napoleon ernannten Bischöfe zu bestätigen, berief dieser auf 17. Juni 1811 ein französisch-italienisches **Nationalkonzil** nach Paris, fand aber bei diesem einen solchen Widerstand, daß er sich entschloß, die Wortführer der papstfreundlichen Partei nach Vincennes in Haft bringen zu lassen (11. Juli). Als er darauf im August die Bischöfe wieder zusammenberief, beschlossen sie zwar in der Bischofsfrage dem kaiserlichen Wunsche gemäß, und auch Pius trat diesem Beschlusse bei. Trotzdem ließ Napoleon, um sich der Person des Papstes für alle Fälle zu versichern, diesen im Mai 1812 nach dem Schlosse Fontainebleau bringen, wo der 70jährige „Märtyrer" in eine schwere Krankheit fiel. Nach dem Unglück in Rußland suchte Napoleon wieder Aussöhnung mit der katholischen Kirche; er erschien persönlich bei dem Papste und bewog diesen zu dem Konkordate von Fontainebleau (25. Januar 1813), durch welches er wenigstens mittelbar auf seine weltliche Herrschaft verzichtet hätte. Da er aber am 24. März seine Zustimmung zurückzog, blieb er Gefangener in Fontainebleau bis zum Sturze Napoleons. Am 24. Mai 1814 zog Pius VII. unter dem Jubel der Römer wieder in seine Hauptstadt ein.

In **Österreich** folgte auf den herrlichen Aufschwung des Jahres 1809 ein tiefer, allgemeiner Verfall. Der Kaiser in seiner geistigen Beschränktheit gab den Männern des neuen Geistes die Schuld und kehrte zum alten habsburgischen Schlendrian zurück. Stadions schwungvolle Persönlichkeit war ihm von Anfang an unangenehm gewesen. Jetzt wurde er

entlassen und an seine Stelle trat Klemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich (1773—1859), der uns als Vertreter des westfälischen Grafenkollegiums auf dem Rastatter Kongreß zuerst begegnet ist. Er stammte aus einem reichsfreiherrlichen rheinischen Geschlechte und war durch seine Heirat (1795) mit der Gräfin Kaunitz, einer Enkelin des Staatskanzlers, mit dem österreichischen Adel in Verbindung gekommen. Nachdem er zuerst österreichischer Gesandter in Dresden (1801), Berlin (1803) und Paris (1806) gewesen war, übernahm er am 8. Oktober 1809 das Ministerium des Auswärtigen, das er 39 Jahre lang unausgesetzt verwaltet hat. Metternich war in seinem Auftreten der vollendete Edelmann, vornehm und zurückhaltend, dabei doch liebenswürdig und verbindlich. Seiner geistigen Persönlichkeit aber fehlten Schwung, Pflichtgefühl und sittlicher Ernst, und seine Regierungsweisheit gipfelte in dem Satze, daß die Völker in ihrem Denken und Handeln der Leitung durch ihre Fürsten bedürfen. In seiner äußeren Politik wollte er einen Bruch mit Napoleon vermeiden und einen engeren Zusammenschluß Frankreichs und Rußlands verhindern. Doch hatte er vorerst genug im Innern zu tun. Um den schwer erschütterten Finanzen aufzuhelfen, begann man im Jahre 1809 mit der Ausgabe von „Bankzetteln", steigerte diese im folgenden Jahre allmählich auf 900 und bald auf 1060 Millionen. Aber der Staatskredit war so erschüttert, daß diese Zettel auf 8 Prozent des Nennwertes sanken. Am 20. Februar 1811 erfolgte der unvermeidliche Zusammenbruch. Die 1060 Millionen Bankzettel wurden durch 212 Millionen „Einlösungsscheine" ersetzt; die Inhaber waren also um $^4/_5$ des Wertes geprellt. Das war der offene Staatsbankrott, und dieser hat nicht nur dem Volkswohlstand schwere Wunden geschlagen, sondern auch auf die Volksseele unheilvoll gewirkt. Wer noch etwas gerettet hatte, der wollte dieses wenigstens genießen, ehe es auch verloren ging. So begann das Prater- und Phäakenleben, das mit politischer Erschlaffung Hand in Hand ging.

Der preußische Staat hatte Napoleon im Kriegsjahr 1809 durch Einstellung der Kriegskostenzahlung und durch seine schwankende Haltung schwer gereizt. Um den Grollenden zu versöhnen und sein Mißtrauen zu zerstreuen, war das Königspaar an Weihnachten 1809 in seine Hauptstadt zurückgekehrt, obwohl es dort von französischen und rheinbündlerischen Besatzungen förmlich umgeben war. Als Napoleon gebieterisch

die rückständigen Zahlungen oder anderweitigen Ersatz forderte, da erwog Minister Altenstein ernstlich den Gedanken einer Abtretung Schlesiens. Aber gegen eine solche Selbstverstümmelung sträubte sich doch das Ehr- und Pflichtgefühl des Königs. Der Urheber dieses Planes wurde entlassen; Hardenberg übernahm (6. Juni 1810) als Kanzler die Oberleitung des gesamten Staatswesens (1810—1822); Napoleon selbst gab seine Zustimmung. Hardenberg war ein liberaler Mann, der die Gedanken der Zeit verstand und im Geiste Steins das Einzelwesen zu freier Entfaltung seiner Kräfte anfeuern wollte. Seine Tätigkeit bezog sich vorwiegend auf das soziale Gebiet. Er beseitigte Zünfte und Zunftzwang vollends ganz und führte volle Gewerbefreiheit ein. Er hob die Steuerfreiheit der Rittergüter auf und strebte nach einer gleichmäßigen Besteuerung aller Untertanen, wobei er freilich bei dem Adel auf den zähesten Widerstand stieß. Er sorgte für allmähliche Ablösung der feudalen Lasten, die der Bauer dem Grundherrn schuldete, und gewährte den Juden staatsbürgerliche Rechte. Die „Repräsentation" oder Volksvertretung, die er versprach, ließ sich freilich so wenig durchführen als seine Steuerreform. Dagegen gelang es ihm, die Zahlungen an Frankreich wieder aufzunehmen, so daß bald nur noch ein Drittel der Schuld rückständig war. So machte die innere Erstarkung Preußens unter ihm weitere Fortschritte.

Das letzte Drittel des einstigen Deutschen Reiches bildeten **die Rheinbundstaaten,** in denen Napoleon die Verhältnisse immer toller durcheinander wirbelte. Landesgrenzen und Staatsoberhäupter wurden hier wie Figuren auf einem Schachbrett hin und her geschoben und gewechselt, ohne irgend welche Rücksicht auf Staatsgefühl, geschichtliche Zusammenhänge, landschaftliche Eigenart. Und so seltsam war der Geist jener Zeit, daß die Untertanen nicht müde wurden, jeden neuen Herrscher, namentlich die Verwandten Napoleons, mit neuem Freudengeschrei und neuen Schmeicheleien zu begrüßen. Der Fürst-Primas von Dalberg erhielt als Ersatz für Regensburg ein neues weltliches Großherzogtum, das aus Frankfurt, Hanau und Fulda bestand; zu seinem Nachfolger wurde an Stelle des Kardinals Fesch, der nicht gesinnungstüchtig genug schien, der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, bestimmt, der sich seit der Ehescheidung seiner Mutter vollends keine Hoffnung mehr auf den erblichen Besitz von Italien machen durfte (März 1810).

Daß Napoleon lieber seine Brüder, als sein System opferte, das zeigt das Schicksal des Königs **Ludwig von Holland.** Da dieser nicht ruhig zusehen wollte, wie sein Land durch den Handelskrieg zu Grunde gerichtet wurde, so hatte er dem Schmuggel gegenüber ein Auge zugedrückt. Darob wurde ihm eine solche Behandlung zu teil, daß er es vorzog, am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Dieser Prinz, der damals im 6. Lebensjahr stand, war schon das Jahr zuvor (März 1809) nach der Erhebung Murats auf den Königsthron von Neapel zum „Großherzog von Berg" ernannt worden, das heißt er hatte den Titel erhalten; die Regierung besorgte vorerst Napoleon selbst. Der Exkönig Ludwig lebte bis zu seinem Tode (1846) als Graf von St. Leu teils in Österreich, teils in Italien. Holland aber wurde gleich nach seiner Abdankung von französischen Truppen besetzt und am 9. Juli 1810 mit Frankreich vereinigt, da es „eine Anschwemmung französischer Flüsse" sei. Am 13. Dezember desselben Jahres erfolgte die Einverleibung des Kantons Wallis in der Schweiz, nebst der von Napoleon erbauten Simplonstraße. Derselbe Grund, der zur Vergewaltigung Hollands geführt hatte, nämlich die Notwendigkeit einer strengen Küstenbewachung, trieb Napoleon zu einer noch ärgeren Gewalttat, die er an demselben 13. Dezember gegen Norddeutschland verfügte. Das Deutsche Küstengebiet von der Emsmündung bis hinüber nach Lübeck (ungefähr 600 Quadratmeilen) wurde, „weil die Umstände es verlangen" (commandé par les circonstances), unmittelbar mit Frankreich vereinigt. So waren die biederen Niedersachsen über Nacht Franzosen geworden. Hamburg, die Stadt, „die unser Vorfahre Karl der Große gegründet hat," wurde Hauptstadt, Davoust wurde Gouverneur des neuen Gebietes, das in drei Departements zerfiel.



Ludwig Bonaparte, König von Holland.
Nach einem anonymen Kupferstich vom Jahre 1815.

So reichte Napoleons unmittelbare Herrschaft vom Garigliano im Süden bis zur Nord- und Ostsee, von den Pyrenäen bis Illyrien und Lübeck. Belgien und Holland, das Mündungsgebiet der deutschen Flüsse Ems, Weser, Elbe, alles linksrheinische Land, die Südwestschweiz, das westliche Italien, Illyrien waren Teile dieses Kaiserreichs, das ungefähr 42 Millionen Einwohner zählte. Der Rest von Italien, Spanien, das rheinbündlerische Deutschland, das Herzogtum Warschau standen mittelbar unter derselben Herrschaft; doch machte sich diese in verschiedenem Grade fühlbar. Wo Napoleons Verwandte oder Günstlinge auf dem Throne saßen, da herrschte tatsächlich Napoleon; wo die angestammten Herrscher geblieben waren, wie namentlich in Süddeutschland, da erfreuten sich diese wenigstens im Innern einer ziemlichen Selbständigkeit.

Alle diese Gebiete hatten dem französischen Einfluß manchen Fortschritt zu danken: Verwaltung und Rechtsprechung wurden verbessert, veraltete unzeitgemäße Einrichtungen beseitigt. Berg und Westfalen erhielten sogar Verfassungen, den Code civil und eine neue Landeseinteilung nach Art der Departements. Aber diese Vorteile mußten erkauft werden durch die höchste Anspannung der Steuerkraft und durch die neue Aushebung, welche die junge Mannschaft, soweit sie sich nicht loskaufen konnte, zwang, das Kanonenfutter für die Napoleonischen Kriege zu liefern. Die Szenen beim Abschied der Ausgehobenen waren herzbewegend; denn man glaubte zu wissen, daß nur selten einer zurückkehre. Nichts aber hat die Napoleonische Herrschaft so verhaßt gemacht wie die Wirkungen der Handelssperre, die doch Napoleon nicht entbehren konnte, wenn er nicht die Waffen vor England strecken wollte. Sie verteuerte unentbehrliche Lebens- und Genußmittel, namentlich Kaffee, so, daß man die Preise kaum mehr erschwingen konnte; sie brachte viele Kaufleute zum Bankrott; sie führte zu einer unerträglichen Beaufsichtigung und zu den härtesten Strafen und sie ließ sich trotz alledem nicht folgerichtig durchführen. Napoleon selbst durchbrach sie durch „Lizenzen" oder Erlaubnisscheine, die er einzelnen, besonders in Frankreich, erteilte; und der Schmuggel, den sie großzog, vergiftete das ganze Volksleben. In Frankreich sollen trotz der 20 000 Zollbeamten 100 000 Schmuggler ihr Geschäft betrieben haben. Helgoland oder „Klein-London", wie man es damals nannte, war Mittelpunkt eines großartigen Schleichhandels und sah täglich mehr als 300 Schiffe

aus- und einfahren. — Eine sittliche Gefahr lag auch in der Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung. Eine überall herumschnüffelnde Polizei überwachte Buchhandel und Zeitungswesen; französische Spione brachen das Briefgeheimnis, drängten sich in die Gerichtssäle ein und belauerten sogar das Familienleben. Auf diese Weise zog Napoleon bei Fürst und Volk die Gesinnungslosigkeit groß, die ihm selbst zum Verderben wurde: sobald der Zusammenbruch begann, verließen ihn alle; kein sittliches Band, nur Furcht und Eigennutz, verknüpfte ihn mit den Trägern seines Systems.

Das **eigentliche Frankreich** durfte sich immer noch manches Gutes erfreuen. Man hatte den Ruhm, das erste Volk Europas zu sein und den übrigen Gesetze vorzuschreiben. Man hatte einen Helden, den die ganze Welt bewunderte. Man hatte eine treffliche Verwaltung und tüchtige Beamte; denn Napoleon verstand es auch, mit Kennerblick die richtigen Männer an den richtigen Platz zu stellen. Man hatte geordnete Finanzen und eine gerechte Verteilung der Steuern; der Landmann zahlte jetzt nicht mehr 81 Prozent seines Einkommens als Steuern, sondern nur noch 21. Aber allen diesen Gütern gegenüber stand der gänzliche Verzicht auf politische Freiheit und geistige Selbständigkeit. Den tausendfältigen Strom des geistigen Lebens wollte Napoleon in ein Bett hineinzwängen, dem er die Bahn wies. Soweit seine Macht reichte, sollte keiner selbständig denken, keiner selbständig handeln. Das galt für die Höchsten wie für die Niedrigsten. Seine Brüder, Schwäger, Stiefkinder, seine Marschälle, Herzöge, Großoffiziere waren alle zu gleicher Unselbständigkeit verurteilt. Sie hatten Gehälter und Einnahmen, die sich auf Hunderttausende bezifferten; sie durften damit Majorate gründen und erbliche Adelstitel annehmen; aber sie mußten sich auch schelten lassen wie Schulknaben, wenn sie sich einmal eine eigene Meinung oder gar einen eigenen Willen erlaubten. Das Volk hatte nicht den geringsten Anteil an der Regierung, kein Versammlungsrecht, keine Rede- oder Preßfreiheit. Durch Überwachung des Zeitungswesens wollte er jedem seiner Untertanen die geistige Kost vorschneiden. Von 73 politischen Blättern unterdrückte er 59 und ernannte für die übrigen selbst die Schriftleiter. Jedes neue Buch mußte von einer besonderen Kommission geprüft und gestempelt werden, ehe es in den Verkauf kam. Die Schulen erhielten streng militärischen Zuschnitt und gleichmäßige Einrichtung über ganz Frankreich hin. Die letzte Dorfschule sollte

ebenso von Napoleon abhängig sein wie die stolze Universität von Paris. Der kaiserliche Katechismus, der aufs gründlichste einzuüben war, lehrte eine geradezu abgöttische Verehrung des Kaisers: „Gott hat unseren Kaiser zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht; unseren Kaiser ehren und ihm dienen heißt folglich Gott selbst ehren und ihm dienen." — „Die völlige Auffaugung aller lebendigen Geisteskräfte des Volkes, die gänzliche Unterdrückung jeder geistigen Selbständigkeit bis nur der eine übrig blieb, der für alle dachte und für alle handelte" — das ist das Wesen des Napoleonismus.

Die Künste schätzte Napoleon nur insoweit, als sie ein Mittel waren, sein Cäsarentum zu verherrlichen. Eine neue Stilrichtung vermochte sich unter ihm nicht zu bilden; es war eine Zeit des Übergangs, da die Anfänge der Romantik mit dem noch vorherrschenden Klassizismus rangen. Napoleon selbst bevorzugte durchweg die klare, strenge Regelmäßigkeit des klassischen Stils. Sein Hauptvertreter auf dem Gebiete der Malerei ist Jacques Louis David (1748 bis 1825), der als eifriger Jakobiner für den Königsmord gestimmt hatte, später aber kein Bedenken trug, alle Taten und Erlebnisse Napoleons mit seinem Pinsel zu verherrlichen (Napoleon zu Pferd, den St. Bernhard hinansprengend, Napoleons Krönung, Napoleon im Kaiserornat). Daneben schuf er eine Reihe geschichtlicher Bilder, deren unwahre Feierlichkeit und trockene Farben heute nicht mehr die frühere Begeisterung zu wecken vermögen (Brutus, Schwur der Horatier, Sabinerinnen, Paris und Helena, Sokrates den Giftbecher trinkend). Der Architektur stellte Napoleon große Aufgaben, um das Gedächtnis seiner Taten zu verewigen. Auf dem Karussellplatze ließ er durch Percier (1764—1838) und Fontaine (1762 bis 1855) nach dem Vorbild des Severusbogens in Rom den Triumphbogen errichten als Erinnerung an die Siege von 1805 und auf dem Platze de l'Etoile wurde ein zweiter Triumphbogen, der größte der Welt (50 Meter hoch), wenigstens begonnen (vollendet 1836). Die Vendomesäule, von Gondouin und Lepère geschaffen, ahmte die Trajanssäule in Rom nach und zeigte auf den spiralenförmig emporlaufenden Reliefs eine fortlaufende Geschichte des Krieges von 1805. Die Madeleinekirche, die schon früher begonnen worden war, wurde nach dem Vorbilde des Pantheons in einen Tempel des Ruhmes umgebaut. Ja sogar die Börse erhielt die Form eines griechischen Tempels.

Unter den **Wissenschaften** bevorzugte Napoleon die exakten, während er die historischen vernachlässigte. Ganz gering dachte er von der Philosophie, deren Vertreter, „die Ideologen", ihm samt und sonders zuwider waren. Jene haben denn auch im Napoleonischen Zeitalter eine Reihe glänzender Namen aufzuweisen. Der aus Mömpelgard stammende und in der Karlsschule zu Stuttgart gebildete Cuvier (1769—1832) gab der Zoologie eine neue Richtung und erhob die vergleichende Anatomie zu einer Wissenschaft. Bertholet (1748 bis 1822), einer der Sachverständigen, die in Italien die Kunstwerke auszuwählen hatten, und Teilnehmer am ägyptischen Feldzug, erwarb sich große Verdienste um die Chemie. Laplace (1749 bis 1827), einer der größten Mathematiker und Astronomen, hat eine Reihe von Problemen erstmals gestellt und gelöst und mit Kant zusammen die nach ihnen benannte Hypothese über die Entstehung des Planetensystems in die Wissenschaft eingeführt. Derselbe Mann hat auch die revolutionäre Zeitrechnung als unhaltbar nachgewiesen und beim Beginn der Konsularregierung ein Ministerium bekleidet.



Chateaubriand.
Nach einem gleichzeitigen französischen Stich.

In der **Literatur** herrscht ebenfalls noch der Klassizismus. Der Odendichter Lebrun (1729—1807) „der französische Pindar", und der Dramendichter Joseph Chenier (1764 bis 1811) gehören ihm ganz an. Doch zeigen die zwei glänzendsten Namen schon den Übergang zur Romantik. Die Baronin von Staël-Holstein (1766—1817), Neckers hochbegabte, aber eitle Tochter, schrieb schon mit 15 Jahren juristische und politische Abhandlungen, heiratete auf Wunsch ihrer Mutter mit 20 Jahren den schwedischen Gesandten, Baron von Staël, war aber in dieser Ehe so unglücklich, daß sie von 1796 meist getrennt lebte. Als Napoleon sie verbannte und überhaupt mit bitterem Hasse verfolgte, verließ sie Frankreich und machte

zum Teil in Begleitung des Romantikers A. W. Schlegel Reisen durch Deutschland und Italien. Erst nach Napoleons Sturz kehrte sie nach Paris zurück. Ihr Hauptwerk, „De l'Allemagne", wurde in der ersten Auflage offenbar auf Napoleons Befehl vollständig eingestampft. Dieses Buch hat die Franzosen zum ersten Male mit deutscher Art und Kunst bekannt gemacht und die französische Romantik eingeleitet. Außerdem schrieb sie Dramen („Jeanne Gray"), politische und literarische Betrachtungen, den Roman „Delphine", eine begeisterte Schilderung ihrer italienischen Reise („Corinne ou l'Italie").

Ein nicht minder bewegtes Leben hatte François René Vicomte de Chateaubriand (1768—1848), der sich eine Zeitlang in den Urwäldern Nordamerikas bei den Indianern herumtrieb, („Atala", „René", „Les Natschez"), dann mit den Emigranten kämpfte und bei Thionville schwer verwundet wurde. Nachdem er eine Zeitlang in London gelebt hatte, trat er als Staatsmann in Napoleons Dienste, bis die Ermordung Enghiens ihm erwünschte Gelegenheit gab, sein Amt niederzulegen und weite Reisen bis nach Palästina und Afrika zu machen. In der Folge war er bitterer Gegner Napoleons, später eifriger Parteigänger der Bourbons und Orleans, die ihn in den verschiedensten diplomatischen Stellungen verwendeten. Außer den schon genannten Werken schrieb er Bücher geschichtlichen und religiösen Inhalts („Génie du Christianisme", „Les Martyrs"), Reisebeschreibungen („Itinéraire de Paris à Jerusalem") und eine Menge politischer Streitschriften, alle im Sinne der Legitimität und Reaktion. Chateaubriand kann als erster Vertreter der französischen Romantik bezeichnet werden. Seine Werke zeigen eine glänzende Beredsamkeit, blühende Phantasie, eine ungemeine Kunst der Naturmalerei; sie zeigen aber auch die unklare Verschwommenheit und die maßlose Eitelkeit ihres Verfassers.

K. F. Beckers
Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Prof. Dr. J. Miller und Prof. Dr. K. H. Groß. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. E. Hesselmeyer. Mit Illustrationen und Karten ▢ Fünfte Auflage

Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
▢ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▢

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt des zehnten Bandes.

Neue Zeit.

Achter Zeitraum. Revolution und Soldatenkaisertum (1789—1815).
(Fortsetzung des neunten Bandes.)

Seite

III. Der Sturz des Soldatenkaisertums in Frankreich und die Neuordnung Europas (1812—1815) . . 1
1. Der russische Feldzug 1812 1
2. Der Befreiungskrieg des Jahres 1813 14
a) Die Vorbereitungen zum Kriege 14
b) Der Feldzug des Jahres 1813 25
3. Der Feldzug in Frankreich (1814) und der erste Pariser Friede 70
4. Der Wiener Kongreß (1814—1815) 98
5. Die 100 Tage und der zweite Pariser Friede (1815) . 111

Neueste Zeit.

Neunter Zeitraum. Verfassungs- und Nationalitätenkämpfe (1815—1871).

I. Die Verfassungskämpfe (1815—1851) 145
1. Die Zeit der heiligen Allianz (1815—1830) 145
a) Deutschland 1815—1830 145
b) Die Aufstände in Italien und ihre Rückwirkung . 173
c) Aufstände in Spanien und Portugal. Die Kolonien (1814—1830) 182
d) Großbritannien und Irland (1815—1830) . . . 194
e) Die Befreiung Griechenlands (1821—1829) . . . 203

Seite

2. Die Julirevolution und ihre Wirkungen in Europa (1830—1848) 215
a) Restauration und Revolution in Frankreich . . . 215
b) Aufstände in Belgien und Italien 230
c) Der Aufstand in Polen. Die orientalische Frage . 238
d) Bürgerkrieg in Spanien und Portugal 247
e) Großbritanniens innere Entwickelung 253
f) Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz . 261
g) Die Juliregierung in Frankreich 281
Wirtschaftliches und geistiges Leben in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts 290

Illustrationen des zehnten Bandes.

	Seite
Vignette „Der Sturz des Soldatenkaisertums in Frankreich und die Neuordnung Europas“	1
Typen der kaiserlichen Garde	5
Marschall Ney	8
Brand von Moskau, 15. September 1812	9
Russischer Kosak	11
Übergang über die Beresina, 28. November 1812	12
Mit Mann und Roß und Wagen — hat sie der Herr geschlagen	13
General York von Wartenburg	15
Das Eiserne Kreuz	19
Freiwillige von 1813 vor König Friedrich Wilhelm III. in Breslau	21
Theodor Körner in der Uniform der Lützower	22
Ernst Moritz Arndt	23
Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt	26
Scharnhorst	27
Bernadotte	33
Fürst von Schwarzenberg	36
Prinz Eugen von Württemberg	37
Friedrich August, König von Sachsen	41
Plan der Schlacht bei Leipzig	43
Das Rathaus und der Marktplatz zu Leipzig	47
Napoleons Hauptquartier bei der Quandtschen Tabakmühle	51
Marschall Macdonald	55
Der Sieg bei Leipzig	57
Flucht Napoleons durch Leipzig	59
Erstürmung des Grimmaischen Tores am 19. Oktober 1813	61
Fürst Poniatowski	64
Einzug der Verbündeten in Leipzig am 19. Oktober 1813	65
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig	67
Der Rheinische Kurier. Spottbild auf den Rückzug Napoleons	69
Der Römer in Frankfurt a. M.	71
Karikatur auf die von Napoleon in Rußland und Sachsen verlorenen Schlachten	73
Neithardt von Gneisenau	74
Blüchers Übergang über den Rhein bei Kaub in der Neujahrsnacht 1814	75
Kronprinz Wilhelm von Württemberg	77
Württembergische Denkmünze auf die Schlacht von Brienne	78
Fürst Wittgenstein	80
Prinz August von Preußen	81
Siegreicher Einzug der hohen Verbündeten in Paris am 31. März 1814	89
Die Säule auf dem Vendomeplatz zu Paris	90
Napoleons Abschied von seiner Garde in Fontainebleau am 20. April 1814	91
Porto-Ferrajo auf der Insel Elba	93
Ludwig XVIII., König von Frankreich	95
Die Viktoria vom Brandenburger Tor zu Berlin	97
Der Wiener Kongreß	99
Fürst Metternich	101
Denkmünze auf Hardenberg	107
Königin Hortense	119
Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig	125
Blüchers Unfall bei Ligny am 16. Juni 1815	127
Herzog von Wellington	128
Blücher auf dem Marsche nach Belle-Alliance	129
Das Löwendenkmal auf dem Schlachtfelde zu Waterloo	133
Spottbild auf Napoleons englische Gefangenschaft	137

	Seite
Ansicht von James-Town auf St. Helena	138
Napoleons Grab auf St. Helena	139
Marschall Davoust	141
Vignette „Die Verfassungskämpfe" (1815—1851)	145
König Friedrich von Württemberg	153
Denkmal des Freiherrn vom und zum Stein in Berlin	154
Wilhelm v. Humboldt	155
Die ehemalige Universität in Jena	157
Friedr. Ludw. Jahn	158
Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach	159
Schleiermacher	164
Fichte	165
Württembergische Denkmünze auf den Verfassungsvertrag (25. September 1819)	167
Friedrich List	171
Angriff der Franzosen auf den Trocadero bei Cadiz	187
Bolivar	191
König Georg IV. von England	199
George Canning	201
Alexander Ypsilanti	205
Ibrahim Pascha	209
Kaiser Nikolaus I. von Rußland	211
König Otto I. von Griechenland	215
Karl X. (Graf von Artois)	221
Ansicht des Hafens und der Stadt Algier	222
Typen der algerischen Rasse	223
Die Julisäule auf dem Bastilleplatz zu Paris	225
König Louis Philipp von Frankreich	227
König Leopold I. von Belgien	233
Papst Gregor XVI.	236
Herzog von Reichstadt	237
Mehemed Ali	245
Baldomoro Espartero	251
König Wilhelm IV. von England	255
Königin Viktoria von England	258
Prinz Albert von Sachsen-Koburg, Gemahl der Königin Viktoria von England	259
Große Halle der verbotenen Stadt in Peking	260
Die Brunnonia mit dem Viergespann auf dem Schlosse zu Braunschweig	263
Kaiser Ferdinand I. von Österreich	267
Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin	271
König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen	273
Guizot	275
General Dufour	280
Napoleons Grab im Invalidendom zu Paris	285
Abdel Kader	287
Alfred Krupp	293
Friedrich Hegel	297
Ludwig Uhland	298
Rückert	299
Grillparzer-Denkmal in Wien	301
Franz Leopold von Ranke	302
Alexander v. Humboldt	303
Joseph Haydn	305
Mozart	306
L. v. Beethoven	307
Viktor Hugo	308
Lord Byron	309

Karten.

Deutschland beim Beginn der Befreiungskriege im Jahre 1812 . . . . vor Seite 33

Einschaltbilder.

	Seite
Marschall Ney bei der Nachhut auf dem Rückzug der Großen Armee aus Rußland. Nach einem Gemälde von Adolphe Yvon	vor 17
Nach der Schlacht bei Waterloo. Nach einem Gemälde von Andrew C. Gow	vor 129
Die Eröffnung der ersten Eisenbahn in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth. Nach einem Wandgemälde von Heinrich Heim	vor 289

Neuzeit.

Achter Zeitraum. Revolution und Soldatenkaisertum (1789—1815).

(Fortsetzung des neunten Bandes.)

III. Der Sturz des Soldatenkaisertums in Frankreich und die Neuordnung Europas (1812—1815).

1. Der russische Feldzug 1812.

Alexander war während des Kongresses in Erfurt von Napoleon als der einzige Gleichberechtigte behandelt worden. Er allein durfte auf erhöhtem Platze neben dem Gefeierten sitzen und täglich mit ihm speisen. Doch verließ er den Kongreß „tief verstimmt und beunruhigt", verstimmt, weil er „den Übermut des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet hatte", beunruhigt, weil Napoleon die Oderlinie festhielt, was auf einen Krieg gegen Rußland zu deuten schien. Napoleon konnte und wollte in der Tat keinen Ebenbürtigen neben sich dulden; er konnte und durfte seine Herrschaft mit niemand teilen. Alexander hatte sich in Erfurt Hoffnung auf die ganze Türkei gemacht. Bald mußte er merken, daß sein Bundesgenosse die Türken in ihrem Widerstand bestärkte, ihm also entgegenwirkte. — Die Heiratsangelegenheit war zwar von beiden Seiten so vorsichtig behandelt worden, daß man von einer Demütigung nicht reden konnte; dennoch ließ sie eine Spannung zurück, bei Napoleon, weil das lange Hinhalten einer Ablehnung täuschend ähnlich sah, bei Alexander, weil die rasche Wendung zu Österreich verblüfft hatte.

Wichtiger als diese persönliche Stimmung war die **polnische Frage**, der Alexander die entscheidende Bedeutung beimaß. Den Petersburger Vertrag, den Caulaincourt unterzeichnet hatte, verwarf Napoleon, weil er ihn gezwungen hätte, im Notfall die Polen selbst an der Wiederherstellung ihres Vaterlandes mit Waffengewalt zu verhindern. Er wollte nur versprechen, daß er selbst nichts tun werde, um diesen gefährlichen Nachbar Rußlands wieder herzustellen. Diese Weigerung steigerte das Mißtrauen Alexanders zum Argwohn. Er sah den Tag kommen, wo Napoleon seine Hand ausstrecken werde, um die letzte selbständige Macht des Festlandes niederzuwerfen, und er begann sich darauf einzurichten.

Doch auch an dieser Frage ist der Krieg nicht entbrannt. Die entscheidende Wendung kam von dem Riesenkampfe mit England. **Die Handelssperre** verhinderte, daß die Kolonialwaren (Zucker, Kaffee, Baumwolle u. s. w.) durch englische

Schiffe in Europa eingeführt wurden. So drängten die Verhältnisse von selbst dazu, daß diese Waren unter neutraler, also amerikanischer oder türkischer Flagge nach Europa kamen. Um diese Beeinträchtigung des Sperrsystems zu verhindern, befahl Napoleon durch den sogenannten „Tarif von Trianon" (5. August 1810), alle Kolonialwaren, die unter neutraler oder befreundeter Flagge eingeführt würden, sollten 50 Prozent ihres Wertes als Einfuhrzoll bezahlen, und durch den Erlaß von Fontainebleau (19. Oktober 1810) ordnete er an, alle englischen Gewerbeerzeugnisse im Bereiche seiner Macht sollten eingezogen und verbrannt werden. So nahm der Handelskrieg immer härtere Formen an und schnitt immer tiefer in das wirtschaftliche Leben ein. Auch jene Maßregel hatte nur dann Wirkung, wenn Rußland sie mitmachte. Das geschah aber nicht. Rußland war gewohnt, seine Rohprodukte nach England zu verkaufen und seinen Bedarf an Gewerbeerzeugnissen von dort zu beziehen. Das war durch die Handelssperre verboten. Jetzt sollte es auch vollends den Tarif für die Waren der neutralen Schiffe erhöhen und gar die unentbehrlichen englischen Industrieerzeugnisse mit Beschlag belegen. Alexander lehnte also ab. Damit war der Zweimächtebund, der in Napoleons Augen nur den Zweck gehabt hatte, die Überwindung Englands zu ermöglichen, innerlich aufgelöst.

Von jetzt ab nahm Napoleon keine Rücksicht mehr auf seinen Bundesgenossen. Am 10. Dezember setzte er den **Herzog von Oldenburg** ab und am 13. Dezember 1810 vereinigte er dessen Land mit seinem Reiche, obwohl der Tilsiter Friede die Unabhängigkeit dieses Staates verbürgte und obwohl der entthronte Herzog Peter Alexanders Schwager und Sproß des Hauses Holstein-Gottorp war, als dessen Haupt sich der Zar betrachtete. Anfangs wollte er den Oldenburger mit Erfurt entschädigen, das er seit 1806 zu seiner Verfügung hielt; aber dieser dankte. Der Zar legte gegen diesen Gewaltstreich Verwahrung ein, mußte es aber erleben, daß Napoleon seinen Protest einfach zurückgab. Am 31. Dezember 1810 erließ er deshalb einen neuen Zolltarif, der die Einfuhr zu Lande, also die der französischen Waren, durch hohe Zölle erschwerte und die Einfuhr zur See, also die unter neutraler, unter Umständen sogar englischer Flagge, erleichterte. Jetzt konnten die englischen Waren auf dem Umwege über Rußland nach Deutschland und Italien wandern; die ganze Handelssperre war in ihrer Wirkung gefährdet.

Damit war der Krieg entschieden; denn nur durch dieses Mittel konnte Rußland zur Handelssperre zurückgeführt werden.

Während man von beiden Seiten noch Scheinverhandlungen führte, begannen in der Stille die kriegerischen Zurüstungen, die auf französischer Seite einen ungeheuren Umfang annahmen. Im Sommer 1811 wußte alle Welt, daß der Bruch zwischen den beiden Mächten unheilbar sei, und ein Komet, der um jene Zeit am Himmel stand, befestigte die Menschen in dem Glauben, daß ein schreckliches Blutvergießen bevorstehe.

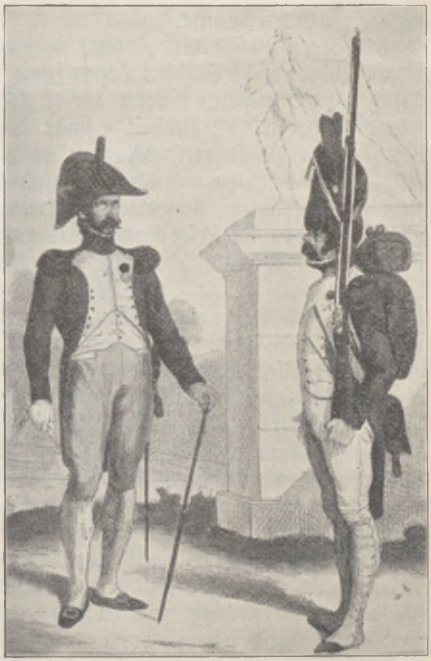
Jetzt suchten sich die beiden Herrscher auch **ihre Bundesgenossen** zu sichern. In der schlimmsten Lage befand sich damals der preußische Staat, der zwischen den beiden Kolossen mitten drin lag. Von Neutralität konnte schon deswegen keine Rede sein, weil das französische Heer seinen Marsch durch Preußen nehmen mußte. Für wen aber sollte man sich entscheiden? Man hatte dank der Scharnhorstschen Verbesserungen 124 000 Mann zur Verfügung; die Patrioten, ja das ganze Volk verlangten stürmisch den Krieg. Auch der König wünschte in seines Herzens Grunde eine Abrechnung mit dem furchtbaren Manne. Aber er war auch besonnen genug, um sich zu sagen, daß ohne die österreichische und russische Hilfe dieser Krieg nur mit völliger Vernichtung seines Staates endigen könne. Ja wenn er auch nur den Schein auf sich lud, daß er zu Rußland hinneige, drohte ihm der Untergang; schon im Sommer und Herbst 1811 war Preußen auf allen Seiten umstellt worden, im Westen und Süden von Davoust und den Rheinbündlern, im Osten von den Truppen des Herzogtums Warschau. Man schwebte also in wirklicher Todesgefahr. Trotzdem ging Scharnhorst in geheimer Sendung nach Petersburg und Wien, um durch seine mächtige Persönlichkeit auf die beiden Herrscher zu wirken. Beide lehnten ab. Österreich war im Begriffe, mit Napoleon abzuschließen, und Rußland versagte jede Hilfe, weil es den Krieg nur als Verteidigungskrieg im eigenen Lande zu führen gedachte. So blieb Preußen gar nichts anderes übrig, als sich Napoleons Bedingungen zu unterwerfen. Am 24. Februar 1812 wurde der Bundesvertrag unterzeichnet, der den König von Preußen auf die Stufe eines Rheinbundfürsten herabdrückte: Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, 20 000 Mann unter französischem Oberbefehl für den Krieg zu stellen, den größten Teil seiner Festungen den Franzosen zu überlassen und die Verpflegung

des durchziehenden Heeres zu übernehmen. Der Aufwand für diese sollte zwar von den noch nicht bezahlten Kriegskosten abgezogen werden. Aber die Lieferungen, die man übernahm, mußten das ohnedies schon ausgesogene Land völligem Ruin preisgeben. So waren zum Beispiel ausbedungen 400 000 Scheffel Weizen, 6 Millionen Scheffel Hafer, 44 000 Ochsen, 2 Millionen Flaschen Bier. Die Erbitterung über diesen Vertrag war bei der Kriegspartei so groß, daß etwa 300 Offiziere in russische Dienste übertraten, um hier als eine Art „deutscher Legion" mitzukämpfen. Am 14. März 1812 schloß auch Österreich seinen Geheimvertrag mit Napoleon. Gegen das Versprechen, Galizien und Illyrien zurückzuerhalten, stellte es 30 000 Mann, aber unter dem selbständigen Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg. Metternich ließ jedoch in Petersburg vertraulich andeuten, daß Österreich den Krieg nur als Scheinkrieg führen werde.

Napoleon hatte geglaubt, auf die alten Gegner Rußlands, **Schweden und Türkei,** sicher rechnen zu können. Aber beide entgingen ihm. Am 5. April schloß Alexander, der mit dem Kronprinzen Bernadotte eine persönliche Zusammenkunft in Abo gehabt hatte, mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündnis, wobei diesem als Ersatz für Finnland das bisher dänische Norwegen in Aussicht gestellt wurde. England trat diesem Bündnis bei. Unter Englands Vermittlung kam auch der Friede von Bukarest zu stande (28. Mai 1812), der dem russisch-türkischen Krieg ein Ende machte. In diesem hatten die Russen durch die Eroberung von Silistria, die Kapitulation von Rustschuk und den Sieg bei Giurgewo ihre Überlegenheit aufs neue bewiesen. Trotzdem verzichteten sie, angesichts des drohenden Krieges, auf die Donaufürstentümer und begnügten sich mit dem Lande links vom Pruth sowie der Zusicherung freien Handels auf der unteren Donau. Alexander hatte auch die Absicht, die Polen durch das Versprechen, ihr Reich wiederherzustellen, auf seine Seite zu ziehen. Aber das betörte Volk setzte alle seine Freiheitshoffnung auf Napoleon.

Durch diese Bündnisse und Verträge gesichert, reiste Alexander am 21. April in sein Hauptquartier nach Wilna. Am 27. April ließ er Napoleon ein Ultimatum übergeben, das die Entfernung der französischen Truppen aus Preußen und Pommern forderte. Napoleon sah darin eine Kriegserklärung und verließ am 9. Mai mit seiner Gemahlin

Paris. In Dresden hielt er noch einmal einen **großen Hoftag,** zu dem nicht nur die Rheinbundfürsten, sondern auch sein kaiserlicher Schwiegervater und der König von Preußen erschienen. An äußerem Glanze überstrahlte diese Fürstenversammlung die ähnlichen von Mainz und Erfurt. Noch einmal sah Napoleon all die gekrönten Häupter ihm huldigen; noch einmal durfte er im Glanze seiner Macht schwelgen, ehe diese zerbrach. Am meisten geehrt wurde der Kaiser von Österreich, der täglich an seines Schwiegersohns Tische essen durfte, am wenigsten der König von Preußen, den Napoleon mit den gefühllosen Worten empfing: Sie sind Witwer?



Typen der kaiserlichen Garde.
a) Jäger-Sergeant zu Fuß im gewöhnlichen Sommerdienstanzug. b) Jäger zu Fuß in vollständigem Sommerdienstanzug.

Am 29. Mai verließ Napoleon die Elbestadt und begab sich zu seinen Truppen. Seit den Tagen des Xerxes und Attila hatte die Welt ein solches Heer nicht mehr gesehen. Ungefähr 610000 Mann, 182000 Pferde, 1200 Geschütze, 2000 Packwagen harrten auf die Marschbefehle des Imperators. Das war **die „große Armee“,** die im Gedächtnis der Menschen bis auf den heutigen Tag fortlebt. Alle Völker Europas, vom Ebro bis zum Niemen, vom Südmeer bis zur Nord- und Ostsee hatten ihre Söhne entsandt. Die berühmtesten Heerführer des Zeitalters standen an ihrer Spitze. Diesem erdrückenden Völkerhaufen hatte der Zar kaum den dritten Teil an Mannschaft

entgegenzustellen. Aber er hatte Bundesgenossen, die aller Waffen und Rosse spotteten, die um so gefährlicher wurden, je größere Massen sich heranwälzten: die Leere des unermeßlichen Raumes, die Armut des Landes, die Feindseligkeit des Klimas, den Fanatismus seines Volkes. Die deutschen Patrioten sahen mit stiller Hoffnung auch auf den Übermut des Kaisers, für den es kein „Zurück" gab, auf den Widerwillen der Soldaten, die für den Ruhm eines Fremden einem dunklen Schicksal entgegen zogen, auf die Zuchtlosigkeit des ganzen Völkergewimmels, das durch kein sittliches Band zusammengehalten war und durch äußere Mittel nicht mehr gezügelt werden konnte.

Napoleon hoffte den Zaren, dessen Schwäche er kannte, durch einige rasche Schläge gegen seine zwei Westarmeen zum Frieden zu bewegen. Wenn nicht, so war er entschlossen, seiner früheren Gewohnheit gemäß den Stoß in das Herz des Feindes zu führen, Moskau zu nehmen und dort den Frieden zu befehlen. Auch sein alter Lieblingsgedanke, der Zug gegen Indien, schwebte ihm wieder vor. Er ließ sich nicht durch das Schicksal Karls XII. warnen; er wollte dessen Fehler vermeiden, wiederholte ihn aber in viel größerem Maßstab.

Der linke Flügel des **französischen Heeres**, der aus Franzosen, Preußen und Polen bestand und von Marschall Macdonald befehligt wurde, sollte der Ostsee entlang marschieren und die Provinzen Kurland und Livland nehmen. Er kam bis Riga, richtete aber nicht viel aus. Der rechte Flügel, der unter dem Marschall Reynier stand und Franzosen, Österreicher und Sachsen in seinen Reihen hatte, sollte gegen die russische Südarmee in der früheren polnischen Provinz Wolhynien vorgehen, führte aber gleichfalls keine nennenswerte Unternehmung aus. Das Hauptheer, mehr als 400 000 Mann, von Napoleon selbst und seinen erfahrensten Marschällen geführt, überschritt in der Nacht vom 23./24. Juni den Niemen und besetzte am 28. Juni Wilna, die Hauptstadt Litauens. Das Erscheinen des französischen Heeres erweckte bei den Polen die größten Hoffnungen, die Napoleon schon dadurch nährte, daß er in einer öffentlichen Erklärung diesen Krieg als den „zweiten polnischen Krieg" bezeichnete. In Warschau versammelte sich der Reichstag; eine „Generalkonföderation" wurde gebildet und die Wiederherstellung des Königreichs Polen in seinem früheren Umfang be-

schlossen. Napoleon empfing in Wilna eine polnische Abordnung (14. Juli), die ihm die Erhebung von 16 Millionen Polen zusagte, falls er den Beschluß des Reichstages gutheiße. Bei seinem Haß gegen Volksbewegungen ließ er ihnen zwar, um ihre tapferen Kriegerscharen zu Bundesgenossen zu haben, ihre Hoffnungen, hütete sich aber wohl, ihnen bestimmte Versprechungen zu machen.

Dem französischen Hauptheere standen zwei russische Heere gegenüber; das eine unter Kaiser Alexander und General Barclay de Tolly (höchstens 130000 Mann) stand bei Wilna, das zweite unter General Bagration (40000 Mann) bei Grodno. Scharnhorst hatte dem Zaren geraten, „den Krieg nach Partherweise zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das Innere des weiten Reiches zu locken," wo er sicher umkommen mußte. Dieser Plan wurde von russischer Seite verworfen, schließlich aber doch ausgeführt. Da die beiden russischen Heere einzeln dem Feinde entfernt nicht gewachsen waren, so blieb ihnen gar nichts anderes übrig als beständiges Zurückweichen, bis sie sich vereinigen konnten. Dies geschah erst **bei Smolensk,** der Schwelle des eigentlichen Rußland, und hier leisteten sie den ersten ernsthaften Widerstand. Diese „heilige Stadt" durften Barclay und Bagration dem Feinde nicht ohne Kampf preisgeben. Am 17. August eröffnete Napoleon die Beschießung der Stadt, konnte sie aber trotz der heftigsten Angriffe nicht nehmen. Aber in der Nacht verließen die Russen die brennende Stadt und zogen sich gegen Moskau zurück. Napoleon hielt am 19. August seinen Einzug. Er hatte in dreitägigen Kämpfen 20000 Mann verloren und einen Trümmerhaufen gewonnen. Er durchschaute die Absicht des Feindes, und in seinem Kriegsrat sprachen sich viele Stimmen dahin aus, man solle sich nach Polen zurückziehen und dort überwintern. Aber Napoleon konnte und durfte nicht vor den Augen Europas als derjenige erscheinen, der nachgab. Das wäre sicher der Anfang des Zusammenbruchs gewesen, während der Vormarsch ihn vielleicht noch retten konnte. So drängte er, von Unruhe verzehrt, vorwärts, um in der alten Zarenstadt die Winterquartiere zu beziehen und von dort aus dem Kaiser Alexander den Frieden zu befehlen. Dieser hatte bereits den Volkskrieg entfesselt und eine allgemeine Bewaffnung angeordnet, zu der Kirche und Adel, Kaufleute, Bürger und Bauern Geldbeiträge lieferten und die Geistlich-

keit den Fanatismus des Altrussentums aufstachelte. Das ganze Land, durch welches der Zug des Feindes ging, wurde zur Einöde gemacht; die Bauern flüchteten sich mit ihrer Habe und mit ihren Vorräten in die Wälder, überfielen die Feinde, wo sie sich einzeln zeigten, und schlugen sie tot.

Mit etwa 140000 Mann trat Napoleon von Smolensk den **Zug nach Moskau** an. Immer weiter wichen die Russen auf der Straße nach Moskau zurück, während für die nachkeuchenden Franzosen die Verpflegung immer schwieriger, die Not immer größer wurde. Die furchtbaren Anstrengungen, verbunden mit der ungenügenden und ungewohnten Ernährung, erzeugten Krankheiten und lockerten die Zucht immer mehr. Tausende schlossen sich den Plünderern an, die das Heer von allen Seiten umschwärmten. Anfang August hatte Napoleon ein Drittel, Anfang September die Hälfte seiner „großen Armee" verloren. Der „Partherkrieg" bewährte sich vortrefflich. Trotzdem murrte die altrussische Partei, daß man das heilige Rußland kampflos den Feinden preisgebe; ihr ganzer Groll richtete sich gegen Barclay, der schon als Fremder (seine Familie war 1689 aus Schottland eingewandert) verhaßt war; sie setzte es bei Alexander durch, daß zwei Männer ihrer Partei die damals wichtigsten Ämter erhielten. Graf Rostoptschin wurde zum Gouverneur von Moskau und Fürst Kutusow, Waffengenosse Suworows, zum Oberbefehlshaber des russischen Heeres ernannt. Letzterer war ein echter Russe, der die Massen zu entflammen verstand, schlau und berechnend, im allgemeinen vorsichtig, aber wo es sein mußte, auch schlagfertig. Unter ihm erst wurde der Krieg ein wirklicher Volks- und Religionskrieg. Entschlossen, das heilige Moskau dem Feinde nicht ohne Kampf zu überlassen, zog er den General Miloradowitsch mit 15000 Mann und 13000 Mann



Marschall Ney.
Nach einer Originalzeichnung von Maurin, lithographiert von F. S. Delpech.

Landwehrtruppen an sich und stellte sich mit ungefähr 140 000 Mann **bei Borodino** an der Moskwa dem Feinde entgegen. Napoleon freute sich, als er die Höhen sah, auf denen der Feind sich verschanzt hatte, bereit zur Feldschlacht. Am 7. September geschah hier eine der blutigsten Schlachten der Napoleonischen Kriege. Gegen 260 000 Mann waren unter dem Feuer von 1200 Kanonen auf einen engen Raum zusammengedrängt. Beide Heere kämpften mit todverach-



Brand von Moskau, 15. September 1812.

Nach einem Kupferstich von Rugendas im Historischen Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I., Napoleonstein bei Leipzig.

tendem Mute. Marschall Ney, von da an Fürst von der Moskwa genannt, zeichnete sich besonders aus; Bagration fiel. Ungefähr 70 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Die Russen verloren zwar die Schlacht, aber sie zogen sich in vollkommener Ordnung zurück. Kutusow zog nach Moskau, wagte aber nicht, vor dessen Toren eine zweite Schlacht zu liefern. Da er die Stadt nicht halten konnte, so schlug er südwärts die Straße nach Kaluga ein.

Am 14. September zogen die Franzosen, deren Heer auf 90 000 Mann herabgesunken war, in Moskau ein, nachdem über neun Zehnteile der Einwohner mit ihrer besten Habe die Stadt verlassen hatten. Totenstille herrschte, als Napoleon in den alten Zarensitz, den prächtigen Kreml, einritt.

Graf Rostoptschin hatte den Entschluß gefaßt, durch den **Untergang Moskaus** Rußland zu retten, und auf eigene Faust Anstalt getroffen, daß zugleich mit dem Einzug der Franzosen die ganze Stadt eingeäschert werde. Eine Menge Brennstoff war da und dort aufgehäuft, die Spritzen entfernt, die Sträflinge zum Zweck des Anzündens bestimmter Stadtteile aus den Gefängnissen entlassen. Schon in der Nacht des 14. September fing es an zu brennen; am 16. mußte Napoleon den Kreml verlassen, über die „Scythen" schimpfend, die „nach Barbarenart" Krieg führten, und am 20. lagen zwei Dritteile der Stadt in Asche. Dadurch waren Napoleons Winterquartiere vernichtet; es blieb ihm nichts anderes übrig, als Frieden zu schließen oder unter den ungünstigsten Verhältnissen den Rückzug anzutreten. Er versuchte zuerst jenes und unterhandelte mit Kaiser Alexander und mit dem Fürsten Kutusow. Daß diese Unterhandlungen zu keinem Ergebnis führten, dafür sorgte Napoleons bitterster Gegner, der von ihm geächtete Minister von Stein, den Alexander vor dem Ausbruch des Krieges zu sich eingeladen hatte, um sich seines Rates zu bedienen. Stein wirkte in Rußland als echter deutscher Patriot. Er war schon vor dem Brande Moskaus von dem Untergange des französischen Heeres so fest überzeugt, daß er bereits Pläne zur Erhebung Preußens und ganz Norddeutschlands entwarf, mit Dörnberg und Gneisenau Verbindungen anknüpfte, ein deutsches Komitee hiefür bildete und den als patriotischen Schriftsteller und Dichter ausgezeichneten Ernst Moritz Arndt zu sich nach Petersburg berief.

Die Friedensunterhandlungen, von Rußland absichtlich hingezogen, scheiterten. Nach fünf kostbaren Wochen mußte Napoleon, als der russische Winter schon im Anzug war, Moskau verlassen und seinen weltgeschichtlichen **Rückzug** antreten. Er brach am 18. Oktober gegen Kaluga auf, um Landstriche, die vom Krieg noch nicht berührt waren, durchziehen zu können. Aber Kutusow verlegte ihm in dem hartnäckigen Treffen von Malojaroslawetz am 24. Oktober den Weg und zwang ihn, umzukehren und über die Schlachtfelder von Borodino und von Smolensk seinen Rückzug anzutreten. Damit war sein Untergang entschieden. Denn dieser Völkerrest, der durch die gräßliche Plünderung von Moskau den letzten sittlichen Halt verloren hatte, mußte 900 Kilometer marschieren durch ein Land, das völlig verödet, durch eine

Bevölkerung, die zu tödlichem Hasse aufgewühlt war, auf der einen Seite von einem schlagfertigen einheimischen Heere bedroht, auf allen Seiten von den flüchtigen Kosaken umschwärmt. „Der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg zurück, den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast hatte. Die Witterung blieb noch eine Zeitlang leidlich, und auch



Russischer Kosak.
Nach einer Zeichnung von Carle Vernet, lithographiert von G. Engelmann.

als der Frost, ungewöhnlich spät, eintrat, war die Kälte kaum ärger als vor sechs Jahren in dem polnisch-ostpreußischen Feldzuge. Aber vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste. Kein Dorf, keine Feuerstatt, so weit das Auge reichte; alle Vorräte verloren, alles Ansehen der Oberen vernichtet, dazu ringsum die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend die Sterblichen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein; es war, als ob die Reiter der Apokalypse

über die Schneefelder daherrasten" (Treitschke). Bei seinem Einzug in Smolensk am 9. November hatte Napoleon nur noch 40000 Bewaffnete mit wenig Geschütz und Reiterei. Hier erfuhr er den Handstreich des gefangenen republikanischen Generals Malet in Paris, der unter dem Vorgeben einer Krankheit sich aus dem Gefängnis befreit und am 23. Oktober das Gerücht verbreitet hatte, Napoleon sei in Rußland umgekommen, der Senat habe die Republik beschlossen und ihn zum Befehlshaber von Paris ernannt. Malet hatte dann den Polizeiminister Savary verhaften lassen und dem Stadt-



Verlag von Chr. Fr. Autenrieth in Stuttgart.

Übergang über die Beresina, 28. November 1812.

Nach Faber du Faur, Blätter aus meinem Portefeuille, an Ort und Stelle gezeichnet.

kommandanten General Hullin, der sich ihm nicht anschließen wollte, eine Kugel ins Gesicht geschossen. Aber nach wenigen Stunden war er selbst verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 29. Oktober mit 13 Genossen erschossen worden. Diese Nachricht beunruhigte Napoleon und trieb ihn an, den Rückzug möglichst zu beschleunigen.

Die Russen hätten bei größerer Energie ihn mit seinem ganzen Heere vernichten können; aber Kutusow lieferte ihm zwar vom 15. bis 20. November bei Krasnoi und an anderen Orten blutige Gefechte, war übrigens der Ansicht, man müsse dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen, und vertraute auf die Unwiderstehlichkeit seines kräftigsten Bundesgenossen,

des Winters. Ney, mit 6000 Mann Nachhut vom Hauptheer abgeschnitten, kam unter heftigen Kämpfen mit der feindlichen Übermacht über den Dnjepr und stieß mit 600 Mann bei Orscha zu Napoleon. Das gräßlichste Elend häufte sich vom 26. bis 29. November beim **Übergang über die Bereſina**, wo der Rest des großen Heeres, etwa noch 12000 Bewaffnete, ankam; zu diesem stießen die Marschälle Oudinot und Victor mit 18000 Mann von der Düna her; ohne ihre Hilfe wäre Napoleon ganz verloren gewesen. Unter harten



Photographie im Verlag der Photogr. Union in München.

Mit Mann und Roß und Wagen — hat sie der Herr geschlagen.

Nach einem Gemälde von Arthur Kampf.

Kämpfen mit den russischen Generalen Wittgenstein und Tschitschagow wurden zwei schwankende Notbrücken hergestellt, an und auf denen sich nun jene oft beschriebenen und gemalten gräßlichen Vorgänge abspielten. Die Zahl der Hinuntergestoßenen oder -gefallenen war so groß, daß sie in dem trägen Gewässer eine Leicheninsel bildeten, an der die Eisschollen vorübertrieben. Jenseits des Flusses stieg die Kälte auf 27 Grad. Blutigrot stand die Sonne am klaren Winterhimmel und beschien die Trümmer der „großen Armee", die so seltsam dahinschlichen, „wankende, hohlwangige Jammergestalten, viele blind und taub vor Kälte, mit wölfischem

Hunger an jedem Aase nagend, waffenlos, in abenteuerlicher Vermummung — ‚Trommler ohne Trommelstock, Kürassier im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen'".

Am 3. Dezember erließ Napoleon das berühmte 29. Bulletin mit der Meldung, die große Armee sei vernichtet, aber die Gesundheit des Kaisers sei nie besser gewesen. Dieses erschien am 17. Dezember im Pariser „Moniteur", nachdem längere Zeit aus Rußland keine Nachrichten eingelaufen waren. Am 5. Dezember verließ Napoleon sein Heer, bestieg in Smorgoni mit Caulaincourt, Duroc und zwei anderen Generalen einen warmen, pelzgefütterten Schlitten und eilte über Warschau nach Dresden, wo er am 14. Dezember Nachts ankam, gleichmütig „einen Gassenhauer trällernd". Vier Tage später war er bereits in Paris; er schob alle Schuld an dem Unglück auf den russischen Winter, sprach viel von der Maletschen Verschwörung und ordnete in der Stille Aushebungen an, um durch neue Siege den Ausgang des russischen Feldzugs vergessen zu machen. Den Oberbefehl hatte er seinem Schwager Murat übergeben. Dieser erreichte mit einigen tausend Mann am 19. Dezember Königsberg, begab sich, weil er sich dort nicht mehr für sicher hielt, nach Posen, übertrug, angeblich weil er für seinen Thron fürchtete, den Oberbefehl dem Vizekönig Eugen und eilte am 17. Januar 1813 nach Neapel. Eugen mußte im März über die Oder zurückgehen und erwartete erst hinter der Elbe Napoleon mit seinen neuen Heeren.

Abgesehen von den Heeresabteilungen Macdonalds und Reyniers hatten sich im Januar hinter der Weichsel nur noch etwa 20 000 Mann gesammelt von einer 600 000 Mann starken Armee. Gegen 250 000 Feindesleichen wurden in Rußland verscharrt oder verbrannt, gegen 200 000 Gefangene gemacht.

2. Der Befreiungskrieg des Jahres 1813.

a) Die Vorbereitungen zum Kriege.

Der große Wendepunkt in der Geschichte Europas war gekommen. Die Napoleonische Weltherrschaft stützte sich auf die Macht des Säbels und auf die Furcht der Völker. Jene wurde durch eine Kriegsmacht ohnegleichen ausgeübt, diese durch eine fortwährende Steigerung der Gewalt genährt.

Jetzt war das Werkzeug dieser Herrschaft zerbrochen; das Heer, mit dem Napoleon Europa gebändigt hatte, lag auf den Schneefeldern oder schmachtete in den Kerkern Rußlands. Die Völker aber begannen angesichts des ersten großen Mißerfolgs aufzuatmen, zu hoffen und sich auf die neue Lage der Dinge einzurichten. Wenn die unmittelbar und mittelbar unterworfenen Gebiete treu blieben, konnte Napoleon für das verlorene Heer Ersatz schaffen. Wenn sie abfielen und sich zusammenschlossen, war der russische Feldzug der Anfang vom Ende der Napoleonischen Herrschaft.



General York von Warlenburg.
Nach einem Gemälde von Wolke, gestochen von Jacoby.

Den Beginn mit dem Abfall machten nicht die Fürsten, sondern die Feldherren. Fürst Schwarzenberg hatte mit seinem österreichischen Hilfsheere in Wolhynien wenig Verlust erlitten. Er und **General York**, der die preußischen Hilfstruppen befehligte, waren allein noch fähig, den Russen Widerstand zu leisten. Aber keiner von beiden hatte Lust dazu. Schwarzenberg eröffnete Unterhandlungen mit den Russen, räumte Warschau, das am 8. Februar 1813 von diesen besetzt wurde, und führte sein Heer nach Galizien, ohne zu wissen, ob seine Regierung sich an Napoleon oder an Alexander anschließen wollte. York dagegen glaubte die Gesinnung seines Königs zu kennen und handelte danach, ohne hiezu ermächtigt zu sein. Er hatte noch ungefähr 13000 Mann unversehrte Truppen, die nach dem Untergang des Hauptheeres einen ungeahnten Wert besaßen. Wenn York seine Pflicht als Offizier tat, so mußte er sich den Russen entgegenwerfen, um ihren Einmarsch in Ostpreußen zu verhindern. Dann aber wurden die 13000 Mann voraussichtlich aufgerieben, und die Russen kamen als Feinde nach Preußen. Wenn er sich umgekehrt den Russen anschloß, so brach er seinen Soldateneid, so setzte er sein eigenes und seines Königs Leben

aufs Spiel; denn dieser lag in Berlin unter den Griffen der französischen Soldaten. Dann aber waren jene 13000 Mann für den Kampf gegen den Zwingherrn gerettet; dann konnten die Russen als Freunde in Ostpreußen einmarschieren und den König von Preußen zu jenem Entschlusse fortreißen, den York ersehnte. York war wie Blücher unter Friedrich dem Großen wegen Ungehorsams im Dienste mit Festungshaft bestraft und aus dem Heere ausgestoßen worden (1779). Als holländischer Offizier hatte er dann in Ostindien gedient, war aber nach dem Tode Friedrichs 1787 wieder in das preußische Heer eingetreten. Er war wegen seiner Schroffheit und Strenge wenig beliebt, ein Feind Steins und der Männer des neuen Geistes, aber auch ein Mann von eiserner Willenskraft und glühender Vaterlandsliebe. Jetzt befand sich dieser Offizier mit dem scharf ausgeprägten Pflicht- und Ehrgefühl in einem schweren Seelenkampf zwischen Abfall und Treue. Von seinem König erhielt er auf wiederholte Anfragen nur den Bescheid, er solle den Umständen gemäß handeln. Dagegen ließ ihn Alexander versichern, er sei bereit, ein Bündnis mit Preußen zu schließen und den Zustand von 1805 wiederherzustellen. Das eben wünschte York. Da er den Nachtrab des französischen Heeres befehligte, so konnte er sich ohne Aufsehen von Macdonald trennen und Verhandlungen beginnen. Am 30. Dezember 1812 schloß er in der Mühle von Poscherun mit dem russischen General Diebitsch die **Konvention von Tauroggen** ab; sie bestimmte, daß die preußischen Truppen in dem Landstrich zwischen Memel, Tilsit und Haff eine neutrale Stellung einnehmen sollten, bis Friedrich Wilhelm das Abkommen billige oder verwerfe; in letzterem Falle sollten sie frei abziehen, aber bis 1. März 1813 nicht gegen Rußland kämpfen.

Der König von Preußen, von französischen Besatzungen umringt, die ihn jeden Tag als Geisel wegführen konnten, tat, was er tun mußte. In seinem Herzen billigte er die Tat Yorks, äußerlich mißbilligte er sie. York wurde für abgesetzt erklärt, sein eigenmächtiger Schritt amtlich entschuldigt. Da jedoch der General nur durch Zeitungsnachrichten von seiner Absetzung erfuhr, so behielt er ruhig den Oberbefehl. Der König und sein Kanzler konnten auch jetzt wie zu Beginn des russischen Krieges nur dann sich von Napoleon lossagen, wenn die Bundeshilfe Österreichs feststand. Bis dahin waren sie zu einem „Doppelspiel" ge-



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Marschall Ney bei der Nachhut auf dem Rückzug der Großen Armee aus Rußland.

Nach einem Gemälde von Adolphe Yvon.

zwungen, um Napoleons Verdacht nicht zu erregen und die Rüstungen zum Kriege, die durch Einberufung der „Krümper" schon begonnen hatten, fortsetzen zu können. Man konnte diese Rüstungen geschickt mit dem Vorwande verschleiern, daß sie das von Napoleon geforderte neue Aufgebot betreffen. Das preußische Volk aber jauchzte dem entschlossenen General zu, der den Bann von den Gemütern nahm und das erste Zeichen zum Freiheitskampfe gab.

In der Umgebung des Kaisers Alexander ließen sich Stimmen vernehmen, er solle sich damit begnügen, den Feind aus Rußland verjagt zu haben, und den weiteren Kampf den betroffenen Staaten überlassen. Da war es ein Glück, daß Freiherr von Stein das Ohr des Kaisers besaß. Dieser wies ihn hin auf den Haß der Völker, besonders des preußischen gegen die französische Säbelherrschaft und forderte ihn auf, er solle den Krieg fortsetzen, an die Spitze der großen Staaten sich stellen, im Verein mit ihnen das Napoleonische Kaisertum zertrümmern und so der Befreier Europas werden.

Alexander ließ sich für diesen Gedanken gewinnen, und damit war die Aussicht eröffnet, daß auch die zwei deutschen Mächte den Abfall wagen werden. **Lebhafte Unterhandlungen** der Staatsmänner gingen diesem voraus. Oberst v. Knesebeck ging wiederholt in geheimer Sendung nach Wien, während Natzmer mit Alexander abzuschließen suchte. Aber Metternich blieb kühl und zurückhaltend. Er war seit 1807 voll Mißtrauen gegen die russische Politik und rechnete auch jetzt noch mit der Möglichkeit einer Erneuerung des Tilsiter Bündnisses. Die norddeutschen Patrioten aber mit ihrer Geheimbündelei und ihrer Begeisterung für den Volkskrieg wurden in Wien wie Jakobiner angesehen. Der kluge Metternich wollte also vorerst den anderen Mächten den Vortritt überlassen und Österreichs Kräfte sparen. Er hoffte, der Tag werde kommen, wo er als der Vermittler Europas auftreten könnte; dann war es ja immer noch Zeit, auch das Schwert in die Wagschale zu werfen. So begnügte er sich mit der Erklärung, er werde gegen ein russisch-preußisches Bündnis in keinem Falle feindselig auftreten. Glücklicher verliefen die Verhandlungen mit Rußland; beide Teile erklärten sich zu einem Schutz- und Trutzbündnis bereit. Während aber Woche um Woche über den Verhandlungen verstrich, folgten auch die Ereignisse Schlag auf Schlag.

Hardenberg hatte seine Doppelrolle mit solcher Meisterschaft gespielt, daß der König am 22. Januar 1813 unangefochten von Potsdam nach Breslau übersiedeln konnte, wo er den Späherblicken und Bajonetten der Franzosen ferner, den künftigen Bundesgenossen näher war. Tags zuvor, am 21. Januar, war Freiherr v. Stein mit Arndt in Königsberg erschienen, um im Auftrage des Zaren die Verwaltung der **Provinz Ostpreußen** zu übernehmen. Das Volk empfing ihn mit lautem Jubel; denn schon ging die Erregung unter dem Volke in hohen Wogen einher. Die Provinz hatte unter den Durchmärschen der Franzosen mehr gelitten als irgend eine. Als nun die kläglichen Reste des geschlagenen Heeres zurückkamen, ließ sich die Volkswut kaum mehr bändigen. Dem alten Deutschordenslande war es vorbehalten, das erste stürmische Aufwallen des Volkszorns gegen den fremden Zwingherrn zu zeigen und den übrigen deutschen Ländern ein Beispiel zu geben, was ein für König und Vaterland begeistertes Volk zu leisten vermag. Als Stein für den Zaren die Kassen in Beschlag nehmen und gemeinsam mit York, der schon am 8. Januar in Königsberg einmarschiert war, Truppen ausheben wollte, da kam es zwischen ihnen und den preußischen Oberbeamten zu heftigen Auftritten. Eine um so größere Einmütigkeit zeigten die Landstände. Stein hatte noch, ehe er sich zum König nach Breslau begab, den aus Adeligen, Bürgern und Bauern bestehenden Landtag der Provinz Ostpreußen einberufen, obwohl nur der König das Recht hiezu hatte. Die Stände aber erklärten, sie seien im Namen des Königs versammelt, und beschlossen in viertägigen Sitzungen (5.—8. Februar) die allgemeine Volksbewaffnung. 13000 Rekruten und 20000 Landwehrleute sollten auf Kosten der Provinz ausgehoben und unter den Oberbefehl Yorks gestellt werden; die älteren Männer vom 45. bis 60. Jahre sollten den „Landsturm" bilden und im Notfall die Landesgrenzen schützen.

Auch von Breslau aus erfolgte jetzt eine Reihe **königlicher Kundgebungen**, die den Volkskrieg vorbereiteten. Am 3. Februar 1813 wurde der Erlaß über die Bildung freiwilliger Jägerkorps unterzeichnet (veröffentlicht am 8. Februar); dieser forderte die Söhne der wohlhabenden, bisher vom Heeresdienste befreiten Klassen auf, freiwillig sich zu stellen und auf eigene Kosten sich auszurüsten, damit die Lasten des Staates vermindert und der Bedarf an Offizieren

gedeckt würde. Am 9. Februar folgte ein weiterer Erlaß, der für die Dauer des Krieges alle Befreiungen vom Kriegsdienst aufhob und die allgemeine Wehrpflicht verkündete. Am 12. Februar wurde York von aller Schuld freigesprochen und mit dem Oberbefehl über sämtliche Truppen in Preußen und Pommern betraut. Am 13. Februar erging ein Ultimatum an Napoleon, das die Räumung alles ostelbischen Landes und die Bezahlung der hälftigen Verpflegungsgelder forderte. Am 18. Februar erhielt Major Lützow die Erlaubnis, aus nichtpreußischen Vaterlandsfreunden ein Freiwilligenkorps zu bilden, hauptsächlich zu Beunruhigungen im Rücken des Feindes und zur Einleitung des Volkskrieges. Der 27. und 28. Februar brachten endlich den **Vertrag von Kalisch**, durch den Preußen und Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen, „um Europa frei zu machen". Rußland verpflichtete sich zu 150000, Preußen zu 80000 Mann; Frieden und Verträge sollten nur gemeinsam geschlossen werden. In einem Geheimartikel war die Wiederherstellung Preußens im Umfang von 1805 versprochen. Durch dieses Bündnis war die Waffengemeinschaft gesichert; jetzt konnten Hardenberg und sein König die Maske vollends ganz abwerfen.



Das eiserne Kreuz.

Nach einem im Besitze des „Historischen Museums der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I." befindlichen Kreuz, Napoleonstein bei Leipzig.

Am 4. März zogen die französischen Truppen von Berlin ab; am 11. rückten die Russen unter Wittgenstein, am 17. die Preußen unter York ein. Am 10. März, dem Geburtstag der Königin Luise, wurde für die Tapferen dieses Krieges ein neuer Orden gestiftet, das eiserne Kreuz. Es war Offizieren und Gemeinen gleichermaßen zugänglich und sollte während des Krieges alle übrigen Orden ersetzen. Die Einfachheit und Wertlosigkeit des schlichten Eisenkreuzes erinnert

an die schwere eiserne Zeit, in der es gestiftet wurde. Am 15. März hielt der Zar seinen Einzug in Breslau „unter dem Schall der Glocken und dem Weinen und Jauchzen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes". Am 16. März erging die Kriegserklärung an Napoleon, der das Ultimatum selbstredend abgelehnt hatte. Der 17. März brachte den „Aufruf an mein Volk" und „An mein Kriegsheer". „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer: Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! . . . Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag." Ein König, der in so wahrhaftigen, schlichten und doch ergreifenden Worten zu seinem Volke sprach, hatte seinen Absolutismus hingegeben und in der Stunde der Not ein inneres Verhältnis zu seinen Untertanen gefunden. An demselben 17. März befahl der König die Bildung einer Landwehr, die alle wehrhaften, aber noch nicht geschulten Leute vom 17.—40. Jahre umfassen sollte. Eine Dienstkleidung konnte der Staat bei seiner Geldnot nicht sofort für alle aufbringen; doch erhielten alle an der Dienstmütze ein blechernes Kreuz mit der Aufschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!" Am 21. April erging endlich noch ein Gesetz, das die Bildung eines Landsturmes für die Leute vom 15.—17. und vom 40.—60. Lebensjahre anordnete.

Die **Wirkung dieser Verordnungen** war unerhört. In den ersten Monaten des Jahres 1813 bot das preußische Land ein Schauspiel von neuer Art. Die lange zurückgehaltene Wut des unterdrückten Volkes gegen seinen Unterdrücker brach in heller Lohe hervor und erzeugte eine Kampfeslust, und einen Opfermut, wie wir nur wenig Beispiele in der Geschichte haben. Das ganze Land glich einem Kriegslager. Die Hochschulen schlossen ihre Hörsäle, weil die Studenten in die Reihen der Kämpfenden eintraten. Die Zöglinge der Gymnasien zogen, Lieder des Tyrtäus oder Stücke aus der



Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

Freiwillige von 1813 vor König Friedrich Wilhelm III. in Breslau.

Nach einem Gemälde von Julius Scholtz in der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin.

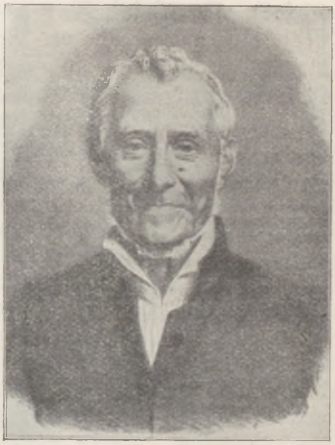
Klopstockschen Hermannsschlacht singend, zu den Meldeplätzen für Freiwillige; in Berlin allein wurden 370 Primaner und Sekundaner eingereiht. Väter und Mütter standen, nach Arndts Worten, mit gefalteten Händen daneben und beteten still um Sieg und Segen. Die Turnplätze, Kanzleien, Amtsstuben wurden leer, weil alles zu den Waffenplätzen eilte. In Berlin meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige. Es kam wohl auch vor, daß ein Mädchen in Männerkleidern Kriegsdienste nahm. So stark war der Andrang, daß viele Ämter unbesetzt waren und die Regierung abmahnen mußte. Bei dem Lützowschen Freikorps traten unter anderen Jahn, Friesen und Theodor Körner ein. Sie trugen die schwarze Uniform und den Totenkopf der früheren Braunschweigschen Schar.



Theodor Körner in der Uniform der Lützower.
Nach einer Kreidezeichnung von Emma Körner im Körnermuseum zu Dresden.
Mit Erlaubnis des Herrn Hofrat Dr. Peschel.

Preußen hatte im Vertrag von Kalisch 80000 Mann versprochen; statt dessen stellte es — bei einer Einwohnerzahl von nicht ganz 5 Millionen — insgesamt 271000 Mann, also einen Soldaten auf 17—18 Einwohner. Das ist mehr, als je ein Volk geleistet hat. Rußland hatte 150000 Mann versprochen; statt dessen stellte es noch lange nicht die Hälfte (höchstens 50000 Mann). Trotzdem gebärdeten sich die Russen, als ob ihnen alles Verdienst zukäme, und behandelten die Preußen bei jeder Gelegenheit als minderwertig. — Und diese 271000 Mann waren nicht mehr wie noch 1805 gekaufte Söldner, nicht Leute aus allerlei Volk, sondern die Söhne des eigenen Landes, die für ihre heiligsten Güter in den Kampf zogen. Sie besaßen nicht nur die Gewalt der Arme, sondern auch die Kraft des Gemütes, die Begeisterung, die nach Fichte mehr noch als jene den Sieg erkämpft. Als Friedrich Wilhelm III. vom Breslauer Schlosse aus die nicht enden wollenden Wagenreihen der Berliner Freiwilligen

vorüberfahren sah, da rannen ihm die Tränen aus den Augen; da ließ er die Meinung fallen, daß die Erhebung eines Volkes eine Verletzung seiner Untertanenpflicht sei. Er hatte mit Napoleon gebrochen, dafür hatte er den Bruch mit dem eigenen Volke vermieden, denn die Volksseele, die in ihren tiefsten Tiefen aufgewühlt war, hätte diesmal ein Festhalten an Napoleon nicht ruhig hingenommen.



Ernst Moritz Arndt.

Wer nicht selbst die Waffen tragen konnte, der wollte wenigstens von seiner Habe ein Scherflein beisteuern, um dem Staate einen Teil seiner Lasten abzunehmen. Und wer kein Geld hatte, der gab Schmuck, oder was er sonst an Kostbarkeiten besaß. 100000 Eheringe, Ketten, Ohrgehänge wurden dargebracht. Beamte und Kaufleute verzichteten auf ihren Gehalt, Dienstmädchen und Kinder auf ihre Sparpfennige. Es ist in die Blätter der Geschichte übergegangen, daß junge Mädchen ihre Haare verkauften und den Erlös darbrachten, daß ein Schäfer in Anklam seine wenigen Schafe hingab, um sich selbst ausrüsten zu können.

Auch die **deutsche Dichtung** ließ die Stimmung der Zeit in ihren Liedern wiedertönen und nährte die Flamme vaterländischer Begeisterung. Theodor Körner (1791—1813), der Sohn von Schillers Freund, „ein Sänger und ein Held zugleich", übte durch die schwungvollen Lieder, die sein Vater nach seinem Tode unter dem Titel „Leier und Schwert" herausgab, eine hinreißende Wirkung aus (Das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen. Lützows Jagd. Vater ich rufe dich). Die Todesahnung, die durch manche seiner Lieder hindurchklingt, erfüllte sich. Beim Einzug der Sieger fehlte er und Friesen. Das Lied „Du Schwert an meiner Linken", das er am Morgen des 24. August niederschrieb, wurde sein

Schwanengesang. — Ernst Moritz Arndt (1769—1860) traf in seinen prosaischen Schriften wie in seinen Liedern, die Heldenmut und vaterländischen Zorn atmen, den Volkston aufs glücklichste (Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Der Gott, der Eisen wachsen ließ. Was ist des Deutschen Vaterland? Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Wo kommst du her in dem roten Kleid?). Gottfried Max v. Schenkendorf (1783—1817) stellte sich in die Reihe der Mitkämpfer, obwohl er an einem Arme gelähmt war; seine Lieder sind mehr innig als stürmisch. (Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut. Freiheit, die ich meine. Erhebt euch von der Erde.) Seiner Begeisterung für ein geeinigtes Vaterland und Kaisertum verdankt er den Ehrentitel „Kaiserherold" Diesen gab ihm Friedrich Rückert (1788—1866), der nur deswegen nicht mitzog, weil seine Eltern ihn daran hinderten. In seinen „geharnischten Sonetten" und seinem „Kranz der Zeit" zeigt er glühenden Haß gegen Napoleon und warme Vaterlandsliebe. (Barbarossa. Straßburger Tanne. Die drei Gesellen.)

Rückert ist einer der wenigen Nichtpreußen, die von der Bewegung ergriffen wurden. Im allgemeinen blieb es in den Rheinbundlanden still und tot. Steins Hoffnung auf eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes erfüllte sich nicht. Am 25. März erließen auch die Verbündeten von Kalisch ein Manifest, in dem sie „allen Fürsten, die sich der Sache der Freiheit verschlössen, mit der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Waffen drohten; der Rheinbund sei aufzulösen und die Wiedergeburt Deutschlands allen Fürsten und Völkern Deutschlands anheimzustellen". Desgleichen errichteten sie einen „Zentralverwaltungsrat", der unter Steins Vorsitz die Verwaltung der eroberten Länder übernehmen sollte. Aber jene Drohung machte trotz ihrer scharfen Sprache keinen Eindruck. Die beiden Herzoge von Mecklenburg und der Fürst von Anhalt-Dessau waren die einzigen, die sich von Napoleon lossagten. Die übrigen Rheinbundfürsten, auch der König Friedrich August von Sachsen, der den Kaiser für unüberwindlich hielt und vorerst in Österreich Zuflucht suchte, folgten dem Gebot ihres Schutzherrn, wenn auch mit geringerem Eifer als früher. Von dieser Seite erhielten also die Verbündeten keinen Zuwachs. Schweden allerdings schloß sich

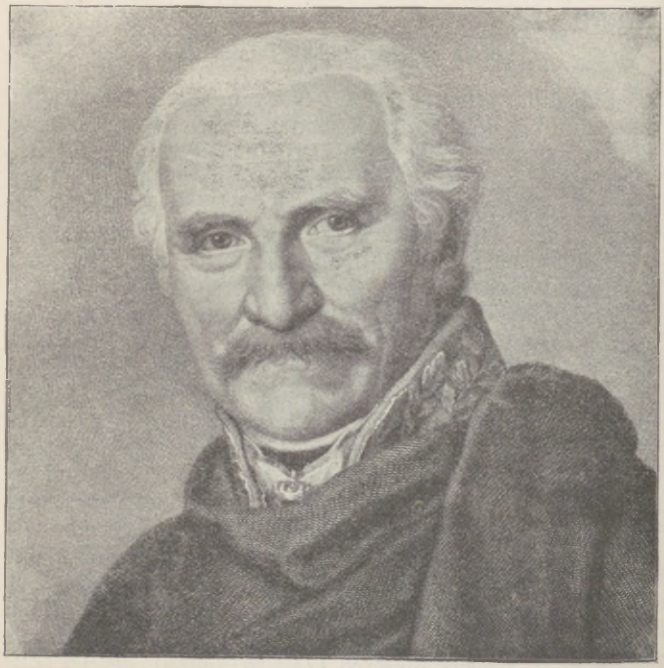
am 22. April an. Aber was war damit gewonnen? England zahlte wieder Hilfsgelder, kämpfte aber nur auf dem spanischen Schauplatz weiter, wo es jetzt leichtes Spiel hatte, weil Napoleon seine Truppen für den Hauptkampf zurückrief. So ist der erste Teil des Befreiungskrieges ein Kampf Preußens und Rußlands gegen Napoleon und den mit ihm verbündeten größeren Teil von Deutschland (zunächst drei Viertel).

b) Der Feldzug des Jahres 1813.

Napoleon war am 18. Dezember in Paris eingetroffen. In Frankreich blieb trotz Moskau und Beresina alles ruhig. So groß war die Macht seiner Persönlichkeit, daß der Cäsarenthron nicht wankte. Zuerst suchte er, wie wir schon gesehen haben, durch ein neues Konkordat den Frieden mit dem Papste herzustellen. Dann strengte er alle Fasern an, um die alte Machtfülle möglichst bald zurückzuerlangen und die etwa wankenden Genossen bei seinem Bundessystem zu erhalten. Österreich verweigerte die geforderten neuen Truppen, beharrte aber bei seiner Vermittlerrolle. Frankreich dagegen brachte aufs neue ungeheure Opfer. Am 11. Januar bewilligte der Senat 350000 Mann und, als die Kriegserklärung Preußens eintraf, weitere 180000. Das waren allerdings zunächst junge, ungeübte Leute, manche auch schon von Widerwillen gegen den Kaiser und den Kriegsdienst erfüllt. Aber die Meisterschaft Napoleons, die Truppen zu beherrschen und zu begeistern, bewährte sich aufs neue.

Den Oberbefehl über die Verbündeten beanspruchten und erhielten die Russen, zunächst Kutusow und nach dessen Tod (28. April) Wittgenstein. Unter ihnen befehligte als Höchstkommandierender der Preußen (seit dem 8. März) **Gebhard Leberecht v. Blücher** (geboren 1742 in Rostock). Dieser hatte seine angeborene Neigung für den Soldatenberuf zuerst bei den Schweden befriedigt. Als er aber während des Siebenjährigen Krieges von den preußischen Husaren gefangen genommen wurde, vertauschte er die schwedische Uniform mit der preußischen. Seine Vorgesetzten hatten jedoch an dem tollen Offizier so viel auszusetzen, daß er bei der Beförderung übergangen wurde, worauf er in heftigen Worten seine Entlassung forderte. Friedrich ließ ihn erst $^3/_4$ Jahre einsperren, damit er sich eines besseren besinne, und als Blücher nach dieser Zeit bei seiner ersten Erklärung beharrte, entschied

Friedrich: Der Rittmeister v. Blücher kann sich zum Teufel scheren. So wurde er unfreiwillig Landwirt, kehrte aber nach dem Tode Friedrichs im Jahre 1787 wieder als Major zu seinen geliebten Husaren zurück und nahm an den Kriegen der Folgezeit ruhmvollen Anteil. Jetzt war er 70 Jahre alt, aber von jugendlichem Feuer durchglüht, ein Truppen-



Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt.
Nach einem Gemälde von F. C. Gröger, gestochen von H. Wegener unter Mandels Leitung.

führer von angeborenem Scharfblick, wenn auch ohne tiefere theoretische Bildung, wohl beredt und bei Volk und Heer als „Verkörperung des kriegerischen Volksgeistes" abgöttisch verehrt.

Die **ersten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz** waren für die Verbündeten nicht ungünstig. Um dieselbe Zeit, da ihre Truppen in Berlin einrückten, hatten die Franzosen auch Hamburg geräumt, worauf der kühne Reiterführer Tetten-

born in die Stadt einrückte (18. März). Die Hanseaten waren über den Wechsel des Regiments so erfreut, daß sie die Kosakenpferde mit Blumen schmückten. Am 2. April erstürmte Dörnberg die von 2500 Franzosen und Sachsen unter General Morand verteidigte Stadt Lüneburg, so daß auch Hannover und Oldenburg den Verbündeten in die Hände fielen. Am 5. April errang Wittgenstein bei Möckern einen Sieg über den Vizekönig von Italien, der bis an die Saale zurückweichen mußte. Sachsen, mit Ausnahme der Festungen, wurde besetzt (Mitte April). Mit jedem Fortschritt der Verbündeten vergrößerte sich auch ihr Aushebungsgebiet und verringerte sich das Napoleons. Als nun auch das russische Hauptheer unter dem gemeinsamen Oberbefehlshaber Wittgenstein sich näherte, da verließ auch Napoleon am 15. April seine Hauptstadt, nachdem er seine Gemahlin zur Regentin ernannt und ihr den erfahrenen und treuen Cambacérès zur Seite gestellt hatte. Als er Erfurt erreichte, stand Wittgenstein in Leipzig. Jetzt begann auf den Schlachtfeldern Sachsens, die schon so manchen Kampf gesehen hatten, das blutige Ringen um die Zukunft des Weltteils.



Gerhard von Scharnhorst.
Nach einem Gemälde von Burg, gestochen von Vollinger.

Zunächst waren die Verbündeten in der Minderzahl, abgesehen von Reiterei und Geschütz. In der ersten großen Feldschlacht bei **Großgörschen-Lützen** (2. Mai) standen ungefähr 120 000 Franzosen gegen 70 000 Verbündete. Den Plan zur Schlacht hatte Scharnhorst entworfen. Es handelte sich darum, das Heer Napoleons, das im Vormarsch gegen Leipzig begriffen war, von der rechten Seite zu fassen und zu schlagen. Das Gegenteil geschah. Gegen Abend hatte Napoleon seine ganze Truppenmacht herangezogen und von den vier umstrittenen Dörfern drei zurückerobert; nur Großgörschen verblieb den Verbündeten; in der Nacht weckte der

Zar den König von Preußen und man beschloß den Rückzug. Die Preußen hatten 8000 Tote und Verwundete, die Russen 2000; Blücher war zweimal verwundet worden. Jene hatten sich vortrefflich geschlagen; die russische Oberleitung aber hatte sich als unfähig erwiesen. Man konnte sich auf verbündeter Seite damit trösten, daß keine Kanonen verloren gegangen und keine Gefangenen gemacht worden waren. Aber die erste Schlacht war eben doch ein Sieg Napoleons! Sachsen und die Elbelinie war für ihn gewonnen, der Zauber seiner Unüberwindlichkeit wiederhergestellt, die Rheinbundfürsten, die etwa im Grunde ihres Herzens gewankt hatten, in ihrer Treue befestigt. Und noch ein anderes schweres Unglück knüpfte sich an diese Schlacht. Scharnhorst hatte im Kampfe eine leichte Wunde erhalten; er hatte aber auch die Überzeugung gewonnen, daß ohne Österreichs Hilfe kein Sieg zu hoffen sei. Um diese zu gewinnen, reiste er trotz seiner Verwundung nach Wien; unterwegs verschlimmerte sich sein Zustand und am 28. Juni starb er in Prag. „Der die Saat so vieler Siege ausstreute, sollte selber Preußens Fahnen niemals siegreich sehen."

Die Stimmung nach dieser Niederlage war ernst, aber nicht verzagt. Eine neue Schlacht sollte Zuversicht und Begeisterung wiederherstellen. **Bei Bautzen** jenseits der Elbe, am oberen Spreelauf, bezogen die Verbündeten eine wohl befestigte Stellung, um den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Zwei Tage (20. und 21. Mai) tobte der Kampf um diese Höhen. Aber wiederum siegte Napoleon infolge seiner Übermacht (etwa 170 000 gegen 90 000) und besseren Oberleitung. Die Verbündeten hatten noch mehr Trostgründe als bei Großgörschen: der Feind hatte weder Kanonen noch Fahnen erbeutet, keine Gefangenen gemacht; seine Verluste waren verhältnismäßig ebenso groß wie die eigenen. Der Rückzug geschah in bester Ordnung; bei der Verfolgung erlitt der Feind sogar bei Haynau (26. Mai) durch Blüchers Reiter einen empfindlichen Verlust; Großmarschall Duroc, einer der wenigen, die mit dem Kaiser seelische Fühlung hatten, fiel am Tage nach der Schlacht. Aber es war eben trotz alledem eine zweite Niederlage in der Feldschlacht. Ein Teil von Schlesien ging verloren; Breslau war bedroht und — was das bedenklichste war — der Bund der Mächte fing an zu wanken. Eine geheime Partei in der Umgebung des Kaisers wünschte überhaupt den Frieden und der neue Oberbefehls-

haber Barclay de Tolly, der an Wittgensteins Stelle trat, sprach offen von der Notwendigkeit, daß das russische Heer sich gegen Polen zurückziehe. Die Lage war furchtbar ernst. Wenn die herrliche Erhebung des norddeutschen Volkes ebenso endigte, wie die des österreichischen im Jahre 1809, dann war keine Hoffnung mehr auf Abschüttelung der Fremdherrschaft.

Und neue Hiobsposten kamen vom Nordwesten Deutschlands, der jetzt für seinen Abfall furchtbar büßen mußte. Marschall Davoust und sein Gehilfe Vandamme drangen siegreich gegen Weser und Elbe vor, ließen die „Verräter" einkerkern oder verbannen und schrieben unerschwingliche Kriegssteuern aus, die sie mit roher Härte eintrieben. Am letzten Maitage zog Davoust in **Hamburg** ein, das Tettenborn und die Schweden wenige Tage zuvor geräumt hatten. Jetzt erging über diese Stadt ein arges Strafgericht. 28 Personen wurden verbannt, ihre Güter eingezogen, die Gelder der Bank im Betrage von mehreren Millionen mit Beschlag belegt. Die Stadt mußte Geiseln stellen und eine Geldbuße von 48 Millionen bezahlen. Damit es im Winter nicht an Lebensmitteln fehle, ließ Davoust gegen Ende des Jahres 25 000 Personen einfach zu den Toren hinausjagen. So grausam diese Maßregeln waren, so trefflich wußte er die Stadt zu befestigen. Ganze Straßenzüge ließ er niederreißen oder niederbrennen und dafür starke Festungswerke anlegen, wobei hoch und nieder selbst mit Hand anlegen mußte. Infolge dieser Verteidigungswerke und der geschickten Leitung hielt sich die Stadt über den Sturz Napoleons hinaus bis zum 31. Mai 1814. — Ein ähnliches Schicksal war Berlin zugedacht. Aber das glückliche Gefecht bei Luckau (4. Juni), wo Bülow mit seinen Preußen den Marschall Oudinot schlug, rettete die preußische Hauptstadt. Doch konnte dieser Erfolg über den Ernst der Gesamtlage nicht hinweghelfen. Um für alle Fälle in der Nähe Österreichs zu sein, dessen Eintritt in das Bündnis immer wahrscheinlicher wurde, zogen sich die Verbündeten südwärts gegen Schweidnitz zurück. Napoleon besetzte am 1. Juni das wichtige Breslau. Jetzt hatte er nicht nur die ganze Elbelinie, sondern auch einen Teil der Oderlinie in seiner Gewalt.

In dieser Bedrängnis kam die Rettung der deutschen Sache von Napoleon selbst. Durch österreichische Vermittlung ließ er den Verbündeten eine mehrmonatliche Waffenruhe

anbieten; diese willigten ein, als Napoleon sich bereit erklärte, Breslau zurückzugeben. So wurde am 4. Juni der **Waffenstillstand von Poischwitz** unterzeichnet; er sollte bis zum 20. Juli dauern, wurde aber später bis zum 10. August verlängert. Eine neutrale Zone, die nach beiden Seiten durch „Demarkationslinien" abgegrenzt war, sollte die Heere trennen; bis zum 12. Juni sollte diese Zone von allen Truppen geräumt sein. Napoleon hat diesen Waffenstillstand auf St. Helena als einen schweren Fehler bezeichnet. Und doch hatte er Gründe genug dazu, militärische wie politische. Er mußte seine Rekrutenregimenter besser ausbilden und die Lücken in seinem Heere ergänzen; ohne beträchtliche Vermehrung seiner Reiterei konnte er den Krieg kaum weiter führen. Dann aber hoffte er vor allem, durch geschickte Unterhandlungen den Zaren von seinen Bundesgenossen zu trennen, vielleicht auch Österreich auf seine Seite herüberzuziehen. Die Verbündeten ihrerseits brauchten die Waffenruhe ebenso dringend wie Napoleon. Auch sie bemühten sich um den Beitritt Österreichs; auch sie mußten ihr zweimal geschlagenes Heer ergänzen und verstärken.

Gleich zu Beginn des Waffenstillstandes wurden **die Lützower bei Kitzen** von schwerem Unglück betroffen. Ein Teil des Freikorps, der im Rücken der Feinde einen Streifzug gegen Franken unternommen hatte, erfuhr die Bestimmungen des Waffenstillstands erst am 9. Juni, immerhin aber noch frühe genug, um am 12. Juni außerhalb der neutralen Zone sein zu können. Das war aber nicht der Fall. Lützow war der schwierigen Lage nicht gewachsen und das Gefüge der Freischar erwies sich als zu locker. Am 17. Juni wurden die 400 bei dem Dorfe Kitzen in der Nähe von Leipzig angegriffen und zum größten Teile niedergemacht. Lützow und der schwer verwundete Theodor Körner befanden sich unter den Geretteten. Die Angreifer waren Franzosen unter Fournier und Württemberger unter Normann. Von einem formellen Bruch des Waffenstillstands kann man nicht reden, da ja die Lützower es waren, die sich nicht an seine Bestimmungen hielten. Die Verantwortung trifft in erster Linie den Herzog von Padua (Arrighi), der damals Gouverneur von Leipzig und Fourniers Vorgesetzter war. Er wußte, daß er im Sinne seines Kaisers handelte, wenn er die ihm besonders verhaßten Freischärler bei der ersten besten Gelegenheit vernichtete. Die Württemberger haben sich keines Wort-

bruchs schuldig gemacht. Sie waren nur Werkzeuge in der Hand des französischen Generals.

Jetzt war für **Österreich** die große Stunde gekommen, wo man die Wagschale Europas in seiner Hand hielt. Beide Teile warben um seine Bundesgenossenschaft, weil von ihr der Sieg abzuhängen schien. Metternich hatte durch Verweigerung neuer Hilfstruppen den französisch-österreichischen Kriegsbund von 1812 tatsächlich aufgelöst, wenn auch eine förmliche Erklärung nicht erfolgte. Zugleich hatte er Verhandlungen mit allen beteiligten Mächten begonnen in der Absicht, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Daß er dabei die Wiederherstellung Österreichs in seinem früheren Umfang in Aussicht nahm, ist selbstverständlich. Napoleon war auch bereit, Österreich zu vergrößern, aber nur auf fremde Kosten. Er schlug daher die Teilung Preußens vor, dem nur das rechte Weichselufer bleiben sollte. Österreich seinerseits ermäßigte nach den ersten Siegen Napoleons seine Forderungen so sehr, daß dieser mit bescheidenen Verlusten den Frieden hätte haben können (Warschau, Illyrien, Elbedepartements). Aber auch diese Bedingungen wies er zurück, einmal weil er damit auf seinen Kampf mit England hätte verzichten müssen, sodann weil er eine Rückwirkung auf die feindseligen Strömungen im eigenen Lande fürchten mußte.

Napoleons Ablehnung hatte die Wirkung, daß der Waffenbund sich erweiterte. Dies geschah durch die **Reichenbacher Verträge.** Der erste wurde am 14. Juni zwischen England und Preußen, der zweite tags darauf zwischen England und Rußland abgeschlossen. Die drei Mächte verpflichteten sich, die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wiederherzustellen; die beiden festländischen Mächte durften ohne britische Zustimmung keinen Vertrag schließen; Hannover sollte durch Ostfriesland, Lingen und Hildesheim vergrößert werden. Dafür erhielt Rußland 1 833 334 Pfund Sterling Subsidien, Preußen, das den Krieg ohne fremdes Geld nicht fortsetzen konnte, nur 666 666 Pfund. Österreich war bereit, diesem Bunde beizutreten und an Napoleon den Krieg zu erklären, wenn dieser die letzten unerläßlichen Forderungen ablehnte; diese lauteten: Abtretung Illyriens und der norddeutschen Gebiete, Räumung der preußischen und polnischen Festungen, Rückgabe Danzigs an Preußen, Auflösung des Herzogtums Warschau und Teilung unter die drei Nordmächte. Als wünschenswerte, aber nicht „unerläßliche" Be-

dingung war noch hinzugefügt: Auflösung des Rheinbunds und Wiederaufbau Preußens womöglich in dem früheren Umfang (vor 1805). Im Falle des Beitritts Österreichs zur Koalition sollte dieses und Rußland je 150 000, Preußen 80 000 Krieger stellen. Um Napoleon für diese Vermittlungsvorschläge zu gewinnen, hatte Metternich mit ihm am 26. Juni in Dresden die berühmte Unterredung, die ohne Unterbrechung neun volle Stunden dauerte. Da gar kein Zeuge zugegen war, so wissen wir über den Verlauf der Unterhandlungen nur das, was Metternich lange nachher in seinen Memoiren (erstmals 1879 erschienen, 20 Jahre nach seinem Tode) aufgezeichnet hat. Danach sprach Napoleon unter anderem: „Nun, was will man von mir? Daß ich mich entehre? Niemals! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Scholle Erde ab. Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und können doch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks und würde aufhören zu regieren an dem Tage, da ich aufgehört hätte der Stärkere zu sein und folglich keine Achtung mehr geböte ...“ An einer anderen Stelle der Unterredung verzerrten sich Napoleons Züge und mit bebender Stimme rief er aus: „Sie sind nicht Soldat und wissen nicht, was eine Soldatenseele ist. Ich bin im Lager aufgewachsen und schere mich den Teufel um das Leben einer Million Menschen.“ Am Tage nach dieser stürmischen Unterredung (27. Juni) unterzeichnete auch Österreich den Reichenbacher Vertrag, kraft dessen es in den Krieg gegen Frankreich eintrat, wenn dieses nicht bis zum Ablauf des Waffenstillstands (20. Juli) die angegebenen „unerläßlichen“ Bedingungen annahm.

Napoleon hatte in Dresden die österreichische Vermittlung zurückgewiesen. Um aber Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu gewinnen, stimmte er dem Vorschlag bei, einen **Friedenskongreß in Prag** zu berufen; dieser tagte vom 12. Juli bis 10. August, da Metternich die Verlängerung des Waffenstillstands durchsetzte. Preußen war vertreten durch Wilhelm v. Humboldt, Rußland durch Anstett, Österreich durch Metternich, Frankreich durch Narbonne bezw. Caulaincourt. Die Verhandlungen blieben, wie vorauszusehen war, ergebnislos. Napoleon konnte nicht einen Stein aus seinem Machtbau ausbrechen, ohne das Ganze aufs Spiel zu setzen. Er war sich ganz klar darüber, daß die Annahme des österreichischen


DEUTSCHLAND
beim Beginn der Befreiungskriege
im Jahre 1812.
Abkürzungen:
O. Fürstent. Lübeck (zu Oldenburg)
S. " " Schwarzburg
Li. " " Liechtenstein
E. Französisches Fürstent. Erfurt
I. Fürstentum Isenburg
W. " " " Waldeck-Pyrmont
SL. " " " Schaumburg-Lippe
We. Westfalen
L. Fürstentum Lippe
Sa. Sachsen
Ln. Fürstentum Von der Leyen
S.H. Sächsische Herzogtümer
Die dem Rheinbund angehörenden Staaten sind durch Flächenkolorit bezeichnet.
Jütland
Kopenhagen
SCHWEDEN
OSTSEE
NORDSEE
Helgoland
Holstein
Lübeck
HAMBURG
MECKLENBURG
Schwerin
Rostock
Stettin
Rügen
Bornholm
Tilsit
Königsberg
Memel
Danzig
Kolberg
KÖNIGREICH Preussen
West-Preussen
Ost-Preussen
Suwalki
Grodno
Bialystok
Ostrolenka
Pultusk
Praga
Warschau
Plotzk
Thorn
Gnesen
Posen
Bromberg
Graudenz
Soldau
Lissa
Kalisch
Rawa
Lublin
Petrikau
Sandomierz
Krakau
Tarnow
Galizien
HERZOGTHUM WARSCHAU
PREUSSEN
Brandenburg
BERLIN
Potsdam
Frankfurt
Crossen
Landsberg
Küstrin
Spandau
Stendal
Magdeburg
Halberstadt
Nordhausen
Halle
Leipzig
Dresden
Meissen
Bautzen
Görlitz
Liegnitz
BRESLAU
Schweidnitz
Oppeln
Tschenstochau
Glogau
Kottbus
Sorau
Reichenberg
Gitschin
Elbe
Prag
Böhmen
Troppau
Teschen
Olmütz
Brünn
Mähren
Austerlitz
Tabor
Budweis
Pilsen
Bamberg
Nürnberg
Würzburg
Ansbach
Regensburg
Passau
Eisenach
Erfurt
Gotha
Weimar
Kassel
Göttingen
Hannover
Braunschweig
Hildesheim
Osnabrück
Minden
Münster
Paderborn
Detmold
Lemgo
Bielefeld
Arnsberg
Dortmund
Soest
Iserlohn
Hamm
Lippstadt
Wesel
Düsseldorf
Köln
Aachen
Lüttich
Mecheln
Antwerpen
Gent
Brügge
Calais
Boulogne
Arras
Amiens
Lille
Mons
Waterloo
BRÜSSEL
Maastricht
Venlo
Roermond
Koblenz
Bonn
Trier
Luxemburg
Thionville
Verdun
Metz
Saarlouis
Kaiserslautern
Landau
Speier
Mainz
Darmstadt
Frankfurt
Hanau
Wetzlar
Limburg
Wiesbaden
Nassau
Marburg
Fulda
Meiningen
Coburg
Saalfeld
Hof
Plauen
Zwickau
Chemnitz
Freiberg
Dresden
Reichenberg
Gitschin
Elbe
Prag
Eger
Saaz
Leitmeritz
Aussig
Teplitz
Schandau
Bautzen
Görlitz
Liegnitz
Breslau
Oppeln
Tschenstochau
Sandomierz
Krakau
Tarnow
Galizien
Lemberg
Zamosc
Lublin
Brest
Grodno
Wilna
Kowno
Memel
Tilsit
Insterburg
Gumbinnen
Pillau
Königsberg
Elbing
Marienburg
Danzig
Neustadt
Stargard
Pyritz
Stettin
Greifswald
Stralsund
Rügen
Kolberg
Köslin
Stolp
Lauenburg
Bütow
Rügenwalde
Schlawe
Rummelsburg
Konitz
Schneidemühl
Bromberg
Thorn
Gnesen
Posen
Lissa
Kalisch
Warthe
Netze
Oder
Elbe
Weser
Ems
Rhein
Maas
Mosel
Saar
Main
Donau
Inn
Lech
Isar
Iller
Neckar
Enz
Nahe
Lahn
Sieg
Ruhr
Lippe
Aller
Leine
Fulda
Werra
Unstrut
Saale
Havel
Spree
Oder
Warthe
Netze
Weichsel
Bug
Narew
Pripet
Memel
Pregel
Niemen
Düna
Aa
Ijssel
Zuider See
Texel
Vlieland
Terschelling
Ameland
Schiermonnikoog
Borkum
Juist
Norderney
Baltrum
Langeoog
Spiekeroog
Wangerooge
Helgoland
Sylt
Föhr
Amrum
Rømø
Fanø
Esbjerg
Ribe
Tønder
Flensburg
Apenrade
Sonderburg
Hadersleben
Kiel
Eckernförde
Schleswig
Tondern
Husum
Tönning
Seeland
Fünen
Langeland
Laaland
Falster
Moen
Bornholm
Ystad
Trelleborg
Malmö
Helsingborg
Landskrona
Lund
Kristianstad
Karlskrona
Kalmar
Oskarshamn
Visby
Gotland
Öland
Gotland
Stockholm
Upsala
Gefle
Sundsvall
Hernösand
Umeå
Piteå
Luleå
Torneå
Haparanda
Kemi
Uleåborg
Kajana
Kuopio
Joensuu
Mikkeli
Wiborg
Helsingfors
Åbo
Tammerfors
Björneborg
Wasa
Nikolaistadt
Jakobstadt
Gamla Karleby
Brahestad
Uleå
Kemi
Tornea
Haparanda
Pello
Kengis
Muonioniska
Enontekis
Kautokeino
Karasjok
Vadsö
Hammerfest
Alten
Talvik
Kvænangen
Lyngen
Tromsö
Harstad
Narvik
Bodö
Rörvik
Namsos
Levanger
Trondhjem
Kristiansund
Molde
Aalesund
Florö
Bergen
Stavanger
Arendal
Kristiansand
Mandal
Lindesnæs
Farsund
Egersund
Stavanger
Haugesund
Bergen
Florö
Aalesund
Molde
Kristiansund
Trondhjem
Levanger
Namsos
Rörvik
Bodö
Narvik
Harstad
Tromsö
Lyngen
Kvænangen
Talvik
Alten
Hammerfest
Vadsö
Karasjok
Kautokeino
Enontekis
Muonioniska
Pello
Kengis
Tornea
Haparanda
Kemi
Uleå
Brahestad
Gamla Karleby
Jakobstadt
Nikolaistadt
Wasa
Björneborg
Tammerfors
Åbo
Helsingfors
Wiborg
Mikkeli
Joensuu
Kuopio
Kajana
Uleåborg
Kemi
Torneå
Haparanda
Luleå
Piteå
Umeå
Hernösand
Sundsvall
Gefle
Upsala
Stockholm
Gotland
Visby
Öland
Karlskrona
Kristianstad
Lund
Landskrona
Helsingborg
Malmö
Trelleborg
Ystad
Moen
Falster
Laaland
Langeland
Fünen
Seeland
Tünen
Jütland
Kopenhagen
SCHWEDEN
KÖNIGREICH ITALIEN
MAILAND
Como
Bergamo
Brescia
Verona
Mantua
Pavia
Cremona
Piacenza
Turin
Susa
Aosta
Vienne
Grenoble
Valence
Le Puy
Aurillac
Clermont
LYON
Rhône
Loire
Saône
Doubs
Bourges
Nevers
Dijon
Besançon
Montbéliard
Belfort
Colmar
Epinal
Langres
Auxerre
Sens
Troyes
Orléans
Fontainebleau
Melun
Nancy
Strassburg
Metz
Versailles
PARIS
Meaux
Reims
Soissons
Compiègne
Abbeville
Calais
Boulogne
Lille
Arras
Amiens
Roeux
Charlemont
Mons
Waterloo
BRÜSSEL
Maastricht
Venlo
Roermond
Aachen
Lüttich
Luxemburg
Thionville
Verdun
Metz
Saarlouis
Kaiserslautern
Landau
Speier
Mainz
Darmstadt
Frankfurt
Hanau
Wetzlar
Limburg
Wiesbaden
Nassau
Marburg
Fulda
Meiningen
Coburg
Saalfeld
Hof
Plauen
Zwickau
Chemnitz
Freiberg
Dresden
Reichenberg
Gitschin
Elbe
Prag
Eger
Saaz
Leitmeritz
Aussig
Teplitz
Schandau
Bautzen
Görlitz
Liegnitz
Breslau
Oppeln
Tschenstochau
Sandomierz
Krakau
Tarnow
Galizien
Lemberg
Zamosc
Lublin
Brest
Grodno
Wilna
Kowno
Memel
Tilsit
Insterburg
Gumbinnen
Pillau
Königsberg
Elbing
Marienburg
Danzig
Neustadt
Stargard
Pyritz
Stettin
Greifswald
Stralsund
Rügen
Kolberg
Köslin
Stolp
Lauenburg
Bütow
Rügenwalde
Schlawe
Rummelsburg
Konitz
Schneidemühl
Bromberg
Thorn
Gnesen
Posen
Lissa
Kalisch
Warthe
Netze
Oder
Elbe
Weser
Ems
Rhein
Maas
Mosel
Saar
Main
Donau
Inn
Lech
Isar
Iller
Neckar
Enz
Nahe
Lahn
Sieg
Ruhr
Lippe
Aller
Leine
Fulda
Werra
Unstrut
Saale
Havel
Spree
Oder
Warthe
Netze
Weichsel
Bug
Narew
Pripet
Memel
Pregel
Niemen
Düna
Aa
Ijssel
Zuider See
Texel
Vlieland
Terschelling
Ameland
Schiermonnikoog
Borkum
Juist
Norderney
Baltrum
Langeoog
Spiekeroog
Wangerooge
Helgoland
Sylt
Föhr
Amrum
Rømø
Fanø
Esbjerg
Ribe
Tønder
Flensburg
Apenrade
Sonderburg
Hadersleben
Kiel
Eckernförde
Schleswig
Tondern
Husum
Tönning
Seeland
Fünen
Langeland
Laaland
Falster
Moen
Bornholm
Ystad
Trelleborg
Malmö
Helsingborg
Landskrona
Lund
Kristianstad
Karlskrona
Kalmar
Oskarshamn
Visby
Gotland
Öland
Gotland
Stockholm
Upsala
Gefle
Sundsvall
Hernösand
Umeå
Piteå
Luleå
Torneå
Haparanda
Kemi
Uleåborg
Kajana
Kuopio
Joensuu
Mikkeli
Wiborg
Helsingfors
Åbo
Tammerfors
Björneborg
Wasa
Nikolaistadt
Jakobstadt
Gamla Karleby
Brahestad
Uleå
Kemi
Tornea
Haparanda
Pello
Kengis
Muonioniska
Enontekis
Kautokeino
Karasjok
Vadsö
Hammerfest
Alten
Talvik
Kvænangen
Lyngen
Tromsö
Harstad
Narvik
Bodö
Rörvik
Namsos
Levanger
Trondhjem
Kristiansund
Molde
Aalesund
Florö
Bergen
Stavanger
Arendal
Kristiansand
Mandal
Lindesnæs
Farsund
Egersund
Stavanger
Haugesund
Bergen
Florö
Aalesund
Molde
Kristiansund
Trondhjem
Levanger
Namsos
Rörvik
Bodö
Narvik
Harstad
Tromsö
Lyngen
Kvænangen
Talvik
Alten
Hammerfest
Vadsö
Karasjok
Kautokeino
Enontekis
Muonioniska
Pello
Kengis
Tornea
Haparanda
Kemi
Uleå
Brahestad
Gamla Karleby
Jakobstadt
Nikolaistadt
Wasa
Björneborg
Tammerfors
Åbo
Helsingfors
Wiborg
Mikkeli
Joensuu
Kuopio
Kajana
Uleåborg
Kemi
Torneå
Haparanda
Luleå
Piteå
Umeå
Hernösand
Sundsvall
Gefle
Upsala
Stockholm
Gotland
Visby
Öland
Karlskrona
Kristianstad
Lund
Landskrona
Helsingborg
Malmö
Trelleborg
Ystad
Moen
Falster
Laaland
Langeland
Fünen
Seeland
Tünen
Jütland
Kopenhagen
SCHWEDEN

Ultimatums ihn erst recht nicht retten konnte, denn England blieb für alle Fälle sein Gegner. Retten konnte ihn nur der Säbel, mit dem er seine Herrschaft begründet hatte. Darum nahm er auch die Verhandlungen in Prag gar nicht ernst. Er wollte damit nur Zeit gewinnen zu Rüstungen. Seine Versuche, die Verbündeten zu trennen, wurden zurückgewiesen. So kam das Ende des Waffenstillstands heran. „Mit fieberhafter Spannung folgten die Bevollmächtigten am 10. August dem trägen Lauf der Stunden mit der Uhr in der Hand. Mitternacht kam heran und kein Kurier war aus Dresden gekommen. Mit dem Glockenschlag zwölf zeigten Humboldt und Anstett das Erlöschen ihrer Vollmachten an; Graf Metternich sprach die Auflösung des Kongresses aus und eine Stunde später hatte die französische Gesandtschaft mit ihren Pässen auch die österreichische Kriegserklärung in Händen." Alsbald flammten auf den Bergen von Prag bis zur schlesischen Grenze die bereit gehaltenen Feuerzeichen auf, die dem Heer und Volk verkündeten, daß wieder Krieg sei. Tags darauf (am 11. August) kam Caulaincourt mit der ablehnenden Antwort Napoleons; Metternich nahm sie gar nicht mehr an.



Johann Baptist Julius Bernadotte.
Nach einem Gemälde von François Kinson im Museum zu Versailles.

Napoleon hatte bei **Wiederausbruch des Kriegs** 1200 Geschütze und 440 000 Mann zur Verfügung, die der Elbe entlang von Hamburg bis an die böhmische Grenze standen; Mittelpunkt und Hauptquartier war Dresden. Er hatte den Vorzug der einheitlichen Leitung, der geschlossenen Aufstellung und der inneren, kürzeren Linien. Aber auch die Verbündeten hatten die Pause wohl benutzt. Neue russische Truppen waren erschienen und die preußische Landwehr wurde jetzt erst als kampffähiger Heeresteil eingereiht. Ein Bündnis mit Schweden (22. Juli), dem Norwegen als Ersatz für

Dänemark zugesagt wurde, sicherte die Hilfe auch dieses Staates.

Nach dem **Feldzugsplan**, der schon am 12. Juli bei einer Zusammenkunft des Kaisers Alexander, des Königs Friedrich Wilhelm und des Kronprinzen Bernadotte in **Trachenberg** entworfen worden war, stellten die Verbündeten, welche etwa 500 000 Mann im Feld hatten, drei große Heere auf: das böhmische, das schlesische und das Nordheer. Die Hauptarmee in Böhmen, etwa 230 000 Mann stark, bei welcher die drei verbündeten Monarchen sich aufhielten, bestand aus Österreichern, Russen (unter Graf Wittgenstein) und Preußen (unter General Kleist) und hatte zum Oberbefehlshaber den Fürsten Schwarzenberg, zum Generalstabschef den Grafen Radetzky. Das schlesische Heer stand unter dem Oberkommando Blüchers, dessen Generalstabschef Gneisenau war, und hatte etwa 100 000 Mann, teils Preußen (unter York), teils Russen (unter den Generalen Sacken und Langeron). Die Nordarmee, 150 000 Mann stark, wurde vom Kronprinzen Bernadotte befehligt und bestand aus Preußen (unter Bülow, Borstell und Graf Tauenzien), Russen (unter Wintzingerode und Woronzow) und Schweden. Die verbündeten Heere bildeten einen großen Halbkreis, der durch die Städte Berlin, Breslau, Prag bezeichnet ist. Der Trachenberger Kriegsplan befahl allen drei Armeen, angriffsweise vorzugehen; diejenige, gegen welche Napoleon selbst mit seiner Hauptmacht sich wende, sollte dem Kampfe ausweichen, die beiden anderen ihr zu Hilfe kommen. Alle drei sollten die Ebene von Leipzig als Ziel und Vereinigungspunkt in Aussicht nehmen.

Zuerst zog Napoleon mit 160 000 Mann gegen Blücher, um ihn so weit zurückzudrängen, daß er nichts mehr von ihm zu fürchten hätte und sich ungestört auf das Hauptheer werfen könnte. Aber der sonst so ungestüme Blücher wich der Abmachung gemäß der Übermacht aus und zog sich nach den Gefechten von Plagwitz und Goldberg (21. und 23. August) bis Jauer zurück. Napoleon kehrte auf die Nachricht, daß das böhmische Heer gegen Dresden vorrücke, um und ließ den Marschall Macdonald und unter ihm die Korps von Ney und Lauriston mit etwa 80 000 Mann zurück, um Blücher in Schlesien festzuhalten. Zu gleicher Zeit hatte er, während er selbst nach Schlesien zog, den Marschall Oudinot und unter ihm die Marschälle Reynier und Bertrand mit

70000 Mann Franzosen und Sachsen gegen die Nordarmee abgesandt, „um diese zurückzutreiben, Berlin einzunehmen, die Einwohner zu entwaffnen, die ganze Landwehr und diesen Schwarm von Gesindel zu zerstreuen". Dieser Plan Napoleons wäre gelungen, wenn es nach Bernadottes Kopf gegangen wäre; denn dieser, welchen Alexander als Oberfeldherrn durchgesetzt hatte, suchte jedem Hauptschlage auszuweichen, den Franzosen nicht wehe zu tun, damit er allenfalls nach Napoleons Sturz Aussicht auf den erledigten Kaiserthron hätte, und seine Schweden zu schonen, damit er nach dem Feldzug noch stark genug wäre, um den Dänen Norwegen zu entreißen. Es war ein Glück für Deutschland, daß neben einem solchen Oberfeldherrn ein so tüchtiger und charakterfester General wie Bülow die preußischen Truppen befehligte. Dieser rückte, als General Tauenzien schon im Gefecht war, trotz Bernadottes Rückzugsbefehl zu dessen Unterstützung vor und schlug am 23. August mit 40000 Mann **bei Großbeeren** (zwei Meilen von Berlin) das Oudinotsche Heer gänzlich. Kein Schwede, kein Russe war im Gefecht; nur Preußen hatten den Sieg erfochten; ihre Landwehr hatte alle Erwartungen übertroffen. Und Bernadotte hatte die Stirn, sich selbst als Sieger hinzustellen und sich von den Monarchen mit Orden schmücken zu lassen. Die Franzosen verloren in dieser Schlacht 3—4000 Mann, 1500 Gefangene und 14 Kanonen; die Preußen hatten 150 Tote und 900 Verwundete.

Von Hamburg her zog Davoust zur Unterstützung der Nordarmee heran, wandte sich aber, als er die Niederlage von Großbeeren erfuhr, wieder rückwärts. Eine kleine Abteilung seiner Truppen stieß am 26. August bei Gadebusch auf die Lützower. In dem Kampfe, der sich entspann, sank Körner von einer Kugel getroffen vom Pferde. Sein Leichnam wurde unter einer Eiche bei Wöbbelin in Mecklenburg, seinem Wunsche gemäß, beigesetzt.

Inzwischen hatte Macdonald das Blüchersche Heer angegriffen. Infolge anhaltender Regengüsse waren die Katzbach, die Neiße und der Bober sehr angeschwollen, und gerade zwischen diesen Flüssen kam es am 26. August zur **Schlacht an der Katzbach.** Die Generale York und Sacken bewährten sich vortrefflich. Blücher machte im entscheidenden Augenblick einen Reiterangriff, wobei er selbst mit geschwungenem Säbel voransprengte. Man konnte zuletzt vor Nässe mit den

Gewehren nicht mehr schießen; da schlugen die Preußen mit den Gewehrkolben auf die feindlichen Haufen ein und hieben sie in kurzer Zeit zusammen. Ein wilde Flucht entstand; in Angst und Verwirrung stürzten die Franzosen die Höhe hinab nach dem Tal und nach den angeschwollenen Flüssen, wo viele umkamen. Die Franzosen verloren mehr als 30 000 Mann, darunter 18 000 Gefangene, 250 Munitionswagen, 103 Kanonen und 2 Adler. Das war ein herrlicher Sieg, der das persönliche Verhältnis zwischen Blücher und seinen Generalen, namentlich York, besserte und jenem den Ehrentitel eines „Fürsten von Wahlstatt" eintrug. Schlesien war frei; der Vormarsch gegen die Elbe begann.



Fürst von Schwarzenberg.
Nach einem Stich von J. G. Mansfeld.

Die Hauptarmee unter Schwarzenberg hatte, als Napoleon sich gegen Blücher wandte, dem Kriegsplane gemäß in vier Heersäulen den Vormarsch über das Erzgebirge begonnen, um womöglich Dresden zu nehmen. Bei ihr befand sich auch Moreau, der auf die Bitte Alexanders aus Amerika zurückgekehrt war, um diesen mit seinem militärischen Rate zu unterstützen. Er gewann es über sich, hier gegen sein eigenes Vaterland und gegen seinen alten Waffengenossen zu streiten. Schon hatten die Verbündeten einige Schanzen von Dresden und die Pirnaer Vorstadt genommen, als Napoleon in der Frühe des 26. August in der Stadt erschien, zunächst nur von seinen Garden begleitet; aber bald folgten weitere Truppen, und mit Napoleons Erscheinen kam auch Schwung und Straffheit in die Leitung; das letztere aber fehlte bei dem Drei-Kaiserkommando vollständig, obwohl Schwarzenberg, mehr Staatsmann als Feldherr, der geeignete Mann war, um Gegensätze auszugleichen und Zusammenstöße zu vermeiden. Noch am Tage ihrer Ankunft warfen die französischen Soldaten, ihrer Ermüdung nicht achtend, die Feinde wieder aus

den Schanzen hinaus. Tags darauf — es war der 27. August — erfolgte die große **Schlacht bei Dresden,** die den Verbündeten eine furchtbare Niederlage brachte. Auf dem linken Flügel wurden zehn österreichische Bataillone abgeschnitten und gefangen genommen. Moreau erhielt auf der Höhe bei Räcknitz, als er eben mit Alexander sprach, einen Schuß durch eine Kanonenkugel, der ihm beide Beine zerschmetterte. Er starb nach der Amputation am 2. September in dem böhmischen Städtchen Laun.



Prinz Eugen von Württemberg.
Nach einem Gemälde von R. Lauchert, lithographiert von Feederle.

Um die Niederlage zu vollenden und den Feind auf dem Rückzug über das Erzgebirge womöglich zu vernichten, hatte Napoleon schon vor der Schlacht den General Vandamme mit 40000 Mann die Elbe aufwärts gesandt. Er sollte die Teplitzer Straße besetzen und die aus dem Gebirge herauskommenden Truppenabteilungen einzeln angreifen und schlagen. Aber die russischen Generale Ostermann und Prinz Eugen von Württemberg hielten mit 15000 Mann am 29. August Vandamme in der **Schlacht bei Kulm** fest. Es war ein neunstündiger, heldenmütiger Kampf, von dessen Ausgang die Rettung der böhmischen Armee abhing. Dem General Ostermann wurde von einer Kanonenkugel der linke Arm weggerissen, worauf Prinz Eugen die Führung übernahm. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Inzwischen langten neue Truppen an, Russen und Österreicher, so daß am 30. August Morgens 40—50000 Mann unter Barclay de Tolly bei Kulm aufgestellt waren. Vandamme griff am 30. aufs neue an, in der Hoffnung, die Korps St. Cyr und Mortier, die Napoleon zu seiner Unterstützung absenden wollte, werden eintreffen. Statt dessen zeigte sich in seinem Rücken plötzlich ein neuer Feind. Der preußische General Kleist, von dem König hiezu dringend aufgefordert, erschien mit seinen Truppen Vormittags bei Nollendorf und griff

die Franzosen unverzüglich auf ihrer Rückzugsstraße an. Diese, in dem engen Gelände von allen Seiten umzingelt, suchten sich durchzuschlagen, was einem Teil der Reiterei gelang. Aber ein großer Teil ihres Heeres war vernichtet, 5000 Mann tot oder verwundet, 8 bis 10 000 gefangen, darunter Vandamme selbst, 80 Kanonen erbeutet. Durch diesen Sieg waren die schlimmen Folgen der Niederlage bei Dresden abgewendet.

Nun versuchte Napoleon noch einmal, in der Richtung gegen Berlin vorzudringen, und schickte Marschall Ney mit 70 000 Mann gegen die Nordarmee. Dieser traf am 6. September bei Dennewitz auf Bülow und Tauenzien, die 50 000 Mann hatten. Bernadotte gab diesmal zwar nicht Befehl zum Rückzug, sondern erlaubte Bülow den Angriff, hielt sich aber mit seinen Schweden fern vom Kampfe und unterstützte die Preußen erst gegen das Ende der Schlacht mit einem Teil der schwedischen und russischen Reiterei und Artillerie. Dennoch wurden die Franzosen durch den Wetteifer der anstürmenden Preußen so geschlagen, daß sie 15 000 Gefangene und 80 Kanonen in den Händen der Preußen ließen, welche selbst gegen 9000 Tote und Verwundete hatten. Auch hier suchte Bernadotte sich als den eigentlichen Sieger hinzustellen und dem General Bülow den Lorbeer zu entwinden.

Alle diese Kämpfe waren das Werk von fünfzehn Tagen (23. August bis 6. September). Sie enthielten für die Verbündeten vier glänzende Siege: bei Großbeeren, Katzbach, Kulm und Nollendorf, Dennewitz. Dadurch war die Niederlage bei Dresden mehr als aufgewogen. Napoleon hatte etwa ein Dritteil seines Heeres verloren; noch schlimmer für ihn war die Entmutigung und Abspannung des eigenen Heeres, die wachsende Zuversicht der Verbündeten. Napoleon hatte wie beim spanischen Kriege die sittlichen Mächte nicht in seine Rechnung eingestellt. Das rächte sich wieder. Daß Begeisterung für ein großes Ziel schlummernde Kräfte wecken und auch einen wenig geschulten Landwehrmann zum Helden machen kann, das hatte er nicht bedacht. Auch die Rheinbundfürsten hielten nur noch an ihm fest, weil sie für ihre Souveränität zitterten; ihre Truppen fingen schon an, sich des Kampfes gegen die eigenen Volksgenossen zu schämen. Der Napoleonische Machtbau geriet ins Wanken. Der Kaiser selbst besaß nicht mehr die geschlossene Kraft und Zuversicht wie sonst. Von Dresden aus wandte er sich bald nach Schlesien gegen Blücher, bald nach

Böhmen gegen Schwarzenberg; aber er konnte keinen von beiden fassen. So verstrichen unter nutzlosem Hin- und Hermarschieren mehrere Wochen. Während dieser Zeit wagten sich preußische und russische Streifkorps schon weit nach Westen vor. Marwitz überfiel Braunschweig, Tettenborn Bremen, Czernitschew zwang den König Jerome zur Flucht aus Kassel, bemächtigte sich am 28. September mit 2300 Reitern der Stadt und erklärte das Königreich Westfalen für aufgelöst. Doch es war zu früh. Am 6. Oktober mußte er die Stadt wieder räumen. Jerome durfte sich noch für kurze Zeit seines Thrones freuen. In den Verträgen von Teplitz (9. September) erneuerten die Herrscher ihren Bund und die Reichenbacher Vertragsbestimmungen. Die Rheinbundstaaten fürchteten bereits für ihren Bestand und suchten Deckung. Der größte von ihnen vollzog auch zuerst den Übergang zu den Verbündeten. Im Vertrag von Ried (8. Oktober) erklärte sich Bayern bereit, Tirol und Salzburg an Österreich zurückzugeben gegen die Zusicherung gleichwertigen Ersatzes und „voller, unbedingter Souveränität". Mit diesem Vertrage war der Entscheidung über die deutsche Verfassungsfrage in bedenklicher Weise vorgegriffen. Wenn man Bayern die Souveränität zugestand, konnte man sie den übrigen Staaten nicht verweigern.

Im Feldlager der Verbündeten herrschte Freudigkeit und Siegeszuversicht. Seitdem der russische General Bennigsen mit 57000 Mann bei der Hauptarmee eingetroffen war, konnte man daran denken, Napoleon im Zentrum seiner Aufstellung selbst anzugreifen. Keiner erfaßte diesen Gedanken mit größerer Begeisterung als Blücher, der mit Gneisenau zusammen auch **den neuen Plan** entwarf. Demgemäß sollte die schlesische Armee nach Norden aufbrechen, die mittlere Elbe überschreiten und Napoleons Rücken bedrohen, während die Hauptarmee ihn von vorne zu fassen suchte. Dann mußte die Vereinigung der verbündeten Heere auf dem linken Elbeufer vor der Entscheidungsschlacht erfolgen. Noch eine andere Absicht lag diesem Plane zu Grunde. Die Zweideutigkeit Bernadottes war nach den Tagen von Großbeeren und Dennewitz eine offenkundige Tatsache. Einem solchen Zustand, bei dem eine Armee von 150000 Mann möglicherweise gar nicht in die Wagschale des Krieges fiel, mußte ein Ende gemacht werden. Blücher beabsichtigte daher durch seinen Rechtsabmarsch sich vor die Nordarmee zu schieben, sie gleichfalls

über die Elbe zu ziehen und zu rechter Zeit auf den Kampfplatz zu bringen. Er erreichte diesen Zweck, wenn auch nicht so vollständig, als er es wünschte. Der alte Husar packte den schlauen Gascogner so fest, daß er ihm trotz aller Windungen nicht mehr entrann. Am 18. Oktober wenigstens, auf dem Schlachtfeld von Leipzig, stand er den Kanonen seines alten Waffengefährten Ney gegenüber.

Blüchers Plan wurde von den Monarchen angenommen. Am 26. September brach er auf. Am 3. Oktober erzwang er bei Wartenburg in einem blutigen Gefecht den Übergang über die Elbe. York zeichnete sich bei dem Sturme auf das jenseits der Elbe gelegene Dorf so aus, daß er später York von Wartenburg hieß. Jetzt blieb auch dem schwedischen Kronprinzen nichts anderes mehr übrig, als zu folgen. Sobald Napoleon von diesen Ereignissen hörte, verließ er am 7. Oktober fast mit seiner ganzen Streitmacht Dresden, um zuerst Blücher und Bernadotte zu schlagen, dann gegen Leipzig sich zu wenden, dort die böhmische Armee zu überwinden und sich aufs neue zum Herrn der Lage zu machen. Bei Düben hoffte er jedenfalls Blücher zu treffen. Aber letzterer wich dem Stoße aus, ging über die Mulde, zog den widerstrebenden Bernadotte, der in erheuchelter Sorge um Berlin gleich wieder über die Elbe zurückgehen wollte, unerbittlich nach sich und stellte sich am 11. Oktober hinter der Saale in der Gegend von Halle auf, während Bernadotte bei Köthen Aufstellung nahm. Blücher war entschlossen, in dieser Stellung unter allen Umständen auszuharren, bis die Hauptarmee ebenfalls ihren Vormarsch ausgeführt hätte. Auch dieser gelang vollständig. Napoleon hatte also seine Absicht nicht erreicht, die Gegner vor ihrer Vereinigung einzeln zu schlagen; der Blücher-Gneisenausche Plan des „Rechtsabmarsches der schlesischen Armee" hatte sich glänzend bewährt. Napoleon mußte sich in der großen Ebene um Leipzig den Verbündeten zur Entscheidungsschlacht stellen. „Alle Völker Europas, vom Ebro bis zur Wolga, strömten jetzt in den schlachtgewohnten Ebenen Obersachsens zusammen. Die große Zahlwoche kam heran, die Abrechnung für zwei Jahrzehnte des Unheils und der Zerstörung. Nach der Schlacht erzählte sich das Volk in der Pfalz, wie die acht Kaiser aus den Grüften des Speirer Doms sich erhoben hatten und Nächtens über den Rhein gefahren waren, um bei Leipzig mitzukämpfen. Nach vollbrachter Arbeit ruhten sie wieder still im Grabe."

Napoleon kam am 14. Oktober, Mittags zwölf Uhr in **Leipzig an**, ritt sogleich zum äußeren Grimmaer Tore hinaus und machte in der Nähe des Galgens halt. Ein Feldstuhl und ein Tisch wurden hergebracht und ein großes Wachtfeuer angezündet. Über den Tisch war eine Karte gelegt und daneben ein Teppich ausgebreitet, auf welchem ein Mahl für ihn bereit stand. In einer Entfernung von zwanzig Schritt stand eine Menge neugieriger Zuschauer. Kanonendonner scholl von Süden her. Adjutanten flogen herbei und brachten die Meldungen Murats und der im Gefecht begriffenen Generale. Bald darauf sah man einen langen Wagenzug von Wurzen her kommen. Es war der König von Sachsen, der mit seiner Gemahlin und Tochter seine unsichere Residenz verlassen hatte und unter dem Schutze seines Protektors nach Leipzig sich zurückzog. Auch dies gehörte zu den Seltsamkeiten jener Zeit, daß dieser deutsche Monarch vor den Befreiungsversuchen der Verbündeten sich in das Lager des fremden Eroberers flüchtete. Er begrüßte Napoleon, stieg zu Pferd und ritt nach Leipzig, von dessen Bewohnern er still und ernst aufgenommen wurde. Im Thomäschen Hause am Marktplatz nahm die königliche Familie ihre Wohnung. Der Kanonendonner, der so vernehmlich an Napoleons Ohren geschlagen hatte, kam von dem Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, das sich am 14. Oktober im Süden der Stadt als Vorspiel des großen Schlachtendramas entsponnen hatte. Die Vortruppen der Hauptarmee, die ihren Marsch über das Erzgebirge vollendet hatte und sich Leipzig näherte, stießen hier auf die Schwadronen des großen Reiterführers Murat und drängten sie gegen die Stadt zurück.



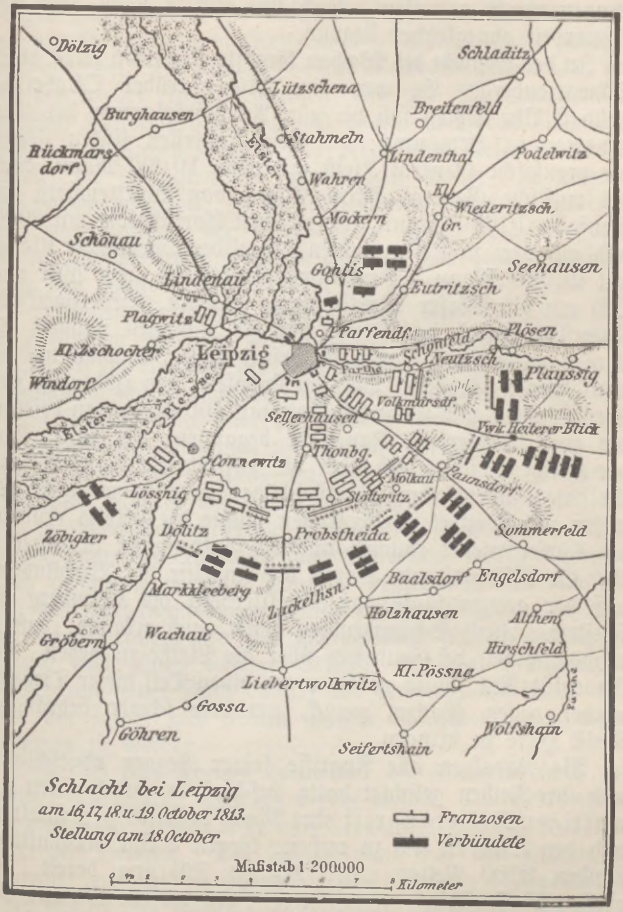
Friedrich August, König von Sachsen.
Nach einem Gemälde von Vogel, gestochen von Steinla.

Der 15. Oktober war der **Truppenaufstellung** und der gegenseitigen Beobachtung gewidmet. Die weite, fruchtbare

Ebene, die sich um die Stadt Leipzig her ausdehnt, ist im Westen von der Pleiße und Weißen Elster durchzogen, die mit ihren vielen Nebenarmen eine breite, sumpfige, einem Heere schwer zugängliche Furche bilden. Durch sie führte von Leipzig aus nach Westen, an dem Dorfe Lindenau vorüber, ein Dammweg, der den Franzosen im Falle einer Niederlage die einzige Rückzugslinie bot. Hier stand Bertrand mit dem vierten Korps (12—15000 Mann) zur Sicherung eines etwaigen Rückzugs. Im Süden der Stadt an der Pleiße liegt das Dorf Connewitz, im Südosten an der Straße nach Grimma Holzhausen, fast in der Mitte zwischen beiden Probstheida. Um dieses Dorf her, etwa in einem Halbkreis, der südlich bis Wachau ausbog, stand eine Streitmasse von 100000 Mann, fünf Infanterie- und vier Reiterkorps nebst der kaiserlichen Garde; sie hatten die Hauptarmee der Verbündeten zu bestehen. — Im Norden der Stadt an der Straße nach Halle liegt das Dorf Möckern. Hier standen 42000 Mann (das sechste und das dritte Korps nebst dem Reiterkorps von Arrighi) unter Marmont und Ney; sie hatten es mit der böhmischen und Nordarmee der Verbündeten zu tun. Im Osten der Stadt, da wo die Parthe zur Pleiße fließt, klaffte noch eine breite Lücke, in die von seiten der Verbündeten Bennigsen mit seinen Reserven und Bernadotte einrücken sollten. Auch Napoleon wartete noch auf das siebente Korps unter Reynier und Teile des dritten, die sich auf dem Marsche von Düben nach Leipzig befanden. Alles in allem hatte Napoleon am 16. Oktober etwa 170000 Mann, die Verbündeten 200000 Mann zur Verfügung.

Der 16. Oktober zerfällt in zwei selbständige Schlachten, die bei Möckern im Norden und bei Wachau im Süden. Gegen die Westseite von Leipzig, wo Bertrand den Paß von Lindenau deckte, sandte Schwarzenberg den Feldzeugmeister Giulay mit 22000 Mann, so daß ihm von seinen 136000 noch 114000 für den Hauptkampf übrig blieben. Sein Schlachtplan beruhte auf einer Umgehung des rechten französischen Flügels, der sich an die Pleiße anlehnte. Er sandte also 35000 Mann unter General Meerveldt und Hessen-Homburg in den sumpfigen, buschigen Winkel zwischen Elster und Pleiße, wo die Wege infolge von Regengüssen ungangbar waren und die Pleiße den Feinden eine natürliche Deckung bot. So blieben ihm für den entscheidenden Kampf noch 79000 gegen 90000. Schwarzenberg hatte es also durch diese Zersplitterung erreicht, daß er

trotz seiner Überzahl an der entscheidenden Stelle in der Minderheit war. Abends acht Uhr sah man im Süden Leipzigs in der Richtung von Pegau her, dem Hauptquartier



Plan der Schlacht bei Leipzig.
Nach Marbot, Memoiren.

Schwarzenbergs, drei weiße Raketen durch die dunkle Nacht zum Himmel aufsteigen. Ein paar Minuten darauf erhellten vier rote Raketen den nördlichen Horizont in der Gegend von

Halle. Diese feurige Antwort kam von Blücher und sollte Schwarzenberg kund tun, daß die schlesische Armee am folgenden Tag auf ihrem Posten stehen werde. Alle Anordnungen waren getroffen. Noch eine einzige Nacht, und eine Blutarbeit ohnegleichen begann.

In der **Schlacht bei Wachau** kämpfte Napoleon selbst gegen Schwarzenberg. Es war ein kalter, trüber Oktobertag. Früh 8 Uhr setzten sich die vier Angriffskolonnen der Verbündeten in Bewegung: auf dem äußersten linken Flügel der preußische General Kleist mit etwa 10 000 Mann, dann der russische General Prinz Eugen von Württemberg mit ebenfalls 10 000 Mann, ferner Fürst Gortschakow mit 9000, und auf dem äußersten rechten Flügel der Österreicher Klenau mit 28 000 Mann. Der Kampf drehte sich (von West nach Ost) um die Dörfer Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz. Unterstützt durch das Feuer von 48 Kanonen nahmen die Russen unter Prinz Eugen im ersten Anlauf Wachau und die umliegenden Gehölze. Da ließ Napoleon den Höhenzug zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit 100 Geschützen besetzen, die eine fürchterliche Kanonade begannen; die ganze Wut der Elemente schien sich über die russischen und preußischen Soldaten zu entladen; 22 Geschütze waren in wenigen Minuten zerschmettert; Prinz Eugen mußte die bereits erstürmten Dörfer wieder räumen und bis Guldengossa zurückgehen. Um die Mittagsstunde waren die Angriffe der Verbündeten auf der ganzen Linie von Markkleeberg bis Kolmberg gescheitert. Fürst Schwarzenberg hatte auch erkannt, daß es unmöglich sei, bei Connewitz über die Pleiße zu gehen. Auf Radetzkys Rat führte er deswegen einen Teil dieser Truppen wieder gegen Wachau zurück, um dem schwer bedrängten Kleist Hilfe zu bringen.

Als Napoleon alle Angriffe seiner Gegner abgeschlagen und ihre Reihen gelichtet hatte, beschloß er, durch einen gewaltigen Reiterangriff ihre Macht vollends zu zermalmen und den Sieg an sich zu reißen. Gegen 3 Uhr Nachmittags standen 8000 Reiter unter Murats Führung bereit, den großen Massenschlag auszuführen. Jetzt verstummte das Gebrüll der Geschütze; die Erde erdröhnte unter dem Hufschlag der Rosse. Einen Augenblick war die Gefahr für die Verbündeten groß. Die vordersten Reihen der Russen wurden niedergeritten; die drei Herrscher, die auf dem Wachberg sich befanden, mußten im Galopp davonreiten, um nicht in Ge-

fangenschaft zu geraten. „Die Welt dreht sich noch einmal für uns," sagte Napoleon und sandte eine Siegesbotschaft ab. Aber es war zu früh. Die ungestüme Raschheit des langen Rittes über den aufgeweichten, von Gräben durchzogenen Boden hatte die Reiterscharen in Unordnung gebracht und ermüdet. Die Kartätschen der Reservebatterien und das Kleinfeuer der Infanteriereihen, die wie Mauern standen, streckten Hunderte von Roß und Mann zu Boden. Als auch noch die russischen Garden und preußischen Reserven herbeieilten, da sprengten die Muratschen Reiter, in einzelne Schwärme aufgelöst, zu ihren Batterien zurück. Immerhin war das Fußvolk der Verbündeten schwer erschüttert und General Malmaison sollte es vollends mit seinem Fußvolk über den Haufen werfen. Aber ein mörderisches Feuer aus 80 russischen Geschützen empfing ihn. Auch er mußte nach verzweifeltem Kampfe zurückgehen. Am Vormittag hatte Napoleon die Angriffe der Verbündeten zurückgeschlagen; am Nachmittag schlugen die Verbündeten die seinigen zurück. Von einem Siege konnte man hier nicht reden. Einzelne Dörfer waren dreimal gewonnen und dreimal verloren worden. Am Abend hatten beide Teile im wesentlichen ihre Stellungen behauptet. Ähnlich war das Ergebnis auf den übrigen Teilen des südlichen Schlachtfeldes. Kleist auf dem westlichen Flügel und Giulay bei Lindenau standen Abends, wo sie Morgens auch gestanden hatten. Dagegen erlitten die Verbündeten auf dem verhängnisvollen Winkel zwischen Elster und Pleiße, wo Schwarzenberg den Hauptschlag hatte führen wollen, am Abend noch einen bitteren Verlust. General Merveldt erreichte auf einer Furt endlich das rechte Pleiße-Ufer, aber nur um sofort mit seinem ganzen Bataillon gefangen genommen zu werden.

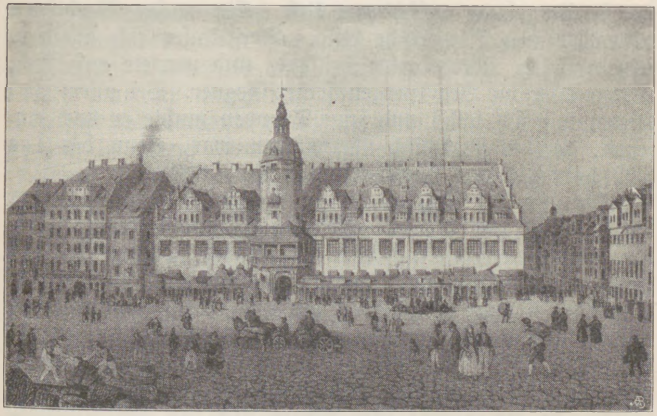
Bis 10 Uhr Abends donnerten die Kanonen über das weite Schlachtfeld; dann erst wurde es still. Die Verbündeten mochten wohl 20 000 Tote und Verwundete zählen, Napoleon nicht viel weniger. Der Schlachtplan war von Anfang an verfehlt gewesen; die Leistungen der einzelnen Truppenkörper aber hatten den Fehler ausgeglichen. Die Palme des Tages trug der Held von Kulm davon, Prinz Eugen von Württemberg.

Der Kampf im Süden der Stadt hätte Napoleon den Sieg gebracht, wenn nicht die **Schlacht bei Möckern** alle seine Berechnungen und Anordnungen durchkreuzt hätte. Als Blücher, der auf der Straße Halle-Schkeuditz-Leipzig heran-

marschierte, am Morgen des 16. den Kanonendonner von Wachau und Lindenau hörte, da war er auch alsbald entschlossen, den Feind zu fassen, wo er ihn fände. Zu seiner Rechten marschierte York, der „Schwerenöter", von dessen Tadelsucht Blücher und Gneisenau so viel zu leiden hatten, den sie aber doch schätzten als einen, „der wohl brummt, aber auch beißt". Diesem General fiel die Hauptaufgabe des Tages zu. Zwischen der Straße Halle-Leipzig und der Pleiße liegt das Dorf Möckern, wo General Marmont, einer der tüchtigsten Heerführer Napoleons, eine vorzügliche Stellung inne hatte. Da Napoleon die Hauptmacht Blüchers noch in der Ferne vermutete, hatte er am Vormittag des 16. Oktober an Marmont den Befehl gesandt, er solle unter Zurücklassung eines starken Beobachtungskorps zu ihm stoßen, um das Hauptheer im Kampfe gegen Schwarzenberg zu unterstützen. Eben wollte Marmont den befohlenen Marsch antreten, als ihm das Anrücken Yorks gemeldet wurde. Im Vertrauen auf die Unterstützung Neys beschloß er, den Kampf anzunehmen. So hatte das Blüchersche Heer, ehe es nur in den Kampf eintrat, das eine erreicht, daß Napoleon im Süden nicht mit Übermacht auftreten konnte. York hatte ungefähr 20 000 Mann, Marmont etwas weniger Fußvolk und Reiterei, aber mehr Geschütze, dazu eine schwer angreifbare Stellung auf den Höhen östlich von Möckern und im Dorfe selbst.

Um 3 Uhr Nachmittags eröffnete York den Angriff und alsbald begann ein wütendes Dorfgefecht. Aus allen Fenstern, Ställen, Scheunen, von den Dächern und aus den Kellern wurde auf die eindringenden Preußen geschossen; jedes Haus mußte im Einzelkampf erobert werden; eine Reihe höherer Offiziere fiel oder wurde verwundet. Auch die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg, die zu Hilfe kam, vermochte nur einen Teil des wiederholt schon verlorenen Dorfes festzuhalten. Abends 5 Uhr rief York seine letzte Reserve, die Brigade Steinmetz, zum Sturme heran, während gleichzeitig auch auf die Anhöhen ein neuer Angriff erfolgte. Aber erst als Major v. Sohr mit den brandenburgischen Husaren in todesmutigem Ritte auf die Feinde einsprengte und York selbst mit gezogenem Säbel sich an die Spitze der Husaren setzte, entschied sich das Schicksal des Tages. Möckern blieb jetzt in der Gewalt der Preußen. Auch auf den übrigen Teilen des Schlachtfeldes, wo namentlich General v. Horn und der Russe Langeron mit ebenbürtiger Tapferkeit fochten, wichen

die Feinde. Marmont, der selbst verwundet war, führte sein geschlagenes Heer in die unmittelbare Umgebung von Leipzig zurück. Die Verluste waren furchtbar; keine Schlacht des Feldzugs hat — verhältnismäßig — ein solches Blutopfer gefordert wie dieses Dorfgefecht. Von 20000 Mann hatte York 7—8000 verloren. Auf feindlicher Seite waren 6000 tot oder verwundet, 2000 gefangen, 53 Kanonen, 1 Adler und 2 Fahnen erbeutet. Wäre Bernadotte mit seiner Nord-



Das Rathaus und der Marktplatz zu Leipzig.
Nach der Natur gezeichnet von G. Täubert, lithographiert von C. W. Arldt.

armee rechtzeitig zur Stelle gewesen, so wären diese Opfer nicht nötig gewesen; dann konnte Leipzig schon an diesem Tage von Norden her genommen, Napoleon zum Rückzug gezwungen werden.

In Leipzig gab es am Abend des 16. Oktober verwunderte Gesichter. Um 2 Uhr Nachmittags war ein französischer Kurier, ein weißes Taschentuch in der Hand schwenkend, herangesprengt mit dem Rufe: Sieg! Es lebe der Kaiser! Die Glocken begannen zu läuten; die Leipziger Bürgergarde und die sächsischen Leibgrenadiere stellten sich vor des Königs Wohnung in Parade auf und machten rauschende Janitscharenmusik. Der König mit seiner Familie begab sich in die Kirche, um einem Tedeum anzuwohnen — einem Tedeum für die neue Knechtung Deutschlands! Aber am Abend änderte sich das Bild. Durch das Hallesche Tor jagten die

Zersprengten des Marmontschen Heeres herein; die Spitäler und Häuser füllten sich mit Verwundeten; dunkle Gerüchte schwirrten durch die Luft, daß die Nordarmee noch gar nicht mitgetan habe, daß das russische Ersatzheer unter Bennigsen im Anmarsch sei. Da mochten die Leipziger ahnen, daß schwere Tage über ihre Stadt kommen werden.

Die Nacht vom 16. auf den 17. Oktober brachte Napoleon in der Nähe der alten Ziegelscheuer bei Meusdorf zu, wo er die gewöhnlichen fünf Zelte für sich und seine nächste Umgebung aufschlagen ließ. Ein großes Wachtfeuer vollendete das kriegerische Bild. Der Kaiser saß allein in seinem Zelte, über Karten brütend, und wartete auf Nachrichten über die Bewegungen seiner Gegner. Bei allem Vertrauen auf sich selbst und seine Truppen mußte er doch einsehen, daß er strategisch überwunden war, wenn der Tag auch keine taktische Entscheidung gebracht hatte.

Für **den 17. Oktober** durfte er an Verstärkungen nur die 12 000 Mann Reyniers erwarten; denn Marschall St. Cyr, den er seltsamerweise mit 30 000 Mann zum Schutze Dresdens zurückgelassen hatte, war so gut wie abgeschnitten. Die Verbündeten dagegen durften sicher auf einen Zuwachs von 100 000 Mann rechnen. So war Napoleons Lage hoffnungslos. Nur schleuniger Rückzug oder Waffenstillstand konnte ihn retten. Jener bot noch Aussicht, das Heer zu erhalten, da die Straße zum Rheine nur von unbedeutenden feindlichen Haufen bedroht war. Aber Napoleon war zu stolz dazu. Er wollte es lieber auf dem zweiten Wege versuchen. Er sandte also am 17. Oktober — es war ein Sonntag — den gefangenen General Merveldt an seinen Schwiegervater und bot nun seinerseits ähnliche Bedingungen an, wie er sie 10 Wochen zuvor beim Prager Kongreß zurückgewiesen hatte. Aber die drei verbündeten Herrscher hielten es nicht einmal für nötig, ihm überhaupt eine Antwort zu schicken. Als Napoleon Abends auch noch das Eintreffen Bernadottes und Bennigsens erfuhr, da gab er die ersten Anordnungen für den Rückzug, der in aller Stille vorbereitet werden sollte. — Die Fachgrößen auf militärischem Gebiete sind darüber einig, daß Napoleon durch sein Verhalten am 17. Oktober einen groben Fehler machte. Entweder mußte er in aller Frühe angreifen, bevor der Feind seinen Zuwachs erhielt, oder er mußte auf der Stelle den Rückzug antreten, ehe der Feind auch diesen gefährdete.

Die Verbündeten hatten für den Morgen des 17. Oktober einen neuen Angriff erwartet und ihre Truppen kampfbereit aufgestellt. Als dieser nicht erfolgte, beschloß Nachmittags der Kriegsrat, am folgenden Morgen zum allgemeinen Angriff überzugehen. Nachmittags 4 Uhr traf die Vorhut der russischen Ersatztruppen ein, Abends das Hauptheer, das sich an den rechten Flügel der böhmischen Armee anschloß. Bernadotte, der den Raum bis zur Parthe ausfüllen sollte, hätte sich am liebsten wieder gedrückt. Als er schließlich auf einen dringenden Brief Blüchers nicht mehr ausweichen konnte, setzte er sich in Bewegung und kam am 17. Oktober Abends bei Breitenfeld auf demselben Plane an, wo sein anders gearteter Vorgänger Gustav Adolf gekämpft hatte. Auch jetzt noch versuchte er es mit Ausflüchten. Er verlangte nämlich in einem Briefe, Blücher solle ihm seine eigene Stellung nördlich der Parthe einräumen und selbst auf die östliche Seite marschieren. Da dieses Hin- und Herschieben zweier Heere viel kostbare Zeit gekostet und die noch frischen Truppen der Nordarmee in Untätigkeit versetzt hätte, so lehnte Blücher rundweg ab, ließ auch dem preußischen General Bülow, der unter Bernadotte stand, sagen, im Notfall solle er eben ohne Befehl des Kronprinzen angreifen, wie bei Großbeeren und Dennewitz.

Ganz ohne Kampf ging der 17. Oktober doch nicht vorüber. Um sich für den folgenden Tag eine vorteilhafte Stellung ganz in der Nähe von Leipzig zu sichern und der Nordarmee ihren Aufmarsch zu erleichtern, ließ Blücher die Dörfer Eutritzsch und Gohlis durch die Russen unter Sacken angreifen, denen die Preußen zu Hilfe kamen. Er brach aber den Kampf ab, sobald ihm gemeldet wurde, daß die allgemeine Schlacht auf den folgenden Tag verschoben sei. Doch hatte er die beiden Dörfer schon in seiner Gewalt, so daß er für den 18. Oktober ganz nahe vor den nördlichen Toren von Leipzig stand.

Nach den Regengüssen und Stürmen der letzten Tage brach der Morgen **des 18. Oktober**, der die letzte Entscheidung bringen mußte, hell und sonnig an. Noch einmal sollten die eisernen Würfel fallen; noch einmal sollten Ströme von Blut fließen, um dem stolzen, ehernen Manne die Herrschaft über Mitteleuropa zu entreißen. Nie zuvor waren auf einem Schlachtfelde solche Massen von Menschen einander gegenübergestanden. Eine halbe Million Streiter war ver-

sammelt, um ihr Blut für oder gegen Napoleon zu verspritzen. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein, da 150000 gegen 300000 stritten. Aber gerade in diesem ungleichen Kampfe hat der furchtbare Heereskörper, den Napoleon geschaffen hatte, der Welt noch einmal gezeigt, was er zu leisten vermochte. Der Kaiser, die Marschälle, die Offiziere, die gemeinen Soldaten: sie alle fochten würdig ihrer früheren Ruhmestage.

Napoleons Truppen standen wieder in einem Halbkreis um Leipzig her, jedoch näher der Stadt als am 16. Oktober. Die südlich gelegenen Dörfer Wachau und Liebertwolkwitz, die damals so heiß umstritten waren, hatte er ganz verlassen oder nur mit spärlichen Vortruppen besetzt. Der rechte Flügel seiner Aufstellung lehnte sich bei den Dörfern Connewitz, Lößnig und Dölitz wieder an die Pleiße an. Von da zog sich die Schlachtlinie in einem weiten Bogen über Probstheida, Meikau, Stünz, Sellerhausen nach Schönfeld an der Parthe und diesem Flusse entlang bis zu seiner Einmündung in die Pleiße in der Nähe des Halleschen Tores. Die Linie hatte eine Ausdehnung von mehr als 4 Stunden und war nach dem Abmarsch Bertrands von 140000 Mann besetzt. Den äußersten rechten Flügel an der Pleiße befehligte wiederum Poniatowski mit seinen Polen, der sich durch seine hervorragende Tapferkeit hier den Marschallstab verdiente; er stand unter Murat, dem der ganze rechte Flügel unterstellt war. Das Zentrum befehligte Napoleon selbst, den linken Flügel Marschall Ney.

Dieser innere Halbkreis war umschlossen von einem äußeren, weiteren, der ebenfalls von der Pleiße bis zur Parthe und dieser entlang wieder zur Pleiße reichte. Den südlichen Teil bildete das böhmische Heer (Pleiße bis Holzhausen), das in drei Säulen zum Angriff vorgehen sollte: die erste unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg (40000 Mann) gegen Connewitz und Dölitz, die zweite unter Barclay de Tolly (50000 Mann) gegen Probstheida, die dritte unter Bennigsen (60000 Mann) gegen Holzhausen und Stötteritz. An das böhmische Heer sollte sich östlich die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen anschließen, der Tags zuvor bei Breitenfeld angekommen war. Wenn er mit Sonnenaufgang aufbrach, konnte er gegen Mittag in seine Stellung einrücken. Statt dessen brach er um 9 Uhr auf und kam zwischen 3 und 4 Uhr auf dem Schlachtfeld an. Und auch

das war nur mit Mühe zu erreichen gewesen. Das Bestreben, sich durch Schonung der Franzosen den Weg zum französischen Throne offen zu halten, und der törichte Wahn, Napoleon werde sich zuallererst auf ihn stürzen, ließen ihn immer neue Ausflüchte finden. Am Morgen des Tages war Blücher mit Prinz Wilhelm, dem Bruder des preußischen Königs, nach Breitenfeld hinausgeritten, wo es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen beiden kam. Bernadotte stellte



Napoleons Hauptquartier bei der Quandtschen Tabakmühle.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

das Ansinnen, Blücher solle ihm von seinen Truppen 30 000 Mann zur Schlacht überlassen. Um dem Heuchler jeden Vorwand zum Zögern zu entziehen, setzte der edle Blücher alle persönliche Rücksicht hintan und ließ Langerons und St. Priests Korps mit 30 000 Mann zu Bernadotte übertreten, obwohl ihm selbst nur noch 25 000 blieben. So war der eiserne Gürtel um Leipzig her erst von Nachmittag ab völlig geschlossen.

Die **Völkerschlacht selbst** zerfällt in eine Reihe von Sonderschlachten und Dorfgefechten, in denen die Franzosen besondere Meister waren. Auf dem linken Flügel der Verbündeten an der Pleiße wurde der Erbprinz von Homburg durch einen Flintenschuß in den linken Schenkel verwundet; seine Krieger eroberten nach blutigen Kämpfen die Dörfer Dölitz, Dösen und Lößnig. Aber die rechte Flanke der Franzosen zu um-

gehen und sie von der Pleiße wegzudrängen, gelang ihnen nicht. Die Entscheidung des Tages lag bei Probstheida, dem eigentlichen Schlüssel der französischen Aufstellung. Gelang es hier, die feindliche Linie zu durchbrechen, so waren die beiden Flügel getrennt, die französische Armee der Vernichtung preisgegeben. Deswegen hatte Napoleon diese Stellung zu einer Verderben sprühenden, uneinnehmbaren Festung gemacht. Hier stand fast die ganze Reiterei und die großen Reserven; hier weilte auch Napoleon selbst fast den ganzen Tag über. Auf einer Anhöhe westlich von diesem Dorfe, bei der Quandtschen Tabakmühle, die von Kanonenkugeln durchlöchert war, hatte er seinen Standort. Von hier aus sandte er, als er den Kreis der Feinde sich immer dichter schließen sah, noch vor Beginn des eigentlichen Kampfes an Bertrand den Befehl, ungesäumt gegen Weißenfels aufzubrechen, was die Einleitung des Rückzugs war. Auch die drei verbündeten Monarchen hielten sich auf diesem Teil des Schlachtfeldes auf. Ihr Standort war zuerst der Galgenberg; dann beim Vorrücken des böhmischen Heeres die nördlich von Liebertwolkwitz gelegene, später „Monarchenhügel" genannte Anhöhe, von wo aus sie den größten Teil des südlichen Schlachtfeldes überschauen konnten. Erst um 2 Uhr Nachmittags begann der Kampf um Probstheida. Aber die heldenmütigste Tapferkeit vermochte nichts gegen eine solche Verteidigung. So oft auch die Verbündeten in das Dorf eindrangen, immer wieder mußten sie über die Leichenhügel ihrer Kameraden hinweg zurückeilen. Als die Nacht kam, wurden die Truppen 800 Schritt vom Dorfe entfernt in einer Vertiefung aufgestellt, wo sie gegen die feindlichen Geschosse etwas gedeckt waren.

Mehr Erfolg hatte Bennigsen, der wenigstens die Dörfer Holzhausen und Zweinaundorf gewann. Hier erfolgte auch der **Abfall der Sachsen** von den Franzosen. Was sie hiezu veranlaßte, war weniger vaterländische Begeisterung als vielmehr die übermütige und ungerechte Behandlung von seiten der Franzosen. Der Schlachtbericht Neys schob die Schuld der Niederlage bei Dennewitz ganz den Sachsen in die Schuhe, wodurch sich diese in ihrer Soldatenehre gekränkt fühlten. Schon Vormittags waren 500 sächsische Reiter mit eingesteckten Säbeln auf die russischen Linien zugeritten, hatten in einiger Entfernung haltgemacht und den Russen ein Hurra zugerufen. Nachmittags folgte der Rest der Sachsen,

insgesamt 3000 Mann unter General Ryssel mit 19 Geschützen. Ermuntert durch diesen Vorgang führte auch der württembergische General Normann den Rest seiner Reiterbrigade, 556 Mann, dem Kosakenhetman Platow zu. Da an seinen Namen sich die Erinnerung an den Überfall bei Kitzen knüpfte, so wurde er weniger freundlich aufgenommen als die Sachsen, zumal da er auch erklärte, er wolle nicht gegen die Franzosen fechten, sondern nur seinem Könige den Rest der Reiterei erhalten. Die Geschütze der Sachsen wurden sogleich gegen den Feind verwendet, die Soldaten aber trotz ihres Wunsches, mitkämpfen zu dürfen, zu den Reservetruppen zurückgeführt. Auf den Gang der Schlacht hatte der Übertritt der Handvoll Leute gar keinen Einfluß. Die beiden Brigadiers Ryssel und Brause begaben sich auf den Monarchenhügel, wo ihnen die Herrscher für ihre gute Gesinnung dankten. Der König von Preußen meinte freilich, sie hätten etwas lange auf sich warten lassen.

Die Dörfer Paunsdorf und Schönfeld, wo Nachmittags die Nordarmee den Kampf begonnen hatte, waren Zeugen eines mörderischen Kampfes, der dem bei Möckern wenig nachstand. Sogar in dem schwedischen Kronprinzen erwachte beim Donner der Geschütze wieder die alte Soldatennatur. Er leitete den Kampf mit Umsicht, hielt auch im dichtesten Kugelregen mit größter Kaltblütigkeit aus. Abends waren das wichtige Schönfeld und einige andere Dörfer in seinen Händen. — Blücher hatte dadurch, daß er mehr als die Hälfte seines Heeres an Bernadotte abtrat, freiwillig auf den Ruhm dieses Tages verzichtet. Er mußte sich damit begnügen, die Dörfer Gohlis und Eutritzsch zu halten. Doch fehlte es auch hier nicht an schrecklichen Vorgängen. Als das Vorwerk Pfaffendorf, das den Franzosen als Lazarett diente, in Brand geriet, da erhob sich bei den 2—300 Verwundeten ein solches Jammergeschrei, daß es den Donner der Geschütze übertönte und bis zu den Ohren der Vorstadtbewohner drang. Die Unglücklichen verbrannten alle.

Wenn statt Schwarzenbergs ein Napoleon den Oberbefehl über die Verbündeten gehabt hätte, so hätte er wohl den Versuch gemacht, bei Lindenau einen Riegel vorzuschieben und die Rückzugslinie abzuschneiden. Aber man wollte den „Schwiegersohn" nicht gänzlicher Vernichtung preisgeben; man wollte den verwundeten Löwen nicht zur Verzweiflung reizen. „Wir hatten nicht so viel Truppen, um alle Ausgänge stark

genug zu besetzen; auch ist es nicht immer ratsam, einen Feind, der noch Kräfte hat, zur Verzweiflung zu bringen," äußerte Schwarzenberg später, um sein Zaudern zu entschuldigen. Abends 6 Uhr berief er sämtliche Korpskommandanten auf den Monarchenhügel zu einem Kriegsrat. Blücher ließ den Vorschlag machen, man solle ihm nur 20 000 Reiter anvertrauen; mit diesen wolle er den Feind auf dem Rückzug aufreiben. Auch der Zar wünschte, daß man sofort die Elster überschreite, um dem Feind in die Flanke zu fallen. Es war ein Glück für Napoleon, daß Schwarzenberg anders dachte. Nach einem solchen Schlachttag wollte er den erschöpften Soldaten nicht sofort wieder die Anstrengungen der Verfolgung zumuten. So gewann Napoleon einen Vorsprung, der sein Heer rettete.

Das **Ergebnis des 18. Oktober** war also etwa folgendes: Napoleon hatte seine Hauptstellung bei Probstheida und Stötteritz ruhmvoll behauptet, auf seinem rechten Flügel nur die Dörfer Dölitz, Dösen und Lößnig verloren. Dagegen war sein linker Flügel aus Zweinaundorf, Melkau, Stünz, Paunsdorf, Schönfeld vertrieben und bis auf ½ Stunde Entfernung an Leipzig herangedrängt. Er hatte seine letzten Reserven verbraucht, während die Verbündeten noch 100 000 Mann frischer Truppen besaßen. Unter solchen Umständen war der Rückzug unvermeidlich, wenn er nicht seine ganze Armee verlieren wollte.

Napoleon war fast den ganzen Tag bei der durchlöcherten und halb zerstörten Windmühle geblieben. Nur von Zeit zu Zeit, wenn er von Probstheida aus neue Blitze senden wollte, flog er dahin. Als die Sonne sank, sah er eben noch seinen linken Flügel im vollen Rückzug. Seine Spannung stieg von Minute zu Minute und wurde zu dem zehrenden Fieber des verzweifelten Spielers. Während der Majorgeneral Berthier einigen Adjutanten an einem Wachtfeuer auf der Seite die Befehle zum Rückzug diktierte, wie sie ihm eben sein Herr in kurzen Umrissen gegeben hatte, war Napoleon, erschöpft von den Anstrengungen dieser Tage, niedergedrückt von der Wucht eines ungeheuren Schicksals, auf einem hölzernen Stuhle vor dem großen Wachtfeuer neben der Tabakmühle in tiefen Schlaf versunken. Nachlässig gefaltet ruhten seine Hände im Schoß. Lautlos standen seine Generale um das Feuer, während von allen Seiten das Rasseln der Wagen und der Tritt der zurückmarschie-

renden Soldaten zu ihren Ohren drang. Nach einer Viertelstunde erwachte er und warf einen Blick voll Verwunderung auf seine Umgebung. Die Besinnung kam wieder; noch einmal durchzuckte das Bewußtsein seiner Lage dieses marmorne Gesicht; dann war er wieder der kalte Imperator, der mit bewundernswerter Ruhe seine Befehle erteilte. Da schlug eine feindliche Granate in das Wachtfeuer, wühlte sich ganz in der Nähe des Kaisers in die Erde und warf das Feuer auseinander. Die umhergestreuten Feuerbrände wurden augenblicklich wieder zusammengeschürt; doch als man frisches Holz und Stroh herbeischaffte, traf eine zweite Kugel mitten hinein und löschte das Feuer völlig aus. Der Kaiser blieb ruhig dabei stehen und betrachtete sinnend die liegen gebliebene Kugel, befahl aber, kein Feuer mehr anzuzünden. Gegen 7 Uhr Abends verließ er sein Biwak und ritt in der größten Finsternis mit Murat und seinem Gefolge nach dem äußeren Grimmaschen Tore, dessen Straße mit Menschen und Wagen dicht gefüllt war. Als er in die Grimmasche Vorstadt gelangte, war es unmöglich, weiterzukommen; der sächsische Postillion Gäbler führte ihn deshalb durch einige Seitengassen in das bestimmte Quartier auf dem Roßplatze, vor dem schon eine Abteilung der alten Garde lagerte. Es war das Hotel de Prusse.



Marschall Mardonald.
Nach einem Stich von Carl Mayer.

Trotz aller Erschöpfung arbeitete Napoleon mit Murat, Berthier und Caulaincourt bis tief in die Nacht. Er schickte Offiziere ab, um den Rückzug der Geschütze und des Trosses auf der Straße nach Lindenau zu beschleunigen, damit der Weg für die Truppen frei würde, befahl, Brücken über die Pleiße zu bauen, und ließ zur Sprengung der Elsterbrücke am äußeren Ranstädter Tor die Anordnungen treffen. Ein Kahn mit drei Fässern Pulver wurde darunter befestigt

und die Anstalten zum Zünden vorbereitet. Sämtliche Armeekorps erhielten Befehl, den Rückzug sofort anzutreten oder sich dazu bereit zu halten. Die Korps Macdonald, Reynier und Poniatowski sollten unter dem Befehl des Marschalls Macdonald die Nachhut bilden und die Stadt womöglich noch 24 Stunden halten, damit die Hauptarmee einen Vorsprung gewinne. Mit Einbruch der Nacht verließen die Truppen die Stellungen, die sie den Verbündeten gegenüber gehabt hatten, zogen durch die äußeren Tore in die Vorstädte, um auf dem schmalen Ranstädter Steinweg den Händen der Sieger zu entrinnen. Die verschiedenen Ausgänge verstopften sich bald, und der Abmarsch ging nur langsam vor sich. Reiter und Fußvolk, Geschütz und Troß, alles drängte sich in dichten Haufen durcheinander; jeder hatte nur den einen Gedanken, aus diesem Wirrnis noch lebendig herauszukommen.

Anders war die **Stimmung bei den Verbündeten.** Sie hatten gleichfalls große Verluste erlitten und machten sich auf einen hartnäckigen Widerstand für den nächsten Tag gefaßt; aber sie waren doch alle von der Überzeugung durchdrungen, daß der Sieg der Hauptsache nach gewonnen, daß das Schwerste überstanden sei. Lauter als der Schmerz über die Opfer dieses Tages sprach der Dank über seine Erfolge. In der Stille der Nacht, die nur noch durch einzelne Schüsse unterbrochen wurde, stimmten plötzlich die zwischen Holzhausen und Stötteritz biwakierenden Russen nach ihrer Weise ein Lob- und Danklied an, worein alle in der Nähe befindlichen Soldaten, gleichviel welchem Volk und Bekenntnis sie angehörten, jeder in seiner Sprache und Sangesart einfielen. „Die Hunderttausende, die beim Feuerschein von zwölf brennenden Dörfern auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltige Hand; recht aus dem Herzen der fromm bewegten Zeit heraus sang der deutsche Dichter:

O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!"

Die „Völkerschlacht" des 18. Oktober hatte für Napoleon nur den einen Zweck gehabt, für den Rückzug des Heeres, dessen Notwendigkeit er schon am 17. Oktober erkannt hatte, einen Vorsprung zu gewinnen. Dieser Zweck war erreicht.



Mit Genehmigung der Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München.

Der Sieg bei Leipzig.

Nach einem Gemälde von P. Heß im Königl. Maximilianeum zu München.

Die Verbündeten ihrerseits hatten am **Morgen des 19. Oktober** noch keine Kenntnis davon, wie weit der Rückzug schon gediehen war. Sie machten sich deshalb auf eine neue Schlacht mit Sturm auf die Stadt Leipzig gefaßt. Erst als gegen 9 Uhr die Sonne hervorbrach und den grauen Herbstnebel zerriß, erkannten sie, daß der Feind auf allen Punkten sich zurückzog.

Um dieselbe Stunde hatte Napoleon das Hotel de Prusse verlassen, um dem König von Sachsen noch einen Abschiedsbesuch zu machen. Von Abschied war aber dabei keine Rede. Es gelang dem Kaiser, seinen Verbündeten über die wahre Lage der Dinge so vollständig zu täuschen, daß dieser wirklich glaubte, Napoleon wolle nur im freien Felde manövrieren und werde die Stadt in einigen Tagen entsetzen. Nach einer halben Stunde bestieg der Kaiser wieder sein Pferd, bekleidet mit dem bekannten gelblich-grauen Oberrock und dem kleinen dreieckigen Hute, dessen Krempe etwas herabhing. Der Postillion Gäbler sollte ihn wieder geleiten. Aber so groß war in den Straßen das Gedränge der Menschen und Rosse und Wagen und Geschütze, daß die Begleiter des Kaisers wiederholt mit der flachen Klinge dreinhauen mußten, um Bahn zu machen. Eine volle Stunde brauchte er vom Peterstor bis zum äußeren Ranstädter Tore. In der Lindenauer Mühle wartete er bis 3 Uhr Nachmittags auf die Marschälle Macdonald und Poniatowski, die mit den Polen und Rheinbündlern die Stadt verteidigen sollten, bis alle Truppen sie verlassen hätten. Jener traf um diese Stunde ein; der Pole aber war bereits ein toter Mann. Jetzt ließ Napoleon die Brücke an der Mühle abbrechen und den Marsch gegen Markranstädt fortsetzen. Er blieb bei dem Heere und übernachtete in diesem Orte im „Rautenkranz".

Inzwischen hatten die Verbündeten mit steigender Ungeduld an die Tore Leipzigs geklopft. Die innere Stadt hatte damals starke Mauern mit vier Hauptausgängen und war von den Vorstädten, die ebenfalls vier Haupttore hatten, durch Wall und Graben getrennt. Die Tore waren durch Barrikaden gesperrt, die Mauern und Wände mit Schießscharten durchbrochen; auch die Vorstädte hatte man mit starken Besatzungen versehen. Da die beiden Marschälle Macdonald und Poniatowski den Befehl hatten, die Stadt womöglich den ganzen Tag zu halten, so kam es in den Vor-



Flucht Napoleons durch Leipzig 1813.

Nach einem Gemälde von Louis Braun.

städten noch zu einer Reihe blutiger Gefechte und an den Toren zu wildem Handgemenge.

Auf der **Nordseite der Stadt** richtete Blücher seinen Hauptangriff gegen das Hallesche Tor, um rasch den Ranstädter Steinweg zu erreichen, auf dem sich der Feind unter wachsender Verwirrung zurückzog. Auf seine Weisung warf sich General Sacken mit seinen Russen auf das Vorwerk Pfaffendorf und die zur Halleschen Vorstadt führende Parthebrücke, die von den Franzosen und Polen mit Kartätschen völlig überschüttet wurde. Als um 11 Uhr Langeron mit seinem Truppenteil ankam, begann der Sturm von neuem. Blücher befand sich selbst inmitten der Angreifenden, die er fortwährend durch sein laut schallendes „Vorwärts! vorwärts!" anfeuerte. Die Russen verstanden das fremde Wort nicht, nannten aber den feurigen Greis von da ab nur noch „Marschall Vorwärts". Sein dankbarer König erteilte ihm noch an diesem Tage die Würde eines Feldmarschalls, eine Ehrung, die von den Truppen mit Jubel aufgenommen wurde. — Endlich drang das Regiment Jekatherinburg über die Brückenschanze und stürmte durch das äußere Hallesche Tor bis an die Gerbergasse, die übrigen Regimenter nach sich ziehend. Damit war die Hallesche Vorstadt in der Gewalt der Verbündeten. Die Feinde, die vor dem Gedränge in den Straßen nicht entfliehen konnten, ergaben sich. Um 1 Uhr Nachmittags war die Nordseite der Stadt erobert. Die Russen aber hatten gegen 1000 Mann verloren.

Auf der **Ostseite der Stadt** drang zuerst das Königsberger Landwehrregiment unter Major Friccius durch eine Mauerlücke in die Grimmaer Vorstadt ein und machte das verrammelte Tor frei, so daß weitere Abteilungen nachrücken konnten. Bernadotte wollte seine Schweden, die er sonst so vorsichtig zurückhielt, auch am Ruhme dieses Tages teilnehmen lassen; er schickte daher einige Geschütze und Infanterieabteilungen unter General Adlerkreuz nach dem Grimmaer Steinweg. Die Geschützsoldaten hielten sich wacker; das Fußvolk aber wich zurück, als die Kugeln zu pfeifen anfingen. Die Franzosen und Badener wehrten sich auch hier mit Heldenmut, so daß die Preußen über Leichenhügel hinwegsteigen mußten, um vorwärts zu kommen. Schließlich wurde aber das innere Grimmasche Tor doch eingeschlagen; einige preußische Bataillone drangen im Sturmschritt bis auf

den Markt vor, wo noch schwache Abteilungen sächsischer und badischer Truppen standen. In den Schall der preußischen Hörner mischte sich das Freudengeschrei der Einwohner, das



Erstürmung des Grimmaischen Tores am 19. Oktober 1813.
Nach einem Original im Besitze des Historischen Museums der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I., Napoleonstein bei Leipzig.

zu allen Fenstern herausdrang und in das auch die sächsischen Truppen einstimmten. Man warf den erschöpften Soldaten Äpfel zu, weil man sonst nichts mehr hatte. Die Herzen der deutschen Stämme fanden sich wieder; die Rheinbündlerei war

zu Ende. Ein sächsisches Bataillon griff alsbald das Ranstädter Tor an, das die Franzosen noch lebhaft verteidigten, und am Barfußpförtchen warf die badische Wache die Gewehre weg. Zwischen 12 und 1 Uhr war auch die Ostseite der Stadt in den Händen der Verbündeten.

Auf **der Südseite** war Bennigsen, ohne Widerstand zu finden, in die Petersvorstadt eingedrungen. Die Kompanie Badener, die das innere Peterstor verteidigen sollte, verzog sich, ohne einen Schuß zu tun, nach dem Marktplatz, um dort den weiteren Gang der Dinge abzuwarten. Weiter links aber, an dem Schloß Pleißenburg, wo Poniatowski mit polnischem und italienischem Fußvolk stand, entspann sich ein bitterer Kampf, der beiden Teilen Verluste brachte. Das zusammengeschmolzene und entmutigte Häuflein der wackeren Polen suchte vergeblich die russische Übermacht aufzuhalten. Es flüchtete in die an der Pleiße gelegenen Gartengrundstücke, um von hier aus die Lindenauer Straße zu gewinnen, den einzigen Weg zur Rettung, der noch übrig war. Nach diesem drängte sich jetzt alles, was von Franzosen und treugebliebenen Freunden noch diesseits der Elster war; da die Preußen und Russen den fliehenden Haufen auf dem Fuße folgten, so entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Denn wer die Elsterbrücke nicht rechtzeitig überschritt, der war verloren.

Napoleon hatte den Befehl zurückgelassen, sobald sämtliche Truppen abgezogen seien, **die steinerne Elsterbrücke** in der Ranstädter Vorstadt zu sprengen. Ingenieuroberst Montfort hatte Vorkehrungen hierzu treffen lassen, und als er sich nach Lindenau begab, um die dortige Chausseebrücke an der Mühle abbrechen zu lassen, ließ er von der Sappeurkompanie drei Mann und einen Korporal, die er selbst auswählte, an der Elsterbrücke zurück mit dem gemessenen Befehle, diese nicht eher zu sprengen, als bis der Feind sich in der Nähe zeige und sich ihrer zu bemächtigen drohe. Nun waren nach der Erstürmung des Halleschen Tores einige russische Jäger von Sackens Korps in das Rosenthal eingedrungen, von wo aus sie über die infolge eines Mißverständnisses noch nicht abgebrochene Lazarettbrücke unangefochten den Mühlgraben erreichten, der den Ranstädter Steinweg durchströmte. Als sie hier plötzlich das ungeheure Gewühl der abziehenden Franzosen vor sich sahen, eröffneten sie alsbald ein wirksames Gewehrfeuer. Der französische Korporal

konnte nicht wissen, wie stark oder wie schwach die Zahl der Gegner sei; er sah nur die nahe Gefahr und eingedenk des Befehles, den ihm Montfort gegeben hatte, zündete er die Mine an. Im nächsten Augenblick (es war halb 1 Uhr Nachmittags) flog die steinerne Brücke in die Luft. Der Schlag war so heftig, daß 15 Personen, die etwa 100 Schritt davon in einem Garten standen, betäubt zu Boden geworfen und eine ziemliche Strecke fortgekollert wurden. Große Quaderstücke und die Brustlehne der Brücke wurden zwei Stockwerk hoch in den Saal der kleinen Funkenburg geschleudert, dieses Gebäude selbst aber in seinen Grundfesten erschüttert. Ein Bericht aus jener Zeit erzählt: „Balken, große und kleine Steinmassen, Menschen, Wagen, Pferde und Kriegsgeräte werden in die Luft geschleudert, um krachend niederzustürzen und Tod und Verwüstung um sich her zu verbreiten; eine ungeheure Rauchwolke wirbelt auf, um das Entsetzlichste der Vernichtung, Zerstörung und Verstümmelung dem menschlichen Auge noch wenige Minuten zu verbergen. Im Augenblick der Explosion faßt der Zunächststehende krampfhaft seinen Nebenmann und fragt, von Ahnung durchschauert, nach der Ursache des betäubenden Knalles; das Auge des Ruhiggebliebenen verdunkelt sich und starrt in das Chaos; der Verwundete erbebt in seinem Innern und ächzt laut auf; das Roß bäumt sich zurück. Ringsum fallen Steine, Balken, abgerissene Holzsplitter, vom Rumpf getrennte menschliche Glieder, Trümmer und Waffenstücke nieder, und das Ganze zeigt die grauenvollste Verheerung. Der Zug stockt, die Vordersten beben entsetzt zurück, die Hintersten aber drängen angstvoll vorwärts und unrettbar scheint alles verloren, denn im Rücken knallen die Büchsen der russischen Jäger."

Die rückwärts zusammengepreßte Menge suchte nun über die kleinen hölzernen Brücken, die in die Gärten jenseits der Pleiße führten, zu entkommen; aber mehrere davon brachen unter der Last zusammen, wobei viele Menschen ertranken. Als nirgends mehr ein Ausweg sich zeigte und die Flüchtlinge sich selbst in den Gärten von allen Seiten verfolgt und mit Bajonett und Kolben bedroht sahen, warfen Tausende die Gewehre weg und gaben sich gefangen; andere sprangen ins Wasser und versanken meist entweder in dem schlammigen Boden oder ertranken in den Fluten der angeschwollenen Elster. So ging es auch dem **Fürsten Poniatowski**, dem männlich schönen, allgemein geschätzten

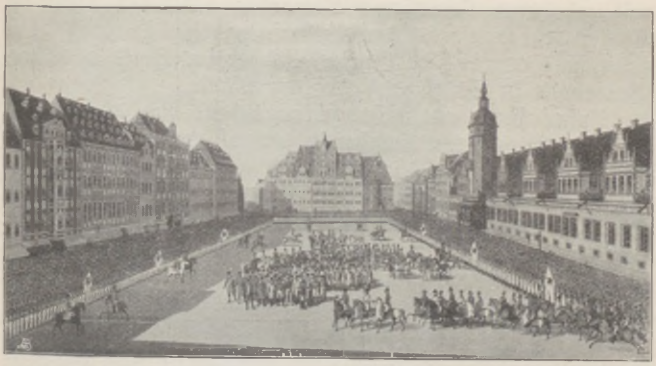
Manne, der sich eben in den Kämpfen der letzten Tage mit Ruhm bedeckt hatte. Mit mehreren polnischen Offizieren zusammen kam der am linken Arme verwundete Marschall in den Richterschen Garten, während auch schon eine Abteilung Preußen gegen diesen vordrang. Er zog seinen Säbel und sprang mit dem Rufe: „Hier muß man mit Ehren unterliegen!“ in den sogenannten Diebsgraben, der das Pleiße- und Elsterwasser verband. Das Pferd versank im Schlamme; er selbst erreichte mit Hilfe seiner Offiziere das andere Ufer. Trotz seiner Erschöpfung bestieg er ein anderes Pferd, eilte der Elster zu und warf sich mit dem Rosse in den Fluß. Schon hatte er das jenseitige Ufer erreicht, als er infolge eines Schusses in die Wellen zurücksank. Sein Leichnam wurde fünf Tage nachher von einem Fischer unterhalb der Stelle aufgefunden, wo jetzt sein Denkmal steht. Marschall Macdonald war glücklicher. Er erreichte durch Schwimmen das jenseitige Ufer und kam, wie schon erwähnt, in Lindenau zu Napoleon. Mehrere andere hohe Offiziere, darunter Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, Markgraf Wilhelm von Baden, dem der abziehende Herzog von Padua (Arrighi) am 18. die Gouverneursstelle von Leipzig übertragen hatte, Lauriston und Reynier wurden gefangen genommen. Auch von dem jenseitigen Elsterufer, von wo aus die Franzosen bis Nachmittags 2 Uhr ein lebhaftes Feuer auf die gegenüberliegenden Gärten unterhielten, wurde der Feind vertrieben. General Langeron brachte durch seine Plänkler das feindliche Geschütz zum Schweigen; die Russen legten einzelne Balken über das Wasser, überschritten die Elster und faßten auch auf dem linken Ufer festen Fuß. Damit war aller Kampf zu Ende. Die Stadt war vollständig in den Händen der Sieger, und die vielen Tausende,



Fürst Poniatowski.
Nach einer Originalzeichnung von G. Grevedon, lithographiert von F. S. Delpech.

die durch Sprengung der Elsterbrücke abgeschnitten waren, mußten sich ergeben.

Gegen 1 Uhr Nachmittags hielten Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Fürst Schwarzenberg mit einem zahlreichen Gefolge ihren **Einzug in die Stadt.** Der Kronprinz von Schweden war vorausgeeilt und der erste unter den verbündeten Heerführern, der in Leipzig einritt. Lautes Jubelgeschrei erscholl jetzt in der Stadt, die in den letzten Tagen und Stunden alle Greuel des Krieges gesehen



Einzug der Verbündeten in Leipzig am 19. Oktober 1813.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

hatte. Die Menge drängte sich in den Straßen den Siegern entgegen; Hüte und Tücher wurden geschwenkt, Blumen geworfen, Hochrufe ausgebracht. Alle Not war vergessen, jetzt, da man der Befreiung vom eisernen Joche sicher war. Man sah nicht mehr die vielen Tausende von Toten und Verwundeten, die in den Straßen und Gärten lagen; man dachte nicht mehr an den bitteren Mangel, den man in den letzten Tagen erlitten hatte, nicht mehr an die große Gefahr, der die Stadt ausgesetzt gewesen war; man fühlte sich glücklich und begeistert in dem einen Gedanken, wieder frei, wieder deutsch zu sein. Die Monarchen ritten auf den Markt bis vor die Wohnung des Königs von Sachsen, aus der eben Bernadotte heraustrat, der diesem einen Besuch gemacht hatte. Auch Blücher kam von dem Halleschen Tor herzu und wurde von den Herrschern aufs freudigste begrüßt. Es war eine großartige, bunte, unvergeßliche Szene, wie da die Monarchen und ihre Generale auf dem Marktplatze beiein-

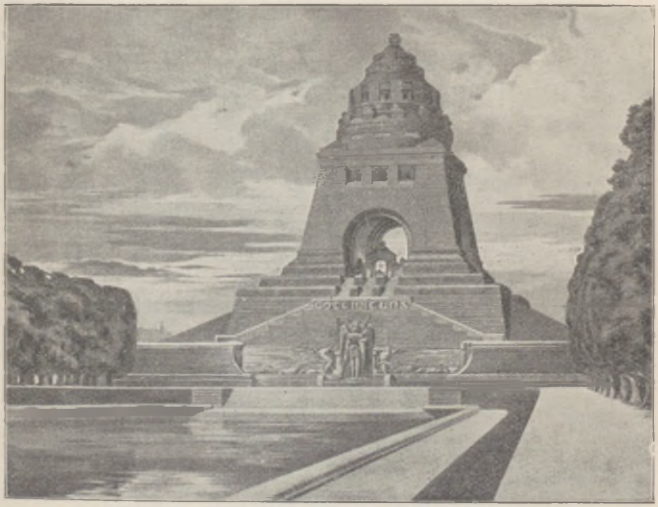
ander standen, umrauscht von den Freudenbezeigungen eines erlösten Volkes und gehoben von dem beseligenden Gefühl, nach mehr als halbjährigem Kämpfen den Sieg errungen zu haben. Als sie vom Markte an das Grimmasche Tor zurückkehrten, begegneten sie im Torweg dem eben eintreffenden Kaiser Franz. Alles stieg von den Pferden; die Herrscher umarmten sich erhobenen Herzens. Nach dieser Begrüßung setzte Franz seinen Weg fort, um nach Rötha zu fahren; die beiden anderen Herrscher begaben sich in die für sie bereit gehaltenen Quartiere. Alexander nahm das seine im Krellerschen Hause in der Katharinenstraße, Friedrich Wilhelm im Hommelschen Hause, Blücher im Hotel de Saxe, Bernadotte in Stieglitzens Hof am Markt.

Außer den beiden Herrschern befand sich auch **König Friedrich August von Sachsen** in der erstürmten Stadt; aber jene würdigten ihn keines Blickes. Schon im Laufe des Tages hatten zwei russische Bataillone vor dem Königshause Wache bezogen. Jetzt erschien Metternich daselbst und teilte dem greisen Herrn mit, daß er in Berlin alles für seine Aufnahme vorbereitet finden werde. Am 23. Oktober reiste er als Kriegsgefangener dorthin. Die sächsischen Truppen folgten teils den Österreichern, teils dem Blücherschen Heere. Das sächsische Land sollte nach des Zaren und Friedrich Wilhelms Absicht an Preußen fallen, als Entschädigung für alle die Gebiete, die dieses bei der Neuordnung der Besitzverhältnisse voraussichtlich nicht mehr zurückbekam. Metternich aber, der andere Pläne hatte, setzte es durch, daß am 21. Oktober das „deutsche Zentralverwaltungsdepartement" eingesetzt wurde, das alle herrenlosen deutschen Länder unter seine Aufsicht nehmen sollte; den Vorsitz erhielt der Freiherr von Stein; doch waren die Befugnisse dieser Behörde so eingeschränkt, daß eigentlich nur die Fürsorge für das Heer übrig blieb. Auch Sachsen wurde vor wie nach im Innern von den alten königlichen Beamten verwaltet.

Die Verbündeten als Angreifer hatten an Toten und Verwundeten mehr als 40000 Mann verloren, Napoleon als Verteidiger mindestens 30000. Von den Verwundeten in und um Leipzig starben in den nächsten Tagen noch viele; denn gräßliche Zustände herrschten über das weite Schlachtfeld hin. Die Unglücklichen lagen nach dem Berichte des wackeren Arztes Reil, der selbst dem Lazarettfieber erlag, in dumpfen Spelunken oder scheibenleeren Schulen und kalten

Kirchen, ohne Bett, ohne Decke, ohne Strohsack. Die gebrochenen Glieder wurden mit Dachschindeln geschient, die Wunden mit Tuch aus Salzsäcken verbunden.

Napoleon hatte noch 100000 Mann über die Elster westwärts geführt, eine erschöpfte, entmutigte Masse, die nur ein Kriegsmeister wie Napoleon vor den nachdrängenden Feinden noch retten konnte. Marschall Vorwärts war ihm am nächsten Morgen auf den Fersen. Er erreichte bei Eisenach seine



Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Nachhut und hängte sich ihr mit so unwiderstehlicher Zudringlichkeit an, daß er Nachmittags meist in demselben Zimmer sich befand, das Napoleon Morgens verlassen hatte. Aber nach wenigen Tagen erhielt er den Befehl, die unmittelbare **Verfolgung Napoleons** dem böhmischen Heere zu überlassen und selbst gegen Gießen und Wetzlar auszubiegen. Schwarzenberg war nämlich der Meinung, Napoleon habe die große Straße nach Frankfurt verlassen und suche den Rheinübergang weiter nördlich bei Koblenz oder Bonn zu bewerkstelligen. Infolge dieses Irrtums bekam Napoleon den Rücken frei, da die böhmische Armee noch mehrere Tagemärsche zurück war. General Wrede, der sich ihm mit etwa 30000

Bayern und Österreichern bei Hanau am 30. Oktober entgegenwarf, stand also allein gegen Napoleon und wurde nach heißem Kampfe auf die Seite geschoben. Jetzt stürzte sich alles unaufhaltsam dem Rheine zu, den Napoleon mit etwa 70000 Mann am 2. November überschritt, „eine Nervenfieberarmee", von der in den nächsten Monaten noch Tausende den Nachwehen eines so schrecklichen Feldzugs erlagen. Von dem gewaltigen Heere, das er im Frühjahr ausgerüstet hatte, blieb ihm für das nächste Jahr fast nichts mehr übrig; denn die in den deutschen Festungen liegenden Besatzungen waren abgeschnitten; somit war das Ergebnis dieses Feldzugs der Katastrophe von 1812 ziemlich gleich. Von Rachegedanken erfüllt, grollend über den „Verrat" der Sachsen und den Abfall des von ihm „groß gemachten" Bayerns überschritt Napoleon den Rhein, über den er nicht mehr zurückkommen sollte.

Etwa 190000 französische Soldaten lagen noch in den Festungen zwischen Rhein und Weichsel. Diese fielen in den nächsten Monaten teils durch Eroberung, teils durch Kapitulation in die Hände der Verbündeten; nur wenige hielten sich bis zum Friedensschluß, so Magdeburg, Erfurt, Mainz, Hamburg. Der preußische General Bülow rückte in Holland ein und jagte die Franzosen aus dem Lande. Bernadotte, dessen Heer nach der Schlacht bei Leipzig aufgelöst und anderweitig verteilt worden war, wandte sich gegen Norden, zog in Holstein ein, drang bis zur Eider vor und zwang die überraschten Dänen, ihm im Frieden zu Kiel (14. Januar 1814) Norwegen zu überlassen, wogegen sie Schwedisch-Pommern nebst Rügen erhalten sollten. Doch kamen diese Gebiete später an Preußen, und Dänemark erhielt dafür Lauenburg. **Der Rheinbund** fiel wie ein unterwühlter Bau ganz von selbst zusammen. Die Napoleonischen Prinzen suchten das rettende Rheinufer zu gewinnen, nicht ohne vorher auch ihre Schätze geflüchtet zu haben. König Jerome, der nach der Flucht vor Czernitschew noch einmal zurückgekehrt war (17. Oktober), flüchtete mit Höflingen und Harem und Kronschatz am 26. Oktober zum zweitenmal; zwei Tage später kehrten die Russen zurück und lösten das Königreich Westfalen auf. Dalberg legte seine großherzogliche Würde freiwillig nieder (28. Oktober) und zog sich später in sein Erzbistum Regensburg zurück, wo er am 10. Februar 1817 starb. Kaum waren die Napoleonischen Vasallen verschwun-

den, so kehrten die Fürsten von Hessen, Braunschweig und Oldenburg zurück, von den alten Untertanen mit Jubel begrüßt. Auch der König von England übernahm wieder die Regierung von Hannover und die drei Hansestädte und Frankfurt stellten ihre republikanische Verfassung wieder her. So blieb die Tätigkeit des „Zentralverwaltungsdepartements" im wesentlichen auf die Verpflegung des Heeres beschränkt, das infolge der Übertritte mächtig wuchs, sowie auf die äußere Verwaltung Sachsens; von den früheren Landesherren wurden nur die Fürsten von Isenburg-Birstein und von der Leyen abgesetzt und ihre Stätchen in Zwangsverwaltung genommen.

Die süddeutschen Fürsten zitterten für ihre Kronen und Länder, seitdem Napoleons Stellung erschüttert war. Weil aber auch sie kein sittliches Band an ihren Schutzherrn knüpfte, waren sie bereit, die Partei zu wechseln, wenn ihnen nur Souveränität und Landbesitz verbürgt würde. Bayern hatte dies schon im Vertrag von Ried (8. Oktober) erreicht. König Friedrich von Württemberg folgte im Vertrag von Fulda (2. November), in welchem er 12000 Mann für den Kampf gegen Frankreich zu stellen versprach, wogegen ihm Metternich insgeheim seine Souveränität und seinen Territorialbesitz, beziehungsweise gleichwertigen Ersatz zusicherte, zum großen Ärger Steins und Hardenbergs, die mit dieser glimpflichen Behandlung der Rheinbundfürsten gar nicht einverstanden waren.



Der Rheinische Kurier.
Spottbild auf den Rückzug Napoleons.
Nach einer gleichzeitigen kolorierten Radierung.

Indem Metternich durch diese Verträge die Rheinbundstaaten vor den Plänen der preußischen Staatsmänner rettete, setzte er die Überlieferungen der französischen Politik fort; an die Stelle der französischen Schutzherrschaft trat eben die österreichische. Damit war der Einfluß Österreichs auf Deutschland gerettet, aber auch die Zersplitterung dieses noch einmal besiegelt.

3. Der Feldzug in Frankreich (1814) und der erste Pariser Friede.

Napoleon war also nicht im stande gewesen, seinen ersten großen Mißerfolg, den russischen Feldzug, wieder gut zu machen. Vielmehr war es dem Bunde seiner Feinde gelungen, Deutschland bis zum Rheine zu befreien. Damit war ein beträchtlicher Teil des Napoleonischen Machtgebäudes zusammengestürzt. Aber unmöglich konnte der Zusammenbruch auf diesen Teil des Baus beschränkt bleiben. Sollte den übrigen Vasallenvölkern nicht auch gelingen, was den Deutschen im Bunde mit Rußland gelungen war? Auch die Italiener, Holländer, Spanier hatten es längst satt, die Fremdherrschaft durch ihre Geld- und Blutopfer zu stützen; auch sie schickten sich jetzt an, ihre Freiheit zurückzufordern, und die Napoleonische Herrschaft, deren günstige Wirkungen gesichert schienen, abzuschütteln. Schon suchte Napoleons Schwager, Murat, Verständigung mit Österreich, um sich seine Krone zu retten. Schon sprach man in Holland von der Rückberufung der Oranier. Spanien war schon so gut wie frei. Napoleon war zunächst außer stande, diese drei Länder bei seinem System zu erhalten. Die mittelbar unterworfenen Gebiete waren überhaupt verloren. Die Frage war nur die, ob Frankreich selbst treu bleiben werde. Auch das war nicht wahrscheinlich. Sobald der Glanz der äußeren Erfolge aufhörte, das französische Volk zu blenden, mußte sich auch dieses seiner Knechtschaft bewußt werden. Ein Kaiser, der früher General war, wird nur so lange anerkannt, als er Sieg und Ruhm bringt. Napoleon mußte auch die Herrschaft über Frankreich verlieren, wenn es ihm nicht gelang, seine Feinde aufs neue niederzuschmettern.

Im November 1813 wurde **das große Hauptquartier** der verbündeten Monarchen **nach Frankfurt** a. M. verlegt. Der erste auf dem Platze war Kaiser Alexander, der sich immer

mehr als die eigentliche Stütze der Koalition auswies; er hielt an der Spitze von 10000 Mann seinen Einzug in die alte Kaiserstadt (5. November). Tags darauf kam Franz Joseph und am 13. November Friedrich Wilhelm. Auch die Rheinbundfürsten machten sich auf den Weg, um für alle



Der Römer in Frankfurt a. M.
Nach Radl, gestochen von W. Gury.

Fälle im Mittelpunkt der Dinge zu sein. Im Gefolge der Fürsten erschien ein ganzes Heer von Staatsmännern und Generalen. Die große Frage, die der Entscheidung harrte, war die, ob man Napoleon Friedensanträge machen, oder den Rhein überschreiten und den Krieg bis zum

Sturze Napoleons fortsetzen sollte. Blücher und Gneisenau traten stürmisch für die rastlose Ausnutzung des Sieges ein. Sie wurden unterstützt von Kaiser Alexander, der den Brand von Moskau durch den Einmarsch in Paris sühnen wollte, von Stein, dem Todfeind Napoleons, und dem Korsen Pozzo di Borgo, der als Diplomat in russischen Diensten stand. Metternich dagegen, die maßgebende Persönlichkeit in diplomatischen Dingen, wünschte Friedensunterhandlungen mit Napoleon in der Überzeugung, daß dieser ja doch ablehnen werde, und in der Hoffnung, in der Zwischenzeit Dänemark, die Schweiz und Murat für die Koalition zu gewinnen. Auch der König von Preußen mit seinem Generaladjutanten Knesebeck neigte zum Frieden und war ziemlich ungehalten über das kriegerische Gebaren des Blücherschen Hauptquartiers. Das Ergebnis der Beratungen war der Sieg Metternichs. Auf dem Durchmarsch durch Weimar hatte man den dortigen französischen Gesandten, Baron St. Aignan, als Gefangenen mitgeführt. Dieser wurde jetzt nach Paris geschickt, um der französischen Regierung zu melden, die Verbündeten wünschten einen ehrenvollen und dauernden Frieden; Frankreich solle seine „natürlichen Grenzen" behalten, dagegen die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und Spaniens anerkennen. Auf dem rechten Rheinufer sollte ein Friedenskongreß zusammentreten, um die Bestimmungen im einzelnen zu vereinbaren. Als Blücher von diesen Anträgen, die sogar den Raub von Campo Formio und Luneville dem Feinde ließen, hörte, sprach er von Schuften, die den Galgen verdienten, und verschonte auch die höchsten Persönlichkeiten, „die vornehmen Feiglinge", nicht mit seinen zürnenden Donnerworten. In seinem Hauptquartier suchte man die natürlichen Grenzen nicht am Rhein, sondern betrachtete diesen mit E. M. Arndt als „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze".

Am 14. November übergab St. Aignan die **Metternichschen Vorschläge** dem Minister des Auswärtigen, Herzog von Bassano (Maret); und nun geschah, was ihr Urheber erwartet hatte. So sehr auch Marie Luise, Cambacérès und andere zur Nachgiebigkeit rieten, so meinte doch Napoleon, die Annahme wäre ein Eingeständnis der Schwäche; der Friede sei nur nach einem neuen Kriege möglich. In seiner Antwort vom 15. November erklärte er sich also bereit, einen Friedenskongreß in Mannheim zu beschicken; aber die von den verbündeten Mächten vorgeschlagenen Bedingungen er-

wähnte er mit keinem Worte. Damit zeigte er auch dem blödesten Auge, daß er keinen Frieden wollte, der ihm Opfer auferlegte, und daß er durch Unterhandlungen nur Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen suchte. Diese betrieb er denn auch in großartigstem Maßstab. Schon am 9. Oktober 1813 hatte der Senat auf Napoleons Befehl die Aushebung von 280 000 Mann beschlossen; am 15. November fügte er noch weitere 300 000 hinzu, obwohl man schon auf die Nichtausgehobenen der früheren Jahrgänge bis 1803 zurück- und auf die folgenden Jahrgänge bis 1814 vorausgreifen mußte. Um die für den neuen Feldzug nötigen Gelder zu beschaffen, mußten auch beträchtliche Erhöhungen der Steuern beschlossen werden. Bisher hatten die Hilfsmittel der unterworfenen Völker nicht nur die französische Kriegskasse gespeist, sondern auch den Abmangel im Staatshaushalt gedeckt. Jetzt da diese Quelle verstopft war, sollte Frankreich die ganze Last allein tragen. Dazu war auch dieses reiche Land unfähig. Es zeigte sich, daß Napoleon wie früher das Direktorium zu seiner Eroberungspolitik auch aus finanziellen Gründen gezwungen war.



Karikatur auf die von Napoleon in Rußland und Sachsen verlorenen Schlachten.

Am 13. November erschien Freiherr von Stein in Frankfurt, der auf den Zaren den größten Einfluß hatte. Jetzt bekam die Kriegspartei Oberwasser. Auch England stimmte ihr bei. Man beschloß also, daß mit Beginn des neuen Jahres die Truppen den Rhein überschreiten sollten, die Hauptarmee unter Schwarzenberg den Oberrhein bei Basel, Blücher den Mittelrhein zwischen Mannheim und Koblenz, Bülow und Winzingerode den Unterrhein in Holland. Schwarzenberg sollte die Hochebene von Langres zum Ziele nehmen, deren Wichtigkeit die Schulstrategen so überschätzten, daß sie von ihrem Besitz die Entscheidung des Feldzugs abhängig

machten. Ein österreichisches Korps unter Bubna war dazu bestimmt, dem über die Pyrenäen eindringenden Wellington die Hand zu reichen. Das Manifest vom 1. Dezember, dessen Verfasser Pozzo di Borgo war, trennte scharf zwischen Frankreich und dem Kaiser; dieser, nicht jenes sollte bekriegt werden. Frankreichs Größe sei eine Bedingung des europäischen Gleichgewichts. Das französische Land sollte sogar noch größer gemacht werden, als es unter den Königen gewesen sei. Der Zweck dieses Manifestes war durchsichtig. Man wollte das Volk zu einem stillen Bundesgenossen der Verbündeten gegen Napoleon machen, ein Kunstgriff, den man von diesem selbst erlernt hatte.



Neithardt von Gneisenau.
Gemalt und gestochen von L. Buchhorn.

Die halbe Million Menschen und die neuen Steuern, die der willfährige Senat bewilligt hatte, standen vorerst nur auf dem Papiere. Die ausgeschriebene Mannschaft konnte ebensowenig zusammengebracht werden, als die neuen Abgaben, obwohl man zu den stärksten Gewaltmitteln griff. Die Franzosen fingen an, den früheren General mit ganz nüchternem Auge zu betrachten und zu prüfen, ob seine Politik dem Wohle des Landes oder dem persönlichen Ehrgeize diene. Die Antwort war nicht schwer. Das Wohl des Landes verlangte den Frieden, und man fand die im Manifeste der Verbündeten gestellten Bedingungen nicht einmal unbillig. Während so in Frankreich alles das nach Ausdruck rang, was man gegen den gewaltigen Mann auf dem Herzen hatte, trat in Paris der gesetzgebende Körper zusammen (19. Dezember). Die Mitglieder dieser Versammlung waren von der Regierung ernannt. Trotzdem wagten sie jetzt eine Sprache von unerhörter Kühnheit. „Man will uns nicht demütigen, sondern uns nur in unseren Grenzen einschränken und den Ausbrüchen einer ehrgeizigen Tätigkeit, die seit zwanzig Jahren

allen Völkern Europas so schmerzlich gefallen ist, einen Damm entgegensetzen. Die Pyrenäen, die Alpen, der Rhein umfassen ein weites Gebiet, von welchem mehrere Provinzen nicht zum Reiche der Lilien gehörten, und doch glänzte die französische Königsmacht voll Ruhm und Majestät unter allen Diademen. Unser Unglück ist aufs Höchste gestiegen. Die Konskription ist für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden, weil sie in ihrer Ausführung immer aufs Äußerste getrieben wird. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal wie Getreide. Ein grausamer und zweckloser Krieg verschlingt periodenweise eine Jugend, die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben entrissen wird." Derselbe Abgeordnete, der diese Sprache wagte, Lainé, beantragte auch eine Adresse, in welcher der Kaiser gebeten wurde, „für die volle und anhaltende Ausführung der Gesetze zu sorgen, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit, des Eigentums, und der Nation die freie Ausübung



Blüchers Übergang über den Rhein bei Kaub in der Neujahrsnacht 1814.
Aus dem Panorama der Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung 1902.

ihrer politischen Rechte gewährleisten". Als die Versammlung diesen Bericht mit 203 gegen 51 Stimmen gut hieß, da fuhr Napoleon mit Ingrimm dazwischen. Er schickte die Mitglieder auf unbestimmte Zeit nach Hause und verbot den Druck des Berichtes. Als am Neujahrstage bei dem großen Empfang in den Tuilerien die Abgeordneten des gesetzgebenden Körpers am Throne vorüberzogen, da winkte ihnen der Kaiser stehen zu bleiben und donnerte sie also an: „Ist es eine patriotische Tat, in einem Augenblick, wo 200 000 Kosaken unsere Grenze überschreiten, von Garantien der bürgerlichen Freiheit zu reden? Ihr habt mich dem auswärtigen Feind vereinzelt gegenübergestellt, indem ihr sagt, daß er nur gegen mich allein Krieg führe. Ich allein aber bin der wahre Repräsentant der Nation; denn sie hat mich mit vier Millionen Stimmen gewählt. Der Thron ist nur ein Stück Holz, mit Samt überzogen; nur der, welcher ihn inne hat, gibt ihm Bedeutung. Darf ich das Reich zerstückeln lassen? Opfere ich nicht schon meinen Stolz und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja, ich bin stolz, weil ich Mut besitze, ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich getan habe. Frankreich bedarf meiner mehr als ich Frankreichs."

So hatte Napoleon in diesen entscheidungsvollen Tagen, da ein Völkerheer in Frankreich einbrach, keine Volksvertretung, keine nationale Begeisterung zum Rückhalt. Wenn er seinem Volke das Recht der Mitregierung einräumte, war Friede und Freiheit die Losung, zwei Dinge, die sich mit der Herrschaft Napoleons nicht vereinigen ließen. Er war immer noch gefürchtet, aber nicht geliebt. Auch die Furcht verminderte sich mit jeder neuen Niederlage, und in demselben Maße wurde seine Herrschaft als Fremdherrschaft empfunden. Als er zum Verzweiflungskampf mit den Verbündeten auszog, war sein Regiment schon so tief verhaßt, daß er es nicht einmal wagte, durch einen Aufruf an sein Volk die nationalen Leidenschaften zu entflammen, die ein feindlicher Einbruch in Frankreich immer wachgerufen hat.

Die **militärische Lage Frankreichs** war in den ersten Wochen des Jahres 1814 höchst bedenklich. Die Engländer unter Wellington überschritten die Pyrenäen und drangen in das südliche Frankreich ein; das Königreich Italien war von Österreich bedroht, und Murat schloß eben (11. Januar) mit Österreich einen Vertrag, der ihn zu einem Gegner

Napoleons machte; der preußische General Bülow eroberte mit preußischen und russischen Truppen Holland und war zum Einmarsch in das nördliche Frankreich bereit; Schwarzenberg zog mit der böhmischen Armee, etwa 190000 Mann, nach dem zwischen Dijon und Nancy gelegenen südöstlichen Frankreich und erreichte am 18. Januar Langres. Blücher, der in der Neujahrsnacht über den Rhein gegangen war und auf der Pfalzinsel bei Kaub persönlich den Brückenbau überwacht hatte, traf mit seinem Heere, das 84000 Mann stark war, aber zur Beobachtung der Festungen viele Abteilungen zurücklassen mußte, am 17. Januar in Nancy ein, überschritt die Mosel und die Maas, wandte sich links, um sich mit Schwarzenberg zu vereinigen, und kam am 27. Januar in der Stadt Brienne an, wo einst Napoleon die Kriegsschule besucht hatte. Hier, sagte er, könne nun Examen gehalten werden; er hoffe, der Feind solle merken, daß auch sie etwas gelernt hätten. Die Stellung, welche dort Blücher zu Schwarzenberg einnahm, war die eines vorgeschobenen Postens; er mußte sich daher darauf gefaßt machen, den ersten Stoß Napoleons auszuhalten.



Kronprinz Wilhelm von Württemberg.
Nach der Natur gezeichnet und gestochen von Müller. Kgl. Kupferstichkabinett zu Stuttgart.

Dieser ernannte vor seiner Abreise von Paris (23. Januar) die Kaiserin Marie Luise zur Regentin und gab ihr seinen Bruder Joseph zur Seite. Der gewandte Cambacérès, Herzog von Parma, hatte für die Regentin die Geschäfte zu besorgen. Den Befehlshabern der Pariser Nationalgarde empfahl er noch besonders Gemahlin und Sohn. Beide sollte er nie wiedersehen. Am 25. Januar 1814 traf er bei der Armee (etwa 70000 Mann) in Chalons ein und ging sofort auf Blücher los, bevor Schwarzenberg mit seinem ganzen Heere diesem nachgerückt war.

Napoleon drängte am 27. Januar einen Teil des Blücher-

schen Heeres bei St. Dizier zurück und zog mit dem Korps der Marschälle Marmont, Ney und Victor von der Marne in raschen Märschen gegen die Aube, an deren rechtem Ufer **Brienne** liegt. Um den Besitz dieser Stadt entbrannte zwischen Napoleon und dem russischen Teile des Blücherschen Heeres ein heißer Kampf, der bis Mitternacht dauerte; die Russen hielten die Stadt besetzt, die Franzosen das Schloß. In den ersten Stunden des neuen Tages räumte Blücher die Stadt und zog sich 3 Uhr Morgens nach Trannes zurück, in der Nähe von Bar-sur-Aube. Dadurch näherte er sich seinem starken Rückhalt, dem Schwarzenbergschen Heere. Napoleon folgte, wagte aber keinen Angriff. Blücher aber erhielt nun von Schwarzenberg die verlangten Verstärkungen, die für einen Angriff auf Napoleon selbst nötig waren, 11000 Österreicher unter Giulay und 11000 Württemberger und Österreicher unter dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg. Jetzt hatte er 46000 Mann gegen 40000 Napoleons, dazu noch eine sehr starke Reserve unter Wrede, die freilich nicht unter seinem unmittelbaren Befehl stand. Mit dieser beträchtlichen Übermacht griff er am 1. Februar seinen Gegner bei **La Rothière** an. Unter heftigem Schneegestöber nahmen im Zentrum die Russen unter Sacken das Dorf La Rothière, während auf dem rechten Flügel der Kronprinz von Württemberg die Feinde aus La Gibrie vertrieb. Um seinen Rückzug zu decken, unternahm Napoleon in der Dunkelheit mit frischen Truppen einen neuen Angriff auf das Dorf, dessen Brand der Kampfesszene eine unheimliche Beleuchtung gab. Doch zum zweiten Male mußten sich die Franzosen in ungeordneten Haufen nach Brienne zurückziehen, von den Verbündeten in der dunkeln Winternacht unsicher und darum schwach verfolgt. Mitten in diesem nächtlichen Kampfe stand Blücher an einem der großen Häuser des Dorfes, dem Kugelregen mit aller Kaltblütigkeit sich aussetzend. „Ihr nennt



Württembergische Denkmünze auf die Schlacht von Brienne.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

mich Marschall Vorwärts," rief er den Truppen Olsufiews zu, „nun will ich euch mal zeigen, was vorwärts heißt. Marsch! Marsch! In Gottes Namen!" Bei solchen Worten und bei solchem Beispiel war den Soldaten keine Anstrengung zu viel. Napoleon verlor an diesem Tage 3600 Tote und Verwundete, 2400 Gefangene, 73 Kanonen. Es war seit Jahrhunderten die erste große Niederlage, die ein französisches Heer im eigenen Lande erlitt. Blücher aber schrieb am 2. Februar: „Der große Schlag ist geschehen; gestern habe ich den kaißer Napoleon ufs haupt geschlagen, er ist in völligem Rückzug uf Pariß wihr dürwen einen balldigen Friden entgegen sehen, den er kan uns nicht mehr die Stihrn biten. Der kaißer von Rußland und unser könig wahren zu Schauer, hatten mich aber alles übergeben. Alexander drückte mich die hand und sagte, Blücher heütte haben sie ihren Sigen die krone ufgesetzt, die menschheit wird ihnen Segnen."

Der Rückzug nach dieser Niederlage zeigte, wie sehr der soldatische Geist sich verschlechterte. Leute von der Garde gaben vor krank zu sein, nur um das Heer verlassen zu können. Marschall Marmont erzählt, von einem Infanterieregiment seien in einer Nacht 267 Mann entlaufen. Hätten sich die Verbündeten mit Blüchers Feuer dem fliehenden Feinde an die Fersen gehängt, so hätte bei ihrer Übermacht der Vormarsch auf Paris nicht gehindert werden können. Aber die „Diplomatequer" hatten nicht Blüchers Geist. Am Tage nach der Schlacht (2. Februar) wurde in Brienne großer Kriegsrat gehalten, wobei die von Metternich geleitete Partei wiederum über Alexander und die preußischen Generale siegte. Man beschloß, **die beiden Heere sollten sich wieder trennen,** weil die Verpflegung so großer Massen auf so engem Raume fast unmöglich sei. Blücher sollte dem linken Ufer der Marne entlang gegen Paris vorgehen, Schwarzenberg sollte den Weg im Seine-Tal einschlagen. Erfreut über die größere Bewegungsfreiheit, die ihnen jetzt gestattet war, brachen Blücher und Gneisenau noch am gleichen Tage gegen Chalons auf, wo sie sich nach einigen Tagen mit York vereinigten. General Wittgenstein sollte die Verbindung zwischen Blücher und Schwarzenberg unterhalten und den linken Flügel des ersteren vor Überraschungen schützen. Aber diese Verbindung wurde bald unterbrochen, weil das beiderseitige Tempo zu ungleich war. Während Blücher rast-

los vorwärts drang, hatte es Schwarzenberg gar nicht eilig. In sechs Tagen (2. bis 7. Februar) legte er ganze sechs Meilen zurück und erreichte glücklich Troyes. Infolge davon blieb er hinter Blücher so weit zurück, daß er diesem im Falle einer Bedrängnis keine Hilfe mehr senden konnte.

Als Napoleon erfuhr, wie sehr die Feinde ihm selbst in die Hände arbeiteten, war sein Entschluß rasch gefaßt. Er ließ nur etwa 30000 Mann zurück, um das ganze Hauptheer in Schach zu halten, und warf sich mit allen übrigen Truppen auf die zerstreuten Heerhaufen Blüchers, denen er eine Reihe **schwerer Niederlagen** beibrachte. Bei Champeaubert schlug er am 10. Februar den russischen General Olsufiew, den er gefangen nahm, Tags darauf bei Montmirail General Sacken, am 12. Februar bei Chateau-Thierry die Preußen unter York. Die blutigste Arbeit aber brachte der 14. Februar, wo Blücher selbst einer überlegenen Truppenmacht sich gegenübersah. Der Rückzug von Vauchamps nach dem drei Stunden entfernten, schützenden Walde von Etoges brachte ihn zwischen zwei Feuer, so daß er selbst alles verloren gab und den Tod suchte. Sein treuer Adjutant Nostiz aber, der die Absicht ahnte, sagte: „Wenn Eure Exzellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, totschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben," worauf Blücher sein Pferd gelassen umwandte und aus dem Kugelregen wegeilte. Im entscheidenden Augenblick zog Prinz August von Preußen den Degen und rief: „Lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben." Von diesem Gedanken beseelt, schlugen sich die Wackeren mitten durch die Feinde hindurch, die wie ein Schlagbaum den Weg versperrten. Am 16. Februar hatte Blücher wieder alle seine Abteilungen beisammen. Aber



Fürst Wittgenstein.
Nach einem Gemälde von Dähling, gestochen von Fr. Bolt.

jetzt erst ließ sich auch die Größe des Verlustes übersehen. Gegen 16000 Mann und 60 Kanonen waren verloren. Das war ein Verlust, wie er bei einer Hauptschlacht nicht größer hätte sein können. Die moralische Wirkung dieses Sieges zeigte sich alsbald. Heer und Landbevölkerung, leicht veränderlich, wie sie seit Cäsars Zeiten sind, gewannen noch einmal Mut und Zuversicht. Die Hindernisse für die Verbündeten mehrten sich; sie galten für verloren, ihr Rückzug für sicher. Die Verpflegung wurde täglich schwieriger; schon zeigten sich bewaffnete Banden, die auf einen beginnenden Volkskrieg gedeutet werden konnten.



Prinz August von Preußen.
Nach einem anonymen Stich eines Gemäldes von Karl Meyer.

Bei Napoleon steigerte sich der Mut rasch zum Übermut. In der Meinung, er habe die schlesische Armee vernichtet, warf er sich mit gleicher Schnelligkeit auf das böhmische Heer, um diesem dasselbe Schicksal zu bereiten. Am 18. Februar stieß er bei Montereau auf die Vortruppen Schwarzenbergs unter dem Kronprinzen von Württemberg und trieb sie auf das Hauptheer zurück. Jener nahm diesen Mißerfolg so ernst, daß er auch mit dem Hauptheer den Rückzug nach Troyes antrat und Blücher zur Hilfe herbeirief. Dieser schrieb sofort zurück, er werde am 21. Februar mit 53000 Mann und 300 Kanonen bei Meery an der Seine stehen, um am 22. Februar an dem Angriff auf Napoleon teilzunehmen. Für diesen Tag war also eine gemeinsame Schlacht geplant; zur Ausführung aber kam sie nicht.

Neben den Kriegsereignissen gingen nämlich die Unterhandlungen auf dem **Friedenskongreß in Chatillon** her, wo am 5. Februar die Vertreter der verbündeten Mächte mit Napoleons Minister Caulaincourt zusammensaßen, um die Grundlagen des Friedens zu erörtern. Die Verhandlungen schwankten wie die Ereignisse im Felde. Hatte Napoleon

einen Erfolg errungen, so glaubte Caulaincourt, seine Forderungen nicht hoch genug schrauben zu können. Hatten die Franzosen eine Schlappe erlitten, so konnte er diese nicht geringfügig genug hinstellen. Die Verbündeten ihrerseits hofften wiederum mit Zuversicht, Napoleon werde die gestellten Bedingungen verwerfen und dadurch die Kluft zwischen sich und seinem Volke erweitern. Gleich in der ersten Sitzung (7. Februar 1814) forderte Stadion nicht etwa, wie im November, die „natürlichen" Grenzen, sondern die alten Grenzen des königlichen Frankreich, also die von 1790. Nicht nur alle Hoheits- und Schutzrechte auf Deutschland, Italien, Schweiz sollte er preisgeben, sondern auch alles linksrheinische Land. Damit hätte er eingestanden, daß er, der gefeierte Meister des Krieges, außer stande sei, das zu erhalten, was die erbärmliche Direktorialregierung erworben hatte. Als Napoleon das betreffende Schriftstück las, schloß er sich stundenlang in seine Zimmer ein. Lieber wollte er selbst im Kampfe untergehen, als solchen Schimpf auf sich nehmen. Das war am 8. Februar. Wir wissen, daß schon die nächsten Tage (10. bis 14. Februar) mit ihren Siegen über Blücher ihm eine Besserung seiner militärischen und damit auch seiner diplomatischen Lage brachten. Nach dem Tage von Montereau vollends kamen für ihn kaum noch die „natürlichen" Grenzen in Betracht. Er nahm die Vollmachten Caulaincourts zurück und verwarf den Waffenstillstand, den ihm Schwarzenberg anbot. Ja er gewann, angesichts seiner jüngsten Erfolge, sogar den Mut, in feurigen Proklamationen sein Volk zum Kampfe gegen die fremden Eindringlinge aufzurufen.

Napoleon unterschätzte die Macht und Lage seiner Feinde ebensosehr als er die seinige überschätzte. Gewiß war die Koalition zwieträchtig, durch Eifersucht, Eigennutz und Interessengegensätze gespalten. Einträchtig aber war sie doch in dem Wunsche, durch Wiederherstellung der vorrevolutionären Grenzen und womöglich durch den Sturz Napoleons sich für die Zukunft Ruhe zu verschaffen. — Die für den 22. Februar geplante Schlacht der beiden Armeen fand nicht statt, obwohl die Verbündeten doppelt so stark waren als ihr Gegner (150000 gegen 70000). Vielmehr setzte Schwarzenberg im Widerspruch mit dem Zaren und dem König von Preußen den Beschluß durch, daß das Hauptheer auf Langres und Blücher auf Nancy zurückgehen sollte. Das waren die Stel-

lungen, die man vor drei Wochen innegehabt hatte. Blücher tobte und fluchte wie der wildeste Husar, als er diesen Beschluß vernahm. Er war entschlossen, im Notfall den Gehorsam zu verweigern, zunächst aber einen Versuch zu machen, um eine Änderung des Beschlusses herbeizuführen. Dieses gelang ihm. Schwarzenberg und die Monarchen gaben ihre Einwilligung, daß die schlesische Armee sich abermals von der böhmischen trennte. Sie sollte sich mit den Preußen unter Bülow und den Russen unter Wintzingerode vereinigen und den Marsch auf Paris antreten; in einer Stärke von 100 000 Mann brauchte sie auch Napoleon nicht zu fürchten. Durch diesen Beschluß wurde die Blüchersche Armee der Bedeutung nach die erste, während die Schwarzenbergsche mehr und mehr in den Hintergrund trat. „Der Ausgang des Feldzugs liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand," schrieb der König von Preußen an seinen Feldmarschall. In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar überschritt dieser die Aube, während Schwarzenberg auf Bar-sur-Aube sich zurückzog. Noch weiteren Rückzug hinderte der Zar, der schließlich drohte, er werde mit sämtlichen russischen Truppen zum Blücherschen Heere übergehen. Schwarzenberg machte also halt und rückte wieder gegen Troyes vor. Ja am 27. Februar raffte er sich sogar zu einem Angriff auf Marschall Oudinot auf, den er bei Bar-sur-Aube schlug. Hier war es, wo der kaum siebzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen (der spätere Kaiser), der mit seinem Vater den Feldzug mitmachte, die Feuertaufe erhielt. Als sein Vater ihn beauftragte, eine Auskunft einzuholen, ritt er mitten im Kugelregen kaltblütig nach seinem Ziele. Das Eiserne Kreuz und der russische St. Georgsorden waren der Lohn.

Zwei Tage darauf (1. März) schlossen die vier Mächte (Rußland, England, Österreich, Preußen) den **Vertrag von Chaumont**, der sie verpflichtete, nur gemeinsam zu verhandeln und 20 Jahre lang je 150 000 Mann gegen Napoleon bereit zu halten. Außerdem war ein Plan für die Neuordnung Europas entworfen. Damit waren die österreichischen Sonderverhandlungen abgeschnitten, die Hoffnungen Napoleons auf Sprengung der Koalition begraben.

Napoleon war am 27. Februar von Troyes aufgebrochen in der Hoffnung, seinen gefährlichsten Gegner Blücher vor der Vereinigung mit der Nordarmee zu erreichen und die Tage von Montmirail und Etoges zu wiederholen. Aber

er kam zu spät. Am 4. März vereinigte sich Blücher in Soissons mit Bülow und Winzingerode. Jetzt gebot er über eine Streitmacht wie nie zuvor, 110 000 Mann und 500 Kanonen. Am 7. Februar hatte er auf dem steilen Plateau von Craonne den ersten Zusammenstoß mit Napoleon. Er endigte mit dem Rückzug der Russen unter Winzingerode. Aber es war beinahe ein Pyrrhussieg. Napoleon hatte 8000 Mann verloren, die Russen 4800. Jener brauchte einen großen, entscheidenden Sieg. Darum griff er seinen Gegner am 9. März **bei Laon**, wo dieser eine überaus feste Stellung einnahm, mit Ungestüm an. Der Kampf am ersten Tage brachte keine Entscheidung. Doch besetzte Marmont noch am Nachmittag das Dorf Athis, wodurch er die linke Seite Blüchers ernstlich bedrohte. York und Bülow beschlossen deshalb, durch einen nächtlichen Überfall diese abgesonderte Abteilung über den Haufen zu werfen. Um 8 Uhr, bei sternheller Nacht, setzten sich die beiden Korps in aller Stille in Bewegung und kamen bis in die unmittelbare Nähe des Feindes, ohne daß dieser etwas merkte. Die Verwirrung war entsetzlich, als auf einmal die Trommeln wirbelten und das Hurra erscholl und die Kugeln einschlugen. Nach kurzer Gegenwehr stoben die Feinde auseinander. Als von der Seite auch noch die Zietenschen Husaren einhieben, geriet das Marmontsche Korps, von dem Napoleon so viel erwartet hatte, in völlige Auflösung. 45 Geschütze, 131 Munitionswagen, 2500 Gefangene fielen den Preußen in die Hände. Als Yorks Adjutant dem Feldherrn den Sieg meldete, rief dieser aus: „Bei Gott! Ihr alten Yorkschen seid brave Kerls; wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein."

Der Sieg von Laon, der bis zur Vernichtung Napoleons ausgebeutet werden konnte, blieb ungenützt. Blücher war durch Krankheit ans Bett gefesselt; Gneisenau überschätzte die Stärke des Feindes und wollte die Verantwortung nicht übernehmen; Bülow meinte, es sei nicht gerade nötig, daß sie allein alles ausfechten und sich dabei aufreiben. So hatte Napoleon Zeit, sich aufs neue gegen Schwarzenberg zu wenden. Als dieser seine geringe Streitkraft sah, griff er selbst an und brachte ihm bei Arcis-sur-Aube eine Niederlage bei (20. und 21. März).

Die Lage Napoleons, der in den letzten Wochen mehr als 20 000 Mann verloren hatte, wurde täglich bedenk-

licher. Wohin er sich wandte, da stieß er auf ungeheure Überzahlen, mit denen auch ein Genius wie der seinige vergeblich rang. Auch aus anderen Teilen Frankreichs kamen schlimme Botschaften. Lyon ging an die Österreicher unter Bubna, Bordeaux an die Engländer verloren; Marschall Soult mußte vor Wellington zurückweichen. Die Verhandlungen in Lusigny, die den Waffenstillstand bringen sollten, wurden am 5. März auf Antrag Alexanders abgebrochen. In Chatillon blieb man noch beisammen, aber ohne etwas zu erreichen. Endlich am 15. März, nach der Schlacht bei Laon, übergab Caulaincourt einen Entwurf, der eine klare Lage schuf. Rhein und Alpen sollten wieder die Grenzen bilden, Eugen das Königreich Italien behalten, Louis Napoleon desgleichen das Herzogtum Berg. Selbst die kaiserlichen Marschälle und Herzöge sollten im Besitze ihrer in Deutschland gelegenen Güter bleiben. Jetzt sah sogar Metternich ein, daß einem solchen „Schwiegersohn" nicht zu helfen sei. Am 19. März löste sich der Kongreß von Chatillon auf, Gneisenau konnte mit Recht sagen: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker."

In dieser Lage faßte Napoleon den verwegenen Entschluß, die Straße nach Paris freizugeben und sich den Verbündeten in den Rücken zu werfen. Er hoffte, Schwarzenberg werde sich zur Umkehr bewegen lassen, wenn er seine Verbindungen nach rückwärts bedroht sehe. Aber ein Brief Napoleons, in welchem er seiner Gemahlin Andeutungen über seine Absichten machte, fiel den Verbündeten in die Hände, und an demselben Tage (23. März) fingen russische Kosaken einen Kurier ab, der dem Kaiser vertrauliche Berichte über Paris überbringen sollte. Aus diesen erkannten die Verbündeten die allgemeine Entmutigung und die trostlose Lage, in der sich die Hauptstadt befand. Tags darauf wurde Kriegsrat gehalten, und von nun an war der **Marsch auf Paris** die allgemeine Losung. Wieder einen Tag später (25. März) waren Schwarzenbergs und Blüchers Truppen schon unterwegs. Nur Wintzingerode sollte mit 10000 Reitern Napoleon nachfolgen, um ihn über die Bewegungen seiner Gegner zu täuschen. Kaiser Franz Joseph mit Gefolge blieb in Dijon zurück. Er wollte nicht einen Zug mitmachen, der die Entthronung des eigenen Schwiegersohnes bezweckte. Noch am 25. März stieß der Kronprinz von Württemberg mit der Vorhut des Hauptheers bei Fère-Champenoise auf die

Marschälle Marmont und Mortier. Er schlug sie und trieb sie auf die Hauptstadt zurück, die sie aber nur auf Umwegen erreichten (29. März), weil ein Teil des Yorkschen Heeres ihnen die gerade Straße verlegte. Sie trafen die Stadt im Zustand größter Verwirrung und Kopflosigkeit. Die Regentin Marie Luise hatte sich mit dem vierjährigen König von Rom an demselben Tage nach Blois geflüchtet, wobei sie nicht vergaß, die wertvollsten Papiere, die Krondiamanten und den kaiserlichen Privatschatz im Wert von 18 Millionen Franken mitzunehmen. Cambacérès und 12000 Mann der alten Garde begleiteten sie. So fiel die oberste Leitung dem König Joseph zu, der dieser Aufgabe keineswegs gewachsen war.

Auch die Heere der Verbündeten kamen noch am 29. März im Osten und Norden der Hauptstadt an. Es waren wohl 120 000 Mann, denen die beiden Marschälle nur 34 000 Mann entgegenführen konnten, darunter einige Tausend Nationalgarden. Doch leisteten diese in der **Schlacht vor Paris** am 30. März noch wackeren Widerstand, bis ein stürmischer Angriff der preußischen Garden und der russischen Grenadiere die Scharen Marmonts zurückdrängte und Langeron im Sturmmarsch gegen den Montmartre vorging. Um 4 Uhr Nachmittags bot Marmont die Kapitulation an, nachdem 9000 Franzosen und 8000 Verbündete gefallen waren. Marmont war hierzu durch König Joseph ermächtigt, der Mittags 12 Uhr der Kaiserin nach Blois nachgeeilt war. Die Herrscher gestanden zunächst nur einen Waffenstillstand zu; aber schon Nachmittags 2 Uhr wurde der Vertrag unterzeichnet, der ihnen die französische Hauptstadt auslieferte; bis 7 Uhr Morgens mußten die Marschälle mit ihren Truppen sie geräumt haben.

Während dieser Stunden hatte Blücher, der dem Waffenstillstand nicht recht traute und den Verhandlungen den nötigen Nachdruck geben wollte, 84 Stück schweren Geschützes auf den Montmartre schaffen lassen. Jetzt stand er auf derselben Höhe, von der aus schon Heinrich von Navarra 1589 die Stadt beschossen hatte, und schaute durch sein Fernrohr hinüber nach der Stelle, von der aus Europa anderthalb Jahrzehnte hindurch seine Gesetze empfangen hatte. „Ich sähe die Stadt lieber durch meine Vierundzwanzigpfünder als durch mein Fernrohr an," äußerte er zu seiner Umgebung. Doch durfte der greise Held mit Befriedigung nach der Stadt hinübersehen, die jetzt bezwungen zu seinen Füßen lag. Was

er 1808 als kommandierender General in Pommern unter dem Widerspruch seiner Umgebung ausgesprochen hatte: „Napoleon muß doch herunter," das war jetzt Tat und Wahrheit geworden, und er durfte sich rühmen, daß keiner zu diesem Erfolge so viel beigetragen hatte als er selbst.

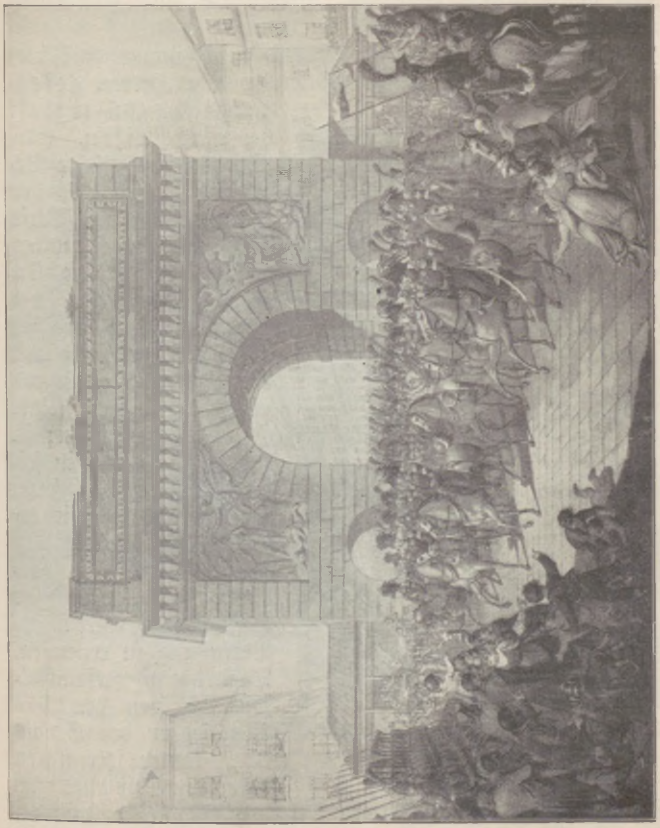
Und wo weilte **Napoleon**, während seine Feinde sich seiner Hauptstadt bemächtigten? Er hatte kaum aus dem Munde von Gefangenen gehört, daß die Verbündeten trotz seines Manövers auf Paris losmarschierten, da eilte er in Gewaltmärschen herbei, um seine Hauptstadt und damit seine Herrschaft zu retten. Krieger und Pferde erlagen den Anstrengungen. Wie in Rußland so verließ er auch hier sein Heer und stürmte zuletzt in einem Wagen mit Kurierpferden vorwärts, begleitet von Caulaincourt und wenigen Reitern. Am 30. März spät Abends erreichte er das Posthaus Juvisy, zwei Meilen von Paris entfernt. Von hier aus wollte er die Bevölkerung zum Kampfe aufbieten. Aber es war zu spät. Seine Marschälle hatten den Waffenstillstand schon abgeschlossen und waren im Begriffe, die Stadt völlig zu übergeben. Der Kaiser erkannte, daß weiterer Widerstand nutzlos sei, und wandte sich nach Fontainebleau.

Am 31. März gegen Mittag hielten die Verbündeten ihren **Einzug in Paris**. Voraus ritt ein Musikkorps und eine starke, 15 Pferde breite Reiterabteilung. Dann folgten die beiden Herrscher Friedrich Wilhelm und Alexander, diesem zur Rechten Fürst Schwarzenberg als Vertreter des Kaisers Franz. Hinter den Herrschern ritt das glänzende Gefolge, Prinzen und Generale, allen voran die beiden Söhne des preußischen Königs, Friedrich Wilhelm und Wilhelm. Dann kamen die russischen und preußischen Garden, 30000 Mann stark, ein buntes Gemisch von Trachten und Waffen. Um wenigstens ein gemeinsames Erkennungszeichen zu haben, trugen alle eine weiße Binde am Arm. Die Truppen Yorks und Blüchers fehlten, obwohl gerade sie an Märschen und Kämpfen das meiste geleistet hatten. Dieser Arbeit entsprach auch der allerdings nicht mehr paradem äßige Zustand ihrer Uniformen. Den Parisern aber wollte man auch durch das Äußere imponieren. So blieben die Hauptkämpen von der Ehre des Einzugs ausgeschlossen. Auch Blücher fuhr erst am folgenden Abend in einem geschlossenen Wagen nach seinem Quartiere, dem Palast Fouché; ihm hatten seine Ärzte die Teilnahme am Einmarsch verboten. Der glänzende Zug nahm seinen

Weg über die Boulevards nach der Place de la concorde und von da durch die Prachtstraße den Elyseischen Feldern entlang, wo die Garden vor den Herrschern in Parade vorbeimarschierten. Die Pariser staunten über die endlosen, stramm einherschreitenden Heeressäulen, die Napoleon in seinen Berichten so oft „besiegt" oder gar „vernichtet" haben wollte. Sie sahen auch mit Befremden die Armbinden, und weil sie den wahren Grund nicht kannten, brachten sie die weiße Farbe in Zusammenhang mit den Lilien der Bourbonen. In dieser Vermutung wurden sie bestärkt durch einige royalistische Reiter, die dem Zuge zur Seite ritten und fortwährend riefen: Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben die Bourbonen! Es lebe Ludwig XVIII.! Daneben hörte man wilde Verwünschungen gegen den bisherigen Herrscher, und auf dem Vendomeplatze mußten russische Grenadiere die Siegessäule mit der Statue Napoleons vor der Wut einer Rotte schützen.

Der Zar hatte ursprünglich im Elyseischen Palast Wohnung nehmen wollen; als man ihn aber warnte, weil das Haus unterminiert sei, stieg er auf Talleyrands Einladung in dessen Hotel Saint-Florentin ab. In diesem Hause wurden in den nächsten Stunden und Tagen die Geschicke Frankreichs entschieden. Noch am Abend des Einzugstages traten hier acht Männer zu **einer Beratung** zusammen über die Frage, was mit Frankreich zu geschehen habe. Es waren neben dem Zaren der König von Preußen, Schwarzenberg, Liechtenstein, Pozzo di Borgo, Nesselrode und Dalberg, und als einziger Franzose Talleyrand. Der Zar, der den Vorsitz führte, stellte drei Fragen zur Beantwortung: ob man mit dem Kaiser Napoleon Frieden schließen oder eine Regentschaft zu Gunsten seines Sohnes einsetzen oder die Bourbonen zurückberufen sollte. Die beiden ersten Fragen wurden rasch und entschieden verneint. Napoleon war also in den Augen der Verbündeten nicht mehr Kaiser von Frankreich. Jetzt war Talleyrands Stunde gekommen. Dieser Mann, klug und gewandt, wie er war, hatte von dem Augenblicke an, wo er Napoleons Vertrauen verloren hatte, heimliche Verbindungen mit Ludwig XVIII. angeknüpft. Er hatte auch für die entscheidende Stunde dieses Abends Vorsorge getroffen. Seine Empfehlung der Bourbonen faßte er in die Worte zusammen: „Die Bourbonen sind ein Prinzip; alles übrige ist eine Intrige." Diese Worte waren nicht nach dem Herzen des

Zaren gesprochen, der viel lieber Bernadotte oder den Vizekönig von Italien auf dem Throne Frankreichs gesehen hätte. Aber er hatte auch den Grundsatz ausgesprochen, daß das französische Volk selbst seine neue Regierung bestimmen



Siegreicher Einzug der hohen Verbündeten in Paris am 31. März 1814.
Nach einer Zeichnung von L. Wolf, gestochen von E. Vogel.

sollte. Man mußte dem Zaren also nachweisen, daß das Volk die Wiedereinsetzung der Bourbonen wünschte. Zu diesem Zwecke hielt Talleyrand im Nebenzimmer den Erzbischof von Mecheln, de Pradt, und den Baron Louis bereit. Als diese hereingerufen wurden, versicherten sie, ganz Frankreich sei bourbonisch gesinnt. Ehe der Zar sich besiegt gab,

machte er noch eine schüchterne Andeutung wegen Bernadottes. Aber Talleyrand erwiderte: „Ein Soldat! Wir wollen keinen mehr! Wünschten wir einen, so würden wir den behalten, den wir haben; denn er ist der erste Soldat der Welt.“ Jetzt gab sich der Zar besiegt. Bernadottes Aussichten waren vernichtet.

Der „Königsmacher“ Talleyrand fand nun auch Mittel und Wege, um dem Beschluß dieser acht Herren gesetzmäßige Gültigkeit zu verschaffen. Eine Stunde nach dieser Beratung war an den Straßenecken von Paris eine von Alexander unterzeichnete öffentliche Erklärung zu lesen des Inhalts: Die Souveräne werden nicht mehr mit Napoleon noch mit irgend einem Mitglied seiner Familie verhandeln; sie wollen Frankreich in seinem früheren Besitzstand von der Königszeit erhalten und laden den Senat ein, eine vorläufige Regierung zur Vorbereitung einer neuen Verfassung zu ernennen. Tags darauf versammelten sich von den 142 Mitgliedern des Senats 63, lauter Kreaturen Napoleons, die alles was sie besaßen, Reichtum, Ehre, Titel, dem Manne verdankten, den sie jetzt friedlos machen sollten. Dieser Rumpfsenat beschloß: Der Senat und der gesetzgebende Körper bleiben erhalten wie unter dem Kaiserreich; die Offiziere und Soldaten, auch die verabschiedeten und die Witwen der verstorbenen, behalten ihre Grade, Auszeichnungen und Gehalte; die öffentliche Schuld wird anerkannt; der Verkauf der Nationalgüter bleibt gültig; die Freiheit der politischen



Die Säule auf dem Vendomeplatz zu Paris.
Nach einer Zeichnung von Arnaut, lithographiert von Benard.

Ansichten, der Religion und Presse wird gewährleistet. Dann ernannte er die gewünschte vorläufige Regierung; ihre Mitglieder waren Graf Dalberg, Neffe des Fürstprimas, Abbé von Montesquiou, General Beurnonville und Jaucourt; den Vorsitz hatte Talleyrand. Auf den Antrag dieser vorläufigen Regierung beschloß der Senat am Abend des 2. April die Thronentsetzung Napoleons und seiner Dynastie und entband alle Franzosen von dem Eid der Treue. Am 3. April trat der „gesetzgebende Körper" diesem Beschlusse bei. Auch



Napoleons Abschied von seiner Garde in Fontainebleau am 20. April 1814.
Gestochen von Jazet nach einem Gemälde von H. Vernet.
Nach einem im Besitze des histor. Museums der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I. befindlichen Original, Napoleonstein bei Leipzig.

eine Kommission wurde bestimmt, um den neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Für diese sowie für die Wiederherstellung des Bourbonenthrones trat seit dem 1. April noch eine andere Macht in Tätigkeit, die den allergrößten Einfluß besaß; das war die Presse. Der russische General Sacken hatte in seiner Eigenschaft als Militärgouverneur von Paris den Royalisten Morin mit der Beaufsichtigung der Zeitungen beauftragt, die nun unter seinem Einfluß mit unheimlicher Raschheit die Schwenkung vollzogen. Am 30. März

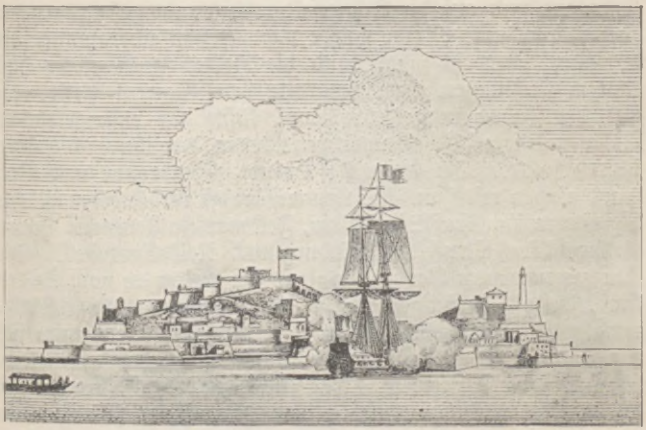
waren die Pariser Blätter noch voll Begeisterung für Napoleon gewesen; am 1. April nannten sie ihn einen Tyrannen, Usurpator, den Fluch Frankreichs und Europas, und Chateaubriand veröffentlichte seine bösartige Schrift „Von Bonaparte und den Bourbonen".

Während dieser Vorgänge befand sich **Napoleon in Fontainebleau**, von einem Entschlusse zum anderen überspringend. Seine Garden und mehrere seiner Marschälle waren um ihn. Auf die Treue der ersteren konnte er auch jetzt noch bauen, auf seine Marschälle nicht mehr. Sie waren von der Aussichtslosigkeit jedes weiteren Kampfes überzeugt und für ihre Titel und Reichtümer besorgt. Am 2. April kehrte Caulaincourt aus Paris nach Fontainebleau zurück mit der Meldung, daß alles verloren sei. Napoleon gab auch jetzt noch nicht alle Hoffnung auf. Er wollte mit den treugebliebenen Truppen nach Paris marschieren und das ganze Volk zum Entscheidungskampf aufrufen. Am 3. April hielt er eine flammende Rede an seine Garden und am 4. gab er den Befehl zum Aufbruch. Jetzt faßten sich die Marschälle Lefebvre, Oudinot, Ney und Macdonald ein Herz; nach der Parade begleiteten sie ihn in seine Gemächer, wo sie ihm klar und bestimmt erklärten, daß sie nicht gegen Paris marschieren würden; die Abdankung sei das einzige Mittel, um die Dynastie Bonaparte zu retten. Nach schwerem Kampfe unterzeichnete Napoleon am 4. April die Urkunde, durch welche er die Krone niederlegte und den Thron seinem Sohne Napoleon II. unter der Regentschaft der Kaiserin Marie Luise überließ. Caulaincourt, Ney und Macdonald sollten diese Erklärung nach Paris überbringen. Während der Audienz, die sie dort bei Alexander hatten, brachte ein Eilbote die Nachricht, daß Marschall Marmont seine Stellungen verlassen und mit den Verbündeten ein Abkommen getroffen habe. Marmont hatte dies getan unter der Bedingung, daß seine Truppen nach der Normandie abziehen dürften, und daß Napoleon an Freiheit und Leben nicht geschädigt würde.

Napoleon hatte noch am 5. April den abenteuerlichen Plan entworfen, mit dem Reste seiner Getreuen sich nach Italien zu werfen und sich mit seinem Stiefsohne Eugen zu vereinigen. Aber auch dieser Plan wurde aufgegeben, als die beiden Marschälle um Mitternacht aus Paris mit dem ablehnenden Bescheid zurückkehrten. Es gab keinen anderen Ausweg mehr als bedingungslose Abdankung, die er

am 6. April unterzeichnete. An demselben 6. April faßte der Senat in Paris den Beschluß, daß Ludwig Stanislaus Xaver, Bruder des letzten Königs, zum König von Frankreich ausgerufen werden sollte, sobald er die neue Verfassung, deren Grundzüge gleichzeitig beschlossen wurden, beschworen hätte.

Am 11. April wurde der **Vertrag von Fontainebleau** unterzeichnet, der Napoleons ferneres Schicksal bestimmte. Er durfte den kaiserlichen Titel weiter führen, und erhielt als souveränes Fürstentum die Insel Elba mit dem Rechte, 400 Mann seiner Garde mitzunehmen und ein Kriegsschiff



Porto-Ferrajo auf der Insel Elba.
Nach Peyre, Napoléon Ier et son temps.

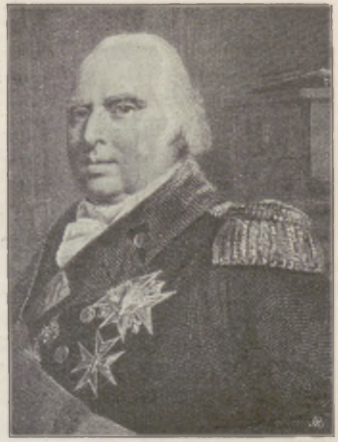
sich zu halten. Zur Bestreitung seines Hofhaltes sollten ihm jährlich zwei Millionen und seiner Familie dieselbe Summe ausbezahlt werden. Die Kaiserin Marie Luise erhielt für sich und ihren Sohn die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, der Vizekönig Eugen den bayerischen Bezirk Eichstädt mit dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg.

Alle Einsichtigen sahen eine Gefahr darin, daß man dem gestürzten Herrscher einen Aufenthalt in solcher Nähe seines eigenen und seines Adoptivvaterlandes anwies, und sie ahnten, daß das Spiel noch nicht aus sei. Aber Alexander hatte es so gewollt, und auch Metternich, der am 10. April in Paris ankam, konnte es nicht mehr ändern. Als Napoleon diesen

Vertrag las, da stellten sich seinem Geiste Vergangenheit und Zukunft nebeneinander und er erwog die Frage, ob für einen Mann, der dem Weltteil Gesetze vorzuschreiben gewohnt war, das Leben auf der Insel Elba überhaupt noch lebenswert sei. In einem Augenblick des tiefsten Lebensüberdrusses nahm er das Opium, das er schon in Rußland bei sich geführt hatte. Aber es blieb nicht bei ihm. Am 20. April nahm der Entthronte im Schloßhof zu Fontainebleau (seitdem la cour des adieux genannt) Abschied von seiner Garde. Zum letzten Male standen sie vor ihrem Kriegsherrn, die Getreuesten unter den Getreuen, die ihm zu den Pyramiden Ägyptens und auf die Schneefelder Rußlands gefolgt waren. Selbst der harte Mann wurde vom Gefühl übermannt, als er ihnen lebewohl sagte, und die Helden antworteten mit lautem Schluchzen. Er umarmte den General Petit, der mit der Fahne vorgetreten war, küßte den ruhmgekrönten Adler und warf sich dann in den Wagen, der ihn nach Süden führen sollte. Die Generale Drouot, Cambronne und Bertrand gingen mit ihm. Als Kommissäre der verbündeten Mächte begleiteten ihn Graf Schuwalow, Feldmarschallleutnant Baron Koller, Graf Truchseß-Waldburg und Neil-Campbell. Die ihm zugewiesenen Garden folgten. Je weiter er nach Süden kam, desto feindseliger wurde die Stimmung der Bevölkerung. Er war mehrmals in Lebensgefahr und konnte sich nur dadurch retten, daß er sich als österreichischen oder russischen Offizier verkleidete. Ein englisches Schiff brachte ihn am 4. Mai nach der Insel Elba. „Wie klein ist doch mein Reich!" rief Napoleon aus, als er eine der Höhen bestieg und die Insel, die nur 218 Quadratkilometer umfaßt, überschaute. Seine Gemahlin, Marie Luise, hatte keine Lust, mit dem Kaiser die Verbannung in Elba zu teilen. Sie begab sich mit ihrem Sohne, den Kaiser Franz 1818 zum Herzog von Reichstadt ernannte, nach Schönbrunn und übernahm 1816 die Regierung der ihr zugeteilten Herzogtümer. Sie vermählte sich 1822 in morganatischer Ehe mit dem Feldmarschallleutnant Grafen von Neipperg, der zu ihrem Oberhofmeister ernannt worden war. Die Mutter Napoleons und seine Schwester, Pauline Borghese, gingen nach Elba, um Napoleon sein Geschick zu erleichtern.

Ludwig XVIII. (1814—1824), früher Graf von Provence, hatte seit dem 20. Juni 1791, wo er aus Frankreich geflohen war, in der Verbannung gelebt. Unter dem

Namen eines Grafen von Lille hielt er sich teils in Deutschland, teils in Italien, teils in Mitau und Warschau auf und zuletzt (seit 1807) in England, wo er das Schloß Hartwell kaufte und bewohnte. Dort starb seine Gemahlin, eine Tochter des Königs Viktor Amadeus III. von Sardinien. Die Ehe war kinderlos. Somit war sein Bruder Karl, der Graf von Artois, der wahrscheinliche Thronfolger. Am 12. April hielt dieser unter den Jubelrufen des Volkes seinen Einzug in Paris und übernahm als „Generalleutnant von Frankreich" vorläufig die Regierung. Er setzte bis auf weiteres einen Staatsrat ein und schloß am 23. April mit den verbündeten Mächten einen Waffenstillstandsvertrag, wonach die französischen Truppen alle festen Plätze außerhalb Frankreichs, die noch von ihnen besetzt waren, zu räumen hatten; Geschütze, Waffen, Schiffe, Magazine, selbst Pläne und Karten und ähnliche Dinge mußten sie zurücklassen. All dieses Kriegsmaterial, dessen Wert man auf 1500 Millionen Franken schätzte, fiel den Verbündeten zu.



König Ludwig XVIII. von Frankreich.
Nach Morceau, gestochen von Taraval. Chalkographie des Louvre zu Paris.

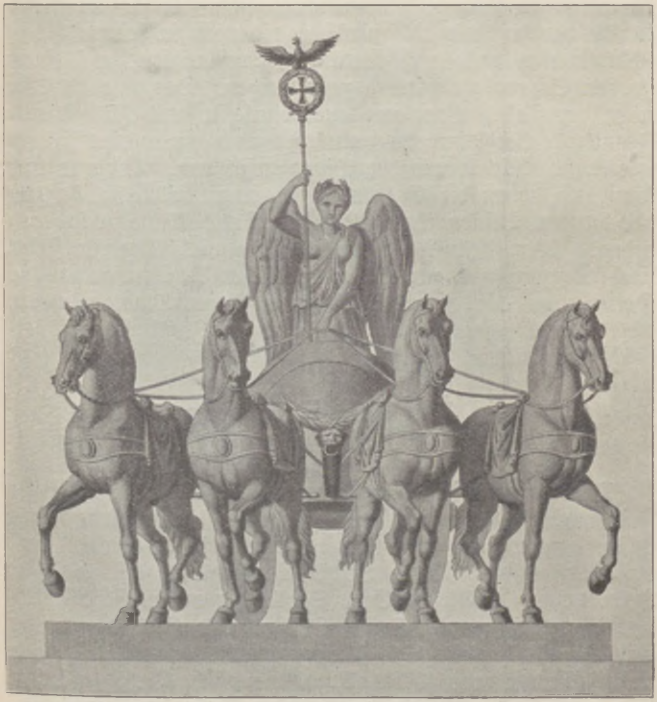
Am 24. April landete Ludwig in Calais; seine Reise durch Frankreich glich einem Triumphzug. Unterwegs erließ er die „Erklärung von Saint-Ouen", welche die Grundzüge einer neuen Verfassung enthielt. Ludwig wollte den Entwurf des Senates nicht ohne weiteres annehmen. Er war entschlossen, sein königliches Recht uneingeschränkt zu wahren und aus freier königlicher Gnade seinem Volke eine Verfassung zu schenken. Am 3. Mai hatten die Pariser Gelegenheit, ihren neuen Herrscher zu begrüßen. Eine königliche Erscheinung war nun freilich der sechzigjährige Herr nicht. „Auf zwei jammervoll gichtbrüchigen Beinen schleppte er einen dicken Rumpf keuchend dahin. Reiten konnte er gar nicht; stehen und gehen nur gestützt auf Stock und fremden Arm. Einzig

das Sitzen brachte er mit Würde fertig, und da kam auch sein nicht unschöner Kopf mit den lebhaften Augen zur Geltung." Gleich nach seinem Einzuge bildete er ein neues Ministerium, in welchem Talleyrand das Äußere übernahm. Dieser führte auch die Verhandlungen mit den fremden Mächten, wobei der in Chatillon aufgestellte Satz, daß Frankreich die Grenzen von 1792 erhalten solle, die Grundlage bildete. Am 30. Mai wurde **der erste Pariser Friede** unterzeichnet, der für Frankreich unverhältnismäßig günstig ausfiel. Das war das Werk des Zaren, der Frankreich gegenüber den großmütigen Schutzherrn spielte auf Kosten Preußens. Frankreich erhielt seinen Besitzstand vom 1. Januar 1792 samt den Gebieten von Avignon, Venaissin, Mömpelgard, dazu noch einen Bezirk an der westlichen Grenze von Savoyen, einen Streifen an der belgischen Grenze, und von der Pfalz Saarlouis und Landau, insgesamt 150 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner. Es zahlte keinerlei Kriegskostenentschädigung, auch keinen Ersatz für die Verpflegungsgelder, die Preußen noch zu fordern hatte (insgesamt 170 Millionen Franken). Als Entschädigung hierfür sollte das oben erwähnte Kriegszeug in den Festungen dienen. Von den geraubten Kunstgegenständen sollten nur diejenigen zurückgegeben werden, die noch nicht ausgepackt waren (z. B. die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor). Die Vasallenstaaten (Spanien, Italien, Holland, Deutschland) wurden freigegeben. Zur Ordnung der europäischen und besonders der deutschen Staaten sollte binnen zwei Monaten ein Kongreß sämtlicher Mächte in Wien zusammentreten. — Durch solch milde Bestimmungen gedachte man die neue bourbonische Regierung zu stützen und damit den Frieden Europas zu sichern.

Nach dem Friedensschlusse verließen die Heere der Verbündeten den französischen Boden. Alexander und Friedrich Wilhelm begaben sich, einer Einladung des Prinzregenten Georg von England folgend, im Juni mit glänzendem Gefolge nach London. Auch Blücher, der von seinem dankbaren König zum Fürsten Blücher von Wahlstatt ernannt worden war, mußte die Reise mitmachen. Und die Engländer feierten nun den herrlichen Greis in einer Weise, daß die Herrscher neben ihm fast verschwanden. Die Stadt London ernannte ihn zum Ehrenbürger, die Universität Oxford zum Ehrendoktor; die Bevölkerung drohte ihn aus Enthusiasmus zu zerdrücken, wo er sich zeigte. Nach seiner Rückkehr aufs Festland er-

klärte er, lieber wolle er noch einmal einen Feldzug mitmachen, als noch einmal in London sich also feiern lassen.

Durch den ersten Pariser Frieden war der Kreislauf der Ereignisse geschlossen. Nach zweiundzwanzigjähriger Unterbrechung führte wieder ein Bourbon das Zepter von



Die Viktoria vom Brandenburger Tor zu Berlin.
Nach einer Zeichnung von Kolbe, gestochen von Jügel.

Frankreich und unterzeichnete die Verträge, die Napoleon niemals hätte unterzeichnen können, ohne sich der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Dieser, als Erbe der Revolution, konnte nicht die Grenzen preisgeben, welche die Revolution ruhmvoll erkämpft hatte. Der Bourbon dagegen, der die neuen Verträge unterschrieb, erschien neben seinem Bruder noch als Mehrer des Reiches. Das verbündete Europa hatte durch

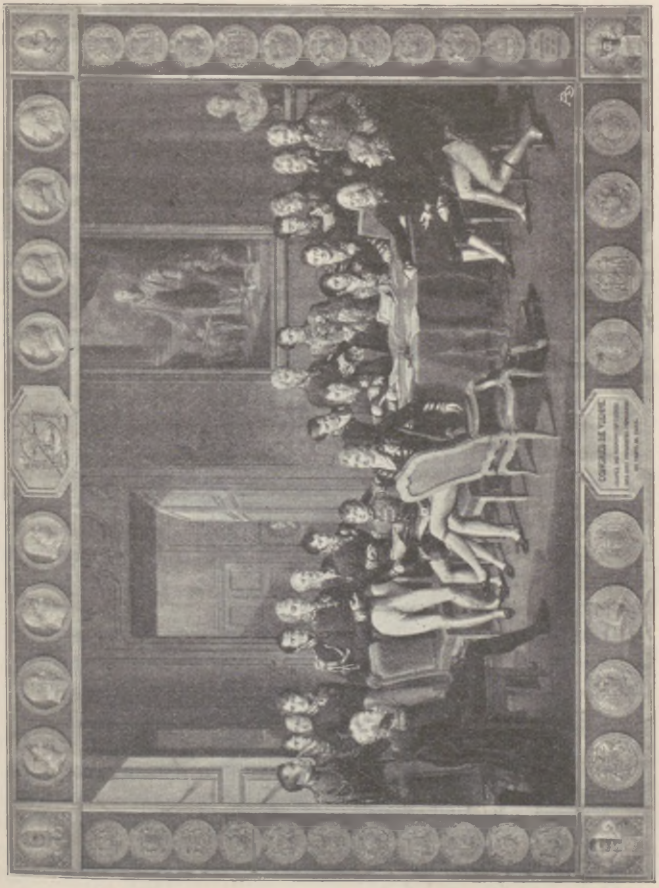
seine erdrückende Übermacht den Kriegshelden gestürzt. Die Macht der Überlieferung, die Notwendigkeit, an das Frühere anzuknüpfen, hat die Bourbonen zurückgeführt. Aber jenes hat nur halbe Arbeit gemacht und die Bourbonen hatten in zweiundzwanzig Jahren „nichts gelernt und nichts vergessen". Darum erwies sich beides als kurzlebig. Es genügte nicht, Napoleon zu stürzen. Man mußte ihm die äußere Möglichkeit rauben, die Riesenkräfte, die noch in seinem Geiste schlummerten und nach Betätigung verlangten, auf einem großen Schauplatze wirklich zu betätigen. Das war in Elba nicht der Fall. Von dort aus konnte er mit Italien und Frankreich Verbindungen anknüpfen und zur rechten Stunde wieder im Mittelpunkt der Dinge erscheinen. Es war auch kurzsichtig, wenn die Engländer sich damit trösteten, den beobachtenden Blicken ihrer Mittelmeerflotte könne nichts entgehen. War doch Napoleon auf der viel längeren Fahrt nach Ägypten und zurück den englischen Schiffen entgangen. Der richtige Blick war bei den preußischen Staatsmännern, die diesmal schon die weltabgeschiedene Insel Helena vorgeschlagen hatten.

4. Der Wiener Kongress.

(1814—1815.)

Der **Kongreß in Wien**, der nach Artikel 32 des Pariser Friedens vom 30. Mai binnen zwei Monaten zusammentreten sollte, konnte kaum nach vier Monaten eröffnet werden, weil die Herrscher nach ihrem Besuche in England erst noch ihre Heimat sehen wollten. Ende September waren sie alle beisammen, Kaiser und Könige, Fürsten und Edelleute, Ritter und Standesherren, Staatsmänner und Gelehrte, Offiziere und Prälaten; man zählte 450 diplomatische Persönlichkeiten. Alle europäischen Mächte, mit einziger Ausnahme der Türkei, hatten ihre Vertreter entsandt. Sogar die Säkularisierten und Mediatisierten hatten sich aufgemacht, um wenn möglich ihre alte Herrlichkeit zurückzugewinnen. Es war der erste europäische Kongreß seit den Tagen von Utrecht, die glänzendste Fürstenversammlung seit den Kaisertagen der Staufenzeit. Und diese vornehmen Herren insgesamt waren erfüllt von dem frohen Gefühle, daß alle Not und Gefahr vorüber sei, daß man sich seines Lebens wieder freuen könne. Nie hat die lustige Phäakenstadt an der schönen, blauen Donau ein

solches Wohlleben gesehen wie damals. Bälle, Maskeraden, Trinkgelage, Hasardspiele, Schauspiele, Opern, Konzerte, Schlittenfahrten, Feuerwerke, Jagden, Paraden: das alles



Der Wiener Kongreß.
Nach einem Gemälde von J. B. Isabey.

jagte sich nur so und ließ den Herren kaum Zeit, ihre schwierige Arbeit zu vollbringen. „Der Kongreß tagt, aber er geht nicht voran", lautete ein Witzwort des achtzigjährigen Fürsten von Ligne. Kaiser Franz bewies eine fürstliche Gast-

freundschaft. Obwohl er selbst in arger Geldnot stak, ließ er sich die Bewirtung der vornehmen Gesellschaft doch 16 Millionen Gulden kosten. Dafür hatte er auch die Ehre, die erlauchten Herren in seiner Hauptstadt sehen zu dürfen, womit die leitende Stellung Österreichs anerkannt war.

Die Aufgabe des Kongresses bestand nach dem genannten Paragraph 32 darin, „die Verfügungen zu treffen, welche die Bestimmungen des Pariser Vertrages ergänzen sollten". Das Zeitalter der Erschütterungen und Umwälzungen war zu Ende. Jetzt galt es, das gestörte Gleichgewicht der Mächte wiederherzustellen und die inneren und äußeren Verhältnisse so zu ordnen, daß ein dauernder Friedstand gesichert würde. Die Versammlung war zur Lösung dieser umfangreichen und schwierigen Aufgabe nicht geeignet. Die Fürsten und Staatsmänner insgesamt waren nur von dem einen Gedanken erfüllt, für sich selbst möglichst viel herauszuschlagen. Ohne Verständnis für das Erwachen des Volkes, für die Macht des freiheitlichen und nationalen Gedankens geizten sie nur nach Vermehrung der Quadratmeilen und waren zufrieden, wenn diese Rechnung stimmte. Auch die Entrechteten und Beraubten nahmen einen stürmischen Anlauf, um Macht und Recht von früher wiederzugewinnen. So war der Kongreß ein „diplomatisches Schlachtfeld, wo Machtansprüche und Gegensätze wie kurz zuvor die Schwerter sich kreuzten". Diejenige Macht aber, die den Herrschaftsbau Napoleons eingerissen und die Blutarbeit besorgt hatte, das Volk, hatte in Wien keine Stimme noch Vertretung.

Die Hauptpersönlichkeiten waren die Vertreter der verbündeten vier Großmächte, Metternich für Österreich, Hardenberg und W. v. Humboldt für Preußen, Nesselrode für Rußland, Castlereagh für England (später Wellington). Wenn diese vier Mächte in geschlossener Einheit auftraten, konnten sie dem Kongreß in allwege ihre Meinung aufnötigen. So war es auch beabsichtigt. Am 22. September beschlossen sie, die deutschen Angelegenheiten von den europäischen ganz zu trennen und jene einem Fürstenausschuß zu überweisen (Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Württemberg). Frankreich sollte bei der Neuverteilung der Länder keine Stimme haben. Trotzdem sandte Ludwig XVIII. eine besondere Gesandtschaft nach Wien, bestehend aus Talleyrand, dem Herzog von Dalberg und dem Grafen Latour du Pin. Am 23. September, zwei Tage vor den Herrschern von Rußland und

Preußen, erschien Talleyrand in Wien und am 30. wohnte er bereits auf Einladung Metternichs einer Beratung der Vertreter der vier „verbündeten" Mächte bei. Hier forderte er und setzte es durch (15. Oktober), daß nicht nur diese vier Mächte, sondern überhaupt alle, die den Pariser Frieden unterzeichnet hätten, also auch Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, in den Ausschüssen vertreten sein sollten. Jede Macht sollte in dem Generalausschuß eine Stimme führen und die Rangordnung durch die Aufeinanderfolge der Namen im französischen Alphabet ersetzt werden. So erhielt Autriche, Österreich, den Vorsitz. Das war der erste Sieg des klugen und gewandten Mannes, der bald die einflußreichste Persönlichkeit des ganzen Kongresses war. Ihm blieb es auch vorbehalten, das Wort zu prägen, das nicht nur bei der Neuordnung Europas Richtschnur war, sondern auch die nächsten 50 Jahre hindurch als die festeste Stütze der Throne galt; das war das „Legitimitätsprinzip", der Grundsatz, daß die erblichen Fürstenhäuser kraft göttlichen Rechtes die allein rechtmäßigen Inhaber der Staatsgewalt seien. So hat also der Mann der Revolution, der einst bei dem Verbrüderungsfest auf dem Marsfeld die Fahnen geweiht hatte, gegenüber der Beraubung und Vergewaltigung die Herrschaft von Gottes Gnaden, das geschichtlich gewordene Recht verkündet und die Fürsten samt ihren Ratgebern haben diesen Grundsatz begierig aufgegriffen.



Fürst Metternich.
Nach einem Gemälde von Sir Thomas Lawrence, gestochen von Samuel Cousins.

Mit ihm hat Talleyrand seinem eigenen Staate die frühere Machtstellung zurückgewonnen; mit ihm hat er in Wien die deutschen Mittelstaaten gerettet und eine Vergrößerung Preußens, das doch am meisten Opfer gebracht hatte, hintertrieben. Der Besiegte hat die Sieger vor seinen Wagen gespannt.

Die wichtigsten Fragen, die den Kongreß beschäftigten, waren die polnische und die mit ihr zusammenhängende sächsische. Für die übrige Länderverteilung hatten schon die Verträge von Chaumont und Paris die Grundlinien gezogen, so daß die Versammlung nur zuzustimmen brauchte. Dagegen spitzten sich jene beiden so zu, daß eine Zeitlang das ganze Friedenswerk gefährdet war. Das Herzogtum Warschau war als eine Schöpfung Napoleons mit seinem Sturze auch zusammengebrochen. Jetzt hielt der Zar die längst ersehnte Gelegenheit für gekommen, ganz Polen seinem Reiche anzugliedern. Geschah dies, so mußte Preußen für seine polnischen Gebietsteile anderweitig entschädigt werden. Den geeignetsten Ersatz sah der Zar in Sachsen, dessen Erwerb ja schon Friedrich der Große ins Auge gefaßt hatte, dessen König noch in Lichterfelde gefangen saß. Um ihre Ansprüche gemeinsam durchzusetzen, verband sich am 5. November der Zar mit Friedrich Wilhelm, obwohl Hardenberg den ganzen Plan mißbilligte und mit seinem Rücktritt drohte. Gegen diese Einverleibungsgelüste erhob sich aber ein heftiger Widerstand, am meisten von seiten Metternichs und Talleyrands. Jener sah in dem polnischen Plane eine Gefahr für Galizien, und in dem sächsischen eine Gefahr für das österreichische Übergewicht in Deutschland. Dieser wollte eine Abrundung und Erstarkung Preußens verhindern und die Mittelstaaten beibehalten, um dem Deutschen Reiche seine Ohnmacht und seinem eigenen Vaterlande den früheren Einfluß zu sichern. Sie suchten und fanden Fühlung mit England, das gegen Rußland und Preußen gleich mißtrauisch war. Dank der Schürarbeit Talleyrands verschärfte sich der Gegensatz zwischen den beiden Gruppen dermaßen, daß die drei Mächte am 3. Januar 1815 gegen Preußen und Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen, dem Bayern, Hannover, Hessen-Darmstadt, die Niederlande und Sardinien beitraten. Im Gefühl dieses neuen diplomatischen Sieges schrieb Talleyrand seinem König, die Koalition sei gesprengt. Doch kam es nicht zu dem Kriege, für den man schon Vorbereitungen

traf. Am 8. Februar erklärten die zwei Mächte sich bereit, auf einen Teil ihrer Forderungen zu verzichten. Damit war die schwierigste Frage gelöst, die Eintracht der Mächte wiederhergestellt.

Das war um so notwendiger, als Metternich am 7. März nach einer langen Sitzung die Nachricht erhielt, Napoleon habe am 1. März den Boden Frankreichs wieder betreten und befinde sich auf dem Marsche nach Paris. Der Kongreß geriet in eine begreifliche Erregung, beschloß aber sofort die Achtung Napoleons (13. März) und setzte alsdann seine Arbeiten wieder fort. Diese nahmen sogar einen rascheren und glatteren Verlauf, als der Sturz der Bourbonen in Paris auch den Wühlereien Talleyrands in Wien ein Ende machte.

Die Schlußakte des Wiener Kongresses, die alle Einzelverträge enthielt, wurde am 9. Juni 1815 unterzeichnet. Sie umfaßte 121 Artikel, von denen 107 die Länderverteilung, 14 die politische Gestaltung Deutschlands betrafen. Bestimmungen allgemeiner Art waren das Verbot des Negerhandels und die Freiheit der Schiffahrt auf denjenigen Strömen, die mehrere Länder durchschnitten. Durch die territorialen Bestimmungen erhielt die Karte Europas jene Gestalt, die sie im wesentlichen 50 Jahre lang bewahrt hat. Nur ein Staat, die Türkei, blieb von den Veränderungen unberührt. Papst Pius VII. protestierte gegen das ganze Friedenswerk, wie einst sein Vorgänger gegen den Westfälischen Frieden protestiert hatte. Dasselbe tat Spanien und die Säkularisierten. Doch blieben diese Einsprachen unbeachtet.

Rußland erhielt das Herzogtum Warschau mit Ausnahme des westlichen Teils (Großpolen), der an Preußen fiel; Ostgalizien kam wieder an Österreich. Krakau, über das man sich nicht einigen konnte, wurde Freistaat unter dem Schutz der drei Ostmächte; so bildete diese Republik mit ihren 22 Quadratmeilen den letzten Rest der polnischen Unabhängigkeit, die aber auch hier unter der Bevormundung der Schutzmächte immer mehr zusammenschrumpfte und im Jahre 1846 ganz verschwand. Der Zar nahm den Titel eines Königs von Polen an und gab dem Lande 1817 eine ziemlich freisinnige Verfassung, sowie eine von Rußland unabhängige Verwaltung, so daß Polen nur durch Personalunion mit Rußland verbunden war. Da der Zar auch noch Finnland und Bessarabien behielt, so hatte Rußland seine Stellung

als europäische Großmacht gewaltig verstärkt; sein Einfluß auf die europäische Politik machte sich in der Folgezeit immer mehr geltend. **England** hatte in den Napoleonischen Kriegen gar nichts verloren. Trotzdem bekam es jetzt die Insel Malta, die vermöge ihrer Lage ein Hauptstützpunkt der englischen Macht im Mittelländischen Meere werden sollte, die Insel Helgoland, die Dänemark im Kieler Frieden (1814) abgetreten hatte, sowie die Schutzherrschaft über die Jonischen Inseln. Ferner erhielt es von Holland die wichtigsten Kolonien in Guyana, die Insel Ceylon und das Kapland, das der Grundstock eines großen südafrikanischen Reiches unter Englands Oberherrschaft wurde. Auch Hannover verblieb dem welfischen Hause. So hatte das Inselreich für die gewaltigen Geldopfer, die es im Kampfe gegen Napoleon gebracht hatte, auch eine entsprechende Erweiterung seiner Seemacht und seines Seehandels erreicht. Da es mit Macht und Reichtum auch politische und religiöse Freiheit verband, so hatte es einen Vorsprung vor allen Staaten Europas.

Die Schweiz, die dem Kongreß viel zu schaffen gemacht hatte, wurde durch Genf, Wallis und Neuenburg vergrößert, so daß sie von jetzt ab 22 Kantone zählte. Neuenburg freilich stand dem Namen nach zugleich unter Preußens Oberhoheit. Die Neutralität des Staatenbundes wurde von allen Mächten anerkannt. Die neue Verfassung, die es erhielt, bedeutete gegenüber der Napoleonischen Vermittlungsakte eine Rückbildung vom Bundesstaat zum Staatenbund. Abgesehen von dem einheitlich gestalteten Heerwesen und der gemeinsamen äußeren Vertretung lag von jetzt an der politische Schwerpunkt in den Kantonen, deren Regierungen mächtiger waren als die Tagsatzung. **Belgien und Holland**, die alten burgundischen Lande, wurden zu dem „Königreich der vereinigten Niederlande" verbunden, obwohl die beiden Teile in Rasse, Sprache, Bekenntnis, Wirtschaftsleben auseinanderstrebten. Das deutsche Großherzogtum Luxemburg mit Lüttich wurde dem neuen Königreich hinzugefügt, dessen Krone dem Hause Oranien zufiel, zunächst Wilhelm I., der dafür seine deutschen Erbländer an Nassau und Preußen abtrat. Daß Holland einen beträchtlichen Teil seiner Kolonien an England verlor, ist schon gesagt. — In Spanien kehrte der unwürdige Ferdinand VII. auf den Thron seiner Väter zurück. Portugal wurde dem Hause Braganza zurückgegeben; doch blieb Johann VI. bis 1821 in Brasilien.

Schweden hatte Finnland an Rußland, Neuvorpommern an Preußen abtreten müssen. Seine Entschädigung bestand in Norwegen, das von nun ab durch Personalunion mit Schweden verknüpft war. Dänemark wurde für den Verlust von Norwegen und Helgoland mit Lauenburg abgefunden.

Italien hatte unter Napoleon nicht nur in seiner Kultur einen mächtigen Schritt vorwärts, sondern auch in seiner politischen Gestaltung einen Schritt dem Einheitsstaat entgegen gemacht. Jetzt sollte der Zustand der Dinge wieder um 20 Jahre zurückgeschraubt werden. Doch war hier zunächst alles noch im Flusse. Das Schicksal der Halbinsel hing mit dem **Murats** zusammen. Dieser hatte, wie wir gesehen haben, auf dem Rückzug von Rußland den ihm übertragenen Oberbefehl über das französische Heer eigenmächtig niedergelegt und dem Vizekönig Eugen übergeben. Von Neapel aus, wohin er eilte, knüpfte er die ersten geheimen Verhandlungen mit Österreich und Rußland an. Doch wurde das gespannte Verhältnis zwischen ihm und seinem Schwager wieder ausgeglichen; nach den Maierfolgen stellte er sich wieder bei Napoleon ein und machte die Schlachten bei Dresden und Leipzig mit. Dann aber hielt er den Thron Napoleons für verloren und knüpfte, um sein Königreich zu retten und womöglich noch zu vergrößern, neue Verhandlungen mit dessen Gegnern an. Am 11. Januar 1815 schloß er mit Österreich einen Vertrag, der ihm seinen bisherigen Besitz verbürgte und Vergrößerung durch Teile des Kirchenstaates in Aussicht stellte, gegen die Verpflichtung, 30 000 Mann zu Österreich stoßen zu lassen zu gemeinsamer Bekämpfung des Vizekönigs Eugen. Murat war aber doch nicht herzlos genug, um gegen seinen eigenen Waffengenossen, den Stiefsohn seines Schwagers, zu kämpfen. Er rückte zwar gegen den Po vor, führte aber den Krieg nur lässig. Nach der Abdankung Napoleons gab auch Eugen den Kampf auf und reiste nach Paris; das Königreich Italien hatte aufgehört zu bestehen. Eine vorläufige Regierung wurde eingesetzt, die das Land bis zum Po und Tessin für Österreich, den Rest von Ober- und Mittelitalien für die früheren Herrscher einzurichten begann. In wenigen Monaten war die Wiederherstellung der früheren Staatsverhältnisse Tatsache. Sie hatte nur die eine Lücke, daß Murat noch König von Neapel war. Der frühere König Ferdinand, der seit 1806 in Sizilien weilte, verlangte die Rückgabe seines Erblandes Neapel und wurde hierin von

den Engländern unterstützt. Auf dem Wiener Kongreß war alles gegen Murat; seine Gesandten wurden nicht einmal zugelassen. Nur Österreich fühlte sich durch seinen Vertrag gebunden, wartete aber auf eine Gelegenheit, um seiner Verpflichtung ledig zu werden.

Diese kam bald. Schon solange Napoleon auf Elba war, stand Murat in geheimem Verkehr mit ihm. Sobald er seine Landung und seinen Siegeszug nach Paris erfuhr, schlug er los, obwohl Napoleon ihn noch von Auxerre aus vor Übereilung warnte. Mit etwa 30000 Mann neapolitanischer Truppen rückte er im Kirchenstaat ein, zwang den Papst zur Flucht und erließ am 31. März 1815 einen Aufruf an die Völker Italiens, worin er sie für die Gründung eines einheitlichen und freien Italiens zu den Waffen rief. Jetzt hatte auch Österreich freie Hand; jetzt konnte der Kongreß auch in Italien sein Werk vollenden. Die alten Herrscherhäuser kehrten zurück und mit ihnen kam die alte Mißregierung und die alte Ohnmacht. Viktor Emanuel erhielt zu seinem Königreich Sardinien auch noch die Republik Genua. Das Herzogtum Modena fiel an Franz IV., einen Enkel des vertriebenen, letzten Herzogs Herkules III. von Este, Toskana an Ferdinand, den Bruder des Kaisers Franz, das Fürstentum Lucca an die ehemalige Königin von Etrurien, Infantin Marie Luise, Tochter des Königs Karl IV. von Spanien. Pius VII. erhielt den Kirchenstaat in seinem ganzen früheren Umfang zurück. Auch Ferdinand IV. wurde wieder in alle seine Rechte eingesetzt; am 17. Juni zog er in Neapel ein, vereinigte später (8. Dezember 1816) seine Staaten nördlich und südlich der Meerenge in ein „Königreich beider Sizilien" und nannte sich von nun an Ferdinand I. So war die Halbinsel, die doch eine Sprache, eine Volksart und einen Glauben hatte, unter sieben Herrscher geteilt, von denen nur zwei dem Lande selbst entstammten. Das Poland war unmittelbar österreichisch, Parma, Modena, Toskana mittelbar.

Bei der **Verteilung der deutschen Gebiete** ging man davon aus, daß die Säkularisation der geistlichen Gebiete und die Mediatisierung der weltlichen Reichsstände aufrecht erhalten werden sollte; nur die Reichsstadt Frankfurt und die Hansestädte Bremen, Hamburg, Lübeck erhielten wieder ihre frühere republikanische Selbständigkeit. Diese günstige Wirkung der Napoleonischen Herrschaft blieb also erhalten. Von

den einzelnen Staaten machte **Österreich** wieder das beste Geschäft. Was es verlor, war leicht zu verschmerzen; denn das abgelegene Belgien und Vorderösterreich hatten immer einen schwer regierbaren Außenbesitz gebildet. Dafür erhielt es jetzt Ostgalizien von Rußland, Salzburg, Tirol und Vorarlberg von Bayern, Lombardo-Venetien und die Anwartschaft auf Parma in Italien, dazu noch Dalmatien und Illyrien. Es zählte 2 Millionen Einwohner mehr als 1792, hatte eine treffliche Abrundung, eine große Stellung in Italien und die Aussicht, eine Stellung als Seemacht sich zu verschaffen.



Denkmünze auf Hardenberg.
Kgl. Münzkabinett zu Stuttgart.

Daß das bunte Völkergemisch später einmal gefährlich werden könnte, ahnte man damals noch nicht.

Preußen verlor an Hannover, das zum Range eines Königreiches emporstieg, Ostfriesland, Osnabrück, Hildesheim, Goslar und einen Teil der Grafschaft Lingen, an Bayern die fränkischen Besitzungen Ansbach und Baireuth. Dagegen wurde ihm zugesprochen der nördliche Teil des Königreichs Sachsen mit Wittenberg und Torgau, das Großherzogtum Posen mit dem Netzedistrikt, Westpreußen mit Thorn und Danzig, der Rest von Schwedisch-Pommern mit Rügen, seine früheren linkselbischen Besitzungen, das Herzogtum Jülich-Berg, die Kurlande Köln und Trier, der Kanton Neuenburg. Preußen zählte jetzt 5000 Quadratmeilen mit 10 Millionen Einwohnern. Es war immer noch die kleinste unter den Großmächten, dazu in zwei ungleiche Teile auseinandergerissen und seiner religiösen Einheitlichkeit beraubt; die neu erwor-

benen Gebiete gehörten größtenteils dem katholischen Bekenntnis an. Anderseits hatte auch diese Zerrissenheit des Gebietes ihre Bedeutung für die Zukunft. Preußens Grenzen am Rhein und am Memel waren Deutschlands Grenzen; wenn Preußen sich selbst schützte, so schützte es auch Deutschland. Um die fehlende Länderbrücke zwischen den beiden Teilen herzustellen, war es auf neue Ländererwerbungen hingewiesen. Die süddeutschen Staaten, die klüger gewesen waren als der König von Sachsen, retteten die Gebiete, die sie von Napoleons Gnaden erhalten hatten. Eine größere Verschiebung ergab sich nur bei Bayern, das für Salzburg und Tirol mit einem Teil der linksrheinischen Pfalz, dem Großherzogtum Würzburg und dem Fürstentum Aschaffenburg entschädigt wurde. — Die beiden Mecklenburg, Oldenburg und Weimar erhielten den Rang von Großherzogtümern.

Die deutsche Verfassungsfrage konnte sich an Schwierigkeit mit der polnischen Frage messen. Neununddreißig deutsche Gemeinwesen hatten die Wechselfälle des Zeitalters überdauert. Welche politische Gestaltung sollten nun diese erhalten? Das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit wünschte einfach Wiederherstellung des alten habsburgischen Kaisertums. Aber diesem Wunsche standen die Abmachungen von Teplitz, Chaumont und Paris entgegen, die eine Rückkehr zu den alten Zuständen ausschlossen. Die früheren Rheinbundfürsten wiesen jeden Gedanken an einen Kaiser schroff zurück. Sie fühlten sich als europäische Fürsten und wollten nicht ein Tüttelchen ihrer jungen Landeshoheit preisgeben. „Man werde doch nicht etwa aus verschiedenen Völkerschaften eine Nation bilden wollen", hatte der König von Württemberg geäußert. Sie waren der Meinung, durch den Abschluß von Bündnissen könne man dem Einigungsbedürfnis vollständig Genüge tun und sie wurden in ihrem Bestreben lebhaft unterstützt durch Talleyrand, den Schutzherrn und Anwalt der mittelstaatischen Selbstherrlichkeit, der die Rheinbundszustände möglichst unversehrt in die neue Zeit hinüberleiten wollte. Österreich wünschte keine Vormachtstellung Preußens und Preußen keine solche Österreichs. Beide waren der Kaiseridee abgeneigt. Hardenberg dachte zuerst an eine Wahlmonarchie, Stein an eine Erbmonarchie. Neue Vorschläge wurden gemacht und verworfen, Ausschüsse eingesetzt und aufgelöst. Freiherr vom Stein vermehrte die Wirrnisse durch die Unklarheit, mit welcher er über Verfassungsfragen ur-

teilte, und wenn er auch nicht als amtlicher Vertreter zugegen war, so besaß er doch das Ohr des Zaren und überhaupt eine gewichtige Stimme. Schließlich mußte man aber doch zu irgend einem Ergebnis kommen. Und dieses Ergebnis war „die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Kulturvolke von eingeborenen Herrschern auferlegt ward". Am 8. Juni endigten die Beratungen, nachdem man sich über 11 Artikel geeinigt hatte. Man hatte eben noch Zeit, diese der Schlußakte des Kongresses einzuverleiben. Tags darauf (9. Juni) wurde das ganze Werk von den Mächten unterzeichnet. Diese leiteten daraus das Recht ab, als Bürgen der Verfassung diese beaufsichtigen zu dürfen. So war Deutschland gewissermaßen unter die Vormundschaft Europas gestellt. Von den deutschen Staaten hatten vorerst nur 36 unterzeichnet; Baden folgte am 26. Juli; Württemberg am 1. September. Einen Staat hatte man ganz vergessen; es war Hessen-Homburg, das erst nach zwei Jahren seinen Beitritt erklärte.

Nach **der deutschen Bundesakte** bildeten diese 39 Gemeinwesen einen Staatenbund, der „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesstaaten" zum Zweck hatte. Österreich und Preußen traten nicht mit ihrem ganzen Gebiete bei, jenes nicht mit seinen Ländern jenseits der Leitha, dieses nicht mit seinen Provinzen Posen, Preußen und dem Kanton Neuenburg; außerdem behielten sich die beiden ihre Stellung als europäische Großmächte vor. Drei auswärtige Fürsten waren Mitglieder des Bundes, weil sie auch über deutsche Länder geboten, der König von Dänemark für Holstein und Lauenburg (nicht aber für Schleswig), der König der Niederlande für Luxemburg, der König von England für Hannover. Die einzelnen Glieder dieses Staatenbundes waren durchaus souverän; nur das Recht selbständiger Kriegführung fehlte ihnen. Wohl aber waren sie berechtigt, stehende Gesandtschaften zu unterhalten und auch mit außerdeutschen Staaten Bündnisse zu schließen; die beigefügte Einschränkung, daß diese nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürfen, war ebenso wertlos wie einstens beim Westfälischen Frieden. Der Staatenbund hatte eine einzige gemeinsame oberste Behörde, den „Bundestag", der aus Bevollmächtigten der einzelnen Bundesstaaten unter dem Vorsitz Österreichs sich zusammensetzte und seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte. Er

zerfiel in einen „engeren Rat", der 17, und das „Plenum", das 69 Mitglieder zählte. Jener besorgte die laufenden Geschäfte und entschied mit einfacher Stimmenmehrheit; dieses behandelte alle wichtigeren Fragen und entschied mit Zweidrittelmehrheit. Bei grundsätzlichen Änderungen der Bundeseinrichtungen war sogar Stimmeneinheit nötig. Reuß jüngere Linie oder irgend ein anderer „Staat" konnte also jeden Fortschritt hemmen, wie einst die Landboten im polnischen Reichstag zuzeiten des liberum veto.

Die 69 Stimmen des Plenums verteilten sich folgendermaßen: Österreich und die 5 Königreiche hatten je 4 Stimmen; Baden, die beiden Hessen, Holstein und Luxemburg je 3; Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau je 2; alle übrigen Staaten je 1 Stimme. Im engeren Rat besaßen die 11 größeren Staaten je eine Einzelstimme, die 28 kleineren zusammen 6 Sammelstimmen. Die Stimmverteilung im Plenum des alten Bundestags wurde auch maßgebend für den „Bundesrat" des neuen Deutschen Reiches. Preußen führt in diesem 17 Stimmen, weil es in sich die ehemaligen Stimmen von Preußen (4), Hannover (4), Kurhessen (3), Holstein-Lauenburg (3), Nassau (2), Frankfurt (1) vereinigt. Die Stimme von Lauenburg ist Preußen nicht zugezählt, weil seit 5. November 1816 die holsteinischen Stimmen mit auf Lauenburg unteilbar ruhten. Bayern hat sich im Versailler Vertrag 6 Stimmen ausbedungen statt 4. Diese Stimmenverteilung entsprach und entspricht nicht den Machtverhältnissen und nicht der Bevölkerungszahl; sie enthält vielmehr eine sehr starke Bevorzugung der kleineren Staaten gegenüber den größeren. Im alten Reiche umfaßten die 7 größten Staaten (Österreich, die 5 Königreiche, Baden) zusammen mehr als fünf Sechstel des deutschen Volkes, blieben aber mit ihren 27 Stimmen in der Minderheit gegen die 42 Stimmen, hinter denen nur ein Sechstel des Volkes stand. Das Selbstgefühl der Kleinstaaten wurde dadurch ins Maßlose gesteigert.

Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander sollten nicht mit dem Schwerte entschieden, sondern durch das „Austrägalgericht" (von „Austräge" = schiedsrichterliche Entscheidungen), d. h. durch einen besonderen Ausschuß des Bundestags ausgeglichen werden; das Reich besaß also nicht einmal ein oberstes Bundesgericht. Auch eine vorläufige Kriegsverfassung wurde erst im Jahre 1821 und 1822

nachgeholt. Von da an zählte das Bundesheer 10 Armeekorps (3 preußische, 3 österreichische, 1 bayerisches, 3 gemischte). Den Oberbefehlshaber ernannte im Kriegsfall der Bundestag. Bundesfestungen waren Mainz, Luxemburg, Landau, Ulm (seit 1841), Rastatt (seit 1843). Die mediatisierten Fürstenhäuser erhielten zum Troste die Ebenbürtigkeit mit den souveränen zugestanden; ihre Töchter konnten also in Zukunft mit den regierenden Fürsten ebenbürtige Ehen schließen. Die wichtigste Bestimmung für die Zukunft enthielt jedoch Paragraph 13, der in der endgültigen Fassung lautete: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Statt „wird" war zuerst dagestanden „soll".

Metternich konnte mit seinem Werke zufrieden sein. Österreich hatte sich seine Stellung als „Präsidialmacht" gewahrt, ohne gefährliche Verpflichtungen übernommen zu haben. Preußens Hegemonie über Deutschland war abgewehrt; der Fortbestand der auf Preußen eifersüchtigen Mittelstaaten gesichert. Auch die auswärtigen Mächte lächelten schadenfroh. Dieses ohnmächtige Staatengebilde brauchte man überhaupt nicht ernst zu nehmen, abgesehen davon, daß man ja das (vermeintliche!) Recht der Einsprache hatte, sobald an der Bundesverfassung etwas geändert werden sollte.

Als die denkwürdige Versammlung am 10. Juni geschlossen wurde, hatten die Monarchen die lustige Kongreßstadt schon wieder mit dem Hauptquartier Schwarzenbergs vertauscht. Die Napoleonstragödie erhielt ein Nachspiel, das die Fürsten noch einmal auf den Kriegsschauplatz rief.

5. „Die 100 Tage" und der zweite Pariser Friede.

(1815.)

Kaiser Alexander war Ludwig XVIII. bis Compiègne entgegengereist, um, wie er später selbst sagte, zu bewirken, „daß die Bourbons, anstatt selbst dem Lande eine Verfassung zu geben, eine solche aus den Händen der Nation annähmen". Er erreichte seinen Zweck nicht; die „Deklaration von St.-Ouen" verkündigte, daß der König seinem Volke die Verfassung als Geschenk königlicher Gnade geben werde. Am 3. Mai zog Ludwig in Paris ein. Am 13. erhielt der „Königsmacher" Talleyrand eine vorläufige Belohnung durch seine Ernennung zum Minister des Äußeren. Der geheime Berater des Königs

aber war Blacas, ein Emigrant, den Ludwig während der Verbannungszeit wiederholt zu vertraulichen Sendungen verwendet hatte und den er jetzt zu seinem Hausminister ernannte. Blacas teilte mit den „Legitimisten" die Anschauung, daß die Thronbesteigung Ludwigs nicht auf der Berufung durch das Volk, sondern auf dem unveräußerlichen Erbrecht des Herrscherhauses beruhe. Diese Kreise, deren erlauchtestes Mitglied der Graf von Artois war, hätten am liebsten die neue Regierung unmittelbar an die unumschränkte Fürstengewalt von 1789 angeknüpft. Zwischen Irrtum und Wahrheit, sagte Blacas, zwischen Revolution und Monarchie gebe es keine Verständigung. Mit solchen Anschauungen mußte Ludwig nach Fouchés Worten zehn Kronen, eine nach der anderen, verlieren.

Der König selbst besaß Mäßigung und Einsicht genug, um sich vor solchen Tollheiten zu hüten. Er war mit dem Zaren, Talleyrand, Pozzo di Borgo u. a. darüber einig, daß in Frankreich nur eine solche Regierung möglich sei, welche die wesentlichen Errungenschaften der Revolution beibehalte und dem Volke einen Anteil an der politischen Arbeit gestatte. Das französische Volk erhielt also am 4. Juni aus den Händen seines Königs die versprochene Verfassung (la charte constitutionnelle). Sie gab dem König alle Rechte der vollziehenden Gewalt (Recht über Krieg und Frieden, Ernennung der Beamten, Oberbefehl über Heer und Flotte) und das Vorschlagsrecht (Initiative) in der Gesetzgebung, die er im übrigen mit der Kammer der Pairs und der Deputierten zu teilen hatte. Sie ließ die Errungenschaften der Revolution unangetastet (Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Freiheit der Presse und der Religion, Geschworenengerichte, Verkauf der Nationalgüter, Verantwortlichkeit der Minister) und sie war insofern geeignet, die Gegensätze der Anschauungen zu versöhnen und in die neue Zeit hinüberzuleiten. Die beiden Kammern, die noch im Juni zusammentraten, zeigten ebenfalls einen maßvollen und versöhnlichen Sinn. Sie waren bereit, auf der neuen Grundlage mit dem Königtum für die Wohlfahrt des Staates zusammenzuwirken.

Das Unglück der neuen Regierung kam von den Emigranten und den monarchischen Heißspornen („Ultras"); jene konnten ihren Haß nicht zügeln und diese ihre Forderungen nicht hoch genug spannen. Manche davon setzten sie auch durch. Die ruhmbedeckte dreifarbige Kokarde wurde

abgeschafft und durch die weiße ersetzt, der Orden der Ehrenlegion durch Verleihung an Unwürdige entweiht, die Kaisergarde verabschiedet und dafür eine aus Schweizern bestehende Leibwache errichtet, die Offiziere der Napoleonischen Armee mit halbem Solde entlassen, der kaiserliche Adel mit seinen Frauen höhnisch behandelt und vom Hofe verdrängt. Schon sprachen die Unversöhnlichen von Rückgabe der verkauften Güter und Wiederherstellung der Feudalrechte. Diese Maßregeln erregten bei den Betroffenen Zorn und Haß, bei allen Besonnenen Unzufriedenheit und Mißtrauen. Als vollends 100000 kaiserliche Krieger aus den fremden Festungen zurückkehrten und die verächtliche Behandlung sahen, welche „die große Armee" erdulden mußte, da sank das Bild des neuen Königs, so wacker und freisinnig dieser persönlich auch sein mochte, immer tiefer neben der Glanzgestalt des „Kaisers". Weite Kreise des Volkes kamen sich heruntergekommen, durch die neue Regierung entwürdigt vor. Die Napoleonsbegeisterung schwoll immer mehr an. Die Verwandtschaft des Königs, vorab der Graf von Artois mit seinen zwei Söhnen, den Herzogen von Angoulême und Berry, tat in ihrer Verblendung alles, um den kaum errichteten Thron wieder zu untergraben. Bei einer Musterung in Lille fragte der Herzog von Berry einen wackeren Offizier, der aus den Reihen trat und das Sankt-Ludwigskreuz verlangte: „Auf was begründen Sie Ihre Ansprüche?" „Ich habe zwanzig Jahre in der französischen Armee gedient," war die Antwort. „Zwanzig Jahre Bandit gewesen!" rief der Prinz und drehte sich um. Konnte eine Armee, welche ihren Ruhm von Ägypten bis nach Moskau getragen hatte, von einem jungen Manne, dessen ganze Größe in der Zufälligkeit seiner Geburt bestand, eine solche Sprache sich gefallen lassen? Mit Ausnahme der hohen Generale, welche ihre Schätze in Ruhe genießen wollten, brannten Offiziere und Soldaten vor Ungeduld, die von den Fremden ihnen aufgedrängte Herrschaft zu stürzen und ihren Kaiser wieder auf den Thron zu setzen.

Napoleon als Kaiser der kleinen Insel Elba entfaltete dieselbe rastlose Tätigkeit, die er als Kaiser von halb Europa entfaltet hatte. Er ließ in der Hauptstadt Porto Ferrajo Befestigungen anlegen, baute sich oberhalb davon ein Landhaus mit entzückender Aussicht, legte Straßen an, verbesserte die Polizei und übte fleißig sein kleines Heer. Man hätte glauben können, er richte sich auf einen dauernden Aufent-

halt ein. Nichts verriet die großen, unruhigen Gedanken, die durch seine Seele zogen. Von seinen Anhängern und Freunden war er genau über alles unterrichtet, was in Paris und Wien vorging. Durch sie erfuhr er Ende Februar, die Unzufriedenheit mit der bourbonischen Regierung habe den höchsten Grad erreicht; Napoleon sei der Gegenstand der allgemeinen Sehnsucht und Wünsche. Und seine Mutter Lätitia und seine Schwester, die Fürstin Borghese, die zu Besuch nach Elba kamen, erzählten ihm das Neueste von Wien: Die Uneinigkeit der Mächte hätte einen so ernsten Charakter angenommen, daß ein Krieg zwischen den bisherigen Verbündeten vor der Türe stehe. Desgleichen hörte er, Wellington habe den Vorschlag gemacht, man solle ihn von Elba nach der einsamen Insel St. Helena bringen, wo er ganz unschädlich wäre. Jetzt hielt Napoleon den Zeitpunkt für gekommen, um sein Inselreich wieder mit der großen Weltbühne zu vertauschen. Die Kurzsichtigkeit der Verbündeten hatte ihn in einen Kerker gebracht, von wo er leicht entrinnen konnte. Napoleon aber war von solcher Art, daß er entrinnen mußte. Ein Mann, der zehn Jahre lang Europa beherrscht hatte, konnte nicht den Rest seines Lebens damit zubringen, daß er Bergwerke besichtigte und Paraden über ein paar hundert Mann abnahm und Maulbeerbäume pflanzte. Als er den verwegenen Entschluß faßte, setzte er sein Vertrauen nicht auf die Unzufriedenheit der Pariser, deren Wankelmut er kannte, sondern auf die Treue und Anhänglichkeit seiner alten Krieger, die den „ersten Soldaten der Welt" abgöttisch verehrten. — Ende Februar befand sich der englische Kommissär, Oberst Campbell, der ihn zu überwachen hatte, in Livorno. Diesen günstigen Umstand wollte er benutzen. Daß die Engländer ihn absichtlich hätten entschlüpfen lassen, weil ihnen der Kriegszustand mehr Vorteil brachte als der Friedstand, ist nicht erwiesen.

Am Abend des 26. Februar 1815 schiffte sich Napoleon mit 900 Mann auf sieben kleinen Fahrzeugen ein; er selbst bestieg mit 300 Mann von der Garde die Brigg „L'Inconstant". Um acht Uhr ertönte ein Kanonenschuß und die kleine Flotte segelte ab. Murat war von dem Beginn des Unternehmens zuvor in Kenntnis gesetzt worden. Erst als sie aus dem Hafen fuhren, teilte Napoleon der Mannschaft sein Geheimnis mit. „Offiziere und Soldaten meiner Garde! Wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris." „Vive

la France! Vive l'empereur!" war die Antwort. Die Fahrt war günstig. Am 1. März landete die kleine Flotte im Golfe von Juan, in der Nähe von Cannes. Die Trikolore wurde aufgepflanzt und jeder Hauptmann las seiner Kompanie einen Aufruf vor, dessen zuversichtlicher Ton seine Wirkung nicht verfehlte. „Der Sieg wird uns im Sturmschritt voranschreiten; der Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm, bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen." So sprach der Mann, der vorerst keine Macht hatte als die seines Namens.

Napoleon schlug von Cannes aus nicht den bequemeren Weg durch die Provence ein, sondern den steilen, noch mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgsweg; denn auf jenem stieß er auf eine von Priestern und Royalisten aufgewühlte Bevölkerung, deren Wut er vor zehn Monaten, auf seiner Reise nach Elba, kaum entgangen war, während der andere Weg ihn zu den Gebirgsbewohnern führte, die an den Freiheiten der Revolution festhielten und die Bourbonen haßten. Und er hatte sich nicht getäuscht. Die Bauern nahmen ihn wenigstens ohne Feindschaft auf und versahen ihn und seine Soldaten mit allen Bedürfnissen. Zwei Proklamationen, die eine an die Armee, die andere an das französische Volk, wurden überall verbreitet. Die erste Festung, die er auf seinem Marsche traf, war **Grenoble.** Man hatte dort bereits Nachricht von Napoleons Annäherung und 6000 Mann standen zum Kampfe gegen ihn bereit. Auf das Verhalten dieser Mannschaft kam viel an. Die Generale und einige Offiziere waren zu ernsthaftem Widerstand entschlossen. Die Einwohner neigten mehr zu Napoleon als zu den Bourbonen. Bei dem Dorfe La Mure traf die kaiserliche Vorhut mit einem königlichen Bataillon zusammen und versuchte dieses durch Überredung zum Übertritt zu bewegen. Aber der Befehlshaber drohte mit Schießen. Als Napoleon selbst dazu kam (7. März), erkannte er, daß es hier gelte, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen. Er stieg vom Pferde, befahl seinen Soldaten die Gewehre nach unten haltend ihm zu folgen, ging auf das Bataillon zu und machte etwa 20 Schritt davor Halt. Ungeheure Spannung herrschte auf beiden Seiten. Ringsum befand sich eine Menge von Landleuten, ängstlich des Ausganges harrend. Da stand dieser einzelne Mann, mehrere Schritte vor der Front seiner Grenadiere, über der Uniform den grauen Überrock, auf dem Haupte den welt-

bekannten Hut. Ein einziger wohlgezielter Schuß, und alles war zu Ende. Aber niemand wagte es. Mit Blicken voll Staunen und Bewunderung sahen die königlichen Soldaten nach ihrem alten Feldherrn, der mit fester, ruhiger Miene, mit offener Brust vor ihnen stand. Da hörten sie seine laute Stimme: „Soldaten des fünften Linienregiments! Erkennt ihr mich?" „Ja, ja," antworteten sie. „Erkennt ihr mich, euren Kaiser? Wenn ihn jemand töten will, so kann er's. Hier bin ich, hier ist meine Brust." Das Bataillon verharrte einen Augenblick in tiefem Schweigen. Dann aber, wie eines unnatürlichen Bannes los, riefen sie alle: „Vive l'empereur!" traten aus den Gliedern, stürzten auf ihn zu, faßten und küßten seine Hände und seine Kleider und nannten ihn ihren General, ihren Kaiser, ihren Vater. Die weißen Kokarden wurden abgerissen, die dreifarbigen angelegt. Das Bataillon bat sich als Gunst von ihm aus, auf dem Weitermarsch nach Grenoble seinen Vortrab bilden zu dürfen. Napoleon war voll Zuversicht. „Alles ist abgetan; in wenigen Tagen werden wir in den Tuilerien sein," sagte er zu General Bertrand.

Oberst Labedoyère zog mit dem siebenten Linienregiment von Grenoble aus Napoleon entgegen und vereinigte sich mit ihm. Die Tore der Stadt waren geschlossen; aber die Sappeurs schlugen sie ein, und um neun Uhr Abends unter Fackelschein hielt Napoleon seinen Einzug in Grenoble, während der Gouverneur und der Präfekt zum entgegengesetzten Tore hinaus flohen. In seinen Ansprachen an die Behörden versprach der Kaiser, dem Kriege zu entsagen und Frankreich künftig eine Zeit des Friedens und der Freiheit zu geben. Als er sich Lyon näherte, hatten sich schon 8000 Mann um ihn gesammelt. Auch die Stimmung der Bevölkerung, die eine Rückkehr der Feudallasten fürchtete, wurde immer freundlicher und wärmer; von allen Seiten strömte sie herbei, um den Kaiser zu sehen und zu begrüßen.

In Paris erfuhr man die Landung Napoleons am 5. März durch den optischen Telegraphen. Am folgenden Tage wurde ein königlicher Erlaß veröffentlicht, der „Napoleon Bonaparte" als Verräter und Rebellen bezeichnete und befahl, ihn zu ergreifen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Um die Provinzen in der Treue zu erhalten, schickte der König Prinzen und Marschälle ab. Der Graf von Artois begab sich mit dem Herzog von Orleans und mit

Macdonald nach Lyon, der Herzog von Angoulême nach Languedoc, Ney nach Besançon. Der letztere versprach dem König, ihm „den Tiger in einem eisernen Käfig" nach Paris zu bringen. Aber Artois wurde in **Lyon** kalt, wenn auch mit Achtung empfangen. Das Abbrechen der Rhonebrücken duldete die dortige Arbeiterbevölkerung nicht. Macdonald mußte sich begnügen, die Brücken zu verbarrikadieren und zwei Bataillone zu ihrem Schutze aufzustellen. Bei der Truppenmusterung weigerten sich die Soldaten, zu rufen: „Es lebe der König!" „Wenn ich etwas rufen soll," sagte ein Unteroffizier zu Macdonald, „so kann ich nur rufen: ‚Es lebe der Kaiser!'" Auf Macdonalds Rat verließen die beiden Prinzen die Stadt. Am Abend des 10. März kam der Vortrab der kaiserlichen Truppen, eine Abteilung Husaren, vor der Vorstadt an. Die Dragoner, die ihnen den Eingang verwehren sollten, schlossen Brüderschaft mit ihnen, und als Macdonald die Brücke an der Spitze der zwei Bataillone verteidigen wollte, gingen diese zu den Kaiserlichen über; Macdonald mußte entfliehen. Drei Stunden nachher hielt Napoleon unter begeistertem Jubel seinen Einzug in Lyon; die zweite Stadt Frankreichs hatte sich für ihn erklärt. Die 12000 Mann, die er jetzt unter seinem Befehl hatte, schickte er in der Richtung nach Paris voraus; er selbst blieb zwei Tage in der Stadt, schrieb nach Wien an seine Gemahlin und lud sie ein, mit seinem Sohne so bald als möglich zu ihm nach Paris zu kommen, erließ mehrere Dekrete gegen die Bourbonen und die Emigranten, erklärte die Kammern für aufgelöst und schrieb nach altfränkischem Vorbild ein Maifeld aus, wo die Vertreter von Volk und Heer eine neue Verfassung beschließen sollten.

Von Lyon reiste Napoleon durch Burgund und ließ den **Marschall Ney** zum Anschluß auffordern, wobei er ihm versicherte, daß Österreich und selbst England bereit seien, ihn als Kaiser anzuerkennen, wenn er, wozu er auch entschlossen sei, den Frieden halte. Da der größte Teil seiner Offiziere und Soldaten kaiserlich gesinnt war, so wagte Ney keinen Widerstand gegen den Mann, der ihm den Marschallstab überreicht hatte. Vor der Front seiner Soldaten erklärte er sich für den Kaiser, mit dem er bald darauf in Auxerre zusammentraf. Die Nachricht von dem Abfall des Heeres zerstörte die letzten Hoffnungen der Bourbonen und ihres feudalen Anhangs. Wiederum wie vor 25 Jahren packten die

Aristokraten ihre Koffer und fuhren feige davon. Die nach Norden führende Straße bedeckte sich mit Wagen. Am 16. März eröffnete Ludwig eine außerordentliche Sitzung der Kammern; am 18. erklärten die Deputierten den Krieg gegen „Bonaparte" für einen Nationalkrieg und riefen ganz Frankreich unter die Waffen. In der Nacht vom 19./20. fuhr der König, der wenige Tage zuvor noch erklärt hatte, er wolle lieber in seinem Armsessel sterben, mit seiner Familie der belgischen Grenze zu und begab sich nach Gent. Seine Begleitung vergaß nicht, einen Schatz von 12 Millionen Franken und die Krondiamanten im Werte von 14 Millionen mitzunehmen.

In der Frühe des 20. März verbreitete sich in Paris die Nachricht von der Abreise der Bourbonen. Graf Lavalette, der unter Napoleons Regierung Generalpostdirektor gewesen war, nahm eigenmächtig wieder Besitz von diesem Posten und sandte Napoleon die erste Nachricht von den Vorgängen in Paris. Dieser kam am 20. März Morgens vier Uhr, am Geburtstage seines Sohnes, im Schlosse zu Fontainebleau an. Als der Kurier Lavalettes eintraf, bestieg er sofort seinen leichten Reisewagen und eilte, von hundert Reitern und vielen Offizieren umgeben, nach **Paris**, wo die auf Halbsold gesetzten kaiserlichen Offiziere den ganzen Tag die Straßen durchzogen mit dem Rufe: „Nieder mit den Bourbonen! Es lebe der Kaiser!" Auf den Tuilerien wehte bereits die Trikolore. Alle Großwürdenträger des Kaiserreiches und eine Menge von Offizieren waren im Schlosse zum Empfang des Kaisers versammelt, während die Bevölkerung selbst abwartend sich verhielt. Als dieser Abends acht Uhr in den Schloßhof der Tuilerien einfuhr, eilten die treuesten Offiziere hinab, nahmen ihn in ihre Arme, trugen ihn unter fortwährendem Jubelgeschrei die Treppen hinauf und setzten ihn in einem Zimmer auf einen Stuhl nieder. Die Königin Hortense und die Gemahlin seines Bruders Joseph eilten zu seiner Begrüßung herbei. Er war heiter bis zur Ausgelassenheit. Nie habe er sich vergnügter und glücklicher gefühlt, sagte er, als an diesem Tage. Er hatte Grund dazu. Sein prophetisches Wort, daß der kaiserliche Adler bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen werde, hatte sich aufs glänzendste erfüllt. Ohne einen Flintenschuß zu tun, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, war er vom Golf von Juan bis in die Tuilerien gekommen, hatte in 20 Tagen 230 Stunden Wegs

zurückgelegt, alle Truppen, die ihm entgegengesandt wurden, an sich ziehend und mit der Gewalt einer Lawine eine Dynastie von acht Jahrhunderten niederwerfend. Die Herrschaft der hundert Tage begann.

Napoleon bildete sofort ein Ministerium, in welchem Caulaincourt das Auswärtige, Carnot das Innere, Cambacérès die Justiz, Davoust das Kriegswesen übernahm und schickte Generale in die Provinzen, wo noch königliche Truppen standen. In wenigen Wochen gehorchte wieder fast ganz Frankreich den Befehlen des Kaisers. Doch konnte man sofort bemerken, daß nur die Armee und die Arbeitermassen der großen Städte, letztere nicht ohne stark republikanische Färbung, Napoleon auf ihren Schild erhoben, daß aber die Mittelklassen und die Gebildeten, welche mit der Wiederaufrichtung des Kaiserreichs auch wieder die Kriege und den Militärdespotismus kommen sahen, sich mißtrauisch fern hielten.



Königin Hortense.
Nach einem Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles.

Das Mißtrauen dieser Kreise war berechtigt. Napoleon war im Grunde seines Herzens noch derselbe Gewaltmensch wie früher. Für die Dauer konnte er nur eine unumschränkte Herrschaft ausüben. Für den Augenblick aber mußte er der Volksstimmung Rechnung tragen. Er täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß der Thron Frankreichs nur durch einen neuen Weltkrieg zu erkämpfen war. Für diesen brauchte er die Begeisterung und die ganze Kraft seines Volkes. Um diese für sich zu gewinnen, mußte er Zugeständnisse machen. Blieb er im Weltkrieg Sieger, so hatte er auch nach innen wieder freie Hand. Dann durfte er wieder sein, was er war. Vorerst mußte er seine innersten Gedanken unter einem trügerischen Spiele verbergen. Der Mann, der seine Herrschaft nur auf die Macht des Säbels gründen konnte, ver-

kündigte also, er wolle den Frieden getreulich halten, und der Mann, der für alle zu denken und zu handeln gewöhnt war, versprach, er werde innere Freiheiten gewähren und verfassungsmäßig regieren. Er hob die Zensur auf und gestattete Preßfreiheit; er wählte seine Räte aus alten Republikanern und veröffentlichte am 22. April die Zusatzakte zu der Reichsverfassung (l'acte additionel aux constitutions de l'empire), die eine gewählte Volksvertretung, Preßfreiheit und Petitionsrecht garantierte.

Am 1. Juni veranstaltete er das sogenannte **Maifeld**, durch welches das neue verfassungsmäßige Kaisertum förmlich eingeweiht und vom Volke bestätigt werden sollte. Auf dem Marsfeld versammelten sich die Mitglieder beider Kammern, der erblichen Pairskammer und der vom Volk gewählten Repräsentantenkammer, die Wähler der Departements, Vertreter der Land- und Seemacht, die Minister, Marschälle, Generale und der ganze Hof; 50000 Mann umgaben die in der Mitte aufgerichtete Pyramide, und eine unermeßliche Volksmenge hatte den Platz besetzt. Napoleon erschien in der Tracht eines römischen Imperators, begleitet von seinen Brüdern Joseph, Lucian und Jerome. Er nahm die Adresse der Wähler der Departements entgegen, welche das Ergebnis der neuen Volksabstimmung über die Zusatzakte verkündete. Nur etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen, das ist die Hälfte der Wahlberechtigten, hatten für die Verfassung abgestimmt, die übrigen sich der Wahl enthalten. Das war kein erfreuliches Zeichen für die Stimmung des Volkes. In seiner eigenen Rede erklärte Napoleon, er werde Frankreich im Sinne des Friedens und der Freiheit regieren, aber gegen jeden Angriff des Auslandes aufs äußerste verteidigen. Darauf beschwor er die Verfassung und verteilte die vom Kardinal und Erzbischof Cambacérès, einem Bruder des Ministers, eingesegneten Fahnen an die vorüberziehenden Regimenter. Wenige Tage darauf wurden die Kammern eröffnet, wobei Napoleon in seiner Thronrede aufs neue für die konstitutionelle Monarchie sich aussprach und den Ausbau der Verfassung durch zweckmäßige Gesetze empfahl. Daß die Kammer der Repräsentanten nicht seinen Bruder Lucian, sondern den Republikaner Lanjuinais zu ihrem Präsidenten wählte, empfand er als einen gegen ihn persönlich gerichteten Schlag. Auch bei der Adreßdebatte wurden bereits scharfe Angriffe auf Napoleon laut. Seinen Vertrauten gegenüber verhehlte

er nicht seinen Unwillen über die konstitutionelle Rolle, die man ihm aufgedrängt hatte, und die Kundigen wußten, daß er nach glücklicher Beendigung des neuen Feldzugs mit der republikanischen und konstitutionellen Partei scharfe Abrechnung halten werde.

Napoleon hatte sich in zwei Dingen **gründlich getäuscht.** Er hatte geglaubt, daß Heer und Volk sich für ihn erheben werden, und er hatte gehofft, daß der auf dem Wiener Kongreß ausgebrochene Zwiespalt ein dauernder sein und die Folge haben werde, daß die eine Hälfte der Großmächte auf seine Seite trete. Beides erwies sich als trügerisch. Am 7. März erhielt Metternich die Nachricht, daß Napoleon von Elba abgefahren sei, daß man aber das Ziel seiner Fahrt noch nicht kenne; am 11. März erfuhr er, daß Napoleon in Frankreich gelandet sei. Diese Botschaft stellte unter den Kongreßmächten schnell die Eintracht wieder her. Zwar schickte Napoleon, sobald er die Regierung wieder übernommen hatte, eine Abschrift des Bündnisses, welches Österreich, England und Frankreich gegen Preußen und Rußland am 3. Januar 1815 geschlossen hatten, an Kaiser Alexander; aber dieser ließ sich dadurch nicht in eine offene Feindschaft gegen Österreich und England hineinsteigern, sondern sagte zu Metternich, dem er die Vorlegung der Abschrift allerdings nicht ersparte, von Streit und Feindschaft sei jetzt keine Rede; Napoleon sei in Frankreich, und man habe nur an den Kampf gegen diesen zu denken. Sofort flogen die Eilboten nach allen Seiten hinaus, um den Truppen, die aus Frankreich zurückkehrten, Halt zu gebieten. Denn darüber waren alle Großmächte einig, daß man Napoleon mit Aufbietung aller Streitkräfte zum zweitenmal stürzen müsse. Nur darüber waren sie noch nicht einig, ob man die Bourbonen aufs neue nach Paris zurückführen sollte, oder ob es nicht besser wäre, einen anderen französischen Prinzen, Eugen Beauharnais oder den Herzog von Orleans, zum König von Frankreich zu machen.

Die „acht Mächte", welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, erließen am 13. März, also bevor Napoleon in Paris ankam, eine Erklärung, worin dieser als der allgemeine Feind und Störer des Friedens außerhalb des bürgerlichen und politischen Rechts gestellt und den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben wurde, und am 25. März erneuerten Österreich, Preußen, Rußland und England ihr Bündnis von Chaumont und verpflichteten sich, den Pariser

Frieden aufrecht zu halten, je 150 000 Mann (England sollte, was ihm an Truppen fehlte, durch Subsidiengelder ersetzen) aufzustellen und den Krieg bis zur Vernichtung Napoleons zu führen. Vergebens suchte dieser Unterhandlungen mit den Verbündeten anzuknüpfen. Vergebens beantwortete er die Achtserklärung vom 13. März mit einem an sämtliche Regierungen gerichteten Rundschreiben vom 4. April, worin er die Erneuerung des Kaisertums als das Ergebnis der allgemeinen und freiwilligen Bewegung der Nation darstellte und eine friedliche Regierung, welche die Rechte der andern Nationen achten werde, zusicherte. Seine diplomatischen Vertreter wurden von keinem Hofe empfangen; die fremden Gesandten in Paris forderten ihre Pässe. Selbst im Innern des Landes griffen die Feinde Napoleons zu den Waffen. Am 15. Mai erhob sich die Vendée unter dem Marquis Louis von Larochejacquelein und pflanzte die weiße Fahne auf. Napoleon, der kein Bürgerblut vergießen und seine Truppen nicht zersplittern wollte, kam dieser Aufstand höchst ungelegen, so wenig gefährlich er auch war.

Am meisten schadete der Napoleonischen Sache die **vorzeitige Erhebung Murats**, des Königs von Neapel. Dieser hatte, wie wir gesehen haben, den Papst verjagt und die Völker Italiens zum Kampfe für Freiheit und Einheit aufgerufen. Zwar gelang es ihm, mehrere Städte in den Legationen zu besetzen; aber gegen die Österreicher, die mit überlegenen Streitkräften unter General Neipperg ihm entgegenrückten, konnte er sich nicht halten. Bei Ferrara am 12. April geschlagen, trat er den Rückzug in sein Königreich an, wo bereits der Abfall drohte. Die Österreicher zogen ihm nach und zwangen ihn bei Tolentino zu einem Kampfe, der am zweiten Tage mit der völligen Niederlage des großen Reitergenerals endigte. Murat selbst eilte mit wenigen Reitern nach Neapel, um zu retten, was noch zu retten war. Aber er fand dort am 19. Mai alles, Volk und Truppen, im vollen Aufstand und floh, zumal Neipperg seine Friedensanträge zurückwies, am 20. Mai nach der Insel Ischia, von wo er sich mit einigen Getreuen nach dem südlichen Frankreich einschiffte. Jetzt besetzte Neipperg die Hauptstadt und die Festungen und übergab alsdann das Land seinem früheren Herrn, dem König Ferdinand. Mit dieser Wiederherstellung der Bourbonen in Neapel waren alle Schöpfungen Napoleons in Italien beseitigt.

Der Feldzug Murats schien dem Kongreß ein Beweis dafür zu sein, daß mit der Napoleonischen Herrschaft in Paris auch die Napoleonischen Vasallenstaaten in den Nachbarländern wieder aufleben würden. Damit war die Notwendigkeit eines neuen Krieges in Frankreich auch dem blödesten Auge dargetan. Man entwarf jetzt den **Feldzugsplan**, der freilich in Zersplitterung der Streitkräfte und in Verzögerung des Angriffs Unglaubliches leistete. Über eine halbe Million Soldaten wurde ins Feld geführt und eine Linie, die sich von Piemont über die Alpen nach dem Rhein und bis zur belgisch-französischen Grenze erstreckte, als Operationsbasis festgestellt. In Piemont standen 60000 Österreicher und Sardinier unter General Frimont, am Oberrhein 230000 Österreicher und Süddeutsche unter dem Fürsten Schwarzenberg; gegen den Mittelrhein marschierten die Russen, durch süddeutsche Truppen verstärkt, zusammen 150000 Mann, unter dem Feldmarschall Grafen Barclay de Tolly; von der unteren Mosel westlich bis über Lüttich und Brüssel hinaus waren 130000 Preußen und Sachsen unter Feldmarschall Blücher und 100000 Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer und Niederländer unter dem Herzog von Wellington aufgestellt. Schwarzenberg, dem wieder der Oberbefehl über die Truppen der Verbündeten übertragen worden war, wollte mit dem Angriff warten, bis die Russen in die Linie eingerückt und die gesamten Streitkräfte bis auf 800000 Mann verstärkt worden wären, um mit dieser Übermacht die französischen Heere zu erdrücken. Er gedachte also erst gegen Ende Juli den Feldzug zu eröffnen.

Ehe der Kampf mit dem Feinde begann, hatte Blücher einen Kampf im eigenen Heere auszufechten; es war die einzige **Meuterei**, die er in seinem langen Soldatenleben sah. Sie ging von den sächsischen Bataillonen in Lüttich aus, die sich nicht, wie der Wiener Kongreß beschlossen hatte, in sächsische und preußische trennen lassen wollten. Sie zertrümmerten die Fenster an Blüchers Wohnung und zwangen ihn zur Flucht; sie mißhandelten ihre eigenen Offiziere und ließen Napoleon hochleben, bis preußische Truppen sie umstellten und ihre Entwaffnung erzwangen. Die beschimpften Fahnen wurden verbrannt, die Rädelsführer, sieben an Zahl, erschossen, die Soldaten in entfernte Festungen geschickt.

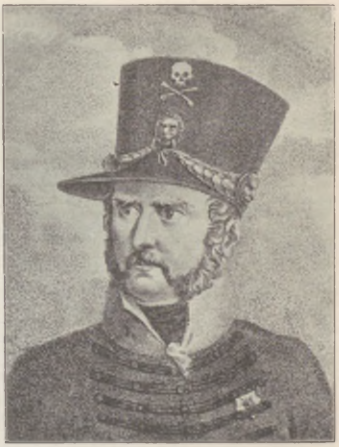
Napoleon wollte nicht erst warten, bis die Gegner ihre

Aufstellung vollendet hätten. Seine Streitmacht bestand aus 198000 Mann. Von diesen mußte er 70000 zur Verteidigung der ausgedehnten Grenzen zurücklassen; mit den übrigen 128000 zog er ins Feld. Es war ein stattliches Heer, dessen Kern die aus der Gefangenschaft und aus den deutschen Festungen zurückgekehrten Veteranen bildeten, lauter Mannschaft, der die Napoleonsverehrung noch tief im Herzen saß. Schwarzenbergs Zögerung spornte Napoleon zur Eile. Sie gab ihm Gelegenheit, seine alte Kunst, einen Gegner nach dem andern anzugreifen, aufs neue zu erproben. Der nächststehende Feind war Blücher und Wellington. Mit diesen wollte er zuerst Abrechnung halten. Sein Plan war, sich zwischen die beiden Heere hineinzuschieben, sie zu trennen und einzeln zu schlagen. Bevor er zur Armee abging, setzte er eine stellvertretende Regierung ein, an deren Spitze König Joseph stand und in die auch sein Bruder Lucian eintrat.

Am 12. Juni verließ er Paris und begab sich auf den Kriegsschauplatz. Er erzwang am 15. Juni den Übergang über die Sambre und drängte die Preußen unter fortwährenden Gefechten gegen Fleurus und Saint-Amand zurück. Blücher hatte die drei Korps von Zieten, Pirch und Thielmann, zusammen gegen 83000 Mann, bei Saint-Amand und Ligny vereinigt, während das Korps Bülow noch weiter entfernt war und keinesfalls in den Kampf eingreifen konnte. Trotzdem beschloß er, am 16. Juni bei **Ligny eine Schlacht** anzunehmen in der Hoffnung, daß Wellington durch einen Angriff auf den Rücken des Feindes ihn unterstützen werde. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Napoleon hatte dem Marschall Ney den Befehl gesandt, bei Quatrebras den rechten Flügel Blüchers zu umgehen. In Ausführung dieses Befehls stieß Ney auf Wellington; so entwickelte sich zwischen diesen beiden eine Nebenschlacht, während Blücher bei Ligny gegen Napoleon rang und zwar allein, ohne Hilfe Wellingtons. Dem englischen Feldherrn gelang es gegen Abend, die Franzosen zurückzuwerfen, wobei Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Führer der schwarzen Schar, fiel. Blücher dagegen mußte nach fünfstündigem, heißem Kampfe den Rückzug ergreifen. Sein eigenes Pferd stürzte, von einer Kugel getroffen, zusammen und begrub den Feldherrn unter sich. „Nostiz, ich bin verloren", rief er seinem Adjutanten zu; dieser sprang vom Pferde und hielt mit ge-

zogenem Degen treue Wacht neben seinem Feldherrn. Zweimal jagte der Reitersturm in der Dämmerung vorüber, bis Blücher hervorgezogen und gerettet wurde.

Die Niederlage bei Ligny hatte die Preußen 12 000 Mann und 21 Geschütze, die Franzosen 8000 Mann gekostet. Da durch die Einnahme von Ligny das Zentrum der Preußen durchbrochen war, so mußten sie den **Rückzug** antreten. In der Dunkelheit noch sammelten sich die Truppenführer, um von Gneisenau, der auch in diesem Feldzug Blüchers Generalstabschef war, zu hören, wohin der Rückzug gehen sollte. Das Natürliche, fast Selbstverständliche schien, daß die Preußen sich gegen Maas und Rhein zurückzogen, wo sie mit Bülow zusammentreffen mußten und wo sie Verstärkungen von Deutschland her an sich ziehen konnten. Aber wenn dies geschah, trennte man sich endgültig von dem englischen Bundesgenossen; dann war dieser Feldzug verloren, die Folgen unabsehbar. Solche Gedanken mochten Gneisenau durch den Sinn ziehen, als er entschied: „Wir müssen mit den Engländern in Verbindung bleiben." Das geschlagene Heer verließ also — in der Kriegsgeschichte etwas Unerhörtes! — seine natürliche Rückzugslinie und wandte sich nach Norden, Wawre zu. Wiederum war es Gneisenau, der gefährlichste Gegner Napoleons, der diesen heilsamen Entschluß faßte und dadurch den ganzen Feldzug rettete. Blücher, durch den Sturz übel zugerichtet, konnte nicht selbst das Kommando führen; er wurde mit Mühe nach dem Dorfe Mellery gebracht, wo er, sein Pfeifchen rauchend, auf einem Strohlager ruhte. So fand ihn am späten Abend Gneisenau. Es kam den Preußen sehr zu statten, daß Napoleon am Abend des 16. Juni keine Verfolgung der Besiegten angeordnet hatte. Er unterschätzte die



Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Nach einem anonymen Stich nach einem Gemälde von C. Schwarz.

ungeheure Willenskraft des Blücherschen Hauptquartiers und überschätzte seinen Sieg. Wie im vorigen Jahre nach den Februarkämpfen an der Marne glaubte er auch jetzt wieder durch den einen Sieg bei Ligny das feindliche Heer auf längere Zeit kampfunfähig gemacht zu haben.

Auch über die Richtung des feindlichen Rückzugs befand er sich im Irrtum. In der falschen Voraussetzung, der geschlagene Blücher habe die Richtung auf Namur und Maas eingeschlagen, sandte er am folgenden Tage (17. Juni) 32000 Mann unter **General Grouchy** in östlicher Richtung ab mit dem Befehle, die Preußen anzugreifen, wo er sie fände. So wie die Verhältnisse tatsächlich lagen, hatte diese Sendung nur die eine Wirkung, daß im entscheidenden Augenblick eine starke Truppenabteilung fehlte. Nachmittags brach Napoleon selbst mit seiner Hauptmacht auf, um nun auch Wellington anzugreifen und zu schlagen. Mit Einbruch der Nacht erreichte seine Vorhut das Schlachtfeld des folgenden Tages. Es regnete die ganze Nacht hindurch, so daß der Boden völlig durchweicht und die Wege fast ungangbar waren. Wellington war entschlossen, eine Verteidigungsschlacht anzunehmen, wenn Blücher ihn dabei unterstützte. Er ließ deswegen bei diesem anfragen, ob er ihm am 18. mit einem Korps zu Hilfe kommen könne. Blücher, der sich ein wenig erholt hatte, antwortete, er hoffe mit dem frischen Korps Bülow und mit den übrigen auf dem Schlachtfeld einzutreffen.

So erfolgte am 18. Juni die entscheidungsvolle **Schlacht bei Waterloo,** wie Wellington sie nach seinem letzten Nachtquartier nannte, während die Franzosen sie nach dem Pachthofe Belle-Alliance, dem Zentrum der Napoleonischen Schlachtlinie, nennen. Die Streitkräfte der beiden Gegner waren an Zahl ziemlich gleich, 67000 Verbündete gegen 72000 Franzosen; doch hatte Napoleon 3000 Reiter und nahezu 100 Kanonen mehr. Wellingtons Truppen standen einige Meilen südlich von Brüssel, rechts und links von der großen Landstraße Brüssel-Genappe, auf einem von Ost nach West streichenden, niederen Höhenzug, in dessen Mitte das Dorf Mont St. Jean lag; von hier aus leitete der Feldherr stundenlang das Gefecht. Vor der Mitte seiner Aufstellung befand sich das Schloß Hougomont, vor seinem linken Flügel das Vorwerk La-Haye-Sainte und die Gehöfte Papelotte und La Haye. Eine halbe Stunde weiter südlich, rechts und

links derselben Straße, strich ein anderer niederer Höhenzug, in dessen Mitte der Pachthof La Belle-Alliance lag. Auf dieser Bodenwelle stand das französische Heer. Die mäßig tiefe Mulde, die zwischen den beiden Bodenanschwellungen sich hinzog, bildete das eigentliche Schlachtfeld.

Gegen die Mittagsstunde begann der Kampf, der „wie eine planvoll gebaute Tragödie verlief. Zu Anfang eine einfache Verwickelung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden



(Photogr.-Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Blüchers Unfall bei Ligny am 16. Juni 1815.

Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt.

Schicksals". Der Ausgang der Schlacht hing von dem rechtzeitigen Eintreffen der Preußen ab. Wellingtons Aufgabe bestand darin, die stürmischen Angriffe Napoleons so lange auszuhalten, bis die Preußen seinen rechten Flügel faßten. Den ersten, vergeblichen Angriff machte König Jerome auf das Schloß Hougomont. Dann sollte Ney mit stärkeren Massen das feindliche Zentrum durchbrechen. Aber auch seine Scharen wurden trotz anfänglichen Erfolges durch die englischen Reiterregimenter zurückgetrieben. Da machte Napoleon wie am 16. Oktober bei Leipzig den Versuch, durch einen Massenschlag seiner Kavallerie die feindlichen Linien zu durchbrechen. Zuerst ballte er 40, und als diese nichts

vermochten, 77 Schwadronen zusammen, „die größte Reitermasse, welche dieses kriegerische Zeitalter jemals an einem Punkte tätig gesehen hat. Der Boden dröhnte unter dem Hufschlag von 10000 Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Talmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, 10-, 12mal ward die Attacke gegen einzelne Bataillone erneuert." Aber nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand. Auch dieser dritte Reitersturm wurde abgeschlagen.



Herzog von Wellington.

Nach dem Leben gemalt zu London 1814, gestochen von F. Fleischmann.

Inzwischen aber hatte das französische Fußvolk das Vorwerk La Haye, dessen Verteidigern der Schießbedarf ausgegangen war, genommen. In Wellingtons Heer war nur noch die Hälfte der Mannschaft und Geschütze kampffähig und diese Hälfte war einem neuen Ansturm nicht mehr gewachsen. Als um fünf Uhr Nachmittags die Preußen immer noch nicht eingriffen, sprach man in Wellingtons Umgebung schon von der Notwendigkeit des Rückzugs. Aber dieser ließ sich in seiner Ausdauer nicht erschüttern und in seinem Vertrauen auf Blüchers Wort nicht stören. „Unser Plan ist jetzt ganz einfach, ‚Blücher oder die Nacht'" waren seine Worte. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Die Preußen waren zwischen fünf und sechs Uhr da.

Das Bülowsche Korps hatte am 18. Juni schon vor Tagesanbruch seinen Marsch nach dem Schlachtfeld angetreten; Pirch und Zieten folgten ihm; von Thielmanns Korps blieb ein Teil bei Wawre stehen und hielt die Übergänge über die Dyle besetzt. Marschall Grouchy traf erst am 18. Abends vier Uhr in der Nähe von Wawre ein. Als es ihm endlich in später Abendstunde gelang, die Dyle zu überschreiten, waren die eisernen Würfel bereits zu Napoleons Ungunsten



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Nach der Schlacht bei Waterloo.

Nach einem Gemälde von Andrew C. Gow.

gefallen, woran die Absendung Grouchys wesentlich schuld war. Die Preußen wurden durch ihn nicht aufgehalten und waren schon in der Nähe des Schlachtfeldes, als er in Wawre ankam. Der Marsch des preußischen Heeres ging auf den vom Regen aufgeweichten Wegen langsam vorwärts; die Kanonen waren kaum fortzubringen. Blücher, der den ganzen vorigen Tag im Bett zugebracht hatte, war in der Frühe des 18. Juni trotz heftiger Schmerzen zu Pferd gestiegen



(Photogr.-Verlag der Photogr. Union in München.)

Blücher auf dem Marsche nach Belle-Alliance.
Nach einem Gemälde von Rud. Eichstädt.

und hatte sich zu dem Bülowschen Korps begeben. Offiziere von Wellington trafen von Stunde zu Stunde ein und baten, den Marsch so sehr als möglich zu beschleunigen. Blücher kam in Aufregung, weil er befürchtete, seine Hilfe möchte zu spät eintreffen. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ rief er, bald dahin, bald dorthin sprengend. Aber die Truppen waren der Erschöpfung nahe. „Wir können nicht weiter, es ist unmöglich,“ hörte man da und dort rufen. Als Blücher das vernahm, ritt er zu der Mannschaft heran und sagte: „Kinder, wir müssen vorwärts; ich habe ja meinem Bruder Wellington mein Wort gegeben, und ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werden soll.“ Die Soldaten strengten ihre äußersten Kräfte an, und es ging wieder vorwärts.

Gegen fünf Uhr kamen zwei preußische Brigaden aus dem Walde von Frichemont heraus und eröffneten das Geschützfeuer. Die französische Reiterei, die Napoleon schon Nachmittags ein Uhr den Preußen entgegengeschickt hatte, wurde von der preußischen Kavallerie zurückgeworfen, und da nun allmählich das ganze Bülowsche Korps beisammen war, so wurde auch das französische Korps Lobau genötigt, sich nach dem Dorf Plancenoit zurückzuziehen, das hinter dem Meierhof Belle-Alliance, also im Rücken der französischen Aufstellung lag. War dieses Dorf von den Preußen genommen, so war die Schlacht für Napoleon verloren. Dieser schickte daher 8 Bataillone der Garde und 24 Kanonen dem bedrängten Marschall Lobau zu Hilfe. Zweimal nahmen die Preußen das Dorf, ohne es halten zu können. Da trafen einzelne Brigaden der Korps Pirch und Zieten auf dem Schlachtfelde ein und schlossen sich teils den Bülowschen Truppen zum neuen Sturm auf Plancenoit an, teils wandten sie sich nach dem linken Flügel Wellingtons und unterstützten diesen bei den Vorwerken Papelotte und La Haye.

In diesem Augenblick, der die letzte große Entscheidung bringen mußte (es war Abends sieben Uhr), rief Napoleon die 24 Bataillone seiner Garde heran, jene Truppe, „deren Handwerk es war, den Sieg zu entscheiden". Zwei davon behielt er als letzte Reserve zurück; zwölf sandte er rechts gegen Plancenoit; die letzten zehn sollten unter Ney noch einmal über die unheimliche Bodenmulde hinweg den Abhang drüben erstürmen. Sie erreichten auch die Höhen, trotz des Feuers der englischen Batterien. Aber im Grase verborgen lagen die englischen Grenadiere. Und „als nun die ersten Bärenmützen auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: ‚Auf, Garden! fertig!' — und mit einem Male steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rote Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde; eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wütendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Roten mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert . . . Die Kaisergarde stiebt auseinander; ihr unglücklicher Führer Ney irrt barhaupt mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfeld umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsteren Ahnungen erlösen soll". (Treitschke.)

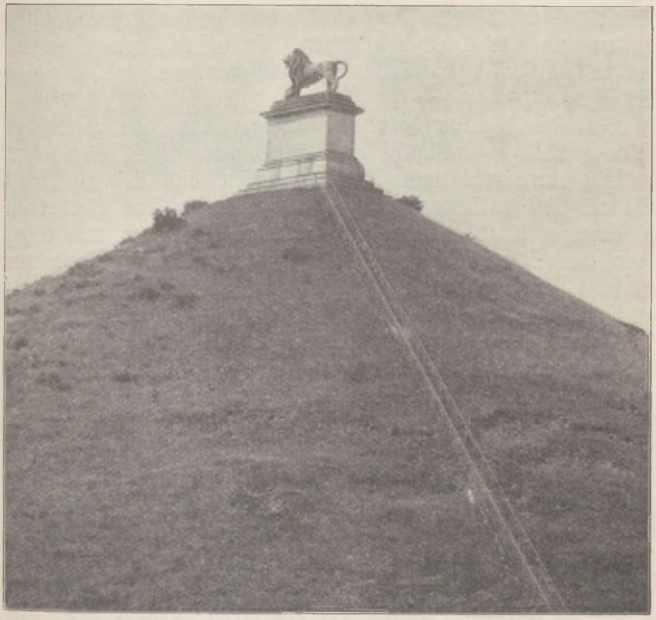
Während nun Wellington, nachdem er den Sturm abgeschlagen hatte, seinerseits seine ganze Linie zum Angriff auf Belle-Alliance vorrücken ließ, gelang es den Preußen in einem blutigen Kampfe, dem verlustreichsten des ganzen Tages, das Dorf Plancenoit zu erstürmen und die 12 Gardebataillone samt Lobaus Korps auf die Straße nach Genappe zu treiben. Jetzt war der rechte Flügel der Franzosen auf drei Seiten von einem furchtbaren Ringe eingeschlossen; der Rückzug wurde zur wilden, aufgelösten Flucht. Kein Befehl fand mehr Gehör. Jeder dachte nur noch an sein eigenes Leben. Napoleon selbst hatte sich mit mehreren seiner Marschälle und Generale in eines der noch geordneten Gardebataillone gerettet und gelangte, während diese von der verfolgenden Reiterei größtenteils niedergehauen wurden, in der Dunkelheit nach Genappe, wo er sich in seinen Wagen warf.

Die Truppen Blüchers und Wellingtons begegneten sich nach der Einnahme des Dorfes Plancenoit Abends acht Uhr hinter Belle-Alliance. Dort war es auch, bei einem Gehöft hinter diesem Wirtshaus, wo die beiden Oberfeldherren sich trafen und sich gegenseitig zu dem entscheidenden Siege Glück wünschten. Wellingtons Krieger waren von dem heißen Ringkampf dieses Tages völlig erschöpft und zur Verfolgung unfähig. Auch die Preußen waren teilweise seit vier Uhr Morgens auf den Beinen. Trotzdem übernahm Blücher die nächtliche **Verfolgung des Feindes** und gab sofort den Befehl, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd aufgeboten werden sollte, den Feind zu verfolgen". Gneisenau leitete sie. „Wie man siegt," sagte er, „haben wir gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann." Er forderte ein Reiterregiment und diejenigen Bataillone, die am weitesten vorwärts auf der Straße nach Charleroi standen, auf, ihm zu folgen, nahm auch Artillerie mit und setzte so rasch als möglich dem Feinde nach. Vor Genappe, wo eine Menge Flüchtiger, viele Kanonen und Bagagewagen sich zusammengehäuft hatten, versuchte ein Haufe Infanterie den Eingang zu verteidigen. Aber sobald die preußische Artillerie ihr Feuer eröffnete, hörte der Widerstand auf, und alles floh voll Entsetzen weiter, Geschütze und Gepäck zurücklassend. Als Napoleon in seinem Wagen das Schießen und den Lärm des Feindes hörte, sprang er auf, vergaß den im Wagen abgelegten Degen mitzunehmen, verlor beim Aussteigen auch den Hut, warf sich barhäuptig auf ein bereit

gehaltenes Pferd und sprengte davon. Von seinem Gefolge eilte ihm nach, wer ein Pferd zur Hand hatte. Groß war hier die Beute an Geschützen und kostbaren Gegenständen aller Art. Der Wagen Napoleons war besonders wertvoll. Man fand den Hut auf dem Boden, den Degen im Wagen, außerdem seine silberne Feldausrüstung, seinen Krönungsmantel, viele Ordenssterne, sein Fernglas, viele Juwelen, einen großen Schatz an Gold- und Silbermünzen. Auch in anderen Wagen fand sich eine reiche Beute. Blücher, der um Mitternacht in Genappe eintraf und die Nacht dort zubrachte, behielt für den König Napoleons Wagen, Krönungsmantel, Fernglas, Hut, Degen und Orden; das übrige überließ er den Offizieren und Soldaten, die sich zuerst des Wagens bemächtigt hatten.

Sobald die ineinander gefahrenen Wagen und Geschütze weggeschafft waren, setzte Gneisenau die Verfolgung des Feindes **in der Nacht** fort. Doch blieb der größe Teil der Infanterie in Genappe zurück. Die Tamboure und Hornisten wurden auf erbeutete Pferde gesetzt und scheuchten durch ihr Trommeln und Blasen die da und dort herumliegenden Franzosen zu weiterer Flucht auf. So ging die tolle Jagd die ganze Nacht hindurch fort bis Frasne. Gneisenau hatte schließlich noch 50 Infanteristen bei sich, denen einige Ruhe not tat. Doch ging er, als es Tag geworden war, von Frasne noch weiter vor bis Gosselies. In dem Kriegsrat der verbündeten Feldherren wurde auf den Antrag Gneisenaus der sofortige Marsch nach Paris beschlossen. Bevor neue Rüstungen ausgeführt würden, sollte die Stadt im ersten Anlauf genommen werden, damit man bei den Friedensverhandlungen ein sicheres Pfand in Händen hätte. Blücher war für den Fall, daß Napoleon in seine Gefangenschaft geriet, entschlossen, „Bonaparte auf demselben Fleck (in dem Graben von Vincennes) erschießen zu lassen", wo der Herzog von Enghien auf dessen Befehl erschossen worden war. Wellington sprach sich dagegen aus, weil eine solche Hinrichtung in der Geschichte immer als eine „action odieuse" erscheinen würde. Darauf meinte Gneisenau, als Brite könne Wellington eine solch „theatralische Großmut" üben, da durch diesen „Bösewicht" England zu Größe und Reichtum gelangt sei; Preußen aber sei durch ihn verarmt; sein Adel werde sich nie mehr aufrichten können. Die Verluste in der Schlacht bei Waterloo waren bei der Hartnäckigkeit, mit der auf beiden

Seiten gestritten wurde, sehr bedeutend. Die Franzosen verloren 25 000 Mann, darunter 6000 Gefangene und fast alle ihre Geschütze. Von den Zersprengten, die man auf mehr als 40 000 schätzte, sammelte nachher der Marschall Soult, dem Napoleon den Oberbefehl übertragen hatte, noch 30 000 Mann bei Laon. Wellingtons Verluste beliefen sich an Toten



Das Löwendenkmal auf dem Schlachtfelde zu Waterloo.

und Verwundeten auf 21 000, die Verluste Blüchers auf 7000 Mann.

Die Einsichtsvollsten seiner Getreuen rieten dem Kaiser, in Laon alle Truppen an sich zu ziehen und noch einen Waffengang zu wagen. Aber Napoleon, überzeugt, daß er seinen gefährdeten Thron nur in der Hauptstadt selbst retten könne, und fest auf die Macht seiner Persönlichkeit vertrauend, beschloß, nach Paris zurückzukehren. Er wußte noch nicht, daß Grouchy mit mehr als 30 000 Mann sich gerettet hatte und schon auf dem Wege nach Laon sich befand. In

der Nacht vom 20. auf den 21. Juni kam er dort an. Er wagte nicht mehr in den Tuilerien abzusteigen, sondern begab sich nach dem stiller gelegenen Elyseischen Palaste. Von Laon nach Paris hatte er kein Wort mehr gesprochen. Als er in das Zimmer trat, konnte er kaum mehr auf den Füßen stehen, kaum mehr atmen; er warf sich in einen Sessel und sagte, die Hand aufs Herz legend, zu Caulaincourt: „Ich ersticke." Das Unglück der letzten Tage und die ungeheuren Anstrengungen hatten ihm alle Kraft genommen. Er befahl, den Ministerrat zu berufen, und stärkte sich inzwischen durch einen tiefen Schlaf.

Für die Pariser war der besiegte Napoleon allerdings keine gewaltige Persönlichkeit, keine Macht mehr. Sie sahen in ihm einen ruinierten Spieler, dessen man sich so schnell als möglich entledigen müsse, um nicht in sein Verderben hineingezogen zu werden. Napoleon ohne Heer und Sieg war ein Sterblicher wie jeder andere. Alle Besonnenen mußten sich sagen, daß der Friede mit den Verbündeten nur zu haben war, wenn Napoleon beseitigt würde. An eine Fortsetzung des Krieges gegen die 800000 Feinde aber dachte niemand ernstlich. So blieb auch für die leitenden Männer in Paris kein anderer Weg übrig als die Beseitigung des Mannes, der dem Frieden im Wege stand. Der Erzverschwörer Fouché hatte noch vor der Rückkehr Napoleons das Gerücht ausgestreut, der Kaiser beabsichtige, die Kammern aufzulösen und Frankreich in den Verzweiflungskampf hineinzutreiben. Um diesem Schlage zuvorzukommen, beschloß die Kammer auf Lafayettes Antrag, sich in Permanenz zu erklären; jeder Versuch, sie aufzulösen, sollte als Hochverrat behandelt werden. So empört Napoleon darüber war, daß man ihn bereits als einen Ohnmächtigen beiseite schob, so wagte er doch nicht, wie am 18. Brumaire 1799, die Versammlung mit Gewalt auseinanderzujagen und sich zum Diktator aufzuwerfen. Eine letzte Hoffnung faßte er, als am 22. die Nachricht eintraf, Grouchy befinde sich mit seinen Truppen auf dem Marsche gegen Paris. Aber die Kammer wollte von keinem Kriege mehr hören. Sie verlangte klar und bündig die **Abdankung Napoleons** und sie drohte sogar mit Absetzung, wenn er nach Verfluß einer Stunde nicht freiwillig abgedankt hätte. Man faßte im Notfall selbst die Verhaftung ins Auge. Jetzt gab Napoleon allen Widerstand auf. Am 22. Juni, vier Tage nach der Schlacht, unter-

zeichnete er die Abdankungsurkunde, in welcher er seinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser erklärte. Nachmittags ein Uhr wurde dieses denkwürdige Aktenstück den Kammern vorgelesen, und sie konnten, trotz der Ungeduld, mit der sie diese Entscheidung herbeigeführt hatten, einer tiefen Rührung sich nicht erwehren. Sie beschlossen, ihm für seinen hochherzigen Entschluß durch eine Abordnung zu danken. Mit diesem Höflichkeitsakt war die „Herrschaft der hundert Tage" zu Ende.

Zunächst setzten die beiden Kammern eine „Regierungskommission" von fünf Mitgliedern ein, an deren Spitze Fouché stand. Von einer Regentschaft für Napoleon II. wollte man nichts wissen; Fouché unterhandelte bereits mit den Bourbonen. Marschall Davoust wurde zum Oberbefehlshaber der Pariser Armee, Marschall Massena zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt. Auf die Nachricht, daß Blücher mit seinem Heere sich der Hauptstadt nähere, kam Napoleon, der sich nach Malmaison begeben hatte, noch einmal auf kriegerische Gedanken. Er schickte nach Paris und bat die provisorische Regierung, ihn als einfachen General an die Spitze des Heeres zu stellen, mit dem er zuerst Blücher, dann Wellington zu schlagen gedachte. Aber Fouché lehnte das Anerbieten ab und drängte ihn zur schleunigen Abfahrt nach Amerika. Um nicht in die Gefangenschaft Blüchers zu fallen, verließ Napoleon am 29. Juni Malmaison. Sein nächstes Ziel war die Hafenstadt Rochefort. Er beeilte sich nicht mit dem Weiterkommen; erst am 3. Juli traf er dort ein. Er hatte Befehl gegeben, zwei Fregatten für seine Fahrt nach Amerika auszurüsten, zögerte aber, davon Gebrauch zu machen. Er hoffte immer noch auf eine unerwartete Wendung, gab aber durch sein Zaudern den Engländern Zeit, die Ausfahrt aus dem Hafen so zu versperren, daß ein Entschlüpfen nicht mehr möglich war. So blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich entweder den Franzosen oder den Engländern in die Arme zu werfen. Das erstere kam nicht in Betracht, seitdem seine ärgsten Feinde, die Bourbonen, wieder im Regimente saßen. Er beschloß also, sich der Großmut des englischen Volkes anzuvertrauen. Da der Befehlshaber des englischen Kriegsschiffes Bellerophon keine bestimmten Zusagen geben konnte, so schickte er durch den General Gourgaud ein Schreiben an den Prinzregenten von England ab, worin er sagte, er komme wie

Themistokles, um sich an dem Herde seines Feindes niederzulassen, und er stelle sich unter den Schutz des mächtigsten und hochsinnigsten Volkes. Am 15. Juli begab er sich selbst an Bord des Bellerophon, der ihn nach Plymouth brachte. Hier erfuhr er durch Admiral Keith (30. Juli), daß nach dem Beschluß der verbündeten Mächte die Insel St. Helena sein künftiger Aufenthalt sei. Alle Proteste halfen nichts. Am 7. August bestieg er das Schiff „Northumberland", das ihn an seinen Verbannungsort führen sollte. Nur wenige seiner Getreuen, Großmarschall Graf Bertrand, General Graf Montholon, General Gourgaud, Baron Las Cases nebst ihren Familien, ein Arzt und zwölf Diener, durften ihn begleiten. Der Kaisertitel wurde ihm entzogen.

Als „General Bonaparte" betrat er am 18. Oktober, dem Tage der Leipziger Schlacht, die einsame **Felseninsel St. Helena**, die kaum zwei Quadratmeilen groß war und nicht einmal eine passende Wohnung für den neuen Gast enthielt. Man mußte erst auf dem Plateau von Longwood Häuser für ihn und seine Begleiter erbauen. In einem Zimmer bei Napoleon nahmen sie gemeinsam die Mahlzeiten ein. Mit seinem ersten Gouverneur, dem milden Admiral Cockburn, stand Napoleon noch in einem leidlichen Verhältnis, wiewohl er schon damals unter der steten Beobachtung und der erzwungenen Untätigkeit schwer litt. Auch die Verweigerung des Kaisertitels kränkte ihn aufs schwerste. Anfang 1816 aber kam der neue Gouverneur, Oberst Hudson, ein geistloser Pedant, der seine Vorschriften aufs peinlichste durchführte und dem Gefangenen selbst auf seinen täglichen Spazierritten eine Wache mitgab. Infolgedessen geriet Napoleon in förmliche Wutausbrüche, und schließlich stellte er die Spazierritte und -gänge ganz ein. Dadurch schädigte er seine Gesundheit und machte sich noch unglücklicher, als er schon vorher war. Denn nun fehlte auch diese Abwechslung in der öden Langweile des Gefangenenlebens. Nun sollte der Mann, der von sich sagen konnte, er kenne wohl die Grenzen seiner Augen und Beine, aber nicht die seiner Arbeitskraft, dem rastlose, aufregende Tätigkeit ein Lebensbedürfnis war, seine Zeit mit Lesen, Plaudern, Diktieren ausfüllen. Anfangs tröstete er sich noch mit der Hoffnung, daß irgend ein Umschwung der Verhältnisse ihn ins handelnde Leben zurückrufen werde. Allmählich begrub er auch diese Hoffnung. Aber an dem Glauben hielt er fest, daß seinem Sohne ein-

mal der Thron von Frankreich zufallen werde. Um ihm den Weg hierzu zu ebnen, suchte er in seinen Gesprächen, die aufgezeichnet wurden, und in den Denkwürdigkeiten, die er selbst diktierte, alles Licht auf sein Herrscherhaus zu werfen. Seine **Memoiren** sind darum nicht Geschichtsquelle wie etwa die Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen, sondern eine Tendenzschrift, geschrieben zur Verherrlichung des eigenen Hauses. Ihr Wert liegt mehr auf der psychologischen Seite. Es ist von Interesse, zu sehen, wie der von seiner Höhe Herabgestürzte rückblickend seine Erfolge und Mißerfolge,



Spottbild auf Napoleons englische Gefangenschaft.

Freunde und Feinde, Personen und Dinge beurteilt. Erfreulich ist der Einblick nicht, den sie in die Seele Napoleons gewähren. Er schreibt die Ungunst seines Schicksals immer der Bosheit oder dem Unverstand seiner Feinde zu. Selten nur bricht ein Wort richtiger Selbsterkenntnis durch, so, wenn er die Fehler seiner spanischen Politik eingesteht. Die wachsende Verbitterung und Reizbarkeit, der Gram über sein herbes Geschick, der Mangel an Tätigkeit und Bewegung schwächten die Kraft seines Körpers. Schon im vierten Jahre stellten sich Anzeichen von Magenkrebs ein, derselben Krankheit, der auch sein Vater erlegen war. Jetzt gestattete man ihm wieder

Spazierritte und Arbeiten im Garten. Es war zu spät. Am 5. Mai 1821 verschied „der gefesselte Prometheus" Der Tod war ihm ein willkommener Erlöser. In seinem Testamente vermachte er 6 Millionen Franken, die der Bankier Lafitte in Paris für ihn verwaltete, den Dienern und Freunden, die ihm treu geblieben waren. An einer Quelle, wo er oft geweilt hatte, nahe seinem Hause auf Longwood, ruhte sein Leichnam, bis er 1840 in den Invalidendom nach Paris verbracht wurde.

„Den Menschen macht sein Wille groß und klein." Napoleon war durch das übermenschliche Maß seines Wollens,



Ansicht von James-Town auf St. Helena.
Nach einer Zeichnung von S. Davis, gestochen von W. Daniell.

verbunden mit der Fülle seines Geistes, vom armen Leutnant zum Herrscher des Weltteils emporgestiegen. Geschichtliche Wirkungen waren von ihm ausgegangen wie kaum je von einem Sterblichen. Das ist seine Größe. Aber dieser Übermensch kannte keine höheren sittlichen Zwecke. Er liebte die Macht um der Macht willen, nicht um des Guten willen, das sie schaffen kann und soll. Er war die fleischgewordene Herrschsucht. Darum fehlt ihm der Adel der Gesinnung, die wahre, nämlich die sittliche Größe. Macchiavelli in seinem „Il principe" wünscht dem geknechteten, zerrissenen, zerrütteten Italien einen Tyrannen, der ohne Rücksicht auf Religion, Sittlichkeit, Tugend seinen Willen zum alleinigen Gesetz zu machen verstünde. Ein solcher principe für Europa war Napoleon. Er hat Treue, Glauben, Recht, Gesetz behandelt,

als ob sie wertlose Spielzeuge wären; er hat Menschenleben zertreten, wie man einen Wurm mit dem Absatz zertritt. Aber nur ein solcher Mann konnte das furchtbare Schicksal an Europa vollziehen. Um die alte Welt in Trümmer zu schlagen und den Schutt von Jahrhunderten wegzuräumen, dazu war eine harte Faust und ein eiserner Besen nötig.

Wenige Tage vor der Landung Napoleons auf St. Helena beschloß sein Schwager **Joachim Murat**, der sich vom Sohne eines Gastwirts in Bastide (bei Cahors) zum König von Neapel aufgeschwungen hatte, sein tatenreiches



Napoleons Grab auf St. Helena.
Nach einer Zeichnung von Prache, lithographiert von Villeneuve.

Leben. Er war das einzige Mitglied der Napoleonischen Familie, das eines gewaltsamen Todes starb. Nachdem er auf seiner Flucht von Neapel in Cannes gelandet war, ließ er, während Napoleon sich zum belgischen Feldzug rüstete, diesem durch Fouché seine Dienste anbieten. Aber Napoleon, der glaubte, daß die Anwesenheit des geschlagenen und vertriebenen Königs seiner Sache bei der Armee schaden könnte, nahm das Anerbieten nicht an und befahl ihm, bis zur Entscheidung des Feldzugs im südlichen Frankreich zu bleiben. Nach der Katastrophe von Waterloo schiffte er sich auf einem kleinen Fahrzeug (22. August 1815) Nachts nach Korsika ein und gelangte in die Stadt Bastia, wo Napoleonische Offiziere

und Soldaten sich um ihn sammelten. Das Verzweifelte ihrer Lage veranlaßte sie, das Beispiel Napoleons vom März 1815 nachzuahmen und zu versuchen, ob sie nicht in einem raschen Anlauf den bourbonischen Thron von Neapel stürzen könnten. Mit 250 Bewaffneten schiffte sich Murat am 28. September auf sechs leichten Fahrzeugen nach Neapel ein. Ein Sturm zerstreute das Geschwader. Murat wurde mit zwei seiner Fahrzeuge und einem Gefolge von 29 Personen bei Pizzo an die Küste von Kalabrien getrieben (8. Oktober), wo die Bevölkerung größtenteils bourbonisch gesinnt war. Eine Proklamation kündigte den Neapolitanern an, daß der König Joachim zurückgekehrt sei, um sie zu befreien. Als er landeinwärts ging, stieß er auf einen Haufen Bewaffneter, von denen nur zwei zu ihm übergingen; die andern schossen auf ihn und seine Leute. Darauf eilte er, an dem Erfolge seines Unternehmens verzweifelnd, nach dem Strande zurück, um sich auf einem Boote zu retten. Aber die Schiffer fuhren davon; Murat wurde nach kurzem Gefecht gefangen und unter Mißhandlungen auf das Schloß Pizzo gebracht. König Ferdinand setzte ein Kriegsgericht von acht Offizieren ein, von denen sieben früher unter Murat gedient hatten. Trotzdem lautete ihr Urteil auf Tod. Am 13. Oktober 1815 wurde der große Reiterführer im Schloßhof zu Pizzo als Usurpator und Friedensbrecher erschossen und in der dortigen Kirche begraben. Murat hinterließ aus seiner Ehe mit Napoleons Schwester Karoline zwei Söhne und zwei Töchter. Jene lebte als Witwe unter dem Namen einer Gräfin von Lipona (Anagramm von Napoli) unter österreichischem Schutz in einer Villa in der Nähe von Triest und starb in Florenz am 18. Mai 1839.

Die Überreste des französischen Heeres, die bei Ligny und bei Waterloo gekämpft hatten, hatten sich unter Soult und Grouchy nach Paris zurückgezogen. Dort sammelten sich in den ersten Tagen des Juli 60—70 000 Mann unter dem Befehle des Marschalls Davoust. Während dieser eine zweite Besetzung der Hauptstadt verhindern wollte, war Blücher entschlossen, um jeden Preis sich der Stadt zu bemächtigen. Er rückte also in Eilmärschen gegen Paris heran; zwei Tagemärsche hinter ihm folgte Wellington. Dieser lagerte sich im Norden, jener im Süden der Stadt. Davoust, obgleich an Streitkräften weit schwächer, rüstete sich doch zum Widerstand, während die Bürgerschaft sich nach Ruhe sehnte

und die Übergabe wünschte. In einem Briefe an Blücher berief sich Davoust darauf, daß mit Napoleons Abdankung die Ursache des Krieges fortgefallen sei, und ersuchte die verbündeten Feldherren um einen Waffenstillstand. Blücher und Wellington wiesen das Gesuch zurück und verlangten Übergabe. Da diese verweigert wurde, so kam es im Süden der Stadt noch zu einigen scharfen Gefechten. Am 1. Juli fiel bei einem Überfall preußischer Husaren der junge Freiwillige Heinrich v. York, Sohn des greisen Feldherrn, ohne die ihm angebotene Begnadigung anzunehmen. Am 3. Juli fand bei Issy der letzte Kampf statt, wobei Blücher den Angriff Vandammes abschlug. Jetzt sahen Generale und Regierungskommissäre ein, daß weiterer Widerstand erfolglos sei. Am 3. Juli 1815 wurde der Vertrag von St. Cloud unterzeichnet, wonach die französischen Truppen sich hinter die Loire zurückziehen und Paris den Heeren Wellingtons und Blüchers überlassen sollten. **Der Einzug** erfolgte am 7. Juli. Blücher verlangte von der Stadt eine Kontribution von 100 Millionen Franken und zweimonatlichen Sold für sein Heer. Auch die geraubten preußischen Kunstwerke, die sich noch in Paris befanden, ließ er am ersten Abend aufstöbern und einpacken. War schon damit Wellington nicht einverstanden, so führte der Befehl Blüchers, die Seinebrücke, welche den Namen „Brücke von Jena" führte, in die



Marschall Davoust.
Nach einem Gemälde von Aubry, gestochen von Charon.

Luft zu sprengen, zu einem regelrechten Zusammenstoß zwischen Wellington und Gneisenau. Da jener die beabsichtigte Zerstörung eine barbarische Tat nannte, so fragte ihn Gneisenau, ob der Herzog, wenn er in Paris eine Brücke von „Saratoga" gefunden hätte, ebenso nachsichtig sein würde. Wellington erwiderte nichts darauf, verhielt sich aber seitdem gegen Gneisenau sehr zurückhaltend, was dieser zu vergelten wußte. Die Zerstörung unterblieb übrigens, da der erste Sprengversuch zu schwach ausfiel und, bevor er wiederholt werden konnte, die Monarchen in Paris eintrafen, worauf König Friedrich Wilhelm III. die Zerstörung verbot. Auch der Kontributionsbefehl kam nicht zur Ausführung.

Die provisorische Regierung hatte äußerlich die Nachfolge Napoleons II. anerkannt; in Wahrheit konnte davon gar nicht die Rede sein. Fouché, der jetzt eine ähnliche Rolle spielte wie Talleyrand bei der ersten Restauration, betrieb aufs eifrigste die **Rückkehr Ludwigs** XVIII. und schickte den ihm unbequemen Lafayette mit einer Kommission in das Hauptquartier der verbündeten Herrscher, um in diesem Sinne zu verhandeln. Aber es bedurfte solcher Umtriebe gar nicht mehr. Ludwig XVIII. befand sich unter englischem Schutze bereits auf dem Wege nach Paris. Wellington wollte durch die fertige Tatsache der Restauration allen anderen Plänen und etwaigen Friedensstörungen ein Ende machen. Die verbündeten Herrscher oder gar das französische Volk zu befragen, hielt er überhaupt nicht für nötig. „Im Gepäcke der englischen Armee kehrten wir nach Frankreich zurück", schrieb Talleyrand. Am 8. Juli hielt Ludwig an der Spitze eines großen militärischen Gefolges, unter dem Jubel der mittleren und höheren Stände, seinen Einzug in Paris und fuhr wieder in die Tuilerien. Am gleichen Tage kündigte Fouché die Auflösung der Kammern und der provisorischen Regierung an. In dem neuen Ministerium übernahm Talleyrand wieder das Auswärtige, Fouché die Polizei.

Die Truppen der verbündeten Monarchen überschritten im Juli den Rhein und besetzten die östlichen Provinzen Frankreichs. Sie hatten bei Straßburg und Belfort Gefechte gegen die Generale Rapp und Lecourbe zu bestehen und im Elsaß und Lothringen Volksaufstände zu bekämpfen. Am 10. Juli trafen **die Monarchen in Paris** ein. War Kaiser Alexander schon darüber sehr verstimmt, daß die Schlacht bei Waterloo, der Sturz Napoleons und die Besetzung von Paris

ohne sein und seiner Truppen Zutun sich vollzogen hatte, so überraschte ihn in Paris die Nachricht, daß Ludwig XVIII. bereits in die Tuilerien eingezogen sei, aufs unangenehmste. Aber Ludwig und sein Hof beeiferten sich, durch freundliches Entgegenkommen den einflußreichen Herrscher für sich zu gewinnen und im Verein mit Wellington, der sich immer mehr in einen scharfen Gegensatz zu Blücher und Gneisenau hineinlebte, günstig für Frankreich zu stimmen. Dies gelang um so mehr, da Alexander damals in dem mystisch-religiösen Zauberkreis der Frau Juliane von Krüdener sich fand. Diese, die Tochter des Barons von Vietinghoff in Kurland, hatte eine bewegte Jugendzeit hinter sich und gab sich zuletzt infolge einer „Erweckung" religiösen Schwärmereien hin. Sie hielt sich für berufen, als Predigerin und Prophetin die Monarchen zu ermahnen, ihr Reich auf der Grundlage des Christentums aufzubauen. Schon im Jahre 1814, als Kaiser Alexander durch Heilbronn (in Württemberg) kam, hatte sie dort eine Unterredung mit ihm gehabt und ihn aufgefordert, er solle, wenn Napoleon besiegt sei, ein Napoleon des Friedens, der Ordner und Wiederhersteller der erschütterten Welt werden, und ihm die Aufgabe vorgezeichnet, mit den Fürsten Europas einen Bund, eine heilige Allianz zu schließen, worin alle eidlich gelobten, nie mehr einen Krieg anzufangen, etwaige Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu übertragen und, wenn je einer davon abfalle und mit Krieg drohe, mit vereinten Kräften ihn zur Unterwürfigkeit zu zwingen; die Fürsten sollten sich untereinander alle als Brüder, ihre Untertanen als die ihnen anvertrauten Kinder ansehen, von deren Erziehung und Leitung sie Rechenschaft geben müßten. Im Juli 1815 reiste sie nach Paris und besuchte wieder den Kaiser Alexander. Da nun Gott ihre Gebete für den Sieg erhört habe, sagte sie, so sei es an dem Kaiser, das Gelübde, das er in Heilbronn, wo er mit Frau von Krüdener niederkniete und betete, getan habe, zu erfüllen und den heiligen Bund förmlich abzuschließen.

So unterzeichneten denn am 26. September 1815 die Herrscher von Preußen und Österreich das Schriftstück, das Alexander selbst abgefaßt hatte. Damit war die **„heilige Allianz"** begründet, der später die übrigen Staaten Europas beitraten. Zugleich schlossen die vier Großmächte, Österreich, Preußen, Rußland, England, am 20. November 1815 einen weiteren Bund, worin sie sich verpflichteten, die durch die

vereinigten Kräfte Europas hergestellte neue Ordnung in Frankreich aufrecht zu erhalten und in wiederholten Zusammenkünften der Monarchen oder ihrer Minister über die Wohlfahrt und Sicherheit der europäischen Staatenfamilie sich zu beraten.

Unter solchen Einflüssen war Alexander mehr darauf bedacht, den Pariser Salonkreisen sich gefällig zu zeigen, als den herrlichen Sieg und die Gunst der politischen Lage gehörig auszunutzen. Die preußischen Vertreter und mit besonderem Nachdruck der württembergische Kronprinz verlangten militärische Sicherung der Westgrenze Deutschlands, namentlich Süddeutschlands. Dazu hielten sie nötig das Elsaß und einen Teil von Lothringen mit den Festungen Metz und Diedenhofen, dazu einige Grenzfestungen im Jura für die Schweiz; sie wünschten auch eine Kriegssteuer von 1200 Millionen Franken. Aber diesen Forderungen, so einleuchtend sie waren, widersetzte sich der Zar und sein Minister Nesselrode, Wellington und Castlereagh. Auch Metternich war nur mit halbem Herzen dafür. So erhielt Frankreich, dank der Großmut der Mächte, abermals unverhältnismäßig günstige Bedingungen zugestanden. Am 20. November 1815 kam der **zweite Pariser Friede** zu stande, in welchem die wesentlichsten Bestimmungen des ersten Pariser Friedens festgehalten wurden und die von Preußen geforderten Gebietsabtretungen meist unberücksichtigt blieben. Frankreich wurde auf die Grenzen von 1790 beschränkt, hatte an Preußen Saarlouis und Saarbrücken, an Bayern Landau, an die Niederlande das Herzogtum Bouillon und die kleinen Festungen Philippeville und Marienburg, an Sardinien den Rest von Savoyen abzutreten. Da es die früheren Enklaven (Avignon, Mömpelgard u. s. w.) behalten durfte, so war es auch nach diesem Friedensschluß größer als vor der Revolution. Außerdem hatte es 700 Millionen Franken Kriegsentschädigung zu zahlen, die geraubten Schätze der Kunst und der Wissenschaft an die früheren Eigentümer zurückzugeben und in 17 Grenzfestungen höchstens fünf Jahre lang 150 000 Mann der verbündeten Truppen als Besatzung auf seine Kosten zu unterhalten.

Neueste Zeit.

Neunter Zeitraum. Verfassungs- und Nationalitätenkämpfe (1815—1871).

I. Die Verfassungskämpfe (1815—1851).

1. Die Zeit der heiligen Allianz.

(1815—1830.)

a) Deutschland 1815—1830.

Das Zeitalter der Aufklärung und Revolution war zu Ende. Eine Fülle neuer Gedanken hatte sich über den Weltteil ergossen; Erschütterungen und Umwälzungen hatten sich vollzogen wie nicht mehr seit den Tagen der Völkerwanderung; eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung war begründet worden. Jetzt folgte auf die Bewegung die Gegenbewegung, auf die Erregung die Erschlaffung. Die europäische Menschheit war unter dem furchtbaren Sturmschritt der Ereignisse müde, ruhebedürftig geworden. **Eine neue Geistes- und Gemütsverfassung** bricht sich Bahn. An die Stelle der Revolution tritt die Reaktion, an die Stelle der Aufklärung die Romantik. Die Revolution hatte das Alte zerstört, die Reaktion will es erhalten oder wiederherstellen. Die Aufklärung war verstandesmäßig und strebte vorwärts; die Romantik ist phantasiemäßig und schaut rückwärts. Die Aufklärung hatte den „Deismus" geschaffen; die Romantik erzeugt den Ultramontanismus. Der verflachte, seichte Vernunftglaube des 18. Jahrhunderts konnte ein Geschlecht nicht befriedigen, das so schwer gezüchtigt worden war. So tritt überall eine Wiederbelebung des religiösen Gefühls ein, eine Erneuerung und Vertiefung des religiösen Lebens überhaupt.

Schon bei dem Aufenthalt der Herrscher in Paris und bei dem Wiener Kongreß war dieser veränderte Geist mächtig gewesen. Die Neugestaltung Europas, die der Kongreß beschloß, konnte nur dann Bestand haben, wenn sie den ungeheuren Fortschritt, den der dritte Stand in diesem Zeitalter gemacht hatte, anerkannte und die brauchbaren Errungenschaften der Umsturzzeit zu dauernden Lebensgütern machte. Von diesen Errungenschaften waren die wichtigsten: die wirtschaftliche und rechtliche Befreiung des Einzelwesens von den Fesseln der Feudalordnung, die tätige Teilnahme des Volkes an der Regierung, der Gedanke der nationalen Selbständigkeit.

Es liegt im Wesen der ersten Forderung, daß ihre Verwirklichung Sache der einzelnen Staaten war; der Kongreß überließ sie also diesen. Dagegen hat er die Berechtigung der zweiten Forderung ausdrücklich anerkannt, indem er der deutschen Bundesakte den Artikel 13 einfügte. Mit den **Verfassungen** dieses Paragraphen waren aber nicht die alten landständischen Verfassungen gemeint, sondern die „konstitutionelle Monarchie" nach englischem oder französischem Vorbild. Jene waren nur Vertretungen einzelner Stände (Adel, Geistlichkeit, Bürger) mit starker Bevorzugung der oberen Klassen und abgesonderter Beratung. Diese war eine aus freier Wahl hervorgegangene Vertretung des gesamten Volkes mit dem Recht der Steuerbewilligung, Prüfung des Staatshaushalts, Gesetzgebung, Initiative. Eine solche Konstitution hatten die Bourbonen bewilligen müssen, ehe sie zurückgeführt wurden. Eine solche Konstitution wünschte man auch in den übrigen Ländern, vorab in Deutschland, und man faßte diese Forderung in das Wort „Freiheit", das jetzt ein Schlagwort der Zeit wurde und bis in unsere Tage blieb. Man begriff aber darunter auch noch andere Einrichtungen, die als ein Ergebnis der französischen Revolution zu betrachten sind, wie Preßfreiheit, Geschworenengerichte, bürgerliche Gleichheit aller Staatsangehörigen. Das Volk also, das durch die Umsturzzeit mündig geworden war, forderte solche Verfassungen; die Regierungen, wenigstens die meisten, verweigerten sie. So beherrscht der Kampf um Verfassungen die Geschichte der nächsten Jahrzehnte.

Wie Napoleon die Freiheit der Völker mit Füßen getreten hatte, so auch **das Nationalgefühl**. Aber je gewaltiger es niedergehalten worden war, desto stärker brach es hervor, als es galt, den Zwingherrn zu stürzen. In diesem Kampfe wurden sich die Völker ihrer Kraft und Eigenart bewußt; denn sie hatten den Hauptanteil an dem Sturze Napoleons und in den Befreiungskriegen war der Gedanke der nationalen Selbständigkeit erwacht. Der Wiener Kongreß hatte auch diese Idee verständnislos beiseite geschoben. Die Zustände, wie er sie in Deutschland, Italien, den Niederlanden geschaffen hatte, waren eine Verhöhnung des Rechts der Nationalitäten. Diese künstlichen Gebilde mußten fallen, das Werk des Kongresses mußte verbessert werden. Die Geschichte der nächsten Jahrzehnte ist also weiterhin ausgefüllt durch den Kampf um das Recht der Nationalitäten. Doch tritt dieser

zunächst zurück gegenüber dem Kampfe um innere Freiheiten. Erst als Napoleon III. jenes Recht ausdrücklich verkündigte, trat diese Idee in den Vordergrund.

Ganz anders als die Völker dachten die Mitglieder **der heiligen Allianz** über das Verhältnis der Fürsten untereinander und der Fürsten zu ihren Völkern. Die Fürsten bekunden „im Angesicht der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß, zur Richtschnur ihres Verhaltens im Innern ihrer Staaten wie nach außen nur die Vorschriften der heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit zu nehmen. . . . Sie werden sich ihren Untertanen und Armeen gegenüber als Familienväter betragen und dieselben im Geiste der Brüderlichkeit leiten, um Religion, Frieden und Gerechtigkeit zu schützen. Demnach betrachten sie sich nur als die Bevollmächtigten der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren. . . . Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt, sich täglich mehr zu befestigen in den Grundsätzen und in der Erfüllung der Pflichten, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat. Alle Mächte, welche sich zu diesen Grundsätzen bekennen, werden mit Freuden in diese heilige Allianz aufgenommen werden." — Der Schlußaufforderung kamen bald alle europäischen Fürsten nach, mit Ausnahme von England, das sich auf sein Staatsrecht berief, des Papstes, „weil er von jeher im Besitz der christlichen Wahrheit gewesen sei", und des Sultans der Türkei, der in der Allianz das Vorspiel eines neuen Kreuzzuges fürchtete.

Die heilige Allianz faßte also die Stellung der Fürsten rein patriarchalisch und predigte einen religiös gefärbten Absolutismus. Nun hätte man sich den „heiligen Bund" und den Areopag der Allianzmächte wohl gefallen lassen können, wenn den frommen Worten auch die Tat gefolgt wäre. Dem war aber nicht so. Der heilige Bund hat nicht verhindert, daß Alexander sein Privatleben durch Ausschweifungen befleckte, daß die Fürsten, statt einander brüderlich zu lieben, sich heimlich haßten und bekämpften. Insofern blieb die Allianz leeres Gerede, Salbaderei, wie Metternich sehr wahr, aber etwas respektwidrig sagte. Für die innere Politik aber hat sie geradezu verderblich gewirkt. Wenn das Volk die Erfüllung seiner freiheitlichen und nationalen Wünsche begehrte, verwiesen die Fürsten auf die heilige Urkunde, auf das schöne patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und

Volk und unterdrückten unter diesem frommen Scheine jede freiheitliche Regung. So führte der Bund tatsächlich zur Befestigung und Ausdehnung jenes Regierungssystems, bei welchem die Volksrechte unterdrückt und der Polizeistaat immer gefährlicher ausgebaut wurde.

Der Hauptvertreter dieser Stillstandspolitik ist **Fürst Metternich**, ein Weltmann von ungewöhnlicher Klugheit und Gewandtheit, aber ohne sittliche Kraft und ohne schöpferische Gedanken. Seiner Weisheit letzter Schluß war, man soll das Bestehende erhalten, man soll alles beim alten lassen. Das „Bestehende" war nun freilich für Österreich nicht so übel. Man hatte einen schön abgerundeten Staat, man hatte den starken Einfluß auf Deutschland und dazu noch die Herrschaft über Italien, wo in dem einen Teil die Völker, in dem anderen die Fürsten dem Hause Habsburg untertan waren. Diesen Zustand zu erhalten, war das ausschließliche Ziel seines Strebens. Das Gepräge des Metternichschen Zeitalters ist also starre Ruhe, völliger Stillstand des politischen und geistigen Lebens, die „tote Unbeweglichkeit" der Zustände. Das Volk war ihm eine steuerzahlende Masse, die kein Recht auf irgendwelche selbständige Willensäußerung hatte. In den Fürsten sah er nicht nur die Regenten, sondern geradezu die Privateigentümer ihrer Staaten, „Bevollmächtigte der Vorsehung", die in politischen Dingen ihrem Volke mit dem nämlichen Heiligenschein gegenüberstehen sollten wie der Papst in kirchlichen, was freilich nicht hinderte, daß die nüchternen englischen Staatsmänner von dem „dreieinigen Ungeheuer" der Ostmächte sprachen. Trotz dieser verderblichen Grundsätze hat Metternich als eine Art von Orakel ein volles Menschenalter hindurch einen beispiellosen Einfluß ausgeübt, „vor Fürsten den untertänigen Höfling spielend, die Diplomaten durch kavaliermäßiges Auftreten bestechend, die Gesandten der Kleinstaaten durch Herablassung und Glanz betäubend". Aber durch sein völkerfeindliches Regiment hat er sich auch so verachtet und verhaßt gemacht, daß am Ende seiner Tätigkeit, im Jahre 1848, der württembergische Justizminister Römer unter allgemeinem Beifall ausrufen konnte: „Die ganze Schmach der letzten Jahrzehnte fasse ich in dem einen Namen Metternich zusammen."

In dem Bestreben, keine Neuerungen aufkommen zu lassen, stimmte Metternich mit seinem Herrn, dem „guten" **Kaiser Franz**, zusammen. Dieser erfreute sich in Österreich,

besonders in Wien, einer großen Volkstümlichkeit. Er galt für einen gutmütigen und wohlwollenden Monarchen, der jedem seiner Untertanen gern Gehör schenkte und in unverfälschter Wiener Mundart Bescheid gab. Anders lautete die Sprache, wenn er seinen chinesisch abgesperrten Staat von dem Einströmen neuer Gedanken bedroht sah. In einer Ansprache an die Professoren des Laibacher Lyzeums sagte er: „Halten Sie sich an das Alte! denn dieses ist gut, und unsere Vorfahren haben sich dabei gut befunden; warum sollten wir es nicht? Ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle. Wer das nicht kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen." Franz war ein aufs Kleine und Kleinliche gerichteter Geist, geeignet vielleicht zu einem untergeordneten Kanzleibeamten, aber unfähig, die Dinge von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten und voll Mißtrauen gegen andere, namentlich gegen hervorragende Persönlichkeiten. Mit Metternich vertrug er sich nur deshalb so lange, weil dieser in das Lieblingsgebiet des Kaisers, das Polizeiwesen, nicht eingriff und sich hauptsächlich mit der auswärtigen Politik beschäftigte.

Die österreichische Monarchie gegen die Einflüsse der Nachbarstaaten, namentlich Deutschlands und Italiens, absperrend, sorgte Metternich weder für Abschaffung des feudalen Verhältnisses zwischen Gutsherren und Bauern, noch für Aufhebung der die Provinzen trennenden Zollinien, noch für den Seehandel und eine Kriegsmarine, noch für Hebung des Unterrichtswesens. Dagegen ließ er die Klöster und Mönchsorden üppig emporblühen und übergab den Jesuiten den Unterricht in den höheren Lehranstalten. Daß die Stellung der Protestanten eine sehr gedrückte, kaum geduldete war, begreift sich. Bei jedem Häuserkauf, bei jedem Meisterrecht mußten sie um Dispensation nachsuchen, bei dem Eintritt in die Militärakademie in Wiener-Neustadt mußten sie geradezu ihren Glauben abschwören. Unter solchen Umständen konnte das von der Natur so begünstigte Land zu keinem Wohlstand kommen und der durch die langen Kriege erschöpfte Staat finanziell sich nicht erholen. Fortgesetzte Vermehrung des Papiergeldes, Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld bis zur Hälfte, neue Anleihen waren die Mittel, welche die Regierung in ihren Geldverlegenheiten anwandte, anstatt durch Unterstützung des Gewerbes, der Industrie, des Handels,

durch Befreiung von Grund und Boden das Volk wohlhabend zu machen und dem Staat neue und größere Einnahmen zu verschaffen.

Auf dem Gebiete des **Verfassungswesens** trieb die österreichische Regierung ein unwürdiges Spiel. Um den Vorschriften der Bundesakte zu genügen, hatte sie 1816 und in den folgenden Jahren in den deutsch-slawischen Provinzen ständische Vertretungen eingeführt oder wiederhergestellt. Da aber in diesen der Adel und die Geistlichkeit das Übergewicht hatten und ihre Befugnisse sich fast ausschließlich auf die Steuerverteilung und Rekrutenaushebung erstreckten, so sanken diese Versammlungen, die oft am gleichen Tage eröffnet und geschlossen wurden, zu kostspieligen „Possenspielen", wie Stein sagte, herab. Der Adel, der großenteils ohne Bildung und Vaterlandsliebe war, hatte nicht die Kraft und nicht den Ehrgeiz, eine politische Stellung zu erringen, und das mittlere und niedere Volk, in Unwissenheit aufwachsend, mit der täglichen Not ringend oder in ein Schlaraffenleben versunken, hatte für öffentliche Angelegenheiten keinen Sinn. In Ungarn wurde der Reichstag, der verfassungsmäßig alle drei Jahre sich versammeln sollte, 13 Jahre lang, in Siebenbürgen sogar 23 Jahre lang nicht einberufen. Trotz aller Einsprachen wurde mit Kommissären und Soldaten gewirtschaftet, Rekruten eingefangen, Steuern eingetrieben. Die Steuerrückstände erreichten zuletzt eine bedenkliche Höhe, und im Jahre 1825, wo infolge des griechischen Befreiungskampfes ein russisch-türkischer Krieg und eben damit Verwicklungen an der unteren Donau zu befürchten waren, hatte man allen Grund, die Unzufriedenheit in Ungarn zu beseitigen, um die Dinge nicht zum offenen Aufruhr zu treiben. Daher riet selbst Metternich zum Nachgeben, und im September 1825 wurde der Reichstag in Preßburg eröffnet. Hier kam es bald zu bitteren Klagen über den habsburgischen Absolutismus und die Nichtbeachtung verfassungsmäßiger Rechte. Damit hatte es aber auch sein Bewenden, und nach fast zweijähriger Dauer ging der Reichstag auseinander, ohne etwas anderes geleistet zu haben, als daß seine Rechte schärfer gefaßt und vom Kaiser ausdrücklich bestätigt wurden. Zunächst hatte auch hier die Politik des Hinhaltens und des Nichtstuns den Sieg davongetragen.

Wie die Völker Österreichs zum Stillstand und zum blinden Gehorsam gegen ihre wenn auch noch so schlechte Regierung

verurteilt waren, so wollte Metternich auch das übrige Europa der geistigen Erstarrung preisgeben. Die Stellung Österreichs in Italien und in Deutschland gab ihm einen rechtmäßigen Einfluß auf die Geschicke dieser Völker. In Italien besaß Österreich zwei Provinzen, in Toskana, Modena und Parma herrschten Mitglieder des habsburgischen Hauses, und die Fürsten der übrigen Länder waren auch ohne Aufforderung zum äußersten Rückschritt geneigt; in Deutschland stand Österreich als Präsidialmacht an der Spitze des neugeschaffenen Bundes und errang in kurzer Zeit die Herrschaft nicht nur über die Mittel- und Kleinstaaten, sondern auch über Preußen. Und doch genügte ihm diese weit ausgedehnte Machtsphäre noch nicht. Wo nur in Europa eine Revolution ausbrach, ob in Spanien (1820) oder in Griechenland (1821—1828), ob gegen einen gewissenlosen König oder gegen eine barbarische Türkenherrschaft, überall glaubte Metternich einschreiten zu müssen, veranstaltete Monarchen- und Ministerkongresse und suchte die Revolutionen durch Kanonenschüsse niederzuschmettern.

Den schlimmsten Einfluß übte Metternich auf die Entwicklung des Deutschen Bundes und das Verfassungswesen der Einzelstaaten aus. Wir wissen, daß **die deutsche Bundesakte** von Anfang an ein sehr mangelhaftes Werk war, das niemanden ganz befriedigte als etwa Metternich und die Feinde Deutschlands. Wer, wie die alten Rheinbundfürsten, die Souveränität der Einzelstaaten als das höchste irdische Gut ansah, fühlte sich durch den Bund, so locker dieser war, beschränkt. Wer ein einiges, starkes Vaterland wünschte, fand das Einheitsband zu locker und vermißte eine Volksvertretung. Nicht darum hatte das Volk sein Gut und Blut für die Befreiung Deutschlands hingegeben, um wieder in mittelalterliche Zustände zurückgeschleudert zu werden. Der Gesandtenkongreß in Frankfurt, der die Zentralgewalt darstellen sollte, war nur eine Vertretung der fürstlichen Interessen; das deutsche Volk hatte hier ebensowenig eine Stimme als bei dem Kongreß in Wien; es war in der Bundesakte überhaupt nicht erwähnt. Der Bundestag arbeitete ferner sehr schwerfällig und umständlich. Jede Angelegenheit ging zur Vorberatung an einen Ausschuß, nach dessen Bericht die Gesandten erst die Anweisungen ihrer Höfe einholten. Wollte irgend eine Regierung widerwärtig sein, so ließ sie einfach ihren Gesandten monatelang ohne Instruktion. So war

das große deutsche Volk, das sich eben mit dem frischen Siegeslorbeer geschmückt hatte, um den Preis seines Sieges betrogen wie das italienische. Was das Schwert gut gemacht hatte, das hatte die Feder wieder verdorben.

Allerdings hatte man in Artikel 13 ein verbrieftes **Recht auf Verfassungen**; aber dieser ließ dem übeln Willen der einzelnen Fürsten ein weites Feld. Weder über die Zeit, wann eine solche Verfassung ins Leben treten sollte, noch über ihre näheren Bestimmungen lag ein Beschluß vor. Der erste deutsche Fürst, der das Versprechen einlöste, war der aufgeklärte Großherzog Karl August von Weimar, der als Gönner und Schützer unserer großen Dichter sich unsterblichen Ruhm erworben hat. Am 5. Mai 1816 legte er den Ständen seines Landes einen freisinnigen Verfassungsentwurf vor mit Einkammersystem und Initiative. Er tat dies sogar im Widerspruch mit seinem früheren Minister, dem alternden Goethe, der in der Mitregierung von Volksvertretern nur ein „vorwitziges Dreinreden Unberufener" sah. — Mächtiger als im Norden war der liberale Gedanke im Süden des Reiches, in den alten Rheinbundländern, wo der Einfluß und das Vorbild Frankreichs stärker wirkten. Freilich wenn die Fürsten hier die versprochenen Verfassungen gewährten, so waren sie dabei weniger von volks- und freiheitsfreundlichen Anschauungen geleitet als vielmehr von dem Bestreben, ihre Landeshoheit zu stützen; die Verfassungen sollten ihnen einen Rückhalt bieten gegen die Übergriffe der beiden Großmächte und gegen die Gewalt des Bundestags. Am 25. Mai 1818 schenkte Max Joseph von Bayern als erster deutscher Mittelstaat seinem Lande eine Verfassung mit Zweikammersystem, mindestens dreijähriger Berufung der Stände, Beaufsichtigung der Staatsschuld. Diese bayerische Verfassung wurde in ihren Grundzügen das Vorbild für die übrigen. Am 22. August desselben Jahres erhielt auch Baden von seinem Großherzog Karl eine Konstitution, die von dem hervorragenden Staatsmann Nebenius entworfen war. Zu heftigen Kämpfen kam es in Württemberg, wo die steifnackigen Schwaben von ihrem selbstherrischen König Friedrich kurz und gut die Freiheiten und Rechte des Tübinger Vertrags von 1514 zurückforderten. Das hervorragendste Mitglied dieser altwürttembergischen Rechtspartei war Ludwig Uhland, der in seiner politischen Lyrik begeistert das „alte gute Recht" pries. Mitten in diesen Kämpfen starb

Friedrich (30. Oktober 1816). Ihm folgte sein Sohn Wilhelm, ein tüchtiger Heerführer, der auch den Ehrgeiz besaß, für den freisinnigsten der deutschen Fürsten gelten zu wollen. Aber obwohl er einen neuen von Wangenheim ausgearbeiteten, liberalen Entwurf vorlegte, waren die zähen Anhänger des Alten doch nicht zufrieden. Erst die Angst vor den Karlsbader Beschlüssen bewirkte, daß am 24. September ein umgearbeiteter Entwurf angenommen wurde, obschon dieser lange nicht so freisinnig war wie der frühere. Auf diese Vorgänge hin kam auch in Hessen-Darmstadt nach längeren Verhandlungen mit dem einberufenen Landtag 1820 eine Repräsentativverfassung zu stande. In Nassau dagegen wurde zwar schon 1814 die Einführung einer Verfassung verkündigt, die ständischen Befugnisse aber nicht gehörig abgegrenzt und dadurch der Willkür der Regierung ein weiter Spielraum gelassen; die Einberufung des Landtags fand 1818 statt.



König Friedrich von Württemberg.
Nach einem Gemälde von Galeriedirektor Seele, gestochen von H. Rist.
Kgl. Kupferstichkabinett zu Stuttgart.

Von den **norddeutschen Fürsten** folgte kein einziger dem Beispiel der süddeutschen. Sachsen begnügte sich mit der Berufung des vereinigten Landtags, in welchem die Prälaten, Grafen, Ritter und Städte vertreten waren und jeder einzelne Stand abgesondert beriet. In Kurhessen herrschte unter den beiden Kurfürsten Wilhelm I. und Wilhelm II. der volle Despotismus; jener knüpfte, nachdem der Sturz der Jeromeschen Herrschaft seine Rückkehr möglich gemacht hatte, beim Beginn seiner neuen Regierung unmittelbar an die Zustände von 1806 an. Er erklärte alle Einrichtungen und Maßregeln der Fremdregierung für ungültig, stellte den Zopf bei den Soldaten wieder her, trieb die Fremden aus dem Lande und nahm die Staatsdomänen, die von Jerome verkauft worden waren, dem Käufer ohne Entschädigung weg.

Da die einberufenen alten Stände seinen Verfassungsentwurf nicht annahmen, wurden sie entlassen und nicht wieder berufen. In Hannover wurde an die Stelle des aus den Provinzialständen bestehenden allgemeinen Landtags durch das Patent von 1819 eine aus zwei Kammern zusammengesetzte Ständeversammlung eingerichtet, welche die Masse des Volkes nicht befriedigen konnte, weil sie die bevorrechteten Stände zu sehr bevorzugte. Herzog Karl von Braunschweig, der Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs, berief, sobald er 1823 die Regierung übernahm, die von der vormundschaftlichen Regierung eingerichteten Landstände (Adel, Prälaten, Städte) gar nicht mehr ein und führte ein unsinniges und unsittliches Willkürregiment, das berechtigte Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit hervorrief. In Mecklenburg, wo bis auf den heutigen Tag keine Verfassung eingeführt ist, herrschte eine ritterschaftliche Oligarchie, gegen welche weder die Fürsten noch das Volk eine Verbesserung der politischen Zustände durchsetzen konnten. Wurde ja dort erst 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben und auch dann noch möglichst viele Reste davon in die neuen Verhältnisse übergetragen.



Denkmal des Freiherrn vom und zum Stein in Berlin.

Eine ganz unglückselige Rolle spielte **Preußen** in der Verfassungsfrage. Wenn dieser Staat, welcher in den Kriegen von 1813—1815 an der Spitze der deutschen Nation gestanden hatte, die Fahne des politischen Fortschrittes aufpflanzte und die neue geschichtliche Epoche mit Einführung einer freisinnigen Repräsentativverfassung eröffnete, so war ihm die Führung Deutschlands sicher. Schon Stein

hatte bei seinen Reformen von 1807 und 1808 die Bildung von Provinzialständen und Reichsständen als die Krönung seines Gebäudes angesehen. Seinem Nachfolger, dem Staatskanzler v. Hardenberg, der sich in Wien als eifrigen Verfechter des Verfassungsstaates erwiesen hatte, fehlte es an durchgreifender Willenskraft, um den entgegengesetzten Strömungen standzuhalten. Diese gingen von der unter der Leitung des Fürsten von Wittgenstein stehenden Feudalpartei aus, welche, den französischen Emigranten ähnlich, am liebsten das Steinsche Reformwerk ganz vernichtet hätte und wirklich verschiedene Änderungen zu Gunsten der adligen Großgrundbesitzer durchsetzte. Als nun im Jahre 1815 der neue Krieg gegen Napoleon neue Opfer vom Volke forderte, gab Friedrich Wilhelm auf Hardenbergs Veranlassung seinem Volke das feierliche Versprechen, er werde als Pfand seines Vertrauens eine Repräsentativverfassung einführen; damit hatte er sein königliches Wort verpfändet. Zwei Jahre später (1817) wurde demgemäß eine Kommission eingesetzt und Wilhelm v. Humboldt 1819 als „Verfassungsminister" berufen; aber bald traten Ereignisse ein, welche den unschlüssigen, von seinen jeweiligen Ratgebern abhängigen König von der Bahn der politischen Reform abriefen und der Metternichschen Reaktion in die Arme führten. Im Jahre 1815 erschien eine Schrift „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808.

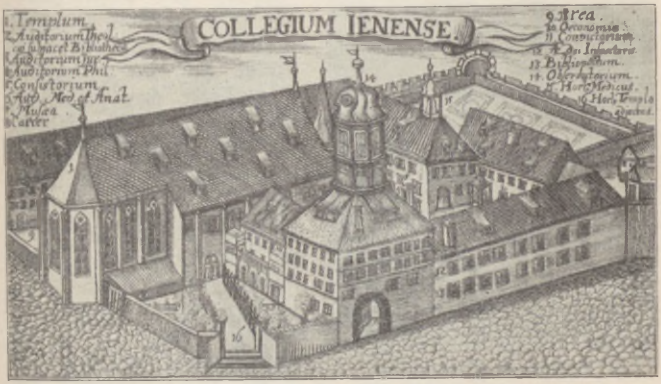


Wilhelm v. Humboldt.
Nach dem Denkmal vor der Universität zu Berlin.

Über politische Vereine", deren Verfasser der Geheimrat und Rektor der Berliner Universität Schmalz war, ein Schwager Scharnhorsts. Sie warnte die Fürsten vor dem in Deutschland herrschenden revolutionären Geiste und verdächtigte eine Reihe hochangesehener Männer (Schleiermacher, Niebuhr u. a.) als Mitglieder eines Geheimbundes, der „vielleicht aus den Trümmern des Tugendbundes hervorgegangen sei". Dabei verstieg sie sich zu der Behauptung, das deutsche Volk habe im Freiheitskrieg einfach dem Befehle seines Königs gehorcht, so wie bei einer Feuersbrunst die Bürger aus Pflichtgefühl zum Löschen herbeieilen. Als die Angegriffenen sich verteidigten und Untersuchung verlangten, verbot der König den Federkrieg und verlieh dem Geheimrat den Roten Adlerorden, was von der erregten öffentlichen Meinung als Belohnung seiner Schmähschrift angesehen wurde. Das war das erste Anzeichen, daß auch in Preußen die Reaktion beginne. Bald folgten weitere. Die auf den 1. September 1815 beschlossene Berufung der Verfassungskommission wurde verschoben, was Blücher veranlaßte, bereits mit „Hundsföttern" um sich zu werfen. Der „Rheinische Merkur" von Görres, der freisinnige Anschauungen mit Mut und Offenheit vortrug, wurde in Preußen verboten, liberale Beamte, z. B. der Oberpräsident der Rheinprovinz Sack, gemaßregelt, der Tugendbund aufgelöst.

Mit welch hochgespannten Hoffnungen war das deutsche Volk von den Freiheitskriegen her in die neue Zeit eingetreten, und nun schien von all diesen schönen Blütenträumen kein einziger sich zu verwirklichen. Weder Freiheit noch Einheit wurde gewährt. Die **Unzufriedenheit** über diese getäuschten Hoffnungen regte sich überall, am meisten bei der deutschen Jugend, deren Ruhm es ist, daß sie sich für alles Ideale und Vaterländische so leicht begeistert. Viele deutsche Jünglinge hatten den Krieg als Freiwillige mitgemacht; jetzt waren sie zurückgekehrt, manche mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Sie nahmen ihre Studien an den Hochschulen wieder auf oder ihre Tätigkeit als Privatdozenten und Professoren. Bald erfüllten sie die ganze akademische Jugend mit ihrer Begeisterung, aber auch mit ihrer Entrüstung, und beides übertrug sich von der Studentenschaft auf die von Jahn gegründete deutsche Turnerschaft. Angewidert von dem rohen und materiellen Treiben der Landsmannschaft stiftete eine Anzahl Studenten am 12. Juni 1815 zu Jena die deutsche

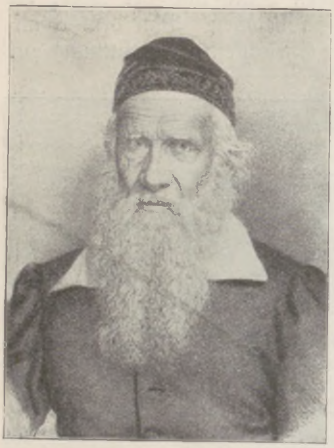
Burschenschaft, die sich Veredelung des studentischen Lebens durch Pflege der Wissenschaftlichkeit, Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Religiosität zur Aufgabe machte. Als Farbe ihres Banners wählten sie auf Jahns Vorschlag Schwarz-Rot-Gold. Die Bestrebungen des neuen Bundes waren rein und edel, zunächst auch nicht politisch. Er breitete sich rasch über die anderen Hochschulen aus, und mit der Ausbreitung wuchs auch das Selbstgefühl der jungen Leute und der Mut, die vaterländische Richtung stärker zu betonen. Von dem Jahnschen Kreise, wo man bei aller Ehrlichkeit der Gesinnung zur



Die ehemalige Universität in Jena.
Nach einem Stich von Caspar Junghans.

Überspanntheit und zu unklarem Wortschwall neigte, ging die Anregung aus, den 18. Oktober 1817 als das dreifache Fest der Reformation, der Leipziger Schlacht und der ersten freundschaftlichen Zusammenkunft deutscher Burschen feierlich zu begehen. Das ist das berühmte **Wartburgfest.** Etwa 500 Jünglinge aus allen deutschen Gauen fanden sich in Eisenach ein; Vertreter von allen deutschen Hochschulen mit Ausnahme der katholischen, auch Professoren aus Jena, Kieser, Fries, Oken, nahmen teil. Die Feier hatte einen ernsten religiösen Charakter. Sie wurde am Morgen des 18. Oktober im Rittersaale der Wartburg mit dem Gesang des Lutherliedes eröffnet und am zweiten Tage mit dem heiligen Abendmahl und Gesang geschlossen; nach der Eröffnung folgten Reden, wobei allerdings die Vereitelung der deutschen

Hoffnungen, die politische Oase Weimar, die Notwendigkeit im Kampfe auszuharren und ähnliches erwähnt wurde. Doch befleißigten sich die Redner im allgemeinen der Mäßigung und Vorsicht. Nachmittags war Gottesdienst in Eisenach und ein Schauturnen der Berliner. Erst der Abend brachte das verhängnisvolle Nachspiel. Die Teilnehmer zogen nach dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg hinauf, um dort das „Oktoberfeuer" zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht anzuzünden. Sie standen um das Feuer her und erhoben ihr Herz durch Gesang vaterländischer Lieder und eine Ansprache. Die Sache war zu Ende, als plötzlich — ohne Wissen des Festausschusses — der Student und Turner Maßmann, ein Schüler Jahns, vortrat und die noch Anwesenden einlud mitanzusehen, wie das höllische Feuer wieder einige schlechte Bücher verzehre gleich der Bannbulle Luthers. Schon wurde auch ein Korb herbeigeschleppt mit 28 Paketen aus altem Papier, worauf in großen Buchstaben die Titel reaktionärer Schriften zu lesen waren, z. B. der Schmähschrift von Schmalz, der deutschen Geschichte von Kotzebue, des Code Napoléon, der Schriften von Kamptz u. a. Die Bücher selbst waren nicht im Korbe; Maßmann hatte sie nicht einmal gelesen; erst in der Untersuchungshaft mußte er, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, die verdammten Bücher studieren. Maßmann ergriff nun eine Schrift um die andere und schleuderte sie mit einem passenden Kraftspruch in das höllische Feuer, „zum Zeichen des grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Vaterlande". Den Büchern folgten noch andere Abzeichen der Reaktion, ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock, ein preußischer Gardeschnürleib. — Das Ganze war eine vielleicht abgeschmackte, jedenfalls aber harmlose Entladung jugendlichen



Friedr. Ludw. Jahn.
Nach einer Lithographie von F. Hickmann, nach Biows Lichtbild.

Übereifers. Die Männer der Reaktion aber, unfähig mit der Jugend zu fühlen, erhoben ein wahres Zetergeschrei. Die Verfasser der verbrannten Bücher verlangten Schutz gegen diesen Haufen verwilderter Professoren und Studenten. Hardenberg und der österreichische Gesandte in Berlin reisten an den Ort der Tat und erzwangen vom Großherzog eine Untersuchung gegen die Professoren, „die ohne Schamröte sich an die Spitze des unanständigen Auftritts gestellt hätten". König Friedrich Wilhelm befahl strenge Beaufsichtigung des Verbindungs- und Turnwesens. Ja sogar der Zar forderte, auf Metternichs Veranlassung, den Bundestag auf, Maßregeln gegen die Revolutionäre zu beschließen.



Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach.
Nach einer Zeichnung von F. Jagemann, gestochen von C. Müller.

Neuen Zündstoff in die allgemeine Aufregung hinein warfen die Schriften eines moldauischen Bojaren, des jungen Alexander Sturdza, und des russischen Staatsrats August von Kotzebue. Jener hatte im Auftrag des Kaisers Alexander eine Denkschrift über die Zustände Deutschlands abgefaßt und diese im Herbst 1818 den beim **Kongreß von Aachen** (30. September bis 21. November) versammelten Fürsten und Diplomaten vorgelegt. Die nächste Veranlassung zu diesem Kongreß war die Klarstellung des Verhältnisses der vier Großmächte zu Frankreich und die Besprechung des Vorschlags, jetzt schon, nach drei Jahren, nicht erst nach fünf Jahren, die fremden Truppen aus den dortigen Garnisonen zurückzuziehen. Man einigte sich rasch dahin, daß Frankreich spätestens bis zum 30. November 1818 zu räumen sei. Der Zar und der König von Preußen nahmen in der Nähe von Sedan noch einmal eine Parade ab und machten dann einen Besuch in Paris. Der Kongreß in Aachen beschloß nämlich auch, Frankreich in den Bund der vier Mächte aufzunehmen, und

ein Rundschreiben vom 15. November zeigte dies sämtlichen Höfen an. Doch als ebenbürtig sah man den neuen Genossen nicht an. Die vier alten Verbündeten (England, Rußland, Österreich, Preußen) rechneten immer noch mit der Möglichkeit eines neuen Rückfalls in Frankreich und richteten sich im stillen darauf ein. Während des Kongresses ließ der Zar an die Mitglieder die Schrift Sturdzas verteilen, welche die deutschen Hochschulen als Brutstätten des revolutionären Geistes und des Atheismus bezeichnete und strenge Beaufsichtigung verlangte. Sie kam den Rückschrittsmännern sehr willkommen und Metternich benutzte die Gelegenheit, um den preußischen Staatskanzler v. Hardenberg in das Fahrwasser der österreichischen Politik und der Berliner Feudalpartei herüberzuziehen. Er war entschlossen, einen Schlag auszuführen und sprach beim Abschied vom Wiedersehen im nächsten Jahr in Karlsbad.

Inzwischen trat ein weiteres Ereignis ein, das die Metternichschen Pläne wesentlich fördern konnte, wenn man es geschickt ausnutzte. In Weimar lebte seit Sommer 1817 der russische **Staatsrat v. Kotzebue**, der von seiner Regierung den Auftrag hatte, regelmäßige Berichte über den Geist und das Treiben der deutschen Patriotenpartei einzuschicken. Er war der Verfasser vieler leichtfertiger Schriften und gab eine Zeitschrift, das „Literarische Wochenblatt", heraus, in welcher er die Männer und Grundsätze der nationalen Partei aufs heftigste angriff, die Sturdzasche Denkschrift billigte und die politisierende Jugend mit bitterem Spott überschüttete. Dem Professor Luden in Jena gelang es, einen dieser Kotzebueschen Berichte an die russische Regierung in seine Hände zu bekommen, und er säumte nicht, ihn in seiner Zeitschrift „Nemesis" abdrucken zu lassen. Die Folge davon war eine Klage Kotzebues und eine russische Note gegen die „Frechheit der Presse" in Weimar, zugleich aber auch ein für Kotzebue selbst sehr unwillkommenes Hervortreten seiner Person. Denn auf ihn waren jetzt aller Augen gerichtet; in ihm haßte man die ganze Reaktion, die Einmischung des Auslands, den russischen Regierungsspion. Einer der Wartburggenossen, Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, ein wackerer, sittlich unbescholtener, aber zu religiösen und politischen Schwärmereien geneigter, etwas beschränkter Jüngling, der zu einer engeren Verbindung der Burschenschaft, zu dem Bund der „Unbedingten", gehörte, glaubte die Freiheit des

Vaterlandes nur durch die Ermordung dieses „Spions" und „Verräters" retten zu können, und begab sich nach Mannheim, wo Kotzebue seit dem Ende des Jahres 1818 lebte, nachdem sein Aufenthalt in Weimar nachgerade unmöglich geworden war. Am 23. März 1819 kam Sand in Mannheim an, begab sich in die Wohnung Kotzebues, reichte ihm einen Brief zum Lesen und stieß ihm, unter dem Rufe: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!" einen Dolch ins Herz. Darauf gab er sich selbst einen Stich in die Brust, rannte die Treppe hinunter, rief den auf der Straße wandelnden Personen zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und stieß sich mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg," zum zweitenmal das Messer in die Brust. Von der herbeigerufenen Wache festgenommen, wurde er in ein Krankenhaus und bald darauf in das Gefängnis gebracht, wo er von seinen Wunden genas und einem strengen Verhör unterworfen wurde. Man glaubte eine weitverzweigte Verschwörung zu entdecken, mußte sich aber, da er keine Mitwisser hatte, mit diesem einen theologischen Studenten begnügen. Sand wurde zum Tode verurteilt und am 20. Mai 1820 in Mannheim mit dem Schwert hingerichtet. Seine Tat war nicht nur ein Verbrechen, sondern auch ein schwerer politischer Fehler; sie rief die Rache der Reaktion hervor, ohne der nationalen Sache zu nützen. Als dann vollends am 1. Juli 1819 ein junger Apotheker, Karl Löhning, in Schwalbach einen erfolglosen Mordanfall auf den Staatsrat v. Ibell, welcher für die nassauische Reaktion sehr tätig war, machte und darauf sich selbst ermordete, war für Metternich und seine Genossen das Maß voll.

Die Reaktion eröffnete ihren Feldzug gegen den, wie sie sagte, über ganz Deutschland verbreiteten, revolutionären Geist mit den geheimen Ministerkonferenzen in Karlsbad (6.—31. August 1819), zu denen nur Preußen und acht Mittelstaaten eingeladen waren. Die hier gefaßten **„Karlsbader Beschlüsse"** betrafen zunächst die richtige „Auslegung" des Artikels 13 der Bundesakte, wobei die Repräsentativverfassungen als eine französische, demokratische Einrichtung, die ständischen als die auf geschichtlicher Grundlage beruhenden und allein mit dem monarchischen Gedanken zu vereinbarenden bezeichnet wurden. Die Bundesversammlung wurde für die oberste Gesetzesquelle in Deutschland erklärt; „ihre Beschlüsse seien von allgemein verbindlicher Kraft, und keine

einzelne Gesetzgebung dürfe ihrer Vollziehung entgegenstehen". Zur Handhabung und Ausführung der Bundesbeschlüsse habe die Bundesversammlung eine Kommission von fünf Mitgliedern aus ihrer Mitte zu wählen, welche die Befugnis erhalte, „die Bundesbeschlüsse sowohl gegen widersetzliche Bevölkerungen als gegen widerstrebende Regierungen, nötigenfalls mit Waffengewalt, durchzusetzen". Außerdem sollten die Universitäten, jene „Giftquellen", wie Graf Bernstorff sagte, unter die Aufsicht von Regierungsbevollmächtigten (Kuratoren) gestellt, die allgemeine Burschenschaft und ihre Turnanstalten verboten, die Preßfreiheit durch Einführung der Zensur für alle Zeitungen, Flugschriften und Bücher unter 20 Bogen beschränkt und die Oberleitung aller gegen demagogische Umtriebe und revolutionäre Verbindungen gerichteten Untersuchungen einer Zentraluntersuchungskommission übertragen werden, welche aus sieben vom Bundestag zu wählenden Mitgliedern bestehen und in Mainz ihren Sitz haben sollte.

Da diese Karlsbader Beschlüsse nur dann allgemeine Geltung hatten, wenn sie von der Frankfurter Bundesversammlung bestätigt waren, so wurden sie ihr zu diesem Zwecke vorgelegt. Mit einer Eile, die man an dieser Körperschaft nicht gewohnt war, wurden sie beraten und bestätigt (20. September 1819), ihre Geltung zwar vorläufig nur auf fünf Jahre festgesetzt, dieser Termin aber später wieder erneuert. An die Karlsbader Separatkonferenzen reihten sich die von sämtlichen Bundesstaaten beschickten Ministerkonferenzen in Wien (25. November 1819 bis 24. Mai 1820) an, deren Beschlüsse unter dem Namen **„Wiener Schlußakte"** vom Bundestag bestätigt und unter die Grundgesetze des deutschen Bundes aufgenommen wurden. Diese Beschlüsse waren vorzugsweise gegen die landständischen Verfassungen gerichtet und gipfelten in dem Satze, daß die im Bunde vereinigten souveränen Bundesfürsten durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden dürften. Das Verhältnis der Einzelregierungen zur Bundesregierung war durch die Beschlüsse dieser Konferenzen ein ganz anderes geworden, als jene bei den Beratungen des Wiener Kongresses gedacht und gewünscht hatten. War ihr Bestreben damals darauf gerichtet gewesen, der Bundesbehörde möglichst wenig, den einzelnen Regierungen möglichst viel Gewalt beizulegen und

sie jedenfalls in den inneren Bundesangelegenheiten frei und souverän schalten und walten zu lassen, so war nun die Sachlage umgekehrt: die Bundesversammlung war in allen äußeren und inneren Fragen mit der obersten Gewalt ausgerüstet, die Einzelregierungen dagegen gezwungen, ihren Beschlüssen, das heißt den Vorschlägen der tonangebenden Großmächte Österreich und Preußen, unbedingt Folge zu leisten. Unter dem Vorgeben, das monarchische Prinzip gegenüber den revolutionären Bestrebungen aufrecht zu erhalten, wurden den Einzelregierungen von Metternich Souveränitätsbeschränkungen zugemutet, die als Forderungen des nationalen Interesses nicht hingenommen worden wären. Und alles dies geschah, ohne daß irgendwelche ernste revolutionäre Bewegung in der deutschen Nation sich kundgegeben hätte.

Die Erbitterung, welche diese Beschlüsse in Deutschland hervorriefen, war ebenso groß als berechtigt. Die besten Männer hatten den Mut, ihr Worte zu leihen. Der Geschichtschreiber Dahlmann lehnte die Mitwirkung an dem neuen Urkunden- und Quellenwerke Monumenta historiae, das von Stein angeregt worden war, ab, weil einige Vorstandsmitglieder in ihrer Eigenschaft als Bundestagsgesandte bei den Karlsbader Beschlüssen mitgewirkt hatten. Auch Stein selbst, Hans v. Gagern und andere sprachen ihre Mißbilligung offen aus. Die deutsche Burschenschaft löste sich auf (26. November 1819), aber nur, um sich heimlich sofort wieder zusammenzuschließen, und als Geheimverband nahm sie wirklich eine radikale Richtung an.

Aber diese Entrüstungskundgebungen blieben ohne Wirkung. Seit den Karlsbader Beschlüssen war der Staat Friedrichs des Großen der ärgsten Reaktion verfallen. Auch Hardenberg konnte oder wollte nichts daran ändern. Die Polizei erhielt erweiterte Befugnisse. Eine besondere Untersuchungskommission in Berlin wurde eingesetzt, welcher Fürst Wittgenstein und Geheimrat Kamptz, die Häupter der Rückschrittspartei, angehörten. Jetzt begann **die berüchtigte Demagogenverfolgung**, die über viele Familien unbeschreibliches Elend brachte und das Lebensglück manches wackeren, ideal gesinnten Jünglings zerstörte. Die Kommission nahm Haussuchungen und Verhaftungen vor, sie verletzte das Briefgeheimnis und verhängte auf Grund haltloser Anzeigen die härtesten Strafen. Die Turnplätze wurden geschlossen, Barren und Reck entfernt, die altdeutschen Röcke und die schwarz-rot-goldenen Fahnen

verboten, der „Turnvater" Jahn von seinem kranken Kinde weg nach Spandau, später nach Küstrin abgeführt und sogar in Ketten gelegt. Die drei Bonner Professoren, Arndt und die beiden Brüder Welcker, mußten ihre Papiere ausliefern und sich vor der Untersuchungskommission rechtfertigen; Arndt wurde seines Amtes bis auf weiteres enthoben. Der berühmte Theologe de Wette hatte an die unglückliche Mutter Sands ein Trostschreiben gerichtet; das war Verbrechen genug, um auch ihn seines Amtes zu entsetzen. Görres, der Gelehrte und Publizist, sollte wegen seines Buches „Deutschland und die Revolution" verhaftet werden, entfloh aber vorher nach Straßburg und der Schweiz. Schleiermacher mußte es sich gefallen lassen, daß seine Predigten polizeilich überwacht wurden. Eine neue Ausgabe von Fichtes Reden an die deutsche Nation wurde verboten.



Schleiermacher.
Nach einem Gemälde von F. Lieder, gestochen von Fr. Volt.

Diese grausamen Maßregeln hatten die Wirkung, daß in der Öffentlichkeit die Regierungsgegner verstummten. Unter der Oberfläche aber wurde die Strömung nur radikaler. Im geheimen fing man an, nicht nur für eine Verfassung, sondern geradezu für die Republik zu schwärmen. Und während Engländer und Franzosen mit immer größerer Verachtung auf ein Volk herabschauten, das sich von seiner Regierung einfach alles bieten ließ, schauten die Deutschen mit wachsender Bewunderung zum Ausland, namentlich Frankreich, empor, das sich trotz der Niederlagen seine freiheitlichen Einrichtungen zu wahren wußte.

In der preußischen Verfassungsfrage gab sich Hardenberg ernstlich Mühe, vorwärts zu kommen. Aber die Ausschreitungen der Liberalen hemmten auch hier das Werk. Bei der Nachricht von Kotzebues Ermordung (März 1819) rief Hardenberg aus: „Nun ist die Verfassung unmöglich." Als vollends

auf dem Kongreß in Teplitz (Juli 1819) Metternich den preußischen König bestürmte, ja keine Zentralrepräsentation zu gewähren, da wurde dieser bedenklich und begann sein Versprechen zu bereuen. Trotzdem trat am 12. Oktober 1819 ein engerer Ausschuß zusammen, dem Hardenberg seinen Entwurf vorlegte. Auch W. v. Humboldt, der seit dem 12. August als Bearbeiter der ständischen Angelegenheiten im Ministerium saß, hatte einen Entwurf ausgearbeitet. Ehe aber dieser zur Erörterung kam, hatte sich der Gegensatz zwischen den beiden Staatsmännern so verschärft, daß ein fruchtbares Zusammenwirken nicht mehr möglich war. Während Hardenberg an der außerordentlichen Machtstellung, die er als Staatskanzler besaß, festhielt, wünschte Humboldt eine selbständigere Stellung der Fachminister. In diesem Streit der Minister nahm der König Partei für seinen alten Diener Hardenberg, obwohl er in der Verfassungsfrage nicht mehr mit ihm zusammenstimmte. So brachte das Ende des Jahres 1819 in Preußen noch eine Reinigung des Ministeriums. Zuerst erhielten Boyen und Grolmann ihre Entlassung (25. und 26. Dezember), am letzten Tage des Jahres auch noch Beyme und Humboldt. Boyen lebte jetzt 20 Jahre als Privatmann, bis Friedrich Wilhelm IV. dem Siebzigjährigen zum zweiten Male das Kriegsministerium übertrug.



Fichte.
Nach einem Gemälde von Tähling, gestochen von Jügel.

Mit dem Ministersturz hatten die Zwistigkeiten im Kollegium aufgehört; aber die Rückschrittspartei hatte den letzten entscheidenden Sieg davongetragen. Wittgenstein und Kamptz waren jetzt die Herren der Lage. Hardenberg blieb zwar Kanzler und blieb auch Vorkämpfer der Verfassung, aber ein matter und lauer. So lieb ihm die Verfassung war, sein Amt war ihm doch noch lieber. Noch einmal lebten die Hoffnungen auf, als am 17. Januar 1820 eine Verordnung

über das Staatsschuldenwesen bestimmte, der König dürfe nur unter Mitgarantie der zukünftigen Reichsstände neue Anleihen aufnehmen. Bald mußte man sie endgültig begraben. Neben dem alten Hardenberg tauchte der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm auf, der in dieser Sache ganz anders dachte. Wie er überhaupt in einer mittelalterlich-romantischen Gedankenwelt lebte, so schwärmte er auch für die mittelalterlichen Stände mit ihrer Bevorzugung des Adels. Als er mit seinem Vater bei dem Kongreß in Troppau erschien, hatte Metternich leichte Arbeit. Gleich nach der Rückkehr von da setzte der König eine neue, im ganzen die vierte Kommission ein; darinnen saßen lauter Gegner Hardenbergs und den Vorsitz führte der Kronprinz. Es gab noch mehrere Schwankungen, da der Staatskanzler sich nicht einfach wegdrücken ließ. Aber am 26. November 1822 starb er, gerade noch früh genug, um nicht seines Amtes entsetzt zu werden. Eine fünfte Kommission wurde eingesetzt, die das preußische Verfassungswerk zu einem vorläufigen Abschluß brachte.

Am 5. Juni 1823 erschien nämlich das **Gesetz über die Provinzialstände.** Jede der acht Provinzen erhielt einen Landtag, der sich aus Vertretern der Standesherren, der Ritter, der Städter und der Bauern zusammensetzte, doch so, daß die zwei ersten Stände das Übergewicht hatten. Diese Landtage hatten das Recht, die Gesetzesvorschläge zu begutachten, nicht aber darüber zu beschließen; nur in Kommunalangelegenheiten stand ihnen auch das Beschlußrecht mit königlicher Zustimmung zu. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich. — Und mit diesem Gesetze, das nicht nur keine Gesamtvertretung der Monarchie schuf, sondern eher geeignet war, den Sondergeist der Provinzen zu wecken, glaubte man den Artikel 13 der Bundesakte erfüllt zu haben! Die Mehrzahl der Bevölkerung nahm diesen Ausgang mit stumpfem Gleichmut auf. Nur wenige hofften, daß das kleine Loch, das der Absolutismus bekommen habe, mit der Zeit sich doch erweitern werde.

Preußen also hatte sich völlig unter das Joch der Metternichschen Reaktion gebeugt, aber noch nicht alle Mittel- und Kleinstaaten. Wollte Metternich auch hier durchdringen, so mußte er den Bundesrat von allen freisinnigen und selbständigen Köpfen säubern. Dann bekam er es vor allem mit **Württemberg** zu tun. König Wilhelm hatte noch, ehe die Karlsbader Beschlüsse verkündet wurden, rasch seine Verfassung in Sicherheit gebracht. Als nun Kaiser Franz ihn beschwor,

diese trotzdem zurückzuhalten, weil er durch eine kleine Schwäche die Revolution heraufbeschwören könne, reiste Wilhelm (September 1819) zu seinem Schwager Alexander nach Warschau, um an ihm einen Rückhalt gegen Österreich zu gewinnen. Der Zar erließ auch seinem Verwandten zuliebe an seine Gesandten in Deutschland ein Rundschreiben mit der Weisung, die deutschen Verfassungen zu schützen. Als Wilhelm von dieser Reise zurückkehrte, da wurde er von allen liberalen Männern überschwenglich gepriesen. Man erinnerte sich, daß derselbe Mann 1815 den Elsaß zurückgefordert hatte, und



Württembergische Denkmünze auf den Verfassungsvertrag (25. Sept. 1819).
Kgl. Kupferstichkabinett zu Stuttgart.

sah in ihm den fürstlichen Vorkämpfer des deutschen Liberalismus, der würdig sei, die Kaiserkrone zu tragen. Aber eben deshalb galt er in den Augen Preußens für einen gekrönten Jakobiner, sein Land für einen Herd der Revolution wie etwa Spanien. Die Furcht vor den Großmächten war auch bei Wilhelm immer noch so groß, daß er den Karlsbader Beschlüssen doch beitrat; nur führte er sie milde und schonend aus; in die Mainzer Zentraluntersuchungskommission sandte er gar kein Mitglied. In seinem Zorne über die Politik der Großmächte suchte er sogar einen Weg, um auf die öffentliche Meinung zu wirken.

Im September 1820 erschien eine Schrift „**Manuskript aus Süddeutschland** von George Erichson". Sie vertrat den Gedanken, daß man den beiden „halbslawischen" Großmächten die Mittel- und Kleinstaaten als dritte Gruppe, als „das reine und konstitutionelle Deutschland" entgegenstellen solle (sogenannte „Triasidee"). Dieses reine Deutschland

wäre auch der natürliche Verbündete Frankreichs in einem etwaigen Kampfe gegen Preußen und Österreich. Die Schrift überschätzte die Macht der Mittelstaaten gewaltig. Viel schlimmer aber war, daß ein ganz undeutscher, ja deutschfeindlicher Geist sie eingegeben hatte. Verfasser der Schrift war ein gewisser Dr. Lindner; die Gedanken aber waren Wilhelms Gedanken. Die Sorge für die eigene Souveränität hatte bei ihm die Idee von der Einheit Deutschlands völlig ertötet. Österreich, Preußen und Rußland legten sofort Verwahrung gegen die Schrift ein. Die Feindschaft, die schon dadurch gegeben war, steigerte sich zum offenen Bruch, als vom Kongreß in Verona ein Rundschreiben Metternichs erging mit der Aufforderung an die Mittelstaaten, sie sollten die ohne sie beschlossenen Maßregeln gegen die revolutionäre Bewegung nach Kräften unterstützen. Denn jetzt (2. Januar 1823) versandte Wilhelm eine Note, in welcher er den Kongreßmächten unter anderem vorwarf, sie wollen den „nämlichen Einfluß ausüben, den Napoleon sich in Europa angemaßt habe". Damit hatte er Metternichs Geduld erschöpft. Dieser erklärte den württembergischen Vertreter in Frankfurt, v. Wangenheim, das Haupt der mittel- und kleinstaatlichen Opposition, für einen Feind der österreichischen Bundespolitik und der heiligen Allianz und verlangte seine Abberufung. Als Wilhelm zögerte, verließ der österreichische Gesandte den Stuttgarter Hof. Sein preußischer und russischer Kollege folgten ihm. Nun lag Wilhelm eigentlich im Kriegszustand mit diesen Mächten. Aber er fand auf keiner Seite Unterstützung; auch seine süddeutschen Nachbarn ließen ihn gänzlich im Stich. Allein aber war er zu schwach, wider den Stachel zu löcken. So tat er, was die Großmächte verlangten. Schon vorher hatte er den Stuttgarter „Beobachter" wegen Beleidigung der Mainzer Kommission unterdrückt. Jetzt brachte er auch seinen Gesandten zum Opfer. Die Reaktion hielt ihren Einzug auch in Württemberg.

Die Demütigung Württembergs wirkte auch auf die übrigen Mittelstaaten. Die Anhänger Wangenheims insgesamt wurden abberufen, **der Bundestag** im Sinne Metternichs gründlich **gesäubert.** Die so gereinigte Versammlung dehnte die Zensur noch weiter aus, verlängerte die Karlsbader Beschlüsse und sorgte dafür, daß von ihren eigenen Verhandlungen und von denen in den verschiedenen Landtagen möglichst wenig an die Öffentlichkeit kam. Dagegen tat er gar nichts, um dem

wirtschaftlichen Leben und dem Verkehrswesen aufzuhelfen. Er ließ die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten ruhig bestehen, zahlte an Dänemark den Sundzoll und an Holland die Rheinzölle und beantwortete die Bitte der Hansestädte um Aufstellung einer Kriegsmarine zum Schutze der deutschen Handelsflotte 1817 damit, daß er durch Österreich und Preußen die englische und französische Regierung ersuchen ließ, diesen Schutz zu übernehmen. So war der Bundestag als „permanenter Ministerialkongreß" eine heilige Allianz im kleinen, ein gefüges Werkzeug des Fürsten Metternich, der als Grundsatz seiner Regierung offen aufstellte, „daß auf keinem Punkt Europas der Status quo verrückt werden dürfe und daß die von Gott herkommende und durch die Religion und das historische Recht beschützte Majestät um jeden Preis gegen die Angriffe der Neuerer zu verteidigen sei". Damit war der Grundsatz der Einmischung um jeden Preis verkündet. Sogar der Herzog Karl von Braunschweig und der Wüterich Miguel von Portugal waren Metternichsche Schützlinge und galten als Beispiele einer „von Gott herkommenden Majestät".

So sehr aber auch Preußen in die reaktionären Metternichschen Bahnen sich hineinziehen ließ, so durfte man doch an seiner Zukunft nicht verzweifeln. Es gab in diesem Gemälde auch **Lichtseiten**, die auf eine gesunde Grundlage hinwiesen. In der Wehrverfassung wurde das Werk Scharnhorsts und Gneisenaus durch den Kriegsminister v. Boyen vollendet. Die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt (3. September 1814) und allen Wehrfähigen neunzehnjährige Dienstzeit auferlegt, und zwar drei Jahre bei der Fahne, zwei Jahre in der Reserve, je sieben Jahre beim ersten und zweiten Aufgebot der Landwehr. Dazu kam noch der Landsturm, welcher die verteidigungsfähige Mannschaft vom siebzehnten bis zum fünfzigsten Lebensjahre umfaßte. Es war eine großartige Einrichtung, wie sie in keinem anderen Lande bestand; dadurch wurde nicht bloß die militärische Tüchtigkeit des ganzen Volkes, sondern auch in allen Kreisen der Bevölkerung eine straffe Zucht erzielt und Preußens Großmachtstellung befestigt. Die Regierung arbeitete mit einem gebildeten und zuverlässigen Beamtentum. In der inneren Landesverwaltung wurde Ordnung geschaffen und wichtige Verbesserungen eingeführt. Die Finanzverwaltung ging mit verständiger Sparsamkeit vor, um die durch die langen Kriegsjahre erschöpften Provinzen zu schonen. Das

Unterrichtswesen kam unter dem Kultusminister v. Altenstein (1817—1840) trotz der Karlsbader Beschlüsse zur Blüte; die katholischen Rheinlande erhielten 1818 in Bonn eine neue Universität; die Zahl der Gymnasien, der Volksschulen und anderer Lehranstalten wurde vermehrt.

Von entscheidender Bedeutung war die Tätigkeit Preußens auf wirtschaftlichem Gebiete. Man hatte bei der Gründung des Deutschen Bundes die **Notwendigkeit einer Zolleinigung** sämtlicher deutschen Staaten anerkannt und Beratungen hierüber in Aussicht gestellt; aber die Bundesgesetzgebung leistete lediglich nichts auf diesem Gebiete. Wollte man vorwärts kommen, so mußten die Einzelstaaten selbst die Sache in die Hand nehmen. Daran vermochte auch der Mann nichts zu ändern, der für den Gedanken einer umfassenden, nationalen Wirtschafts- und Handelspolitik mit Feuer auf den Plan trat, Friedrich List (1789—1846) aus Reutlingen in Württemberg. Er war ein leidenschaftlich-unruhiger, aber hochbegabter Mann, der nach und nach eine Fülle schöpferischer Gedanken enthüllte und als Nationalökonom bahnbrechend wirkte. Im Jahre 1819 gründete er mit einer Anzahl von Fabrikanten und Kaufleuten den deutschen Handelsverein zur Wahrung der gemeinsamen Interessen. Mit diesem und dem Badener Nebenius wandte er sich an den Bundesrat mit der Bitte um Abschaffung aller Binnenzölle und Gründung eines deutschen Zollvereins. Aber so leidenschaftlich er auch in mündlichen Verhandlungen und schriftlichen Arbeiten seine Gedanken verfocht, um § 19 der Bundesakte zur Ausführung zu bringen, so regte doch Metternich und der Bundesrat keinen Finger. Es blieb kein anderer Weg als die Abmachung von Staat zu Staat, und diesen betrat jetzt Preußen.

Preußen begann seine Tätigkeit damit, daß es die **Übelstände im eigenen Lande** beseitigte. Und solcher waren genug vorhanden. Die alten Provinzen allein hatten 67 verschiedene Tarife, die Provinzen Posen und Pommern allein 48 verschiedene Münzsorten. An der mehr als 8000 Kilometer langen Grenze wurde ein schwunghafter Schmuggel betrieben; das ganze Land war von englischen Industrieprodukten überschwemmt und durch die entsetzliche Hungersnot 1816/17 verarmt. In diese Zustände griff das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 hinein, dessen Urheber der Generalsteuerdirektor Maaßen war. Er hob alle Binnenzölle innerhalb des eigenen Landes auf und setzte für den

Zollverkehr an den Grenzen einen einfachen, übersichtlichen Tarif fest, der das Gewicht und nicht den Wert der Waren zu Grunde legte (10 % Schutzzoll auf Manufakturen, 20 % Finanzzoll auf Kolonialwaren, Zollfreiheit für Rohprodukte). Von inländischen Waren wurden nur noch Salz, Getränke und Tabak versteuert. Die Wirkung dieses Maaßenschen Gesetzes war erfreulich: der Verkehr wurde erleichtert und doch die Einnahmen so erhöht, daß man eine Menge neuer Kunststraßen bauen konnte.

Jetzt begann der zweite, schwierigere Teil der Arbeit, wobei es galt, die in und um Preußen gelegenen **Kleinstaaten zum Anschluß** zu bewegen. Man schlug ihnen vor, die Einnahmen sollten nach der Kopfzahl verteilt werden, und da dieser Grundsatz den Nachbarn sehr vorteilhaft war, sollten sie dafür die Zollverwaltung ganz dem preußischen Staate überlassen. Die Einnahmen hätten die Fürsten sehr gerne hingenommen, aber der vorgeschlagene Verzicht auf ein Stückchen Landeshoheit brachte sie so in Harnisch, daß sie in Frankfurt und Wien um Hilfe gegen die geplante Vergewaltigung baten. Metternich, der den für Österreich gefährlichen Kern der Bewegung ahnte und doch die Sache nicht hindern konnte, bestärkte sie in ihrer Eifersucht. Aber die wirtschaftliche Abgrenzung war einfach unhaltbar; die Zolleinigung kam mit Naturnotwendigkeit. Zuerst fügte sich Schwarzburg-Sondershausen (25. Oktober 1819), dann Schwarzburg-Rudolstadt (1822) und in den nächsten Jahren folgten einige weitere Stätchen. Anhalt-Köthen, das



Friedrich List.
Nach dem in seiner Geburtsstadt Reutlingen befindlichen Denkmal.

einen vorteilhaften Schmuggel betrieb, weigerte sich acht Jahre lang. Als aber Preußen die Elbe am Eingang und Ausgang des Ländchens einfach absperrte, da fügten sich auch die anhaltinischen Lande.

Jetzt richtete der tüchtige preußische Finanzminister Motz seine Blicke auf Kurhessen und, als er bei dessen Fürsten nichts ausrichtete, auf **Bayern und Württemberg**, welche bereits in Unterhandlungen miteinander getreten waren. Zwischen diesen zwei Staaten und den Rheinuferstaaten wurde über die Gründung eines süd- und mitteldeutschen Zollverbandes lange, aber vergebens verhandelt. Darauf traten sich die süddeutschen Königreiche näher. Am 18. Januar 1828 wurde der bayrisch-württembergische Zollverein abgeschlossen, mit dem Gedanken der weiteren Ausdehnung nach Norden, zunächst nach Hessen-Darmstadt. Aber schon am 14. Februar 1828 kam zwischen diesem Staate und Preußen auf Grundlage der selbständigen Verwaltung und der Gleichberechtigung in der Gesetzgebung ein Zollvertrag zu stande. „Dieser Vertrag", sagt Treitschke, „verhält sich zu den späteren Zollvereinsverträgen genau so, wie die Verfassung des Norddeutschen Bundes zur Reichsverfassung." Um zwischen beide Zollvereine, welche darauf angewiesen waren, sich miteinander zu vereinigen und die anderen Staaten an sich zu ziehen, einen Keil hineinzutreiben, wurde auf Betreiben der eifersüchtigen Wiener Hofburg am 24. September 1828 der „mitteldeutsche Handelsverein" geschlossen, an welchem Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oldenburg, Nassau, Braunschweig, die meisten thüringischen Staaten, Bremen und Frankfurt teilnahmen. Doch herrschte in diesem Verein wenig Einigkeit. Infolgedessen trennten sich bald mehrere Staaten und schlossen sich an Preußen an, zuerst Kurhessen 1831. Preußen ließ sich durch die Gegnerschaft dieses Vereins nicht irre machen. Wenn es auch in allen auswärtigen Angelegenheiten und in der Bundestagspolitik in seiner Abhängigkeit von Österreich verharrte, so ging es doch auf dieser Bahn der Zollpolitik selbständig vor. Finanzminister Motz faßte den Entschluß, über das Territorium des feindseligen Handelsvereins hinweg mit dem süddeutschen Zollverein in Verhandlungen zu treten. Die beiden Königreiche waren hierzu bereit, und Buchhändler Cotta in Stuttgart unterhandelte in Berlin. Am 27. Mai 1829 kam zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch-württembergischen Zollverein ein Handelsvertrag zu stande, welcher

gegenseitige Zollfreiheit, beziehungsweise Zollerleichterung für alle inländischen Erzeugnisse der Natur, des Gewerbefleißes und der Kunst festsetzte. Durch Abschluß dieses Vertrags wurde eine vollständige Zollvereinbarung zwischen den beiden Gruppen, welche 1833 erfolgte, in nahe Aussicht gestellt. Die Ziele dieser Politik bezeichnete Motz in einer Denkschrift vom Juni 1829 mit folgenden, von staatsmännischer Voraussicht zeugenden Worten: „In dieser auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen."

b) Die Aufstände in Italien und ihre Rückwirkung.

In Deutschland war die heilige Allianz mit ihren Bestrebungen siegreich durchgedrungen; das politisch noch ungeschulte und unerfahrene Volk hatte sich gefügt. Zu derselben Zeit, da diese Kämpfe Deutschland bewegten, streckte der heilige Bund seine Hände auch nach den romanischen Ländern aus. Auch hier folgte auf die Napoleonische Zeit ein gewaltiger Rückschlag. Auch hier waren die zurückgekehrten Herrscher bemüht, die alte, absolute Herrschaft möglichst unversehrt wiederherzustellen. Auch hier entlud sich der Groll in einer Reihe von Ausschreitungen, die aber bei den heißblütigen Südländern einen ernsteren Charakter annahmen, als bei den kühleren Deutschen. Auch hier gaben die Aufstände den Allianzmächten den willkommenen Anlaß einzuschreiten und der Reaktion zu neuem Siege zu verhelfen.

Italien war aus den Beratungen des Wiener Kongresses in einer ähnlichen politischen Gestaltung hervorgegangen wie Deutschland: hier wie dort Klein- und Vielstaaterei, drückende Übermacht Österreichs, rückschrittliche Politik bei den Fürsten, Verlangen nach Freiheit und Einheit beim Volke. In südlichen Ländern werden politische Ziele gerne in der Form von Geheimbünden verfolgt. Ein solcher war die Karbonaria oder der Köhlerbund, der zur Zeit der französischen Herrschaft in den kalabrischen Bergen entstanden war. Seine Verfassung hatte er den Freimaurern, seine Geheimsprache den Kohlenbrennern entnommen. Der Versammlungsort hieß „Hütte",

baracca, der Zweck war „Reinigung des Waldes von Wölfen", d. h. Ausrottung der Tyrannen, weiterhin Beseitigung der Fremdherrschaften, nationale Unabhängigkeit und freisinnige Staatsformen, wobei sie die Frage, ob Verfassungsstaat oder Republik, vorerst noch offen ließen. Der Köhlerbund breitete sich rasch über das ganze Land aus, bei Gelehrten und Ungelehrten, namentlich auch bei Offizieren. Im Jahre 1819 zählte man in Italien gegen 60 000 Karbonari; ihren Hauptsitz hatten sie in Neapel. Ihr Anhang und ihr Eifer wuchs, je mehr die zurückgekehrten Fürsten alle französischen Einrichtungen, gute und schlechte, über den Haufen warfen und unmittelbar an das vorige Jahrhundert wieder anknüpften.

Im Kirchenstaat hatte Papst Pius VII. nach seiner Rückkehr die Inquisition wieder eingeführt, die Kongregation des Index der verbotenen Bücher wieder versammelt, der Jesuitenorden durch die Bulle „Sollicitudo omnium" (7. August 1814) wieder hergestellt, mehr als 2000 Klöster wieder eröffnet und alle höheren Würden in der Verwaltung und im Justizwesen den Prälaten zurückgegeben. Kardinal Pacca ging in seiner Wut gegen die französischen Einrichtungen so weit, daß er selbst die Pockenimpfung und die Straßenbeleuchtung abschaffte. Ackerbau, Handel und Industrie wurden vernachlässigt, das Bettel- und Räuberunwesen nahm furchtbar überhand. In den österreichischen Provinzen Venedig und Mailand sorgte zwar die Regierung für die Pflege der materiellen Interessen und für eine geordnete Verwaltung, aber sie gewährte keine Volksvertretung und sie führte auch hier ihre gehässige Polizeiwirtschaft ein. Dem Wunsche der Bevölkerung gemäß wurde ein Erzherzog als Vizekönig aufgestellt, der in Mailand Hof zu halten hatte; diesen Posten bekleidete von 1818—1848 Erzherzog Rainer, ein Bruder des Kaisers Franz. Um das „Gift der Freiheit" von den Provinzen abzuhalten, suchte Metternich zu verhüten, daß in den anderen italienischen Staaten Repräsentativverfassungen und überhaupt freiere Einrichtungen eingeführt würden. Er schloß daher mit König Ferdinand I. von Neapel den geheimen Vertrag vom 12. Juni 1815, worin dieser versprach, in seinem Lande keine Verfassung einzuführen und keine Neuerungen zu treffen, die freisinniger wären als die lombardischen. Ein solches Versprechen zu erfüllen, wurde dem unwissenden und willenlosen, von den Anschauungen des Absolutismus erfüllten

König nicht schwer. Er hob die unter dem mächtigen Einfluß des englischen Generals Lord Bentinck verliehene freisinnige sizilische Verfassung von 1812 auf und stellte in dem „Königreich beider Sizilien" die unumschränkte Monarchie wieder her. Das ganze Schulwesen lieferte er den Jesuiten aus; das Offizierkorps säuberte er möglichst von den Anhängern Murats, so daß der Geist der Unzufriedenheit auch in das Heer hineingetragen wurde. Wie im Kirchenstaate, so blühte auch hier das Räuberwesen neu auf und die jämmerliche Regierung wußte keinen anderen Ausweg als den, daß sie die Ruhe, die sie mit bewaffneter Hand nicht herstellen konnte, von den Bandenführern erkaufte.

Der in diesem Lande massenhaft angehäufte Zündstoff explodierte, als die Nachricht eintraf, daß in Spanien eine Verschwörung ausgebrochen und der König zur Annahme der Verfassung vom Jahre 1812 gezwungen worden sei. Es war bedenklich, daß **der Aufstand** bei dem Stande begann, der die letzte Zuflucht der Könige zu sein pflegt, bei den Offizieren. Die Hauptrolle spielte dabei General Wilhelm Pepe, ein heimlicher Karbonaro und Republikaner, aber ein wegen seiner Tüchtigkeit unentbehrlicher Offizier. Am 2. Juli 1820 erhob in Nola der Leutnant Morelli die Fahne des Aufruhrs, verkündete die spanische Verfassung und trat mit einigen hundert Mann den Zug gegen Neapel an. Aus den Hunderten wurden unterwegs mit unheimlicher Raschheit Tausende. Der König in seiner Hilflosigkeit ernannte Pepe zum Generalissimus der Armee und gab ihm den Auftrag, den Militäraufstand zu dämpfen. Dieser zog den Revolutionären entgegen, ging zu ihnen über und trat an ihre Spitze. Am 9. Juli hielt er seinen Einzug in Neapel und zwang den feigen König, den Eid auf die spanische Verfassung zu leisten. Alles, selbst der Hof, schmückte sich mit den Farben der Karbonari (schwarz, rosenrot und himmelblau). Ein neues Ministerium und eine Junta (Ausschuß), welche die Einführung der Verfassung vorzubereiten hatte, beide meist aus Muratisten bestehend, wurden eingesetzt und am 1. Oktober 1820 die Nationalversammlung eröffnet. So war Neapel durch eine rasche und unblutige Revolution ein Verfassungsstaat geworden; aber was mochte die heilige Allianz dazu sagen?

Die erste Gefahr kam jedoch **von Sizilien** her. Dort war am 14. Juli 1820, auf die Nachricht von der Revolution in Neapel, ebenfalls ein Aufstand ausgebrochen, und zwar in

Palermo. Man wollte aber nicht die in Neapel eingeführte Verfassung annehmen, sondern die abgeschaffte sizilische wiederherstellen und sich von Neapel möglichst unabhängig machen. „Es lebe die Konstitution von 1812! Es lebe die Unabhängigkeit!" war die allgemeine Losung. Das neapolitanische Militär wurde vertrieben, die obersten Behörden zur Flucht gezwungen. Eine Abordnung der provisorischen Junta, die mit der Regierung in Neapel verhandelte, verlangte für Sizilien ein besonderes Parlament, eine besondere Verfassung und als Verbindung mit Neapel die bloße Personalunion. Die neue neapolitanische Regierung war so unklug, zu einer Zeit, wo sie sich auf das bewaffnete Einschreiten der heiligen Allianz gefaßt machen mußte, die Erbitterung in Sizilien noch anzufachen. 6000 Mann wurden dahin geschickt, die Bewohner von Palermo entwaffnet, die Junta aufgehoben und die neapolitanische Verfassung zwangsweise eingeführt. Um Sizilien in der Unterwerfung zu halten, bedurfte es einer starken Militärmacht, die in Neapel nötiger gewesen wäre.

Metternich war von Anfang an entschlossen, auch hier den bestehenden Zustand zu erhalten. Doch wollte er zuerst einer etwaigen Gefahr im eigenen Hause begegnen. Er verbot demnach in Lombardo-Venetien die Teilnahme an der Karbonaria mit Todesstrafe, unterdrückte alle freisinnigen Zeitschriften, schickte den jungen, begabten Dichter Silvio Pellico, Mitarbeiter des „Conciliatore", in das Gefängnis von Spielberg in Mähren, verstärkte die Besatzungen von Ferrara und Comacchio und zog zahlreiche Streitkräfte zusammen. Alsdann berief er einen neuen **Fürstenkongreß nach Troppau** in Österreichisch-Schlesien (23. Oktober bis 24. Dezember 1820), an welchem die Monarchen der drei Ostmächte und Bevollmächtigte Englands und Frankreichs teilnahmen. Metternich wollte sich von dem Kongreß als dem europäischen Areopag die Vollmacht zum Einschreiten in Neapel übertragen lassen. Aber England erklärte, daß niemand ein Recht zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates habe, und Frankreich zeigte sich sehr eifersüchtig auf den wachsenden Einfluß Österreichs in Italien. Metternich mußte sich damit begnügen, daß Rußland und Preußen sich mit ihm darüber einigten, daß Österreich in Italien als Wächter der Ordnung auftreten und den König Ferdinand zur Ausführung der Grundsätze der heiligen Allianz anhalten sollte. Zugleich wurde beschlossen, im Januar

1821 in Laibach (im Herzogtum Krain) einen neuen Kongreß zu halten und den König von Neapel dazu einzuladen.

In Neapel entstand große Aufregung, als die Nachricht einlief, daß der König persönlich in Laibach erscheinen sollte, und als eine königliche Botschaft die Einwilligung des Parlaments zu dieser Reise verlangte. Man ahnte, wo die ganze Sache hinauswollte. Als aber der König das feierliche Versprechen gab, daß er bei der Verfassung verharren und sie auf dem Kongreß vertreten werde, erteilte das Parlament die verfassungsmäßige Zustimmung, „da das Herz des Sohnes Karls III. natürlicherweise ein Tempel der Treue sei". Darauf reiste der König ab. Die Regentschaft für die Zeit seiner Abwesenheit führte der Kronprinz Franz, der in Heuchelei und Verstellung seinem Vater nicht nachstand. Am 30. Januar 1821 hatte das neapolitanische Parlament sein Verfassungswerk vollendet. Der Prinzregent beschwor die neue Verfassung, worauf das Parlament entlassen wurde.

In **Laibach** hatten sich inzwischen die Kaiser von Österreich und von Rußland nebst ihren Staatsmännern und die Bevollmächtigten von Preußen, England, Frankreich und den italienischen Staaten versammelt. Die drei Ostmächte waren noch vor der Eröffnung der Sitzungen darüber einig, daß Österreich zur Unterdrückung der Revolution ein Heer nach Neapel schicken und daß nötigenfalls ein russisches nachrücken sollte. Die Gesandten von Sardinien, Rom, Toskana und Modena waren ganz damit einverstanden, und auf die wiederholte Einsprache Englands und Frankreichs hörte man nicht. König Ferdinand war gerne bereit, seinen Verfassungseid zu brechen; man konnte ihn ja als einen erzwungenen hinstellen. Er sandte also seinen Minister, den Herzog von Gallo, nach Neapel voraus mit der Meldung, die revolutionäre Regierung solle sich dem König unterwerfen; anderenfalls kämen die Österreicher und im Notfall auch 100 000 Russen auf einige Jahre ins Land.

Das neapolitanische Volk entbrannte bei dieser Botschaft in gewaltigem Zorne. Man war entschlossen, der Gewalt des Kongresses die Gewalt eines freien Volkes entgegenzusetzen. Aber den kriegerischen Reden entsprachen die militärischen Mittel nicht. Es fehlte an tüchtigen Soldaten und erprobten Führern, an Kriegsvorräten und an Geld. Man brachte mühsam 25 000 Mann zusammen, welche den

43000 Österreichern, mit denen General Frimont am 5. Februar 1821 den Po überschritt, in keiner Beziehung gewachsen waren. Den Oberbefehl übernahm Wilhelm Pepe, der mit 12000 Mann, größtenteils Milizen, die Abruzzengrenze halten und im Notfall nach dem Volturno sich zurückziehen sollte, wo der Muratistische General Carrascosa mit dem zweiten Armeekorps stand. Bei Rieti kam es am 7. März 1821 zum Kampf. Pepe griff die österreichische Vorhut unter Graf Wallmoden an, drängte sie zurück, mußte aber, da die Österreicher Verstärkungen erhielten, den Befehl zum Rückzug geben. Dieser artete sofort in vollständige Auflösung und Flucht aus, in welche auch das Heer am Volturno hineingerissen wurde, so daß Pepe und Carrascosa nur mit einigen Offizieren in Neapel ankamen. Am 21. März rückten die Österreicher in Capua, am 23. in Neapel ein. Pepe entkam auf einem spanischen Schiffe; auch Carrascosa und mehrere Parlamentsmitglieder flüchteten sich. Am 9. Mai kehrte König Ferdinand, der in Florenz ruhig den Ausgang der Dinge abgewartet hatte, in seine Hauptstadt zurück, von dem niederen Volke mit Jubel empfangen. Er eröffnete sein Regiment mit grausamen Racheakten. Die Karbonari wurden mit Acht und Bann bestraft, hervorragende Offiziere und Parlamentsmitglieder teils hingerichtet, teils in den Kerker geschickt, der Absolutismus in beiden Teilen des Königreichs mit Hilfe der Österreicher wiederhergestellt. 10000 von diesen fuhren nach Sizilien hinüber und stellten auch dort den alten Zustand wieder her. So rasch die Revolution gesiegt hatte, so rasch war sie unterlegen. Hätte sie standgehalten, so hätte sie in dem Militäraufstand in Sardinien, der drei Tage nach dem Treffen bei Rieti zum Ausbruch kam, einen Bundesgenossen gefunden.

König Viktor Emanuel von Sardinien, ein gutmütiger, aber geistesschwacher Herr, hatte, als er im Mai 1814 von der Insel Sardinien nach Turin zurückgekehrt war, eine geradezu sinnlose Restauration begonnen. Sämtliche französischen Gesetze und Einrichtungen wurden aufgehoben, die Klöster den Mönchen, die Schulen den Jesuiten zurückgegeben. Für die Mont Cenis-Straße gab man keine Fahrkarten mehr aus, damit diese von Napoleon geschaffene Kunststraße veröde und verfalle. Der botanische Garten bei Turin wurde zerstört, weil Napoleon ihn angelegt hatte. Das Recht, Lesen und Schreiben zu lernen, war an einen bestimmten Zensus ge-

bunden. Ja man beabsichtigte sogar, die herrliche Brücke, die Napoleon bei Turin über den Po hatte bauen lassen, niederzureißen. Mit einer solchen, an Verrücktheit grenzenden Restauration vertrug sich der Geist der Piemontesen, die an Arbeitsamkeit und Energie die übrigen Italiener übertrafen, nicht. Die Jugend, selbst Mitglieder des Adels, schwärmte für ein freies Italien, unterhielt Verbindungen mit der französischen Opposition und den spanischen Cortes und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als die Österreicher aus Italien hinauszutreiben. Mit den Unzufriedenen in Mailand traf man geheime Verabredungen und entwarf einen gemeinschaftlichen Plan. Die Österreicher sollten aus Mailand verdrängt, ein starkes norditalienisches Königreich gegründet und damit der Grund zu einem einigen Italien gelegt werden. Die Revolutionen von Spanien und von Neapel steigerten die Hoffnungen aufs höchste. Als der natürliche Führer dieser Reform- und Einheitspartei galt Karl Albert, der 22jährige Prinz von Savoyen-Carignan, einer Seitenlinie des regierenden Hauses. Da der König und dessen Bruder Karl Felix, Herzog von Genevois, keine männlichen Nachkommen hatten, so war Karl Albert der mutmaßliche Thronfolger. Er besaß gute Geistesanlagen, war in liberalen Gedanken erzogen, hatte einen starken Anhang unter dem Militär und haßte die Österreicher; dabei hatte er freilich auch viel Hang und Fähigkeit zur Verstellung.

Der günstigste Zeitpunkt zum **Losschlagen** war der Abmarsch der Österreicher nach Neapel, wodurch Mailand von Truppen ziemlich entblößt wurde. Die Verschworenen teilten dem Prinzen ihren Plan mit, erhielten schöne Worte, fanden ihn aber nicht zum Handeln entschlossen. Und doch konnte die Ausführung nicht länger verschoben werden. Am 10. März 1821 bemächtigten sich in Alessandria der Oberstleutnant Ansaldi und der Hauptmann Graf Palma der Zitadelle, verkündigten die spanische Konstitution, bildeten eine provisorische Junta und riefen im Namen des „Reiches Italien" die Nation unter die Waffen. Aber die Zurückhaltung des Prinzen von Carignan wirkte auf Offiziere und Mannschaften entmutigend. Der König suchte durch eine Proklamation zu beschwichtigen. In Turin erhob am 11. März der Hauptmann Ferrero an der Spitze seiner Kompanie den Ruf: „Es lebe der König und die spanische Konstitution!" Da nur einige Studenten sich an ihn anschlossen, zog er sich nach Alessandria zurück.

In der darauffolgenden Nacht kam der sardinische Bevollmächtigte in Laibach, Graf St. Marsan, von dort zurück und meldete, er habe dem Beschlusse der Kongreßmächte, daß in Italien keine konstitutionellen Formen geduldet werden sollten, im Namen des Königs beigestimmt. Auf dies hin ließ der König am 12. März zwei Erlasse veröffentlichen, wodurch die Annahme der Verfassung verweigert und die Zusammenziehung eines Truppenkorps in Asti anbefohlen wurde. Aber in Turin hatte sich über Nacht die Stimmung verändert: Militär und Volk verlangten die spanische Verfassung, obgleich man sie hier ebensowenig kannte als in Neapel, und die italienische Trikolore wurde auf der Zitadelle aufgepflanzt. Nun dankte Viktor Emanuel zu Gunsten seines Bruders Karl Felix ab und begab sich nach Nizza. Bis der neue König, ein stolzer, herrischer Mann, der sich damals bei seinem Freund und Berater, dem Herzog Franz von Modena, befand, nach Turin zurückkehrte, sollte Karl Albert die Regentschaft führen.

Dieser legte sich die Frage vor, ob es rätlicher sei, an der Spitze der Revolution gegen die Österreicher zu marschieren oder sich Österreich zu unterwerfen, um sich sein Thronfolgerecht zu erhalten. Er entschied sich für das letztere, stellte sich aber zunächst, als ob er es mit der Revolution hielte. Er nahm die spanische Verfassung an, aber mit dem Zusatz, daß er sie ohne die Genehmigung des abwesenden Königs nicht für gültig halte. Karl Felix, von dem er sich Verhaltungsmaßregeln erbat, entschied, wie zu erwarten war: die Leiter der konstitutionellen Bewegung seien Aufrührer und Verräter; der Prinz solle sich ohne Zögern mit den noch treuen Truppen nach Novara zu dem General della Torre begeben. Während der Prinz sich scheinbar zum Widerstande rüstete, entfloh er am 21. März heimlich nach Novara, protestierte gegen den ihm auferlegten Zwang, legte die Regentschaft nieder und forderte die Truppen auf, zu den königlichen Fahnen zurückzukehren.

Die Kunde von diesen Vorgängen, an welche sich kurz darauf die Nachricht von dem Einzug der Österreicher in Neapel reihte, wirkte entmutigend auf die sardinischen Patrioten. Der Abfall, besonders der höheren Offiziere, nahm von Tag zu Tag zu. Mit nur 3000 Mann zog Graf Santarosa, der eine provisorische Regierung gebildet hatte, nach Novara, wo sich bereits die Österreicher unter General Bubna mit

den Truppen della Torres vereinigt hatten. Am 8. April 1821 wurde bei Novara das Schicksal der Revolution entschieden. Die Truppen Santarosas wurden nach rühmlichem Kampfe geschlagen und in wilde Flucht gejagt; della Torre zog am 10. April in Turin, am 11. in Alessandria ein. Der **Absolutismus wurde wiederhergestellt**; 12000 Österreicher hielten das Land besetzt und lebten auf seine Kosten. Von den Aufständischen verließen gegen 1200 ihr Vaterland; viele, darunter Santarosa, schifften sich nach Spanien ein, um für die gleiche Sache auf einem anderen Schauplatz zu kämpfen. Unter dem Schutze der österreichischen Bajonette kehrte der König Karl Felix am 17. Oktober 1821 nach Turin zurück und eröffnete seine Regierung in Metternichschem Sinn, indem er die Regierung dem Adel und der Geistlichkeit überließ und sein Leben in Trägheit und Genußsucht hinschleppte, gemäß seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: „Ich bin nicht König, um mich zu plagen". Der Prinz Karl Albert hatte durch sein zweideutiges Benehmen sich mit beiden Parteien verfeindet und mußte aufs neue hören, daß Metternich ihn von der Thronfolge ausschließen und den Herzog Franz von Modena, den Schwiegersohn des Königs Viktor Emanuel, zum Nachfolger des Königs Karl Felix erklären wollte. Der Prinz begab sich nach Frankreich und machte unter dem Herzog von Angoulême den spanischen Feldzug mit, wo ihm in den Reihen des Revolutionsheeres mehrere seiner früheren piemontesischen Freunde jetzt als Feinde gegenüberstanden.

Die heilige Allianz hatte in Italien einen vollständigen Sieg errungen. Die Freiheits- und Einheitsgelüste waren niedergeschlagen, die Vorherrschaft Österreichs über die unglückliche Halbinsel befestigt. Metternich zog jetzt in Mailand und Venedig die Zügel straffer an, schritt unerbittlich gegen alle Teilnehmer an den Plänen der piemontesischen Revolutionspartei ein und ließ gegen 40 der angesehensten Männer in die Kerker von Spielberg und Laibach abführen, aus welchen die meisten entweder gar nicht mehr oder gebrochen an Geist und Körper zurückkamen. Das Buch Silvio Pellicos über seine Spielberger Gefangenschaft gab merkwürdige Enthüllungen über ein Kerkersystem, das darauf berechnet war, jede Willenskraft zu lähmen und auch aus den stärksten Geistern Maschinen zu machen. Zwei Gründe waren es hauptsächlich, welche den Revolutionen in Neapel und in Piemont einen so schmählichen Ausgang bereiteten:

der Mangel an planmäßigem Zusammenwirken und die geringe Beteiligung der Volksmasse, die auf einer zu niedrigen Kulturstufe stand, als daß sie für Verfassungsfragen Verständnis hätte haben können.

Diese von Absolutismus und Klerikalismus beherrschten Zustände in Italien dauerten **das ganze dritte Jahrzehnt** fort. Die verhältnismäßig günstigsten Verhältnisse fanden sich in Toskana, wo auf den Großherzog Ferdinand III. 1824 Leopold II. folgte, der durch Austrocknung der Maremmen ein großes Werk ausführte, sonst aber sich durch die österreichische Übermacht sehr beengt fühlte. In Neapel führte König Franz I., welcher am 4. Januar 1825 seinem Vater auf dem Throne folgte, eine Regierung, von der Chateaubriand sagte, sie sei auf die unterste Stufe der Verachtung herabgesunken. Hier ging alles unter in üppigen Gastmahlen und schamlosen Bällen, in Stellenverkauf und Verfolgung geheimer Verbindungen. Nicht die eigene Armee, sondern 6000 Mann Schweizergarde, deren Anwerbung und Unterhaltung eine kostspielige Sache war, hatten den Thron von Neapel zu schützen. Nicht besser sah es im Kirchenstaat unter Leo XII. (1823—1829) aus. Die Ausschließung der Laien von allen bürgerlichen Würden, die unbedingte Übermacht der Priester im Verwaltungs-, Gerichts- und Unterrichtswesen, dieses ganze „theokratisch-türkische System" war schlimmer als je und erzeugte in der von den Karbonari aufgehetzten Bevölkerung eine rachsüchtige Unzufriedenheit. Schon damals sagte kein Geringerer als der Kardinal Bernetti, daß er, falls er zu Jahren komme, es für möglich halte, den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes noch zu erleben.

c) Aufstände in Spanien und Portugal. Die Kolonien.

(1814—1830.)

König Ferdinand VII. war, wie wir gesehen haben, im März 1814 von Napoleon aus seiner Haft in Valençay entlassen und vom Wiener Kongreß als König von Spanien anerkannt worden. Am 22. März betrat er wieder den spanischen Boden, nachdem er in einem an die dortige Regentschaft gerichteten Schreiben die Herstellung der Cortes und der von diesen getroffenen Einrichtungen gebilligt hatte. Überall wurde er von seinen verblendeten Untertanen mit

Begeisterung aufgenommen; denn Spanien hatte das Ziel seines langjährigen, heldenmütigen Widerstandes, Abschüttelung der Fremdherrschaft und Wiederherstellung der heimischen Dynastie, erreicht. Während seiner Abwesenheit hatten die Cortes die „Verfassung vom Jahre 1812" beschlossen, die wegen ihrer freisinnigen Bestimmungen das Lieblingskind der romanischen Völker wurde und auch bei den Aufständen in Italien eine so große Rolle gespielt hatte. Sie gab z. B. den Cortes das Recht, ohne königliche Aufforderung zusammenzutreten, nicht aber dem König das Recht, die Cortes aufzulösen. Sie beseitigte auch die Macht des Adels und des Klerus vollständig. Eine solche Verfassung war dem König ebenso verhaßt wie der allmächtigen Priesterpartei. Es hätte deswegen nicht einmal einer besonderen Bittschrift der königlichen Umgebung bedurft, um dieses „Teufelswerk" zu beseitigen. In dem Erlaß vom 4. Mai 1814 erklärte er die Verfassung von 1812 für aufgehoben und die Cortes für aufgelöst, versprach aber, rechtmäßige Cortes nach altem Stil zu berufen, und garantierte Sicherheit der Person und des Eigentums, sowie Preßfreiheit. Trotz dieser Versprechungen wurden auf Befehl des Königs in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai in Madrid mehrere Mitglieder der Regentschaft, des Ministeriums, der Cortes und andere hervorragende Männer der liberalen Partei, zusammen gegen 70, verhaftet und später zu mehrjährigem Gefängnis oder Deportation verurteilt. Nachdem auf diese Weise der Boden geebnet war, hielt Ferdinand am 13. Mai 1814 unter dem Jubel der Volksmenge seinen Einzug in Madrid. Von Herstellung der alten Cortes, was er doch versprochen hatte, war aber keine Rede. Der heuchlerische und unfähige König war ganz in der Hand der Geistlichen und einiger Höflinge von zweifelhafter Herkunft, die in Verbindung mit zweideutigen Weibern die berüchtigte „Kamarilla", jene „Kammerdienerregierung" bildeten, die in Spanien einige Jahrzehnte lang sich am Ruder hielt. Ein Rückschlag schlimmster Art ging von dieser Regierung aus. Die Steuerfreiheit des Adels und des Klerus, die Mönchsorden, die Jesuiten, die Inquisition samt der Folter wurden wieder hergestellt, die verkauften Kirchengüter ohne Vergütung der Kirche zurückgegeben, die strengste Zensur eingeführt. Selbst Männer, welche zu den heldenmütigsten Kämpfern gegen die Franzosenherrschaft gehörten, wanderten, wenn sie konstitutionelle Neigungen verrieten, in

den Kerker. Dabei wurden alle Zweige der Staatsverwaltung in unverantwortlicher Weise vernachlässigt und binnen fünf Jahren zwei Milliarden Realen (1 Real = 21 Pfennig) Schulden gemacht, obwohl Beamte und Offiziere ihr Gehalt nur selten mehr ausbezahlt erhielten.

Diese Schmach und Not des Vaterlandes mußte beim urteilsfähigen Teile des Volkes, der allerdings in Spanien sehr klein war, eine tiefe Erbitterung erzeugen. Sie entlud sich in den Jahren 1814—1819 in einer Reihe von Aufständen, die, weil mit geringen Kräften unternommen, leicht unterdrückt wurden. Sie gingen meist vom Heere aus, das der gewissenlose König ganz hintan setzte, und endigten damit, daß die beteiligten Offiziere den Tod durch Henkershand erlitten. Aber die Willkürregierung dieser Madrider „Kamarilla" war so erbärmlich, daß kein Mißerfolg abschreckte. Verdächtige Regimenter pflegte die Regierung in die südamerikanischen Kolonien zu senden, die eben in jenen Jahren um ihre Unabhängigkeit kämpften. Dieser Feldzug nach entfernten, wegen ihres ungesunden Klimas gefürchteten Ländern war bei den Soldaten höchst unbeliebt. Ende 1819 hatte die Regierung wieder eine größere Truppenabteilung bei Cadiz zusammengezogen, um sie nach Amerika einzuschiffen. Das Bataillon „Asturien", das zuerst an die Reihe kam, folgte daher willig dem Aufruf seines Befehlshabers, des Obersten Rafael Riego, als dieser am 1. Januar 1820 die Verfassung von 1812 verkündete und die Soldaten aufforderte, mit ihm gegen die Stadt Cadiz zu marschieren. General Quiroga schloß sich mit einigen Bataillonen dem **Militäraufstand** an und übernahm den Oberbefehl. Es gelang ihm zwar nicht, sich der Stadt Cadiz zu bemächtigen und die Bevölkerung von Andalusien zum Aufstand zu bringen; aber die Bewegung verbreitete sich, auf die Nachricht von den Vorgängen in Cadiz, schnell über das ganze Land; der größte Teil der Armee sprach sich dafür aus; der aus Frankreich nach Navarra zurückgekehrte General Mina wurde von den dortigen Truppen mit Jubel aufgenommen; in Ocanna, drei Stunden von Aranjuez, stellte sich General Graf Abisbal an die Spitze der aufrührerischen Soldaten. Die ihrer Schuld sich bewußte Regierung verlor sofort alle Haltung. König Ferdinand versprach zuerst am 6. März 1820, was er schon am 4. Mai 1814 versprochen, aber nicht gehalten hatte, nämlich die Berufung der alten Cortes. Zum zweiten Male

ließen sich die Verschwörer nicht täuschen; sie bestanden darauf, daß er die Verfassung von 1812 beschwören und die neuen Cortes einberufen solle. Am 7. März erklärte er sich dazu bereit, am 9. leistete er den Eid. Bis zum Zusammentritt der Cortes wurde ihm eine provisorische Junta zur Seite gestellt, die sofort die Kamarilla und die Inquisition aufhob, alle politischen Gefangenen freigab, die Preßfreiheit herstellte und das Heer auf die Verfassung beeidigen ließ. Die Feier des Verfassungsfestes am 12. März verkündigte den Sieg der Revolution. Alle höheren Ämter im Militär- und im Gerichtswesen, der Staatsrat und das Ministerium wurden mit Verfassungsfreunden besetzt, von denen manche eben noch in der Verbannung oder in den Gefängnissen gewesen waren. Am 9. Juli 1820 eröffnete der König die Cortes und legte öffentlich noch einmal den Eid ab. Freudige Begeisterung ergriff auch hier das Volk über den raschen und unblutigen Sieg der Revolution. Spanien war Verfassungsstaat geworden. Durfte er auf Bestand hoffen?

Die Cortes trafen im Finanzwesen einen furchtbaren Wirrwarr an. Ohne Einziehung von Kirchengütern war keine Abhilfe möglich. Es wurden daher mehrere Mönchsorden, auch der Orden der Jesuiten, abgeschafft, die Güter der aufgehobenen Klöster für Nationalgüter erklärt und verkauft, und der König mußte trotz allen Sträubens das Klostergesetz unterschreiben. Durch diese Maßregel machten sich die Cortes die Geistlichen zu erbitterten Feinden. Vergebens sah sich der König nach einer Hilfe um, die ihn aus einem willenlosen Vollstrecker der Cortesbeschlüsse wieder zu einem absoluten Herrscher machen würde. Aber was in Spanien selbst hierfür geschah, reichte nicht aus. Bei den neuen Corteswahlen (1822) siegten die Radikalen (Exaltados) über die Gemäßigten (Moderados); Riego, der Urheber des Aufstandes, wurde Präsident des Abgeordnetenhauses; der König mußte ein Exaltados-Ministerium annehmen. Da die Anhänger des absoluten Königtums in Seo d'Urgel eine „Regentschaft während der Gefangenschaft Ferdinands" errichteten, so bekam das Land wieder die Greuel des Bürgerkriegs zu schmecken. General Mina erhielt den Oberbefehl über die konstitutionelle Armee, eroberte die Festung Urgel und jagte die „Regentschaft" samt ihren Helfershelfern über die französische Grenze.

So sah sich denn der König, zumal da die radikalen

Cortes ihn wie einen Gefangenen behandelten, nach fremder Hilfe um. In einem an König Ludwig XVIII. von Frankreich gerichteten Schreiben vom 22. Juli 1822 flehte er diesen um bewaffneten Beistand an und durch geheime Sendboten suchte er die Großmächte zum Eingreifen zu bewegen. Während Ludwig Bedenken hatte, auf eigene Rechnung und Gefahr einen Feldzug nach Spanien zu unternehmen, war der Kongreß von Verona (20. Oktober bis 14. Dezember 1822) zu einer Intervention bereit. Die Monarchen der drei Ostmächte und Italiens, mit Ausnahme des Papstes, und die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs hatten sich eingefunden. Es wurde beschlossen, die Ostmächte sollten in gleichlautenden Noten an die spanische Regierung die Forderung stellen, daß die Verfassung in konservativem Sinn umzuändern und der König wieder in seine Rechte einzusetzen sei; falls dies abgeschlagen werde, sollte Frankreich im Namen und Auftrag Europas seine Truppen in Spanien einmarschieren lassen. Diesem Beschlusse stimmten alle Mächte zu, außer England, das durch seinen Bevollmächtigten, den Herzog von Wellington, erklären ließ, daß es nie in eine bewaffnete Einmischung willigen werde.

Die Noten der drei Ostmächte erregten in Madrid bei den Exaltados einen Sturm des Unwillens. Das radikale Ministerium San Miguel wies jede Einmischung des Auslands in die spanischen Angelegenheiten zurück und sprach den Entschluß aus, die Verfassung von 1812 und die Unabhängigkeit Spaniens aufs äußerste zu verteidigen. Darauf verließen im Januar 1823 die fremden Gesandten Madrid. Die Cortes beschlossen, gegen die eindringenden Franzosen einen Guerillakrieg zu führen, Madrid aufzugeben und die Regierung nach Sevilla zu verlegen. Trotz alles Widerstrebens, trotz vorgeschützter, durch die königlichen Leibärzte beglaubigter Gicht mußte Ferdinand am 20. März mit den Cortes abreisen. Aber diese waren sehr im Irrtum, wenn sie glaubten, das spanische Volk werde sich gegen die französischen Truppen gerade so einmütig und begeistert erheben wie 1808 und in den folgenden Jahren. Damals galt es, eine glaubensfeindliche Fremdherrschaft zu bekämpfen; diesmal aber handelte es sich um die Verteidigung der verfassungsmäßigen Freiheiten, um die sich die breite Masse des Volkes nichts kümmerte, zumal da sie ihr von den Priestern und Mönchen als Gift und Pest bezeichnet wurden.

Am 7. April 1823 überschritt der Neffe des französischen Königs, der **Herzog von Angoulême**, welchem Generale aus Napoleons Schule zur Seite standen, mit 95000 Mann, darunter 21000 Reitern, den Grenzfluß Bidassoa. Bei der Wahl dieses Prinzen zum Oberbefehlshaber hatte die französische Regierung den Gedanken, Frankreich und dem übrigen Europa zu zeigen, daß auch bourbonische Prinzen zu siegen verständen. Um ihm seine Aufgabe zu erleichtern,



Angriff der Franzosen auf den Trocadero bei Cadiz.

gab ihm die Regierung viele Millionen Franken mit, mit dem Auftrag, die Führer und Soldaten durch Bestechung, die Bevölkerung durch wohlbezahlte Lieferungen zu gewinnen. Ohne Widerstand zu finden, zog er am 23. Mai in Madrid ein. Eine Regentschaft, an deren Spitze der Herzog von Infantado stand, sollte bis zur Befreiung des Königs das Land in absolutistischem Sinne regieren, worüber der Pöbel sein Wohlgefallen durch Plünderung der Häuser der Konstitutionellen äußerte. Darauf zogen die Franzosen in Eilmärschen nach Andalusien gegen Sevilla, die wenigen spanischen Truppen vor sich hertreibend. Bei ihrer Annäherung wichen die Cortes nach Cadiz zurück; den König schleppten

sie als kostbares Pfand auch diesmal mit sich. Aber schon am 23. Juni stand Angoulême vor Cadiz und schickte sich an, die Stadt zu Wasser und zu Land anzugreifen. Am 31. August nahmen die Franzosen die Halbinsel Trocadero und das Fort St. Luis im Sturme, wobei sich Karl Albert von Savoyen-Carignan besonders auszeichnete. Zum Sturme auf die Stadt selbst kam es nicht; die zwei Millionen Franken, die der Herzog von Angoulême zur Bestechung der leitenden Persönlichkeiten anwandte, machten ihn überflüssig. Die Cortes lösten sich freiwillig auf und gaben den König frei; am 1. Oktober erschien dieser im französischen Lager. Die festen Plätze ergaben sich der Reihe nach den Franzosen, zuletzt Barcelona, das General Mina tapfer verteidigte. Dieser und andere Gesinnungsgenossen flüchteten nach England. Der Herzog von Angoulême kehrte nach Frankreich zurück und hielt als ruhmgekrönter Sieger seinen Einzug in Paris. Die Bourbonen konnten sich rühmen, ihnen sei in Monaten gelungen, was dem großen Napoleon in Jahren nicht gelungen war.

Noch von Cadiz aus hatte der ehrlose Ferdinand alle Maßregeln widerrufen, die er unter dem Drucke der Revolution genehmigt hatte. Der Herzog von Angoulême und König Ludwig hatten ihm geraten, ein allgemeines Vergeben und Vergessen zu verkünden. Ferdinand aber, von gemeiner Rachsucht erfüllt, wütete mit grausamen Strafen gegen die Liberalen, so daß der französische Minister Chateaubriand, der am meisten zu diesem Feldzug gedrängt hatte, sich schämte, noch länger der Mitschuldige „der Dummheit und des Fanatismus eines Königs zu sein, der fähig sei, sein Reich in einer Zigarre aufzubrennen". Binnen drei Wochen wurden 112 Personen als Verschwörer hingerichtet, darunter General Riego, der durch Verrat den königlichen Behörden in die Hände gefallen war. Die Verfassung wurde aufgehoben und alle Verordnungen der konstitutionellen Regierung, wie Aufhebung der Klöster, der Inquisition, des Jesuitenordens, Verkauf der Kirchengüter, für nichtig erklärt.

Die spanische Revolution endigte also wie die italienische. Der Liberalismus hatte sich als unreif und kraftlos erwiesen. Trotz der Nichtswürdigkeit des Herrschers war der absolute Thron mit Hilfe fremder Bajonette wieder aufgerichtet und da 45 000 Franzosen vorerst in dem Lande blieben, so fehlte ihm auch nicht eine kräftige Stütze. Die heilige Allianz

hatte es durchgesetzt, daß auch in Spanien der alte Schlendrian fortbestand.

In die Regierungszeit Ferdinands fiel **der Abfall der amerikanischen Kolonien** vom Mutterlande Spanien. Dieses gewaltige Kolonialgebiet umfaßte den südlichen Teil von Nordamerika, ganz Mittelamerika, die größeren westindischen Inseln, dazu noch fast ganz Südamerika mit Ausnahme des portugiesischen Brasilien. Drei Jahrhunderte hatten diese Länder die spanische Mißregierung ertragen, deren oberster Gesichtspunkt möglichste Ausbeutung war. Mit dieser ging Hand in Hand politische Knechtung und religiöse Unduldsamkeit. Jesuiten und Inquisition waren hier allmächtig. Der Handel dieser reichen Länder war durch die Verordnung lahmgelegt, daß nur spanische Waren bei ihnen eingeführt und die eigenen Erzeugnisse nur an Spanier abgegeben werden durften. Staats- und Kirchenämter konnten nur solche Spanier erhalten, die im Mutterlande geboren waren, nicht die in den Kolonien geborenen, die Kreolen. Die Vizekönige und Generalkapitäne, die von Spanien aus dahin geschickt wurden, übten mit ihrem Beamtenschwarm Gewalttätigkeiten und Erpressungen aus, wie einst die römischen Prokonsuln.

Der Übergang der spanischen Regierung an **Joseph Bonaparte** hätte gewiß auch den Kolonien eine Verbesserung ihrer Lage gebracht. Aber die Amerikaner konnten das nicht wissen; das Lesen von Zeitungen wurde ja damals wie ein Verbrechen geahndet. Trotzdem drang die Kunde von den Vorgängen in Europa auch hierher und die Amerikaner hatten zunächst wenig Lust, den Wechsel der Regierung mitzumachen. Sie verjagten die Josephinischen Statthalter und bildeten überall Junten, die im Namen Ferdinands VII. regierten. Dadurch gewöhnten sie sich an Selbstregierung und Unabhängigkeit. Als Ferdinand VII. die Regierung wieder übernahm, fiel der Vorwand zum Aufstand. Die Kolonien waren auch bereit, unter die alte Regierung zurückzukehren unter der Bedingung, daß ihnen Rechtsgleichheit mit dem Mutterlande, gleiche Vertretung in den Cortes und Handelsfreiheit gewährt würde. Aber König Ferdinand ging darauf nicht ein. Für diesen Fall waren die Kolonien entschlossen, sich vom Mutterlande loszureißen, dessen Ohnmacht das Unternehmen aussichtsvoll erscheinen ließ.

In Mexiko, wo schon 1810 der Priester Hidalgo und andere Aufstände erregt hatten, verkündete 1821 der Kreole

Iturbide die Unabhängigkeit des Landes, das in ein selbständiges Kaisertum Mexiko verwandelt werden sollte. Anfangs nahm man einen spanischen Infanten als Kaiser in Aussicht; Iturbide aber, der sein Geschlecht auf die aztekischen Könige zurückführte, wußte seine Soldaten zu bewegen, daß sie ihn selbst als Augustin I. zum Kaiser von Mexiko ausriefen (18. Mai 1822). Aber schon nach zehn Monaten wurde er durch eine republikanische Erhebung gestürzt und General Santa-Anna rief 1823 in Veracruz die Republik aus. Iturbide mußte nach Europa flüchten, und als er zurückkehrte, wurde er 1824 erschossen. Auch Guatemala errang 1821 seine Selbständigkeit und vereinigte sich 1823 mit Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costarica zur Bundesrepublik von Zentralamerika (die sich 1840 wieder in fünf voneinander getrennte Republiken auflöste). Die Befreiung des nordwestlichen Südamerika, wo schon 1810 Aufstände stattfanden, knüpft sich hauptsächlich an den Namen eines reichen Kreolen, Bolivar aus Venezuela, welcher sich durch langjährigen Aufenthalt in Europa ausgebildet hatte. Nach wechselnden Kriegsereignissen wurde 1819 die Vereinigung Venezuelas und Neugranadas, denen sich 1822 Ecuador anschloß, verkündigt, und diese drei bildeten die Republik Kolumbia. In Buenos-Ayres wurde schon 1810 der spanische Vizekönig abgesetzt und 1816 die Argentinische Republik (Vereinigte Staaten von La Plata) gegründet. Auch die Nachbarstaaten Paraguay und Uruguay machten sich zu selbständigen Republiken, letzterer erst 1829, nach einer Zwischenherrschaft Brasiliens. Von Buenos-Ayres aus wurde die Erhebung Chiles, die schon 1810 begonnen hatte, 1817 durch Absendung des Generals San-Martin unterstützt und 1818 seine Unabhängigkeit und republikanische Verfassung ausgerufen. Die längsten Kämpfe hatte Peru zu bestehen, wo trotz der Hilfe des argentinischen Generals San-Martin und des chilenischen Admirals, des Engländers Cochrane, erst mit dem tätigen Eingreifen Bolivars durch den Sieg bei Ayacucho 1824 das Land befreit und die Republik ausgerufen wurde. Damit war die Losreißung des ganzen spanischen Südamerika entschieden. Von dem einst so gewaltigen Kolonialreich blieben den Spaniern nur noch die Inseln Kuba, Puerto-Rico und bis 1836 auch noch Texas.

Für die drei Ostmächte, die sich für die Revolutionsbändiger der ganzen Welt ansahen, lag die Versuchung sehr

nahe, nach ihrem Siege von 1823 auch Südamerika wieder dem absolutistischen Zepter Ferdinands zu unterwerfen, und wirklich fanden hierüber Unterhandlungen statt. Aber ohne die Zustimmung und Mitwirkung Englands war eine überseeische Einmischung einfach undenkbar, und diese Macht, die von der Unabhängigkeit der südamerikanischen Staaten großen Gewinn für ihren Handel zog, erklärte, daß sie sich jeder Intervention in den ehemaligen spanischen Kolonien widersetzen werde. Auch der Aufforderung, im Interesse des monarchischen Prinzips die Intervention selbst zu übernehmen, widerstand England, obgleich ihm namhafte Zugeständnisse bezüglich seiner Handelsinteressen gemacht wurden. George Canning, seit 1822 Minister des Auswärtigen, setzte es durch, daß am 1. Januar 1825 England die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonien anerkannte. Die Furcht vor der Einmischung der heiligen Allianz führte auch zu der „Monroe-Doktrin". Am 2. Dezember 1823 stellte der Präsident der Vereinigten Staaten, J. Monroe, in einer Botschaft an den Kongreß den Grundsatz auf, daß die Union jede Einmischung einer europäischen Macht zum Nachteil der für unabhängig erklärten Staaten Nordamerikas als unfreundliche Gesinnung betrachten werde und daß jede weitere Ausdehnung der europäischen Kolonisation auf amerikanischem Boden ausgeschlossen sein sollte. Diese „Doktrin" ist bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten worden.



Bolivar.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Die spanische Revolution von 1820 übte ihren Einfluß auf das Nachbarland **Portugal** aus. Die Königsfamilie verweilte seit 1807 in Brasilien. Für Portugal war zwar eine Regentschaft eingesetzt, aber sie hatte kein Ansehen. Der englische General Lord Beresford, der sich im pyrenäischen Kriege ausgezeichnet hatte, riß als Oberbefehlshaber des

portugiesischen Heeres alle Gewalt an sich und verletzte durch sein herrisches Auftreten die nationalen Gefühle. Als die wahnsinnige Königin Maria 1816 starb und der Prinzregent, ihr Sohn, als Johann VI. den Thron von Portugal und Brasilien bestieg, wünschte Volk und Heer, daß die königliche Familie nach Portugal zurückkehre. Statt dessen lud Johann die vornehmsten Mitglieder des Adels und die reichsten Kaufleute zur Auswanderung nach Brasilien ein. Die Unzufriedenheit wuchs und rief 1817 eine Militärverschwörung hervor. Die blutige Unterdrückung derselben steigerte den Haß gegen Beresford, der 1820, als die spanische Revolution ihre ersten Wellenschläge über die portugiesische Grenze warf, nach Brasilien abreiste, um persönlich mit dem König über die zu treffenden Maßregeln zu verhandeln. Seine Abwesenheit wurde von der nationalen Partei ausgenützt. Am 24. August 1820 erhob sich die Stadt Oporto und bildete eine provisorische oberste Junta. Das ganze Land, auch die Hauptstadt Lissabon, schloß sich an, die Regentschaft wurde abgesetzt, die beiden Junten von Oporto und von Lissabon vereinigt und die Cortes einberufen, um auf Grundlage der spanischen Verfassung von 1812 eine den portugiesischen Verhältnissen entsprechende zu entwerfen. Inzwischen war Lord Beresford aus Brasilien zurückgekehrt; aber es wurde ihm nicht einmal gestattet, in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Darauf kehrte er nach England zurück.

Auch in Brasilien gaben sich Verfassungsgelüste kund, und der gutmütige König Johann VI. war bereit, dem Wunsche der Kolonie entgegenzukommen. Er nahm die portugiesische Verfassung, die noch gar nicht ganz vollendet war, im Grundsatz an, ließ seinen ältesten Sohn Dom Pedro in Rio als Regenten zurück und schiffte sich selbst mit seiner Familie nach Lissabon ein, wo er am 3. Juli 1821 landete. Noch ehe er ans Land stieg, unterschrieb er die Verfassung, welche die portugiesischen Stände inzwischen nach dem Vorbild der bekannten spanischen Verfassung fertig gemacht hatten. Sogar seinen zweiten Sohn, Dom Miguel, zwang er zur Eidesleistung. So war auch Portugal ein Verfassungsstaat geworden. Aber auch hier mußte man an ihrem Bestande zweifeln. Die Partei der „Gebückten", das ist der Rückschrittler, wollte den Absolutismus um jeden Preis wieder herstellen und an ihrer Spitze stand die Königin selbst, Carlotta, eine würdige Schwester Ferdinands VII., und ihr zweiter

Sohn, Dom Miguel. Diese Partei entwarf nun den Plan, den schwächlichen König durch eine Palastrevolution zur Thronentsagung zu zwingen und Dom Miguel auf den Thron zu erheben. Aber der König floh auf ein englisches Kriegsschiff (9. Mai 1824) und enthüllte hier die ganze Sachlage. Da auch das Volk sich auf die Seite des Königs stellte, so wurde Dom Miguel auf Reisen ins Ausland geschickt, die Königin Carlotta in ein Kloster gesteckt. Die altportugiesischen Ständeversammlungen wurden wiederhergestellt.

In **Brasilien** war inzwischen 1822 durch eine konstituierende Versammlung die völlige Unabhängigkeit und Trennung Brasiliens vom Mutterlande verkündigt und Dom Pedro zum konstitutionellen Kaiser von Brasilien erklärt worden. Dieser ließ durch eine Gesetzgebungskommission eine gemäßigt liberale Verfassung ausarbeiten und am 25. März 1824 durch die Gemeindebehörden beschwören. Unter Vermittlung Englands, dessen Handelsinteressen die Unabhängigkeit Brasiliens verlangten, kam am 29. August 1825 ein Vertrag zu stande, worin König Johann Brasilien für unabhängig von Portugal erklärte, seinen Sohn Dom Pedro als Kaiser von Brasilien anerkannte, sich selbst aber diesen Titel auf Lebenszeit vorbehielt. In einem geheimen Zusatz wurde noch bestimmt, daß die Kronen beider Länder niemals auf einem Haupte vereinigt sein sollten.

Der Tod des Königs Johann VI. (10. März 1826) veranlaßte **neue Unruhen.** Er hatte vor seinem Sterben seine dritte Tochter, die Infantin Isabella Maria, an die Spitze der Regierung gestellt, bis der gesetzliche Thronfolger über seinen Entschluß sich ausgesprochen hätte. Dies war Dom Pedro, welcher auf den portugiesischen Thron zu Gunsten seiner siebenjährigen Tochter Maria da Gloria verzichtete und diese seinem Bruder Dom Miguel zur Gemahlin bestimmte. Zugleich gab er Portugal eine freisinnige Verfassung und machte die Gültigkeit seiner Entsagung davon abhängig, daß Dom Miguel die Verfassung beschwor und seine Verlobung und Vermählung mit Maria wirklich vollzog. Dieser tat das Verlangte; er beschwor in Wien, wo er sich aufhielt, die Verfassung und suchte den für die Vermählung mit seiner Nichte nötigen Dispens in Rom nach. Aber die „Gebückten" waren mit diesem Ausgang nicht zufrieden. Viele von ihnen hatten sich nach Spanien geflüchtet und machten, unterstützt von der dortigen apostolischen Junta, Einfälle in Portugal.

Da sandte Canning auf die Bitte der portugiesischen Regierung zehn englische Kriegsschiffe mit zwölf Regimentern unter General Clinton nach Portugal. Mit ihrer Hilfe wurden die Anhänger Dom Miguels wieder aus dem Lande gejagt.

Dom Miguel selbst, den sein Bruder Kaiser Pedro zum Regenten ernannt (3. Juli 1827) und Metternich mit guten Ratschlägen für seine Regierung versehen hatte, landete am 22. Februar 1828 in Lissabon. Am 26. Februar beschwor er zum zweiten Male die Verfassung, diesmal vor den versammelten Cortes. Aber 14 Tage später (13. März) löste er die konstitutionellen Cortes wieder auf, berief am 3. Mai die alten Reichsstände und ließ sich von diesen am 26. Juni als **König von Portugal** ausrufen. Dom Pedro erklärte zwar seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob die Verlobung mit seiner Tochter auf; aber zunächst behauptete sich dieser durch eine Herrschaft des äußersten Schreckens. Wer fliehen konnte, floh nach England. Von den Zurückgebliebenen wurden viele hingerichtet, andere in abscheuliche Kerker geworfen, wo die meisten elendiglich umkamen. Die englischen Truppen wurden von dem toristischen Ministerium Wellington-Aberdeen, das bald nach dem Tode Cannings (8. August 1827) das Staatsruder übernommen hatte, aus Portugal zurückgerufen. Die Königin Maria, welche 1828 von Brasilien nach Europa fuhr und in Gibraltar die Thronbesteigung Miguels vernahm, begab sich nach England, um dort Hilfe gegen den Thronräuber zu suchen. Sie fand aber eine sehr unfreundliche Aufnahme und kehrte 1829 nach Rio de Janeiro zurück. Dom Pedro ernannte eine Regentschaft, die aus den konstitutionellen Führern Palmella, Villaflor und Guerreiro bestand. Auf ihre Veranlassung sammelten sich alle Feinde des Tyrannen Miguel auf der azorischen Insel Terceira, um bessere Zeiten abzuwarten.

d) Grossbritannien und Irland.

(1815—1830.)

Auch England hatte unter den Wirkungen der Handelssperre zu leiden gehabt. Trotzdem war kein europäischer Staat so reich an Macht und Einfluß aus den Napoleonischen Kriegen hervorgegangen wie Großbritannien. Es hatte die Flotten von Frankreich, Spanien, Holland, Dänemark teils vernichtet, teils so heruntergebracht, daß von einer Neben-

buhlerschaft zur See keine Rede mehr sein konnte; und es hatte sein Kolonialgebiet in Amerika, Afrika und Asien auf Kosten der anderen Seemächte oder im Kampfe mit freien Völkern ungeheuer vermehrt. Dieser Übermacht der Seeherrschaft entsprach die Ausdehnung des englischen Handels, der auf Erschließung neuer Absatzgebiete um so mehr bedacht sein mußte, da die Industrie des festländischen Europas infolge der langen Kontinentalsperre sich in manchen Zweigen zur Selbständigkeit emporgearbeitet hatte. In den Jahren 1812—14 hatte England einen Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika durchzufechten, der aus den fortwährenden Reibereien zur See entstanden war. Die Amerikaner machten Einfälle in Kanada, um Teile des englischen Besitzes an sich zu reißen, wurden aber zurückgeschlagen. Mehr Erfolg hatten die Engländer mit ihren Landungsversuchen an der amerikanischen Küste. Am 24. August 1814 eroberten sie sogar die Bundeshauptstadt Washington, legten das Kapitol und das Weiße Haus in Asche und zerstörten die Arsenale und Werften. Doch war ihnen der Krieg unbequem, weil er ihre Kräfte zersplitterte, die sie ganz zum Kampfe gegen Napoleon brauchten. So kam unter russischer Vermittlung der Friede von Gent zu stande (24. Dezember 1814), in dem beide Teile ihre Eroberungen gegenseitig herausgaben; außerdem verpflichteten sie sich, den Negerhandel aufzugeben und zu seiner allgemeinen Beseitigung nach Kräften beizutragen, weil er mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit unvereinbar sei.

In **Ostindien** hatte sich der große Wettkampf der Engländer, Holländer und Franzosen längst zu Gunsten der ersteren entschieden. Die „Ostindische Kompanie" drängte ihre Mitbewerber immer weiter zurück und eroberte allmählich, unter rücksichtsloser Ausbeutung der heimischen Bevölkerung, ein Reich, das an Umfang und an Bevölkerung England weit übertraf. Die Unmacht des Großmoguls von Delhi und die Uneinigkeit seiner zu Souveränen sich erhebenden Statthalter leisteten ihren Eroberungsgelüsten Vorschub. Der kühne und tapfere Gouverneur Lord Clive unterwarf Kalkutta und ganz Bengalen 1765 für die Kompanie. Daran reihten sich die Eroberung der Provinz Benares und die gefährlichen Kämpfe, welche die Engländer mit Hyder Ali, Sultan von Mysora, und mit dessen Sohn, Tippo Saib, zu bestehen hatten. Im Bunde mit den Mahratten suchten

diese Fürsten die Herrschaft der Engländer zu vernichten, wurden aber von dem tatkräftigen und rücksichtslosen Gouverneur Warren Hastings (1774—1786) besiegt. Wie Robert Clive die Vorherrschaft der Engländer durch seine kriegerische Befähigung begründet hat, so hat Warren Hastings sie in einem Existenzkampf erhalten. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beherrschte die Kompanie ein Gebiet von 140000 Quadratmeilen mit mehr als 120 Millionen steuerzahlender und 50 Millionen tributpflichtiger Einwohner. Vom Himalaya bis Ceylon, vom Indus bis zum Irawaddy reichte ihre Herrschaft. Die Verwaltung lag in den Händen der Aktionäre und der von ihnen ernannten zwölf Direktoren, stand übrigens infolge der von Pitt 1784 eingebrachten und vom Parlament bestätigten ostindischen Bill in allen politischen, militärischen und finanziellen Angelegenheiten unter der Aufsicht einer Regierungskommission. Der Generalgouverneur und der Oberbefehlshaber der ostindischen Armee wurden von der englischen Regierung ernannt.

Aber trotz dieser nach außen glänzenden Stellung und trotz der freien Verfassung, die im ganzen Volke so tief eingewurzelt war, daß kein Metternich, kein Castlereagh oder Wellington etwas daran zu ändern vermochte, herrschte doch auch in weiten Kreisen der englischen Bevölkerung große Unzufriedenheit. Das Mißverhältnis zwischen reich und arm war in keinem anderen Lande Europas so groß wie in England, und bei allen Freiheiten, welche die Verfassung gewährte, machte es sich doch sehr bemerklich, daß die ganze Gesetzgebung des Landes in den Händen des Adels lag. Die Staatsschuld hatte infolge der vielen Land- und Seekriege und der vielen Unterstützungsgelder, die England an die festländischen Staaten bezahlt hatte, die Höhe von nahezu 900 Millionen Pfund Sterling erreicht, so daß neben dem Aufwand für die jährlichen Staatsausgaben von 114 Millionen noch 34 Millionen für die Jahreszinsen aufzubringen waren. Die nächste Folge dieser hohen Staatsausgaben war eine ungewöhnlich hohe Besteuerung der Handelsartikel, der Lebensmittel, des Einkommens und des Grundbesitzes, wodurch die mittleren und unteren Stände hart betroffen wurden. Der Grundbesitz kam immer mehr in die Hände der Aristokratie, die Industrie in die der Fabrikherren; die kleinen Grundeigentümer wurden zu Pächtern und Taglöhnern, die Handwerker zu Fabrikarbeitern herabgedrückt. Die Aristo-

kratie hatte, um aus ihrem Grundbesitz größeren Gewinn zu ziehen, im Parlament 1815 die Korngesetze durchgesetzt, wodurch die Einfuhr von Korn und anderen Lebensbedürfnissen entweder ganz verboten oder mit sehr hohen Zöllen belegt wurde. Infolgedessen erreichten die Brotpreise eine fast unerschwingliche Höhe. Auch dieses Gesetz, das den Grundbesitz einseitig begünstigte, alle übrigen Volksklassen aufs schwerste schädigte, war eine Folge der veralteten Zusammensetzung des Parlaments, und immer lauter erhob sich der Ruf nach einer **Parlamentsreform.**

Von den beiden Häusern bestand das Oberhaus nur aus Mitgliedern des hohen Adels. Aber auch das Haus der Gemeinen war nach Palmerstons Wort ein Haus von Grundbesitzern. Das kam von dem unbrauchbar gewordenen **Wahlgesetz.** Manche Industriestadt mit 100000 Einwohnern und mehr, z. B. Manchester, hatte gar kein Wahlrecht, weil sie zur Zeit, da dieses verliehen worden war, noch gar nicht bestand oder nur unbedeutend war. Umgekehrt haftete dieses an manchen historischen Stätten, die früher z. B. als Sitz eines Adelsgeschlechts Bedeutung gehabt hatten, aber längst zerfallen waren. Das sind die „verrotteten Burgflecken" oder die „verfaulten Wahlflecken", von denen manche fünfzig und noch weniger wahlfähige Bürger zählten. Sie waren übrigens nicht der einzige Mangel des Wahlgesetzes. Da die Wahl sehr teuer war und der Verzicht auf die Taggelder zum guten Ton gehörte, und das passive Wahlrecht an einen hohen Zensus gebunden war, so konnten nur reiche Leute sich wählen lassen. Außerdem gingen die allerwenigsten Mitglieder aus unabhängigen Wahlen hervor; die meisten (wenigstens zwei Drittel) waren von Regierung und Patronen ernannt oder empfohlen worden. Eine solche „Volksvertretung" war ein schlechter Boden für fortschrittliche Einrichtungen. Mochte man über die Korngesetze oder die hohen Steuern oder die Ausbeutung der Pächter und Hausmieter klagen, immer stieß man auf die Aristokratie, welche das Parlament beherrschte und dort Gesetze machte. Solange in der Zusammensetzung des Parlaments keine Änderung eintrat, war von einer nachhaltigen Besserung der Lage des Volkes keine Rede. Zwar war in jedem Parlament eine ansehnliche Opposition; die Tories, wenn sie im Ministerium waren, wurden von den Whigs, diese, wenn sie das Staatsruder lenkten, von jenen bekämpft. Aber bei diesem Streite handelte es sich weniger um große

Reformen als um den Besitz der Macht. Damit war dem Volke nicht gedient. Der Ruf nach Parlamentsreform, nach allgemeinem Stimmrecht, nach geheimer Abstimmung wurde daher immer dringender; denn nur durch Teilnahme an der Gesetzgebung konnte der tiers état, wie er in Frankreich 1789 genannt wurde, sich Gehör verschaffen. Und es gab in der englischen Aristokratie immer hervorragende Persönlichkeiten, welche den Geist ihrer Zeit und die Dringlichkeit gewisser Umbildungen begriffen und im Parlament selbst die Reformpläne in die Hand nahmen, um den Staat vor inneren Gefahren zu schützen.

Die Jahre 1815 und 1816 brachten eine schwere **wirtschaftliche Bedrängnis.** Die englischen Fabrikanten hatten in der Erwartung, daß der Friedensschluß das festländische Absatzgebiet wieder öffnen werde, ungeheure Warenvorräte angehäuft. Der Friede kam, aber die Käufer blieben aus. Das Festland war vorerst zu arm, um zu kaufen, und hatte manches selbst herzustellen gelernt, was man früher von England bezogen hatte. Da das Jahr 1816 auch noch Mißernte brachte, so kam eine bedeutende Geschäftsstockung mit Bankrotten, Arbeiterentlassungen, Arbeiterelend. Das Volk schob die Schuld auf die Regierung, in diesem Falle auf das toristische Ministerium, an dessen Spitze seit 1812 Lord Liverpool stand, dessen eigentlicher Leiter aber Lord Castlereagh war, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Gesinnungsgenosse Metternichs. Die Erbitterung der Masse war so groß, daß am 28. Januar 1817 der Wagen des sehr unbeliebten Prinzregenten mit Kot und Steinen beworfen wurde, wobei der Ruf ertönte: „Nieder mit dem Prinzregenten! Nieder mit den Ministern!" Auf dies hin wurde die Habeaskorpusakte, dieses Kleinod der bürgerlichen Freiheit, auf ein Jahr außer Kraft gesetzt, das Versammlungsrecht beschränkt und die Preßgesetze verschärft. Diese Umsturzgesetzgebung steigerte aber nur die Erbitterung des Volkes. Bei einer Versammlung in Manchester, die trotz des Regierungsverbotes gehalten wurde, marschierten am 16. August 1819 etwa 60000 Menschen mit Fahnen und Inschriften („Keine Korngesetze!" „Freiheit und Brüderlichkeit!" „Gleiche Vertretung oder Tod!") auf. Kaum aber hatte der radikale Volksführer Hunt zu sprechen begonnen, so drangen Husaren mit flacher Klinge ein und hieben um sich. Mehrere Personen blieben tot auf dem Platz, einige hundert wurden verwundet. Dieses

„Blutbad von Manchester" verursachte allgemeine Entrüstung, selbst in aristokratischen Kreisen. Und doch ging das Ministerium noch weiter und setzte im Parlament die sechs „Knebelbills" durch, die gegen das Versammlungsrecht und die Preßfreiheit einen ähnlichen Schlag führten wie die Karlsbader Beschlüsse gegen die deutsche Presse und die Universitäten. Infolgedessen entstand die Verschwörung Thistlewoods, welcher in der Weise Catilinas vorzugehen beabsichtigte. Die Minister sollten am 23. Februar 1820 bei einem Festessen der Regierung ermordet, die Kasernen in Brand gesteckt und eine vorläufige Regierung eingesetzt werden. Der Plan wurde verraten, Thistlewood nebst vier Genossen aufgehängt, andere deportiert.



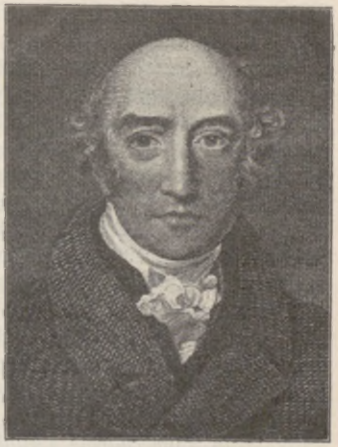
König Georg IV. von England.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde, lithographiert von F. S. Delpech.

Mitten in diese politische Aufregung fiel der Thronwechsel und der Skandalprozeß des neuen Königs. Der schwachsinnige Georg III. starb am 29. Januar 1820, und sein Sohn, seit 1811 Prinzregent, bestieg als **Georg IV.** den Thron. Dieser war in Kleidung und äußerem Auftreten der „erste Gentleman von Europa", in Charakter und Lebensführung sicherlich einer der gemeinsten, wenn nicht der gemeinste Mann des Weltteils. Er hatte sich 1795 mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig vermählt, aber schon im folgenden Jahre, nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, sich von ihr getrennt. Von 1796—1814 lebte die Prinzessin, fortwährenden Beschimpfungen und Verfolgungen von seiten ihres ruchlosen Gemahls ausgesetzt, in England; dann begab sie sich nach dem Festland, durchzog Italien und den Orient und unterhielt dabei mit einem gewissen Bartolomeo Bergami, der früher ihr Kammerdiener, dann ihr Kammerherr war und sie auf ihren Reisen begleitete, ein Verhältnis, welches den schlimmsten Verdacht geradezu herausforderte.

Während ihrer Abwesenheit hatte sich ihre Tochter Charlotte mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, dem nachherigen König von Belgien, vermählt, und war 1817, infolge ihrer Entbindung von einem toten Kinde, gestorben. Karoline erfuhr dies aus den Zeitungen. Nach dem Tode Georgs III. kam sie am 6. Juni 1820 nach London zurück, von der Bevölkerung mit Glockengeläute und Hochrufen empfangen. Ihr Gemahl war weniger erfreut. Am 5. Juli 1820 ließ er im Oberhaus durch Liverpool den Antrag stellen, daß sie wegen Ehebruchs geschieden und des Titels einer Königin von England verlustig erklärt werden sollte. Aber so verhaßt und verachtet war Georg IV., daß fast die ganze Nation für die Angeklagte Partei nahm und sie mit Besuchen und Zustimmungsadressen überhäufte. Die Anklagebill ging am 2. November 1820 im Oberhaus mit einer Mehrheit von nur neun Stimmen durch, worauf Lord Liverpool gar nicht mehr wagte, sie vor das Unterhaus zu bringen. Die Anklage war also aufgegeben; der König sann aber auf Rache. Als die Königin bei der Krönungsfeier am 16. Juni 1821 in ihrem Galawagen vor der Westminsterabtei erschien, fand sie alle Türen verschlossen. Drei Wochen nachher, am 7. August 1821, starb sie. Das Volk sprach von Gift und benutzte noch den Leichenzug, um seinem Hasse gegen den König Ausdruck zu geben.

Im folgenden Jahre trat ein für die englische Politik wichtiges Ereignis ein. Lord Castlereagh, der mit dem König durch dick und dünn gegangen war und die Metternichsche Reaktion nach England verpflanzt hatte und auch dort eine Revolution erzwingen zu wollen schien, schnitt sich am 12. Februar 1822 in einem Anfall von Wahnsinn mit einem Federmesser die Schlagader am Halse ab. Sein Nachfolger als Minister des Auswärtigen war der bereits erwähnte **George Canning,** ein Staatsmann großen Stils, der über den engumpfählten Gesichtskreis der heiligen Allianz weit hinaussah und in seiner inneren wie äußeren Politik gemäßigtliberale Anschauungen durchführte. Dadurch verschaffte er seinem Vaterlande wieder eine selbständige Stellung, in welcher es, auf die liberalen und nationalen Elemente unter den Völkern sich stützend, in Südamerika, in Portugal und in Griechenland den Metternichschen Bestrebungen mit Erfolg entgegenwirkte. Als entschiedener Feind der europäischen Interventionen stellte er den Grundsatz auf, daß jedes Volk seine

inneren Verhältnisse nach seinem eigenen Willen ordnen solle, wobei er zugleich die Handelsinteressen seines Landes zu fördern bestrebt war. Auch im Innern war eine Besserung der Zustände bemerklich. Auf seinen Antrag wurden die drückenden Kornzölle herabgesetzt, in den englischen Kolonien die Aufhebung der Sklaverei angebahnt und der Sklavenhandel als Seeräuberei bestraft. Die Lösung der zwei wichtigsten Fragen jener Zeit, die Katholikenemanzipation und die Parlamentsreform, konnte er bei dem heftigen Widerstand der Tories, die ihn als einen Abtrünnigen ansahen, und des anglikanischen Klerus nicht durchsetzen, zumal da ihm keine lange Amtstätigkeit beschieden war. Nach Liverpools Rücktritt im April 1827 übernahm Canning die Stelle eines Premierministers und schuf sich ein gleichgesinntes Ministerium. Durch die Unterzeichnung des Londoner Vertrags vom 6. Juli 1827 gab er der griechischen Sache noch die entscheidende Wendung, starb aber schon am 8. August 1827.



George Canning.
Nach einem Gemälde von Lawrence, gestochen von Ruhn.

Nach der kurzdauernden Tätigkeit des Ministeriums Lord Goderich übernahm im Januar 1828 der streng toristisch gesinnte Wellington das Ministerium. Es war ein Glück, daß neben dem Herzog, der vom Kriege mehr verstand als von der Politik, noch andere fortgeschrittene Männer saßen, z. B. Huskisson, Temple (der spätere Lord Palmerston) und vor allen Sir Robert Peel. Diese Männer bürgten dafür, daß im wesentlichen Cannings Ziele maßgebend blieben. Sie förderten den allmählichen Übergang vom Schutzzoll zum Freihandel, der für Englands Zukunft so entscheidungsvoll werden sollte. Sie hatten sich aber auch mit der irischen beziehungsweise der Katholikenfrage auseinanderzusetzen.

Seit Jahrhunderten wurde **Irland** von der englischen Regierung als ein erobertes Land behandelt und in agrarischen

wie in kirchlichen Dingen schwer mißhandelt. Das Raubsystem, das unter dem König Heinrich II. im zwölften Jahrhundert begonnen und unter den Regierungen Heinrichs VIII., der Königin Elisabeth, Jakobs I., Cromwells und Wilhelms III. fortgedauert hatte, hat in Irland jene Zustände geschaffen, die den bitteren Groll der irischen Bevölkerung erklärten. Fast aller Grund und Boden befand sich in den Händen weniger, meist aus England stammender Familien, deren Pächter und Taglöhner die irische Bevölkerung bildeten. Die anglikanische Geistlichkeit besaß das ganze irische Kirchenvermögen; die katholischen Irländer mußten einer Kirche, der sie gar nicht angehörten, den Zehnten zahlen und dazu noch die eigenen, nicht besoldeten katholischen Priester durch Privatbeiträge unterhalten. Diese unnatürlichen Zustände ließen den Haß der Irländer gegen ihre Unterdrücker nicht zur Ruhe kommen und riefen gewaltsame Ausbrüche hervor. Mit der irischen hing die **Katholikenfrage** zusammen, da die Iren fast ganz dem katholischen Bekenntnis zugehörten. Die unter Karl II. (1673) eingeführte „Testakte" aber machte die Übertragung eines Amtes von dem anglikanischen Bekenntnis abhängig, schloß also die Katholiken von den Ämtern aus. Ein erster Schritt zur Befreiung der Katholiken war die von Robert Peel, dem Minister des Innern, 1828 im Oberhaus eingebrachte Bill, wonach die „Testakte" aufgehoben werden sollte. Durch die rührige Tätigkeit des irischen Rechtsanwaltes Daniel O'Connell, der mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit die ganze Insel beherrschte und sie mit einem Netz von katholischen Vereinen bedeckte, kam die Emanzipationsbewegung erst recht in Fluß. Es zeugte von praktischer Auffassung der Frage, daß sich O'Connell am 5. Juli 1828 in das Unterhaus wählen ließ und, wenn auch vorerst vergeblich, Einlaß in dieses verlangte. Die Aufregung in Irland stieg, so daß Wellington zwischen einem Bürgerkrieg und Nachgeben zu wählen hatte. Er wählte das letztere, worauf Peel ermächtigt wurde, eine zweite Bill einzubringen, die unter der Bedingung eines Treueides den Katholiken eine beschränkte politische Rechtsgleichheit gewährte und ihnen wenigstens den Zutritt ins Parlament gestattete. Der gewaltige Volkstribun O'Connell konnte nun die Klage des „grünen Erin" in eigener Person vor die Ohren der Unterdrücker bringen und den Ruf nach „Repeal" im Unterhaus selbst erheben. Mit „Repeal" meinte er Aufhebung der

zwischen England und Irland bestehenden Union, also getrennte Gerichtsbarkeit, Verwaltung, Gesetzgebung, ein selbständiges irisches Parlament und vollständige Gleichberechtigung der Katholiken. Das war das Zukunftsprogramm der Iren.

e) Die Befreiung Griechenlands.

(1821—1829.)

In Deutschland, Italien, Spanien hatte die heilige Allianz den Willen der Fürsten gegen den Willen der Völker durchgesetzt, nicht aber in Amerika. England hatte durch sein Machtwort die jungen Republiken vor dem ausgestreckten Arm der Allianz gerettet — nicht aus Begeisterung für Freiheit und Völkerglück, sondern aus Rücksicht auf seinen Handel, der das neu erschlossene Absatzgebiet brauchte. Aber es fügte sich so, wie es in der englischen Geschichte oft sich trifft: indem England das eigene Interesse vertrat, vertrat es zugleich die Sache des Fortschritts und der Kultur. Im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts tauchte nun eine neue, große, europäische Frage auf. Ein christliches Volk bat die christliche Allianz um Schutz gegen die Bedrückung durch ein heidnisches Volk. Aber das heidnische Volk hatte seit Jahrhunderten die „legitime" Oberherrschaft über das christliche. Das machte die Frage schwierig.

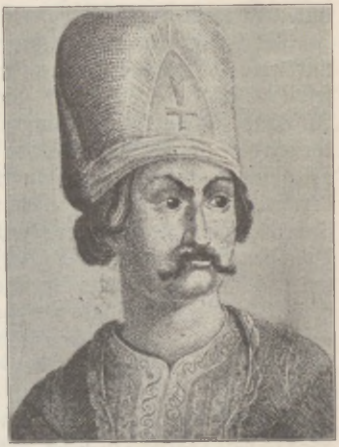
Die **heutigen Griechen** sind eine *Mischrasse*, entstanden aus den Nachkommen der früheren Einwohner, aus Slawen, die im achten, und aus Albanesen, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einwanderten. Dieses Mischvolk hatte aber doch dieselbe Sprache, dieselbe Religion, dieselben geschichtlichen Erinnerungen und denselben Feind; sie bildeten also eine Nationalität. Dieser Feind waren die heidnischen und barbarischen Türken, die seit 400 Jahren das Land beherrschten. Zwar nahmen die Griechen innerhalb der Türkei eine bevorzugte Stellung ein; Schiffahrt und Handel und auch ein unverhältnismäßig großer Teil der Beamtenstellen war in ihrer Hand. Aber die türkischen Paschas, die in das Land geschickt wurden, trieben es toll. „Ein Türke verwüstet in einer Nacht eine Provinz" oder „wo der Türke den Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr", waren sprichwörtliche Wendungen, mit denen man im Morgenlande die türkische Verwaltung kennzeichnete.

Der *Wiener Kongreß* hatte die Griechen nicht berührt.

Um dieselbe Zeit aber war es den benachbarten Serben nach langem Kampfe gelungen, durch den Sieg, den Miloſch Obrenowitſch auf der Ebene der Matſchwa davontrug, das türkiſche Joch abzuſchütteln, wenigſtens ſo, daß ſie im Innern ganz frei waren. Auch die Donaufürſtentümer waren ſchon länger ſo gut wie ſelbſtändig geworden. Es regte ſich auch bei den Griechen der Drang nach Unabhängigkeit und er fand eine Pflege- und Zufluchtſtätte bei den Geheimbünden oder „**Hetärien**“, die hier wie in Italien blühten. Einen ſolchen Bund bildeten die Philomuſen, die nur wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beſtrebungen verfolgten. Ihnen ſchwebte eine gemeingriechiſche, höhere Bildung, die Zuſammenhang mit dem griechiſchen Altertum hätte, vor, eine Art Renaiſſance für das griechiſche Volk. Zu ihnen gehörte der Zar, der ja oberſter Schutzherr der griechiſchen Kirche war, ſein Miniſter des Auswärtigen, Capodiſtrias und andere hervorragende Perſönlichkeiten. Eine andere Hetärie bildeten die Philiker, die in ihrer Organiſation den Köhlern bezw. Freimaurern glichen. Von den Philomuſen unterſchieden ſie ſich dadurch, daß ſie ein beſtimmtes politiſches Ziel verfolgten, nämlich Gründung eines alle Griechen umſpannenden Reiches. Mit Rückſicht auf dieſe großgriechiſchen Beſtrebungen wurde der Sitz der Geſellſchaft nach Konſtantinopel verlegt. Ihre Hoffnung ſetzten ſie auf Kaiſer Alexander, der für ſolch ideale Ziele in raſcher Begeiſterung aufwallen, aber ebenſo raſch wieder umſchlagen konnte. Sein Liebling und Adjutant, Alexander Ypſilanti, Sproß eines vornehmen griechiſchen Geſchlechtes, wurde Großmeiſter des Geheimbundes. Der Zeitpunkt ſchien günſtig zum Losſchlagen: der grauſame und verſchlagene Ali Paſcha von Janina war vom Sultan abgefallen und wenn er auch die Griechen nicht unmittelbar unterſtützte, ſo beſchäftigte er doch einen erheblichen Teil der türkiſchen Streitkräfte.

Am 6. März 1821 überſchritt Ypſilanti mit einer kleinen Schar den Pruth und rückte **in die Donaufürſtentümer** ein, um alle chriſtlichen Völker in der Türkei, Rumänen, Serben, Bulgaren zum Kampfe gegen den Zwingherrn aufzurufen; „eine große Macht werde die Hellenen beſchützen; mit leichter Mühe werden ſie die Nachkommen des Darius und Xerxes überwinden“. Aber die Sache erwies ſich ſchwerer, als Ypſilanti und die Hetäriſten gedacht hatten. Die Serben und Bulgaren regten ſich nicht; ſelbſt Griechenland blieb zunächſt

ruhig. Und Zar Alexander schrieb von Laibach aus, wo er unter Metternichs Einfluß stand, er wolle nichts mit der Sache zu tun haben. Ypsilanti endlich zeigte sich der hohen Aufgabe, die er übernommen hatte, nicht gewachsen. Bei dem Kloster Dragatschan griffen seine Offiziere auf eigene Faust an (19. Juni 1821), wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Die „heilige Schar" kämpfte wie die Spartaner bei Thermopylä ruhmvoll aber erfolglos. Sie wurde aufgerieben. Jetzt verlor Ypsilanti, den der Zar aus seinem Dienste entlassen hatte, vollends den Kopf. Er floh nach Siebenbürgen, wurde von der Metternichschen Polizei aufgegriffen und nach der Festung Munkacz geschleppt, wo er sechs Jahre lang gefangen saß. 1827 auf russische Vermittlung hin freigelassen, starb er 1828 in Wien. Sein Waffengenosse Georgios, der Olympier, verteidigte heldenmütig das Kloster Sekka in der Moldau gegen fünffache Überzahl und sprengte sich zuletzt samt dem Feinde in die Luft.



Alexander Ypsilanti.
Nach einem Stich von Remou.

Dieser mißglückte Aufstand an der Donau war nur das Vorspiel zu dem eigentlichen Freiheitskampfe der Griechen. Von der Donau sprang der Funke über nach dem **Peloponnes** (Morea), nach **Mittelgriechenland** und den Inseln des Ägäischen Meeres. In allen Landschaften sammelten sich bewaffnete Scharen, die nun unter selbstgewählten, volkstümlichen Führern den Kampf begannen. Erzbischof Germanos in Patras pflanzte am 4. April 1821 ein Kreuz vor der Kirche auf und ließ die Hellenen schwören, für Religion und Vaterland zu kämpfen. Die freiheitliebenden Mainoten (Bewohner des südlichen Teils der Halbinsel Morea), die sich der Abstammung von den alten Spartanern rühmten, erhoben sich unter Petros Mauromichalis und Theodor Kolokotronis, nahmen Kalamata, die Hauptstadt Messeniens und

setzten etwas wie eine vorläufige Regierung ein. Von größter Bedeutung war der Beitritt der Inseln, namentlich von Hydra, Spezia und Psara; diese allein stellten zusammen 176 Schiffe mit einer tüchtigen Bemannung. In wenigen Wochen war die ganze Griechenwelt im Aufstand begriffen, große Teile des Landes von den Türken gesäubert. So verband sich eine elementare Volksbewegung mit den Bestrebungen der Hetärien, die in gebildeten Kreisen gepflegt und von westeuropäischen Freiheitsgedanken beeinflußt waren.

Der Krieg, der nun entbrannte, wurde von beiden Seiten mit ausgesuchter Grausamkeit geführt. Am Osterfest (23. April) 1821, als die ersten Nachrichten von dem Aufstand sich in Konstantinopel verbreiteten, wurde der alte ehrwürdige Patriarch Gregorios, das Oberhaupt der griechischen Kirche, beim Austritt aus der Kathedrale von der wütenden Menge ergriffen und am Haupttor aufgehängt. 3 Erzbischöfe und mehrere Bischöfe hatten dasselbe Schicksal. Von den Fanarioten (Mitglieder einer griechischen Geburts- und Beamtenaristokratie im Dienste der Pforte) wurden viele getötet. Die Vorgänge der Hauptstadt wiederholten sich in den Provinzen. Auch hier verübte die fanatisierte Bevölkerung unmenschliche Greuel an den Mitgliedern der griechischen Kirche. Ein Schrei der Wut ging durch das Hellenenvolk, und die Antwort auf die türkischen Gewalttaten gab der Nationalkongreß von Piadha (bei Epidaurus), der die Unabhängigkeit des hellenischen Volkes feierlich verkündete (1. Januar 1822) und eine Nationalregierung einsetzte; ihr Präsident war der abendländisch gebildete Maurokordatos. Diese kühne Tat war hervorgegangen aus dem festen Vorsatz, unter keinen Umständen mehr unter die türkische Herrschaft zurückzukehren.

Ohne fremde Hilfe hatten die Griechen wenig Aussicht, dieses Ziel zu erreichen; denn seit der treulosen Ermordung Alis (5. Februar 1822) konnte das ganze Türkenheer gegen sie geführt werden. Die junge Republik wandte sich also hilfebittend an die christlichen Mächte. Aber in Verona wurden ihre Abgesandten gar nicht amtlich zugelassen. Außeramtlich erhielten sie den Bescheid: „die Herrscher seien entschlossen, das Prinzip der Empörung zurückzustoßen, wie und wo es sich nur zeige". Der Freiheitskampf des christlichen Volkes war also in den Augen der heiligen Allianz Empörung! Höher als das Christentum stand ihr die Legi-

timität. Wiederum versagte die christliche Bruderliebe vollständig.

Anders als die Fürsten dachten und fühlten die Völker Europas. In der ganzen gesitteten Welt regte sich das Mitgefühl mit dem kleinen Heldenvolke, das seine heiligsten Güter in einem blutigen Kampfe verteidigte, und unwillkürlich verband sich mit dieser Teilnahme der Widerwille gegen die Allianzmächte, die den Griechen die Hilfe verweigerten, so wie sie ihren eigenen Völkern die Freiheit verweigerten. In allen Ländern bildeten sich **Philhellenenvereine**, um freiwillige Gaben zu sammeln und freiwillige Griechenkämpfer auszurüsten. Graf Normann, der seit Leipzig friedlos war, Lord Byron, der gefeiertste Dichter Englands, stellten sich selbst in die Reihen des Philhellenenkorps und fielen als Opfer ihrer Begeisterung; kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Hellas erlagen sie dem Klima und den Anstrengungen (Normann am 15. November 1822, Byron am 19. April 1824). Wilhelm Müller sang seine Griechenlieder und Kronprinz Ludwig von Bayern erklärte, seit den Freiheitskriegen habe er für nichts mehr so geglüht wie für den Kampf des Hellenenvolkes.

Diese philhellenische Begeisterung wurde noch genährt durch die **Grausamkeit der türkischen Kriegführung.** Als sich die **Insel Chios** dem Aufstand anschloß, erschien Kapudan Pascha, verwüstete die ganze Insel unter barbarischen Greueln und ließ die Einwohner hinschlachten oder in die Sklaverei verkaufen (April 1822). Um Rache hierfür zu nehmen, schickte der griechische Seeheld Konstantin Kanaris von Psara in der Nacht vom 18.—19. Juni 1822 einige Brander gegen das türkische Admiralschiff im Hafen von Chios. Während Kapudan Pascha mit den Seinen das Beiramfest feierte, flog das Schiff in die Luft; 2000 Türken kamen ums Leben. Daraufhin stürzte sich die türkische Besatzung auf die noch übrigen Bewohner und begann ein neues Morden. In wenigen Monaten sank die Bevölkerung der Insel von 100000 auf etwa 2000 herab. Ein ähnliches Gemetzel wurde im Juli 1824 auf der Insel Psara angerichtet, die Stadt in Asche gelegt; die letzten 200 Mann der Besatzung sprengten sich selbst in die Luft, doch so, daß 2000 Türken mit ihnen umkamen.

Das ideale Bild, das sich die philhellenischen Kreise von dem Griechenvolke machten, stimmte mit der Wirklichkeit nicht überein. Eine straffe, einheitliche Leitung fehlte vollständig; die Führer lagen in ewigem Hader, weil keiner sich dem

anderen unterordnen wollte. Trotzdem hatte der Sultan aus dem bisherigen Verlauf des Krieges die Überzeugung gewonnen, daß seine eigene Kraft zur Bewältigung des Aufstandes nicht ausreiche. Er wandte sich deshalb an seinen mächtigsten Satrapen, den **Mehemed Ali von Ägypten.** Dieser hatte sich durch Vernichtung der Mamelucken und Niederwerfung des Wachabitenaufstands in Arabien zum selbständigen und machtvollen Gebieter von Ägypten gemacht. Er besaß eine gefüllte Kasse und ein nach europäischem Vorbild eingerichtetes, erprobtes Heer, mit dem sich etwas anfangen ließ. Mit diesem wandte er sich, nachdem der Sultan ihn durch Versprechungen gewonnen hatte, gegen Kreta und die übrigen Inseln; seinen Sohn Ibrahim aber sandte er nach Griechenland selbst hinüber, damit er die Halbinsel Morea, zu deren Pascha der Sultan ihn ernannt hatte, erobere. Am 25. Februar 1825 landete er bei Modon, trieb die kleinen, zuchtlosen Haufen seiner Gegner, die auch jetzt die Zwietracht nicht begraben konnten, auseinander und eroberte eine Stadt nach der andern; selbst das lange verteidigte Tripolitza ergab sich; nur die bergbewohnenden Mainoten widerstanden. Trümmerstätten und Leichenhaufen bezeichneten die Straße, die der schreckliche Ibrahim zog.

Während Morea den Griechen mehr und mehr verloren ging, kämpften diese in Mittelgriechenland mit günstigerem Erfolg. Oberbefehlshaber der Türken war hier Reschid Pascha, und Mittelpunkt des Kampfes **die Festung Missolonghi,** die seit Mai 1825 schon die zweite Belagerung zu Wasser und zu Land auszuhalten hatte. An dem Schicksal dieser Stadt schien das Schicksal des Krieges zu hängen. Darum kam der siegreiche Ibrahim über die korinthische Landenge herüber und vereinigte sich mit Reschid (7. Januar 1826). Die Stadt, die durch die Bemühungen Byrons und anderer trefflich befestigt war, verteidigte sich mit altgriechischem Heldenmute. Aber gegen die Hungersnot half kein Heldenmut. Die Eingeschlossenen aßen Seegras und Würmer. Sie töteten ihre Frauen oder ließen sich selbst töten. Die Überlebenden stürzten sich in der Nacht vom 22.—23. April 1826 in drei Heerhaufen, die Unbewehrten in der Mitte, zu den Toren hinaus. Doch die Belagerer waren vorbereitet. Unter tobenden Allahrufen fielen sie über die Verzweifelten her; ein gräßliches Morden begann. Aber Allah war mit den Seinen. Nur wenige Christen schlugen sich durch. Wer nicht gefallen

war, wurde in die Stadt zurückgetrieben. Die Zurückgedrängten aber zündeten die Pulvervorräte an und sprengten mit den eingedrungenen Türken sich selbst in die Luft. — Am 5. Juni 1827 fiel auch die Akropolis von Athen trotz tapferster Verteidigung in die Gewalt Reschid Paschas. Jetzt war auch Mittelgriechenland verloren. Es blieb Ibrahim nur noch übrig, Messenien und die Maina zu erobern, die Insel Hydra, das Bollwerk der griechischen Seemacht, wegzunehmen und Nauplia von der Seeseite zu fassen. Eben schickte er sich hierzu an. Gelang ihm dies, so konnte er, was er ernstlich plante, die Griechen nach Ägypten verpflanzen und Morea mit Arabern besiedeln.



Ibrahim Pascha.

Nach einem Gemälde von Müller, gestochen von Schwerdgeburth.

Aber längst waren in Europa Veränderungen eingetreten, die den Griechen Rettung brachten. Am 1. Dezember 1825 war zu Taganrog am Asowschen Meere **der Zar Alexander gestorben.** Die Trauer seines Volkes war mäßig. Man schien vergessen zu haben, daß er in einer Art von liberaler Anwandlung in den Ostseeprovinzen die Leibeigenschaft beseitigt hatte. Nicht einmal die Polen waren dankbar für die staatliche Selbständigkeit, die er ihnen, trotz des Widerspruchs der Altrussen, gewährt hatte. In Geheimbünden, die sich über das ganze Reich ausbreiteten, strebten sie nach der Herrlichkeit ihres alten, freien Polenreiches. Die Russen aber grollten ihm wegen seiner griechenfeindlichen Politik, durch die er sich in schreienden Widerspruch mit den Anschauungen seines Heeres und seiner Geistlichkeit setzte. Jenes wünschte eine Politik im Sinne Peters des Großen oder Katharinas II.; diese sah in den Griechen Glaubensbrüder, denen zu helfen Christenpflicht wäre. Der Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter und die Furcht vor einer russisch-polnischen Verschwörung machten ihn am Schlusse seines Lebens noch

tief unglücklich. Der Geist der Auflehnung ergriff sogar sein Offizierkorps. Viele Offiziere aus den besten Familien, die während der Feldzüge 1812—1815 in Frankreich und Deutschland freiere Anschauungen und Einrichtungen kennen gelernt hatten, wollten zu Hause nicht mehr das Joch einer Willkürherrschaft tragen, die auf dem bloßen Verwaltungswege, ohne Richterspruch, Gefängnis oder Verbannung nach Sibirien verhängen konnte. Gegen solche Zustände bildete sich eine Militärverschwörung, welche die gänzliche Beseitigung des Hauses Romanow und Einführung einer freisinnigen oder gar republikanischen Staatsverfassung zum Zwecke hatte. An der Spitze standen vornehme Offiziere wie Pestel und Murawjew, die Fürsten Trubetzkoi und Obolenskij. Die dunkle Kunde von solchen Umtrieben erhöhte das Mißtrauen des Kaisers. Krank am Körper, verdüstert im Gemüte trat er im September 1825 in Begleitung seiner ebenfalls kranken Gemahlin, der Prinzessin Luise Marie von Baden, eine Reise nach dem Süden an, von der er nicht mehr lebend zurückkehrte.

Sein Tod beschleunigte den Ausbruch der Verschwörung und veranlaßte den sogenannten **Dekabristenaufstand** (Aufstand der Dezembermänner). Kaiser Alexander hinterließ keine legitimen Kinder. Von seinen drei Brüdern hatte der älteste, Konstantin, Vizekönig von Polen, in einer geheimen Urkunde vom 26. Januar 1822 auf die Thronfolge verzichtet. Die Krone fiel also seinem zweiten Bruder zu, dem Großfürsten Nikolaus (geboren 6. Juli 1796), der seit dem 13. Juli 1817 mit Prinzessin Charlotte von Preußen, der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., vermählt war. Da Konstantins Thronentsagung seltsamerweise geheim gehalten worden war, so schwur Nikolaus in Petersburg seinem Bruder Konstantin, dieser aber in Warschau seinem Bruder Nikolaus den Huldigungseid. Hier stritten sich also zwei Brüder nicht um den Thron, sondern um die Thronentsagung. Weil aber Konstantin fest bei seinem Verzichte blieb, ließ sich Nikolaus am 26. Dezember 1825 in Petersburg huldigen. Den Verschworenen kamen diese 24tägigen Thronwirren sehr gelegen. Nachdem sie einige Regimenter für Konstantin gewonnen hatten, rotteten sie sich auf dem Isaaksplatze mit dem Rufe zusammen: „Es lebe Kaiser Konstantin und die Konstituante!" wobei sich die Soldaten freilich unter „Konstituante" die Gemahlin des Kaisers vorstellten. Als Nikolaus selbst auf dem Platze erschien, empfingen sie ihn mit wüstem

Geschrei und schossen den Gouverneur Grafen Miloradowitsch nieder. Selbst der Patriarch von Petersburg konnte die Wütenden nicht zur Vernunft bringen. Da ließ Nikolaus die Kartätschen sprechen. Drei Schüsse genügten, um die Meuterer auseinander zu treiben. Trubetzkoi, der zum Diktator ausersehen war, zeigte sich überhaupt nicht. Die meisten Schuldigen büßten in Sibirien, nur fünf am Galgen. — Im Süden, wo Kiew der Sitz der Verschwörung war, schlug General Diebitsch sie nieder.



Kaiser Nikolaus I. von Rußland.
Nach einem Gemälde von Prof. Krüger.

Zar Nikolaus (1825 bis 1855) war in erster Linie Soldat. Für andere Interessen war er nicht veranlagt und nicht erzogen. So fern ihm das schillernde Wesen und die unklare Schwärmerei seines Vorgängers lag, so fern auch dessen Allianz-Politik. Er wollte vor allem russischer Kaiser sein, national-russische Politik treiben. Das bedeutete nach innen ein despotisches Regiment und nach außen Eroberungen im Orient. Für Metternich war das ein schwerer Schlag, für Canning eine große Freude, für die Griechen ein erster Hoffnungsstrahl. Canning, längst Griechenfreund, sandte den Lord Wellington in besonderer Sendung nach Petersburg, angeblich um dem neuen Kaiser Glück zu wünschen, in Wahrheit um wegen der griechischen Frage zu verhandeln. Da die Ansichten übereinstimmten, so wurde am 4. April 1826 das sogenannte Petersburger Protokoll unterzeichnet, in welchem den Griechen völlige Freiheit im Innern in Aussicht gestellt wurde und nach außen eine ähnliche Stellung wie die Donaufürstentümer sie hatten. Dieser völlige Umschwung der russischen Politik brachte den Griechen die Rettung.

Einen Monat später wagte der reformenfreundliche Sultan Mahmud II. (1808—1839) eine Tat, die davon zeugte,

wie ernst es ihm war mit der inneren Umgestaltung und Erneuerung der Türkei. Er traf Anordnungen, um die einst so gefürchteten **Janitscharen**, die längst eine zuchtlose und freche Prätorianerbande geworden waren, in ein ordnungsmäßiges Heer nach dem Vorgang des ägyptischen umzubilden. Und als diese sich gewaltsam widersetzten, ließ er ihre Kasernen anzünden, die Leute haufenweise zusammenkartätschen, erdrosseln, ersäufen (Juni 1826). Das Janitscharentum und damit ein Stück Alttürkentum war vernichtet, die Türkei aber militärisch geschwächt und zur Nachgiebigkeit gegen Rußland-England genötigt. Die Rückwirkung auf die griechischen Verhältnisse blieb nicht aus.

Die griechenfreundlichen Kreise in Europa sandten neue Streiter, Geld und Kriegsbedarf aller Art. Sultan Mahmud schloß am 26. Oktober 1826 mit Nikolaus den Vertrag von Akjerman, worin er den Russen freie Fahrt auf dem Schwarzen Meere, den Hospodaren in den Donaufürstentümern freie Wahl durch die Bojaren auf sieben Jahre versprach. Als aber gleich darauf Canning das Petersburger Protokoll überreichen ließ, da wies der Sultan in heftigem Zorn jede fremde Einmischung in die griechisch-türkische Sache schroff zurück. Jetzt reiste Canning in eigener Person nach Paris, um diese Macht als dritte im Bunde zu gewinnen. Dies gelang um so leichter, als die öffentliche Meinung schon längst Eintreten für die Hellenen forderte. Der Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, von Rußland, England und Frankreich unterzeichnet, bestimmte: Griechenland soll einen eigenen Fürsten unter Oberhoheit des Sultans erhalten; die drei Vertragsmächte werden das Einstellen der Feindseligkeiten im Notfall mit Gewalt erzwingen. Um ihrem Beschlusse Nachdruck zu geben, sandten diese alsbald ihre Flotten in die griechischen Gewässer. Während Ibrahim mit seiner ägyptisch-türkischen Flotte in der **Bucht von Navarino** lag, erschien das verbündete Geschwader am Eingang dazu. Obwohl Ibrahim versprochen hatte, vorerst nichts Feindseliges zu unternehmen, so fing er doch wieder an, Morea unbarmherzig zu verwüsten. Da fuhren die Verbündeten in den Hafen hinein und legten sich auf Pistolenschußweite Ibrahim gegenüber. Auf eine Schlacht war es nicht abgesehen; aber als einige Schüsse fielen, ergab sich diese ganz von selbst. Nach vierstündigem Kampfe waren von den 82 Schiffen Ibrahims noch 27 übrig. Das Meer war bedeckt von Leichen

und Schiffstrümmern. Nach der Schlacht fuhr Codrington mit seiner englischen Flotte nach Alexandria und bewirkte die Rückberufung Ibrahims. Der französische General Maison landete mit einem Teil seiner Truppen auf Morea. So war die Halbinsel wieder frei; die Griechen konnten ihre ganze Truppenmacht nach Mittel- und Nordgriechenland werfen.

Während alle Philhellenen in Europa jubelten, daß endlich einmal eine Tat geschehen war, verlangte Mahmud Genugtuung und Entschädigung für Navarino, so daß die Gesandten der drei Mächte Konstantinopel verließen (3. Dezember 1827). Den Zaren aber bezeichnete er in einem Aufruf als „Erzfeind der Pforte" (27. Dezember). Daraufhin erklärte dieser den Krieg (26. April 1828). So wuchs aus dem Freiheitskampfe der Griechen ein **russisch-türkischer Krieg** heraus, der zwei Jahre dauerte (1828—1830).

Das Jahr 1828 war für die Russen nicht eben günstig. Anfangs Mai überschritt Wittgenstein mit 70000 Mann den Pruth. Zum Nachteil der Kriegführung befand sich Nikolaus mit einem ganzen Schwarm von Staatsmännern und militärischen Bevollmächtigten beim Heere. Wittgenstein eroberte zwar einige kleinere Donaufestungen, brachte die Seefestung Varna durch Verrat zur Übergabe (10. Oktober), mußte aber die Belagerung der großen Donaufestungen Schumla und Silistria nach namhaften Verlusten aufgeben und über die Donau zurückgehen. Besseren Erfolg hatten die russischen Waffen in Asien, wo General Paskjewitsch schon in den Jahren 1826—1827 einen Feldzug gegen Persien glücklich geführt und durch den Vertrag von Turkmantschai (22. Februar 1828) beendigt hatte. Paskjewitsch, jetzt „Graf von Eriwan" genannt, drang im türkischen Armenien ein, während seine Generale die Festungen am Schwarzen Meere, Anapa und Poti, wegnahmen; im folgenden Jahre eroberte Paskjewitsch sogar Erzerum.

Im Jahre 1829 blieb Kaiser Nikolaus zu Hause und den Oberbefehl über die Russen führte General Diebitsch, ein geborener Schlesier. Nachdem dieser den Großwesir Reschid Pascha bei Kulewtscha geschlagen (11. Juni) und Silistria zur Übergabe gezwungen hatte (29. Juni), überschritt er den Balkan und zog am 20. August in Adrianopel ein. Seine Lage war äußerst gefährdet; aber durch Keckheit und Zuversicht täuschte er seine Gegner. Den Bevollmächtigten des Sultans erklärte er, er lasse ihnen fünf Tage Zeit,

um Instruktionen in Konstantinopel zu holen; wenn er bis dahin keine Antwort habe, werde er sie sich selbst holen. Zur rechten Stunde erschien auch noch General Müffling, von Friedrich Wilhelm III. gesandt, in Konstantinopel, um den Sultan im Sinne des Friedens zu bearbeiten. Am 14. September 1829 wurde der **Friede von Adrianopel** unterzeichnet, der den Russen erhebliche Vorteile brachte. Sie erhielten wichtige Grenzbezirke in Armenien an der Ostküste des Schwarzen Meeres und die Inseln an der Donaumündung. In Serbien und den Donauprovinzen durften die Hospodare auf Lebensdauer gewählt werden; die Durchfahrt durch die Meerengen wurde freigegeben. Endlich gab die Pforte zum voraus ihre Zustimmung zu den Beschlüssen, welche die Vertreter der Mächte in London über Griechenland fassen würden.

Schon am 3. Februar unterzeichnete **die Londoner Konferenz** die Urkunde, die Griechenland für einen tributfreien, souveränen Staat erklärte. Dafür, daß der Tribut fiel, wurde das Land bei der Grenzbestimmung etwas gekürzt; die Nordgrenze lief vom Meerbusen von Arta bis zu dem von Volo. Die westlichen Inseln des ägäischen Meeres blieben griechisch. Mit diesem äußeren Erfolge war der Friede im Innern noch nicht hergestellt. Kapodistrias hatte im Januar 1828 sein Amt übernommen. Aber die Begeisterung, mit der man ihn begrüßte, schwand bald, als er die selbstbewußten Häuptlinge, die ein Jahrzehnt ihr Leben für die Freiheit gewagt hatten, hochfahrend behandelte. Die Londoner Konferenz war überdies der Meinung, die auch im Lande selbst weit verbreitet war, daß man einen europäischen Prinzen zum König von Griechenland machen sollte. Man suchte also einen König für die jüngste Monarchie Europas. Zuerst bot man die Krone dem Herzog Leopold von Sachsen-Koburg an; der aber stellte Bedingungen, die in London für unannehmbar erfunden wurden. Ehe ein anderer Prinz gefunden war, wurde Kapodistrias infolge eines Aufstandes von den Brüdern Konstantin und Georgios Mauromichalis ermordet (9. Oktober 1831). Sein Bruder und Nachfolger Augustin dankte nach sechs Monaten ab. Die Mächte aber fanden nun endgültig einen König. Es war Prinz **Otto von Bayern**, der zweite Sohn des Philhellenen und Königs Ludwig I. Von bayerischen Truppen geleitet landete er in Nauplia (30. Januar 1833). Da er aber noch nicht volljährig war (geboren 1. Juni 1815), gab man ihm

einen aus drei Mitgliedern bestehenden Regentschaftsrat an die Seite. Am 25. Dezember wurde der Regierungssitz von Nauplia nach Athen verlegt, das damals noch großenteils in Trümmern lag. Am 21. Juni 1835 übernahm Otto I. selbst die Regierung Griechenlands.

Was weder den Italienern noch den Spaniern gelungen war, das hatte das kleine Volk der Griechen glücklich vollbracht. Metternich und der Allianz zum Trotze hat es seine Revolution siegreich durchgeführt, die Unabhängigkeit erkämpft. Das war ein Ereignis von größter Tragweite. Das Legitimitätsprinzip war durchbrochen, die christliche Bruderliebe des Bundes als hohle Phrase erwiesen. Doch nicht aus eigener Kraft vermochte die Handvoll Griechen diesen Erfolg zu erringen. Er war nur dadurch möglich geworden, daß der neue Zar die Bahn seines Vorgängers verließ und sich vom Metternichschen Gängelbande freimachte. Die heilige Allianz war also gesprengt, für die Völker eine neue Lage geschaffen. Schon die philhellenische Bewegung hatte sie aus ihrer Erstarrung aufgerüttelt. Jetzt rieben sie sich den Schlaf aus den Augen und begannen sich die neue Lage anzusehen. Diese aber war für ihre freiheitlichen und nationalen Wünsche entschieden günstiger als die Zeit vor 1830.



König Otto I. von Griechenland.
Lithographiert nach einer Photographie von Hanfstaengl vom Jahre 1833.

2. Die Julirevolution und ihre Wirkungen in Europa.

(1830—1848.)

a) Restauration und Revolution in Frankreich.

Ludwig XVIII. war kein großer, aber ein kluger Herrscher. Es war ihm ein ernstliches Anliegen, die alte und die neue Gesellschaft miteinander zu versöhnen und das Königtum der

Bourbonen volksbeliebt zu machen. Das französische Volk kam ihm bei diesen Bemühungen entgegen; es war ruhebedürftig; es freute sich des Friedens und verfolgte mit Stolz den großen Aufschwung, den das materielle und das Geistesleben nahm. Auch die Verfassung war den besonderen Verhältnissen Frankreichs geschickt angepaßt, in maßvollem und versöhnlichem Geiste gehalten. Sie ließ dem König die volle Exekutive und gab den zwei Kammern (den gewählten Deputierten und den vom König ernannten Pairs) das Recht der Steuerbewilligung und Gesetzgebung. Trotz alledem erwies sich das Ausgleichs- und Versöhnungswerk als sehr schwierig. Auf das Regiment der 100 Tage folgte zunächst ein furchtbarer Rückschlag, der den Männern des alten Frankreichs zu gute kam, jenen, die am liebsten die Zustände von 1789 erneuert hätten. Sie gewannen jetzt die Oberhand und nutzten ihre Machtstellung unheimlich aus.

An der Spitze dieser **Rückschrittspartei** (Ultras) stand des Königs Bruder, der Graf von Artois, und dessen Schwiegertochter, Marie Thérèse, Herzogin von Angoulême, die unglückliche Tochter der Königin Marie Antoinette. Diese Partei, welche man den „Pavillon Marsan" oder das nach Paris verpflanzte „Koblenz" nannte, bildete eine förmliche Nebenregierung und suchte den König zu reaktionären Maßregeln zu drängen. Unter ihrem Einfluß entließ er die beiden „großen Verräter", Talleyrand und Fouché, die er im Juli in das Ministerium aufgenommen hatte, nach wenigen Wochen und stellte am 25. September 1815 den Herzog von Richelieu, einen Mann von gemäßigter und wohlwollender Gesinnung, aber von wenig Energie, an die Spitze eines neuen Kabinetts. Die neue Kammer wurde am 7. Oktober 1815 eröffnet: sie hatte eine so reaktionäre Färbung, daß Ludwig selbst sie als la chambre introuvable (die unfindbare Kammer) bezeichnete. Sie eröffnete ihre Tätigkeit mit drei Ausnahmegesetzen schlimmster Art: Aufhebung der persönlichen Freiheit aus Gründen der öffentlichen Sicherheit, Bestrafung solcher Ausrufe und Handlungen, die zum Aufruhr reizen konnten, Einsetzung von Ausnahmegerichtshöfen zur Aburteilung derer, welche an der Märzverschwörung teilgenommen hatten. Jetzt begannen die großen Prozesse gegen die „Verräter" und das sinnlose Wüten der Ultras gegen die Männer der 100 Tage. In wenigen Wochen waren etwa 7000 Personen verhaftet, obwohl das Amnestiegesetz nur die

„Hauptschuldigen" der Bestrafung überließ. Um eine „Lehre der Moral" aufzustellen, hatte noch Fouché eine Proskriptionsliste angefertigt, in welcher viele hohe Offiziere und Beamte aufgezeichnet waren, die zum Tode verurteilt oder in die Verbannung geschickt werden sollten. Zu den ersteren gehörte Oberst Labedoyère, Marschall Ney und Graf Lavalette. Labedoyère, vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, wurde am 19. August 1815 erschossen; Marschall Ney, Herzog von Elchingen und Fürst von der Moskwa, der es versäumt hatte, zu rechter Zeit in die Schweiz zu entfliehen, wurde vor den Gerichtshof der Pairskammer gestellt; bei der Abstimmung sprachen sich 128 für den Tod, 17 für Deportation aus. Am 7. Dezember 1815 wurde er erschossen, wobei er selbst die Soldaten befehligte. Graf Lavalette wurde als Haupt der „Zivilkonspiration" vom Schwurgericht des Hochverrats schuldig erklärt und zum Tode verurteilt, aber von seiner Gemahlin Emilie Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine, am 23. Dezember 1815 aus dem Gefängnis gerettet und nach 14 Tagen durch englische Offiziere aus Paris fortgeschafft und über die Grenze gebracht. Im Jahre 1816 wurden noch zwei weitere Generale erschossen und viele Flüchtige zum Tode verurteilt. Im südlichen Frankreich fiel die fanatisierte Volksmenge über die eigenen Mitbürger her, die als Bonapartisten oder Republikaner oder Protestanten bezeichnet wurden, und suchte das Land mit Mord und Brand heim. Politische und religiöse Leidenschaften im Bunde führten hier zu Greueln, die an den „weißen Schrecken" von 1795 erinnerten. Marschall Brune wurde am 2. August 1815 in Avignon in einem Gasthause erschossen, sein Leichnam in die Rhone geworfen, General Ramel in Toulouse ermordet. Kein Gericht wagte die Mörder zu verurteilen. Endlich setzten die Ultras es in der Kammer durch, daß alle Mitglieder der Familie Bonaparte, ferner die sogenannten „Königsmörder" und endlich auch noch die Generale und Staatsmänner, die während der „hundert Tage" eine Anstellung von Napoleon angenommen hatten, mit Verbannung bestraft wurden. Dieser Spruch traf Männer wie Sieyès, Cambacérès, Carnot, Soult, Vandamme, Grouchy, die jetzt als hochbetagte Männer der Heimat den Rücken kehren mußten. Als aber die Ultras in der Kammer noch weiter gehen, die Privilegien des Adels und des Klerus herstellen und die Verfassung aufheben wollten, da faßte Ludwig den rettenden Entschluß

und schickte die „Kammer ohne Gleichen" nach Hause (5. September 1816).

Der neuen Kammer ließ er ein Wahlgesetz vorlegen, nach welchem die Wahlen künftig direkt sein sollten. Das aktive Wahlrecht besaß, wer 30 Jahre alt war und mindestens 300 Franken Steuer zahlte, das passive, wer 40 Jahre alt war und 1000 Franken bezahlte. Alljährlich sollte ein Fünftel der Kammer erneuert werden. Dieses liberale Gesetz konnte aber erst durchgebracht werden, nachdem der König eine Anzahl von Generalen und hohen Beamten für die Pairskammer ernannt hatte, also durch einen sogenannten Pairsschub. Als der König auch noch die Ausnahmegesetze außer Kraft setzte, da schien die Macht der Ultras gebrochen zu sein. Die Verfassungsfreunde atmeten erleichtert auf; denn die alljährliche Ergänzung der Deputiertenkammer kam voraussichtlich ihren Gesinnungsgenossen zu gute. Auf dem Kongreß zu Aachen erreichte Richelieu, wie früher gesagt wurde, den Abzug der Besatzungstruppen bis Ende 1818 und die Aufnahme Frankreichs in den „Vierbund". Aber er erhielt von Alexander und Metternich auch gute Lehren und Ratschläge, und diese fielen auf fruchtbaren Boden. Er kehrte mit dem Entschluß nach Paris zurück, sich den Ultras zu nähern und sein Wahlgesetz abzuändern. Aber weder der König noch seine Kollegen taten mit; am 27. Dezember erhielt er seine Entlassung. Tags darauf wurde General Dessolles und am 16. November 1819 der beim König sehr beliebte Decazes an die Spitze des Ministeriums gestellt. Da beide gemäßigt liberale Männer waren, so brauchte man noch nichts zu fürchten. Da trat ein Ereignis ein, das mit einem Schlage die Hoffnungen der Liberalen zerstörte und den König in die Arme der Ultras trieb. Weil Ludwig XVIII. kinderlos war, so folgte ihm sein Bruder, der Graf von Artois. Dessen ältester Sohn, Herzog von Angoulême, hatte ebenfalls keine Kinder. So war der Stammhalter der Bourbonen der **Herzog von Berry**, des Grafen von Artois zweiter Sohn. Und gerade dieser wurde am 13. Februar 1820 unter dem Haupttor des großen Opernhauses von dem Sattlergehilfen Louvet erdolcht. Sofort bemächtigten sich die Ultras dieses Verbrechens, um möglichst viel politisches Kapital daraus zu schlagen. Indem sie dem liberalen Ministerium die Schuld zuschoben, gelang es ihnen, Decazes zu stürzen. Nur ungern gab der König nach und übertrug das Präsidium wiederum dem Herzog

von Richelieu. Dieser legte sofort Gesetze über Beschränkung der Preßfreiheit, der persönlichen Freiheit und des Wahlrechts vor und setzte sie auch trotz blutiger Straßenaufläufe durch. Die Geburt des Sohnes des ermordeten Herzogs von Berry (29. September 1820), des Herzogs Heinrich von Bordeaux, der später unter dem Namen des „Grafen Chambord" bekannt wurde, erfüllte die Bourbonen mit neuen Hoffnungen, und der am 5. Mai 1821 erfolgte Tod Napoleons befreite sie von ihren Besorgnissen. Richelieu aber war dem Grafen von Artois nicht reaktionär genug; er wurde durch ein Mißtrauensvotum der Kammer gestürzt und Herr von Villèle, ein Freund des Grafen, an die Spitze des Ministeriums gestellt. Die reaktionäre Strömung machte sich jetzt auf allen Gebieten geltend. Die spanische Intervention, wofür die Kammer 100 Millionen Franken bewilligte, brachte den Bourbonen auch noch kriegerische Erfolge, die von den Ultras in großsprecherischer Weise ausgebeutet wurden. Die Kammer wurde aufgelöst und am 23. März 1824 als würdiges Seitenstück zu der „unfindbaren" Kammer die „wiedergefundene" gewählt, in der die liberale Opposition unter 430 Abgeordneten nur noch 17 Mitglieder zählte. Um diese Kammer sieben Jahre lang beisammen zu haben, ließ Villèle denjenigen Artikel der Charte, der die jährliche Erneuerung eines Fünfteils der Abgeordneten festsetzte, durch die Kammer aufheben und statt dessen bestimmen, daß sämtliche Mitglieder auf sieben Jahre gewählt seien; nach dieser Zeit sollte die ganze Kammer erneuert werden. Von bösen Ahnungen über die Zukunft seiner Dynastie erfüllt, starb Ludwig XVIII. am 16. September 1824.

Karl X. (1824—30), das bisherige Haupt der Ultras, zählte 67 Jahre. In seiner Jugend hatte er ein sehr liederliches Leben geführt; jetzt war er — äußerlich wenigstens — sehr fromm, so fromm, daß er in seiner Thronrede von der Notwendigkeit einer „Verbesserung der Religion" sprach und daß er bei den Prozessionen selbst mit durch die Straßen von Paris zog. Er sah seine Aufgabe in der Wiederherstellung der vorrevolutionären Zustände und in der religiösen Wiedergeburt Frankreichs. Mit politischer Reaktion verband sich also religiöse Unduldsamkeit und Heuchelei. Seine Umgebung hätte am liebsten die Emigrantengüter vollständig zurückgefordert. Diesen Gedanken gab er auf, da seine Verwirklichung zur Revolution geführt hätte. Wohl aber setzte er

es durch, daß zur Entschädigung der Emigranten jährlich die dreiprozentigen Zinsen von einer Milliarde, also 30 Millionen, ausgeworfen wurden. Dann folgte ein Gesetz, das die Errichtung von Frauenklöstern und die Vermehrung der Kongregationen gestattete, und als drittes das „Sakrilegiumsgesetz"; nach diesem wurde nicht nur der Einbruch in eine Kirche, sondern schon die Entweihung der heiligen Gefäße und der Hostie mit dem Tode bestraft.

Den theokratischen Anschauungen, aus denen das Kirchenfrevelgesetz geboren war, entsprach auch die **Feier der Krönung** (29. September 1825). Das heilige Salbfläschchen (ampulla), das einst bei der Taufe Chlodewechs ein Engel vom Himmel gebracht haben soll, war während der Revolution auf Befehl des Konvents zerschlagen worden, und mit seinem Inhalt hatten sich die Soldaten die Stiefel geschmiert. Ein Priester aber hatte, wie protokollarisch festgestellt war, die Scherben gesammelt und einige Tropfen des heiligen Öles gerettet. Diese holte man hervor und nun konnte Karl X. mit dem echten Chlodewechs-Öl gesalbt werden, wobei freilich auch unheiliges Öl beigemischt werden mußte. Es war ganz klar: die „Kapuzinerregierung" Karls X. hätte das Mutterland der Revolution am liebsten in einen Gottesstaat verwandelt. Die Jesuiten kehrten, obwohl sie amtlich noch ausgeschlossen waren, nach Frankreich zurück; der Jugendunterricht wurde ganz dem Klerus ausgeliefert. Die Erbitterung, die eine solche Regierung bei allen Gebildeten und Vorurteilslosen hervorrufen mußte, blieb nicht aus. Bei der Musterung der Nationalgarde, die Karl am 27. April 1827 vornahm, hörte man neben dem Rufe: „Es lebe der König!" auch die anderen Rufe: „Es lebe die Charte!" „Nieder mit den Ministern!" „Nieder mit den Jesuiten!" Bei den Neuwahlen von 1827 wurden unter 428 Abgeordneten nur 125 Ministerielle gewählt. Als dieser Sieg der Liberalen in mehreren Quartieren von Paris mit Illumination gefeiert wurde, kam es schon zur Errichtung von Barrikaden und zu einem Gewehrfeuer der Truppen.

König Karl erkannte, daß er, wenn er Villèle auf seinem Posten behalte, die Revolution schon in allernächster Zeit haben werde, entließ den Minister und berief am 4. Januar 1828 ein gemäßigtes Ministerium unter der Präsidentschaft des Vikomte von Martignac. Dieser legte der Kammer ein liberales Preßgesetz vor, stellte die Jesuitenschulen unter

die Aufsicht der Universität und verbot die Anstellung von Lehrern, welche einer ungesetzlichen religiösen Gemeinschaft angehörten. Als die Kammer noch über das Ministerium hinausgehen wollte, entließ der König Martignac und berief am 8. August 1829 ein ultraroyalistisches Kabinett, in welchem der **Fürst von Polignac** die Präsidentschaft, General Graf Bourmont, der zwei Tage vor der Schlacht bei Ligny das Napoleonische Hauptquartier verlassen und bei den preußischen Vorposten als Anhänger der Bourbonen sich gemeldet hatte, das Kriegsministerium übernahm. Die Losung des Königs war: „Keine Zugeständnisse mehr!" Die Ernennung dieses Ministeriums wurde von den Liberalen als offene Kriegserklärung aufgenommen; ihre Presse machte die heftigsten Angriffe; der „National", von den Historikern Thiers und Mignet herausgegeben, stellte Vergleichungen an zwischen den damaligen politischen Zuständen Frankreichs und denen in England zur Zeit der Revolution 1688. Bei der Wiedereröffnung der Kammern am 2. März 1830 betonte König Karl in seiner Thronrede, daß seine königlichen Rechte über der Charte stehen, worauf die Kammer mit 221 gegen 181 Stimmen eine Adresse annahm, welche gegenüber den Thronrechten die Heiligkeit der Charte hervorhob und ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium enthielt. Der König



König Karl X. von Frankreich (Graf von Artois).
Nach einem Gemälde von Dupré, gestochen von Lignon.
Chalkographie des Louvre zu Paris.

nahm zwar die Adresse an, bedauerte aber ihren Inhalt und erklärte, daß seine Entschlüsse unabänderlich seien und daß er sein Ministerium nicht ändern werde. Die Kammer wurde am 16. Mai 1830 aufgelöst, die Neuwahlen auf den Juli, die Eröffnung der neuen Kammer auf den 3. August festgesetzt.

Um die Aufmerksamkeit von der inneren Politik abzulenken und die drohende Auflehnung durch ruhmvolle Taten zu ersticken, unternahm König Karl den **Zug nach Algier.** Frankreich hatte an dem Dei von Algier, der im April 1827 dem französischen Konsul bei einem Streit über eine Geldforderung mit dem Fliegenwedel einige Schläge ins Gesicht



Ansicht des Hafens und der Stadt Algier.
Nach Verbrugger, Algérie historique, pittoresque et monumentale.

gegeben hatte, noch keine Rache genommen. Nun wurde ihm der Krieg erklärt, eine Flotte von 107 Kriegsschiffen ausgerüstet und 42 000 Mann eingeschifft. Aber die Unternehmung mochte ausfallen wie sie wollte: sie war der Opposition schon durch die eine Tatsache verhaßt, daß dem Kriegsminister Bourmont, dem Verräter von Waterloo, wie man ihn nannte, der Oberbefehl übertragen wurde. Die französischen Truppen landeten am 14. Juni 1830 in der Nähe von Algier, schlugen am 19. Juni den Angriff der arabischen Reiterei zurück, rückten gegen die Stadt Algier vor und besetzten die beherrschenden Höhen. Als nach mehrtägiger Beschießung am 4. Juli das wohl befestigte und verteidigte Kaiserschloß erobert und die Kanonen gegen die Stadt gerichtet wurden, willigte der Dei in die verlangte Übergabe unter der Bedingung, daß ihm

das Leben und seine Privatschätze gelassen würden. Die Franzosen zogen am 5. Juli in Algier ein und besetzten die Korsarenstadt, die drei Jahrhunderte lang eine Gefahr für die Schiffe aller Nationen gewesen war. Sie fanden dort 48 Millionen Franken bares Geld und eine Menge wertvoller Waren und Kriegsvorräte.

Dieser rasche und glänzende Sieg hätte unter anderen Umständen das französische Volk berauscht und der Dynastie Festigkeit gegeben; aber bei dem Stande der damaligen Ver-



Typen der algerischen Rasse.
Nach Verbrugger, Algérie historique, pittoresque et monumentale.

hältnisse ging er an Frankreich spurlos vorüber. Unter den neugewählten Abgeordneten hatte das Ministerium Polignac trotz der stärksten Wahlbeeinflussungen durch Priester und Beamte nur 145 Anhänger, die Gegenpartei 272, darunter 202 von jenen 221 Unterzeichnern der Adresse. Dies war die Antwort des Landes auf die Ernennung des neuen Ministeriums und auf die Kammerauflösung. Der König aber, starrköpfig und beschränkt wie er war, holte jetzt Artikel 14 seiner Charte hervor, der ihm das Recht gab, „die zum Vollzug der Gesetze und zur Sicherheit des Staates nötigen Verfügungen und Verordnungen zu erlassen". Auf diesen Artikel sich stützend, erließ er die **drei Ordonnanzen**, deren Bekanntwerden

„die große Woche" in Paris einleitete. Die erste löste die neue Kammer, die noch nicht einmal zusammengetreten war, wegen angeblicher Wahlumtriebe wieder auf und schrieb neue Wahlen auf den September aus. Die zweite hob das bisherige Wahlsystem auf, machte das Wahlrecht zu einem Vorrecht der reichsten Grundbesitzer, setzte die Zahl der Abgeordneten von 430 auf 262 herab und beschränkte die Befugnisse der Kammer. Die dritte machte das Erscheinen aller Zeitungen und aller Bücher unter 20 Bogen von der Erlaubnis der Regierung abhängig, die bei irgend einem Anlaß wieder entzogen werden konnte. Der König hatte die Ordonnanzen am 25. Juli 1830 spät Abends unterzeichnet; am folgenden Tage waren sie schon im Regierungsanzeiger (Moniteur) zu lesen. Karl wollte die Welt überraschen, was ihm auch vorzüglich gelang. Außer den Ministern, dem Herzog von Angoulême und dem päpstlichen Nuntius Lambruschini hatte kein Mensch eine Ahnung, daß ein Staatsstreich bevorstand. Selbst Marschall Marmont, der zum Oberbefehlshaber der Pariser Garnison ernannt war, und der Polizeipräfekt Mangin wußten nichts davon. Mit unbegreiflichem Leichtsinn hatte Polignac einen Staatsstreich unternommen, der bei der damaligen Stimmung des Volkes eine revolutionäre Bewegung hervorrufen mußte. Die ganze Besatzung von Paris bestand aus kaum 12000 Mann, die infolge ihres langen Aufenthaltes in der Hauptstadt mit der Bevölkerung auf vertrautem Fuße standen.

Am 26. Juli blieb Paris noch ruhig; man hatte die volle Tragweite des Verfassungsbruches noch nicht erkannt. Nur die Papiere an der Börse sanken und die Vertreter der regierungsfeindlichen Zeitungen versammelten sich bei Thiers. Hier entwarfen sie einen Protest, der 43 Unterschriften trug und alsbald im „National" veröffentlicht wurde. Der Widerstand begann also bei den Journalisten. In der Nacht vom 26./27. wuchs die Aufregung; es gab schon bedenkliche Zusammenrottungen von Menschen, die ihrer Entrüstung lebhaften Ausdruck verliehen. Am 27. Juli drangen Polizisten mit Gewalt in die Geschäftsräume derjenigen Zeitungen ein, die ohne die vorgeschriebene Ermächtigung der Regierung erschienen waren. Die in Paris anwesenden Deputierten versammelten sich bei Kasimir Périer; man sah vereinzelte Barrikaden und die ersten Nationalgardisten. In der Nacht vom 27./28. Juli wurde der Aufstand von seiten des Volkes unter Leitung einiger erfahrener Rädelsführer planmäßig vorbereitet, wäh-

rend Marmont alles an sich herankommen ließ. Am 28. wurden Waffenläden und Militärmagazine geplündert, die Pflaster aufgerissen, Barrikaden in Menge gebaut. Am Nachmittag begann der regelrechte Kampf zwischen Volk und Heer. Die Soldaten Marmonts wurden von Fenstern und Dächern mit einem Hagel von Geschossen jeder Art überschüttet. Den Aufständischen gelang es, das Stadthaus zu nehmen, wo alsbald die Trikolore gehißt wurde zum Zeichen des Volkssieges. Der 29. Juli brachte die entscheidenden Kämpfe. Die Aufständischen bemächtigten sich der wichtigsten Plätze und Straßenzüge, während die königlichen Truppen immer mehr auf St. Cloud zurückgedrängt wurden. Zwei Regimenter gingen förmlich zu den Rebellen über. Am Nachmittag erstürmten die Arbeiter und Studenten, aus denen die Revolutionsarmee in erster Linie bestand, den Louvre, drangen in die Tuilerien ein, wo sie manche Kostbarkeit plünderten und zerschlugen, und warfen im



Die Julisäule auf dem Bastilleplatz zu Paris.

erzbischöflichen Palast Bücher und Meßgewänder zum Fenster hinaus. Sie waren auf allen Punkten der Stadt Sieger; Marmont mußte den Befehl zum Rückzug nach St. Cloud erteilen. Als er dort ankam und den König Karl von der Sachlage unterrichtete, entschloß sich dieser, was er noch am Abend des 26. verworfen hatte, die Ordonnanzen zurückzunehmen, das Ministerium Polignac zu entlassen, die ihm verhaßte Oppositionskammer auf den 3. August einzuberufen und ein neues Ministerium unter dem Herzog von Mortemart zu ernennen. Bevollmächtigte des Königs eilten mit dieser Nachricht nach Paris, erhielten aber die Antwort: „Zu spät! Keine Bourbonen mehr!"

Für die Aufständischen lautete nun die Frage: **Republik oder Monarchie?** Die Männer der Barrikaden wollten nichts mehr von dem Königtum wissen, sprachen von der Souveränität des Volkes und erließen eine republikanische Proklamation. Aber der größere Teil der Abgeordneten, der mittlere Bürgerstand, die Nationalgarde, welche die Republik nicht ohne ihre Schrecken denken konnten, waren für Beibehaltung der Monarchie mit freisinniger Verfassung. In dieser Stunde tauchte der Erzfuchs und erfahrene „Königsmacher" Talleyrand plötzlich wieder auf. Noch am 29. hatte er seinen Privatsekretär an den Herzog von Orleans nach Schloß Neuilly gesandt mit der Botschaft: „Der Herzog von Orleans muß morgen hier sein. Er darf keinen anderen Titel annehmen, als den eines Generalleutnants des Königreichs. Das übrige wird sich finden." Am Abend desselben Tages versammelten sich bei dem reichen Bankier Lafitte mehrere Abgeordnete, wählten als provisorische Regierung eine „Munizipalkommission", die aus Lafitte, Kasimir Périer, Odilon Barrot und anderen bestand, und ernannten den alten Republikaner Lafayette zum Befehlshaber der Nationalgarde.

Wollte diese Partei keine Bourbonen mehr, so hatte sie keine andere Wahl, als den **Herzog Louis Philipp von Orleans** auf den Thron zu setzen. Dieser, geboren am 6. Oktober 1773, gehörte derjenigen Linie der Bourbonen an, die sich unter dem Bruder des Königs Ludwig XIV., dem Herzog Philipp von Orleans, vom Hauptstamm abgezweigt hatte, und war der älteste Sohn des berüchtigten Egalité. Er trat beim Ausbruch der Revolution in die Nationalgarde und 1790 in den Jakobinerklub ein, machte die Revolutionskriege mit, kämpfte unter General Dumouriez

in der Schlacht bei Jemappes und rettete sich, als er nach der Niederlage bei Neerwinden nebst Dumouriez verhaftet werden sollte, durch den Übertritt auf belgisches Gebiet. Von da begab er sich in die Schweiz und nahm im Oktober 1793 in Reichenau (bei Chur) unter dem Namen Chabaud-Latour eine Stelle als Lehrer der Geometrie in einem Pensionat an, während seine Schwester Adèle im Kloster Bremgarten eine Freistätte fand. Nach einjährigem Aufenthalt reiste er von Reichenau ab, durchwanderte Skandinavien, schiffte sich 1796 nach Amerika ein und kehrte 1800 nach England zurück, wo er mit seinen Geschwistern viele Jahre lang im Dorfe Twickenham bei London von den Ersparnissen seiner Mutter, der Prinzessin von Penthièvre, lebte. Seine Bemühungen, in Spanien gegen Napoleon zu dienen, waren vergeblich. Seine Anhänger konnten daher 1830 zu seinem Ruhme sagen, daß er nie gegen Frankreich die Waffen getragen habe. Im Jahre 1809 vermählte er sich mit einer Tochter des Königs Ferdinand I. von Neapel, der Prinzessin Marie Amélie. Nach dem Sturze Napoleons kehrte er nach Paris zurück und bewohnte das Palais Royal und das in der Nähe von Paris gelegene Schloß Neuilly. Sein Hof war der Sammelplatz der Freisinnigen, der Gelehrten und Künstler. Zu seinen vertrautesten Anhängern gehörten der Advokat Dupin und der Bankier Lafitte. Auch in Bürgerkreisen war der Herzog, der mit seiner Familie einfach und zurückgezogen lebte, stets zu Fuß ging und den Regenschirm unter dem Arme trug, eine bekannte Persönlichkeit. Er hatte noch keinen dummen Streich gemacht, sich nie bloßgestellt.



König Louis Philipp von Frankreich.
Nach einem Gemälde von Gérard.

Am Abend des 29. Juli hatte auch Lafitte den Journalisten Thiers zu dem Herzog nach Neuilly geschickt mit einer ähnlichen Botschaft wie Talleyrand. Aber der Herzog

hatte sich versteckt. Seine Schwester mußte die Herren empfangen; der vorsichtige Bruder wollte abwarten, um ja nicht durch voreilige Entschlüsse das Spiel zu verderben. Dennoch beschloß am Abend des 30. Juli eine Versammlung von 50 Abgeordneten unter Lafittes Vorsitz, den Herzog von Orleans zum Generalleutnant des Königreiches zu ernennen und ihn einzuladen, nach Paris zu kommen. Erst um Mitternacht kam er zu Fuß, die Trikolore am Hut, im Palais Royal an. Zuerst ließ er den neuen Ministerpräsidenten, Herzog von Mortemart, zu sich bitten (31. Juli, 4 Uhr Morgens), den er mit den Worten empfing: „Sagen Sie dem Könige, daß man mich mit Gewalt nach Paris geschleppt hat, daß ich mich aber lieber würde in Stücke hauen lassen, als mir die Krone aufs Haupt setzen." Dann verfaßte er mit Dupin und Sebastiani einen Aufruf, worin er die Annahme der Generalleutnantswürde erklärte und mit den Worten schloß: „Die Charte wird von nun an eine Wahrheit sein." Bei den Deputierten war die Sache im besten Gange; die Furcht vor Revolution und Bürgerkrieg hatte sie zu so raschen Entschlüssen getrieben. Jetzt galt es auch noch, das Stadthaus zu gewinnen, wo die Republikaner ihr Hauptquartier hatten und wo der alte, eitle Lafayette nicht recht wußte, wofür er sich entscheiden sollte. Als nun der Herzog von Orleans bei ihm anfragen ließ, ob er sich nicht in seiner neuen Würde auch bei ihm zeigen sollte, antwortete Lafayette: „Er möge kommen." So erschien denn der neue Generalstatthalter am 31. Juli Nachmittags, von Abgeordneten und Offizieren der Nationalgarde begleitet, im Stadthause, nahm die dreifarbige Fahne aus Lafayettes Händen an und trat mit ihm auf den Balkon hinaus, wo er den alten Revolutionär vor aller Augen umarmte und küßte. Diese Komödie tat die gewünschte Wirkung. Die Menge brüllte Beifall. Die Pläne der Republikaner waren zerstört. Lafayette beschwichtigte sie durch die Versicherung, daß ein „volkstümlicher Thron, umgeben von republikanischen Einrichtungen" errichtet werde. Damit war die „große Woche" zu Ende.

Inzwischen hatte sich der **bourbonische Hof** auf die Nachricht, daß die Aufständischen einen Überfall des Schlosses St. Cloud planen, in der Nacht auf den 31. Juli nach Trianon und von da nach Rambouillet geflüchtet. Die Minister suchten die Grenze zu gewinnen; aber vier von

ihnen, darunter Polignac, wurden ergriffen und nach Vincennes gebracht; sie wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und 1837 begnadigt. Am 2. August dankte Karl X. zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux, ab und reiste, als am 3. August einige tausend Nationalgardisten und Blusenmänner sich gegen Rambouillet in Bewegung setzten, am 4. August von dort nach Cherbourg weiter. Von der Bevölkerung überall mit sichtbarem Unmut empfangen, schiffte er sich am 16. August nach England ein, wo er von der Regierung nicht als König, sondern als Privatmann aufgenommen wurde. Im Jahre 1832 begab er sich nach Österreich, wo er am 6. November 1836 in Görz starb. Ebendaselbst starb auch sein Sohn, der Herzog von Angoulême, am 3. Juni 1844. Dessen Gemahlin, die unglückliche Marie Thérèse, starb am 19. Oktober 1851 in Frohsdorf, unweit Wien. Dort verweilte der letzte Sprößling des älteren Hauses Bourbon, der Prinz Heinrich von Bordeaux, der sich nach einem an der Loire gelegenen Schlosse Graf von Chambord nannte und 1846 mit der Prinzessin Marie Thérèse, Tochter des Herzogs Franz IV. von Modena, vermählte. Die Ehe war kinderlos. Über fünfzig Jahre wartete er auf die Zurückberufung auf den französischen Thron, für den er sich durch sein starres Festhalten an den legitimistischen Anschauungen unmöglich machte, und starb in Frohsdorf am 24. August 1883. Drei Jahre nachher erfolgte der Tod seiner Gemahlin.

Der Übergang des französischen Thrones von den Bourbonen auf die Orleans ging in Frankreich ohne weitere Störungen vor sich. Nirgends erhob sich das Militär für das Lilienbanner. Der Herzog von Orleans eröffnete als Generalleutnant des Königreiches am 3. August 1830 die Kammern und machte in seiner Thronrede Mitteilung von der Abdankung des Königs und des Dauphins, ohne den Herzog von Bordeaux zu erwähnen. Von diesem war überhaupt keine Rede mehr. Nach einem lebhaften Streit zwischen den Liberalen und Radikalen über die Abänderung der Verfassung, die in gemäßigtem Sinne erfolgte, wurde am 7. August der Thron für erledigt erklärt und Louis Philipp zum „König der Franzosen" ernannt. Am 9. August erschien er im Palais Bourbon, dem Sitz der Abgeordnetenkammer, leistete vor den versammelten Kammern den Eid auf die Charte und wurde darauf als König ausgerufen. Das Bürgerkönigtum, die Regierung des juste milieu (richtige Mitte), begann.

b) Aufstände in Belgien und Italien.

Der griechische Freiheitskampf hat die heilige Allianz gesprengt und die Völker Europas aus dumpfer Betäubung aufgerüttelt. Die Julirevolution hat das Mittel gezeigt, mit welchem ein Volk einer eigensinnigen Regierung gegenüber seinen Willen erzwingen kann. Unglaublich rasch und leicht war in Paris, einem Mittelpunkt des politischen Lebens, die Ordnung von 1815 durch einen Aufstand umgestoßen worden. Was in Paris gelungen war, warum sollte das anderweitig nicht auch gelingen? Von der Allianz hatte man nichts mehr zu fürchten, seitdem die Mächte gespalten waren. Die Zeit der Interventionen war vorüber, jedes Volk auf sich selbst gestellt. So wirkte die Julirevolution überall da, wo es Unzufriedene gab, wie ein Alarmruf. Die Pariser Vorgänge wiederholten sich in den meisten Ländern Europas. Der Verlauf der Aufstände war je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden, ebenso der Erfolg. Das Gesamtergebnis aber bestand trotz des äußeren Sieges der Reaktion darin, daß das liberale Bürgertum wieder einen Schritt vorwärts machte.

Das **„Königreich der vereinigten Niederlande"** war von Anfang an eine künstliche, schwachlebige Staatenbildung, hervorgegangen aus dem Bestreben der Großmächte, an dieser Stelle einen größeren Staat zu schaffen, der Frankreich im Schach halten könnte. Seit 1579 waren die Wege der beiden Volksstämme auseinandergegangen. Die Belgier standen unter spanischer, später unter österreichischer Herrschaft; die Holländer schwangen sich als Republik zu einer Seemacht ersten Ranges auf und beherrschten ein weites Kolonialgebiet. Die beiden Länder paßten schlechterdings nicht mehr zusammen. Belgien war katholisch, Holland protestantisch. Belgien hatte als Geschäftssprache und als Sprache der Gebildeten das Französische, daneben das Flämische für $^2/_3$ des eigentlichen Volkes. Holland hatte seine eigene niederdeutsche Mundart. Belgien trieb vorwiegend Gewerbe und Ackerbau; in Holland überwog Handel und Seefahrt. Belgien zählte etwa 4 Millionen Einwohner, Holland $2\,^1/_2$. Trotzdem fühlten sich die Holländer als das herrschende Volk. Sie suchten dem angegliederten Stamme ihre Sprache, ihre Verfassung, ihre Gesetze, ihre Steuern aufzuzwängen. Zur Tilgung der holländischen Staatsschuld, die 17mal größer war als die belgische, sollten die

Belgier in gleichen Teilen beitragen. Sie sollten sich eine Beschränkung ihrer Preßfreiheit, Aufhebung ihrer Geschworenengerichte, Besetzung ihrer Beamtenstellen mit Holländern gefallen lassen. König Wilhelm I. war ein verständiger und liberaler Herrscher, aber durch seine lange Verbannung mißtrauisch gemacht. Er war von der Überlegenheit der Holländer tief überzeugt, und schon wegen seines unnachgiebigen, rechthaberischen Wesens nicht der rechte Mann, um die neuen Untertanen mit dem Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit auszusöhnen. So kam es in wenigen Jahren dahin, daß alle Schichten des belgischen Volkes durch die holländische Herrschaft sich verletzt fühlten.

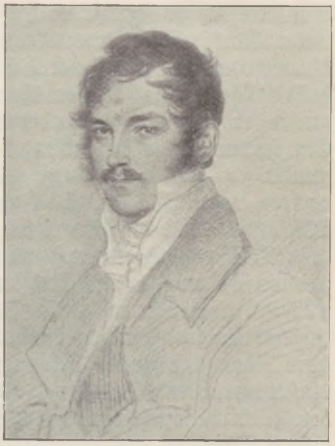
Zwei Parteien standen sich in Belgien gegenüber, die liberale und die klerikale. Jene war geleitet durch den gebildeten und unabhängigen Schriftsteller de Potter, der sich nicht scheute, die schärfsten Angriffe gegen die holländische Regierung zu schleudern, wofür er 1828 mit 1½jährigem Gefängnis bestraft wurde. Seinem Geschick gelang es, die beiden Parteien, die sonst einander aufs feindseligste gegenüberstanden, zum Widerstand gegen den gemeinsamen Gegner zu verschmelzen. Das war die „konstitutionelle Assoziation", ein unnatürlicher Bund, der sich wieder in die natürliche Feindschaft auflösen mußte, sobald der gemeinsame Gegner überwunden war. Der Klerus unterstützte die Liberalen in ihren Bemühungen um Preßfreiheit, diese jenen in dem Streben nach Unterrichtsfreiheit. Diese Ziele waren auf verfassungsmäßigem Wege nicht zu erreichen, da in den niederländischen „Generalstaaten" die Belgier trotz ihrer bedeutenden Mehrzahl nicht mehr Abgeordnete hatten als die Holländer, beide Staaten je 55, und von den belgischen Abgeordneten manche sich von der Regierung gewinnen ließen, während die holländischen Mitglieder als geschlossene Phalanx zu ihr standen.

In diese Masse von Unzufriedenheit fiel die **Nachricht von der Pariser Julirevolution** wie ein zündender Funke. Am 25. August 1830, nach Aufführung der Oper „Die Stumme von Portici" stürzten sich einige Volkshaufen nach dem Palaste des allgemein verhaßten Justizministers van Maanen und nach den Wohnungen des Polizeidirektors und des Schriftleiters der ministeriellen Zeitung und zerstörten diese. Um weiteren Ausbrüchen der Volkswut vorzubeugen, erhob sich die Brüsseler Bürgerschaft, bildete eine Bürger-

garde, unterdrückte den Aufruhr und setzte einen Sicherheitsausschuß „zur Erhaltung der Dynastie und der öffentlichen Ordnung" ein. Vom König verlangte man Änderung des Regierungssystems, Entlassung des Ministeriums, Trennung Belgiens von Holland in Gesetzgebung und Verwaltung, ein selbständiges belgisches Ministerium und Herstellung der bloßen Personalunion zwischen den beiden Ländern. Der König gab einen ausweichenden Bescheid; er wollte erst die Generalstaaten hören, die auf 23. September einberufen waren. Als aber inzwischen die Nachricht kam, daß holländische Truppen im Anmarsch seien, erhoben sich am 20. September die Radikalen in Brüssel, sprengten den Sicherheitsausschuß auseinander und rissen die Gewalt in der Stadt an sich. Die Truppen des Prinzen Friedrich, des zweiten Sohnes des Königs, welche am 23. September die Stadt angriffen, wurden nach heftigen Kämpfen (23.—26. September) zurückgeschlagen und eine provisorische Regierung eingesetzt, in welcher auch der Republikaner de Potter saß. Ganz Belgien, mit Ausnahme der Städte Luxemburg, Venloo, Mastricht und Antwerpen, fiel in die Gewalt dieser Regierung. Von Personalunion war jetzt keine Rede mehr; das Haus Oranien war nach dem Brüsseler Kampfe nicht mehr möglich; nur die gänzliche Losreißung Belgiens, nur die Errichtung eines selbständigen Staates konnte das belgische Volk, höhere und niedere Stände, befriedigen. Jetzt erst gab die holländische Regierung nach und wollte Belgien eine besondere Verwaltung zugestehen; aber es war zu spät. Die belgischen Freiwilligen zogen unter dem französischen General Mellinet gegen Antwerpen, drängten die holländischen Truppen aus der Stadt hinaus und zwangen den General Chassé, sich in die Zitadelle zurückzuziehen. Dieser beschoß die Stadt sieben Stunden lang mit 300 Kanonen, zerstörte 200 Häuser und verbrannte Waren im Wert von mehreren Millionen Franken.

König Wilhelm wandte sich jetzt hilfesuchend an die Großmächte, die eben damals wegen der griechischen Frage in London eine Konferenz hielten. Zu einer bewaffneten Einmischung war keine der Mächte bereit. Dagegen schlug die Konferenz einen Waffenstillstand vor (4. November), der von beiden Teilen angenommen wurde. Bald darauf (10. November) trat in Brüssel ein belgischer Nationalkongreß zusammen, der die **Unabhängigkeit Belgiens** und den Ausschluß des Hauses Nassau-Oranien vom belgischen Throne

ausſprach. Am 22. November entſchied er ſich mit 174 gegen 13 republikaniſche Stimmen für die verfaſſungsmäßige Monarchie. Am 17. Februar 1831 wurde die neue Verfaſſung angenommen, die faſt noch liberaler war als die oft genannte ſpaniſche. Auf Grundlage der Volksſouveränität ſchuf ſie einen Senat und ein Repräſentantenhaus und gewährte Freiheit der Preſſe, der Religion, des Unterrichts. Die Londoner Konferenz erhob gegen dieſe Abänderung der Wiener Schlußakte keinen Widerſpruch. Auch ſie genehmigte die belgiſche Unabhängigkeit (20. Dezember 1830).



Leopold I., König der Belgier.
Nach einer Zeichnung von Thomas Lawrence, geſtochen von Hofſtecher F. C. Lewis.

Jetzt ging Belgien auf die Suche nach einem König. Das Land ſelbſt wünſchte den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn des Königs Louis Philipp von Frankreich. Die Londoner Konferenz aber wollte keinen Prinzen aus einer der fünf Großmachtsdynaſtien annehmen. Nachdem noch einige andere vorgeſchlagen und abgelehnt worden waren (der Herzog von Leuchtenberg, Prinz Otto von Bayern), fiel die Wahl auf denſelben Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg, der die griechiſche Krone ausgeſchlagen hatte. Am 4. Juni 1831 wurde er zum König gewählt. Am 21. Juli hielt er ſeinen Einzug in Brüſſel und beſchwor feierlich die Verfaſſung, worauf er als **Leopold I.** zum **„König der Belgier“** ausgerufen wurde. Der Friede aber war damit noch nicht hergeſtellt. Die Londoner Konferenz hatte das Verhältnis der jetzt getrennten Staaten in 18 Artikeln geregelt (26. Juni 1831). Da nun König Wilhelm I. von Holland ſich dadurch benachteiligt glaubte, ſo machte er den Verſuch, durch einen plötzlichen Überfall das abtrünnige Belgien zu unterwerfen. Ein Heer von 50000 Mann rückte am 4. Auguſt 1831 in Belgien ein, warf die belgiſchen

Truppen bei Hasselt und Löwen zurück, bedrohte Brüssel und hätte beinahe den König Leopold selbst gefangen genommen. Dieser rief die Hilfe Frankreichs und Englands an, worauf ein französisches Heer einrückte und eine englische Flotte an der holländischen Küste Stellung nahm. Die Holländer mußten sich wieder zurückziehen. Doch verweigerte König Wilhelm fortwährend seine Unterschrift zu den Abmachungen des Londoner Protokolls. Eine englisch-französische Flotte blockierte die holländischen Häfen und ein französisches Heer unter Marschall Gérard rückte am 15. November 1832 gegen Antwerpen vor, wo General Chassé noch die Zitadelle besetzt hielt. Nachdem sich dieser über einen Monat gehalten hatte, mußte er am 23. Dezember die Zitadelle übergeben. Die Entscheidung über Feststellung der Grenzen und andere Streitpunkte zog sich noch lange hinaus. Erst der Präliminarvertrag vom 21. Mai 1833 und der Londoner Vertrag vom 19. April 1839 machten dem Streit ein Ende. Der westliche Teil von Luxemburg mit 165000 Einwohnern, meist Wallonen, wurde mit Belgien vereinigt; der östliche mit 170000 Einwohnern, meist Deutschen, fiel nebst der Festung Luxemburg und einigen limburgischen Landesteilen an Holland, das die freie Schiffahrt auf der Schelde zugeben mußte, während Belgien 8400000 Gulden als Anteil an der niederländischen Staatsschuld jährlich an Holland zu zahlen hatte.

Das **neue Königreich Belgien** entwickelte sich unter der Regierung Leopolds, der sich 1832 mit der ältesten Tochter Louis Philipps, der Prinzessin Luise von Orleans, vermählte, aufs glücklichste. Industrie und Handel nahmen einen bedeutenden Aufschwung. Die Liberalen fühlten sich durch Verleihung einer freisinnigen Repräsentativverfassung, die Klerikalen durch Wiederherstellung ihrer Herrschaft über Kirche und Schule befriedigt. Der Gegensatz dieser zwei Parteien aber beherrschte bald wieder das politische Leben. Bei jeder neuen Landtagswahl bekämpften sie sich aufs bitterste, um die Kammermehrheit und dadurch die Bildung des Ministeriums zu erhalten. Leopold ließ sie gewähren. So kam bald die eine, bald die andere ans Ruder, und Belgien galt jahrzehntelang für den konstitutionellen Musterstaat. Auch in den schwierigsten Zeiten, selbst nach der Pariser Februarrevolution und zur Zeit des eroberungslustigen zweiten Kaiserreiches hat Leopold mit staatsmännischer Einsicht und Umsicht

die Regierung geführt. Er starb am 10. Dezember 1865; sein Sohn, Leopold II., folgte ihm auf dem Throne.

In Italien bildeten diesmal nicht Neapel und Piemont den Schauplatz der Aufstände, sondern die besser unterwühlten Kleinstaaten in der Mitte der Halbinsel und der Kirchenstaat. In diesem hatte sich die Priesterherrschaft mit ihrem Kampfe gegen Bildung und Freiheit, mit ihrer Inquisition und Unduldsamkeit, mit ihrer verrotteten Verwaltung und ihrer Bevorzugung der Jesuiten tief verhaßt gemacht. Die Karbonari gewannen unter den gebildeten Ständen immer mehr Anhänger und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit zum Losschlagen. Der Tod des Papstes Pius VIII. (30. November 1830) und das darauf eintretende Interregnum schienen ihnen hiefür geeignet zu sein. Sie vertrauten auf Frankreich, das ihnen zwar keinen Beistand leisten, aber auch nicht die Einmischung eines anderen Staates dulden wollte. Mittelpunkt der Bewegung war Bologna; aber auch Modena und Parma wurden hineingezogen. Herzog Franz IV. mußte, da sein ganzes Land in Aufruhr war, am 5. Februar 1831 Modena verlassen und nach Österreich fliehen; eine vorläufige Regierung wurde errichtet und das modenesische Heer unter den Oberbefehl des Generals Zucchi, eines Offiziers aus der Napoleonischen Schule, gestellt. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen erhoben sich auch die Bolognesen, verkündigten das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes (8. Februar 1831) und gaben sich eine eigene Regierung. Selbst Marie Luise, die Herzogin von Parma, floh aus ihrer Hauptstadt, um in Piacenza die Ankunft der österreichischen Truppen abzuwarten (13. Februar 1831). Innerhalb drei Wochen war, mit Ausnahme von Rom und wenigen Städten in den Marken, der ganze Kirchenstaat in Aufruhr. Vertreter aller Städte und Provinzen wurden nach Bologna berufen, wo am 26. Februar das italienische Parlament eröffnet wurde, das eine Verfassung der „vereinigten italienischen Provinzen" beraten sollte. Der Plan, Rom durch Überrumpelung zu nehmen, mißlang; die Truppen der Aufständischen mußten sich zurückziehen, zumal da die Österreicher in Mittelitalien einmarschierten.

Inzwischen war am 2. Februar 1831 der Kardinal Capellari zum Papst gewählt worden und hatte den Namen Gregor XVI. angenommen. Seine erste und vornehmste Sorge mußte sein, die aufständischen Provinzen zu beruhigen.

Als seine „Ansprache an seine geliebten Untertanen" nur eine neue Meuterei zur Folge hatte und seine öffentlichen Gebete und Reliquienausstellungen auch nicht die gewünschte Wirkung taten, da richtete er seine Blicke hilfesuchend zu den **österreichischen Bajonetten.** Und Metternich, unbekümmert um die Drohungen des französischen Kabinetts, ließ die österreichischen Truppen unter dem Oberbefehl des Generals Frimont den Po überschreiten. Die Aufständischen wurden geschlagen, der modenesische General Zucchi nach Bologna zurückgedrängt. Dort übernahm er zugleich den Oberbefehl über das bolognesische Heer, mußte sich aber mit der provisorischen Regierung nach Ancona zurückziehen. Die Österreicher zogen am 21. März in Bologna ein, siegten am 25. bei Rimini und besetzten am 29. Ancona. Sie verließen im Juli 1831 den Kirchenstaat, rückten aber am 28. Januar 1832, als Kardinal Albani mit seinem bewaffneten Gesindel die Legationen überschwemmte und am 21. Januar in der Stadt Forli ein schändliches Gemetzel anrichtete, zum zweiten Male in Bologna ein, von den Einwohnern als Befreier begrüßt. Die französische Regierung, die auf den Einfluß Österreichs in Italien eifersüchtig war und sich die Vorwürfe der Kammeropposition ersparen wollte, schiffte Truppen in Toulon ein und ließ (23. Februar 1832), ohne die Erlaubnis des Papstes eingeholt zu haben, Ancona besetzen. Weiteres aber wagte sie nicht.



Papst Gregor XVI.
Nach einer Büste von Joseph Fabris.

In diese italienische Bewegung war auch **die Napoleonische Familie** verwickelt. Die Julirevolution hatte bei ihr neue Hoffnungen geweckt. Geheime Unterhändler und Briefe bestürmten den Sohn Napoleons, sich als Napoleon II. ausrufen zu lassen. Der Prinz lebte in Wien, von seinem Großvater und Metternich sorgfältig gehütet und mißtrauisch beobachtet. 1817 hatte er für das Erbrecht auf Parma, das

man ihm raubte, die Herrschaft Reichstadt in Böhmen samt dem Titel eines Herzogs von Reichstadt erhalten. 1830 war er zum Major ernannt worden. Der Sohn des großen Napoleon ergab sich wie sein Vater mit leidenschaftlichem Eifer dem Studium der Kriegswissenschaft und verzehrte sich in unbefriedigtem Ehrgeiz nach großen Taten. Bald aber zeigten sich bei ihm die ersten Spuren der Lungenschwindsucht, und am 22. Juli 1832 starb er in Schönbrunn in den Armen seiner Mutter, der Kaiserin Marie Luise, die von Parma herbeigeeilt war. Diese lebte seit dem 20. April 1816 in Parma, regierte ihre Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla mit Milde, ohne sich um das Wohl ihrer Untertanen viel Sorge zu machen. Im Jahr 1822 vermählte sie sich in morganatischer Ehe mit dem österreichischen Feldmarschalleutnant Grafen von Neipperg und starb am 18. Dezember 1847 in Wien. Die Herzogtümer fielen an den spanisch-bourbonischen Prinzen Karl II., Fürsten von Lucca, der dieses Fürstentum an Toskana abzutreten hatte. Die beiden Söhne des Exkönigs Louis Napoleon von Holland und der Hortense, Napoleon Ludwig und Louis Napoleon, deren Schritte nicht gehindert waren, nahmen, von dem modenesischen Revolutionär Menotti hierzu aufgefordert, teil an der Revolution. Sie machten den verfehlten Zug gegen Rom mit und wurden später, aus Rücksicht auf den französischen König Louis Philipp, aus dem bolognesischen Heere entfernt. Auf dem Wege nach Ancona erkrankte der ältere Bruder, Napoleon Ludwig, an den Masern und starb am 17. März 1831 in Forli; der jüngere, Louis Napoleon, wurde durch die Energie und List seiner Mutter den Händen der Österreicher entrissen. Er machte in den nächsten Jahrzehnten viel von sich reden.



Der Herzog von Reichstadt.
Nach einer Originalzeichnung von Ch. Bazin, lithographiert von F. S. Delpech.

Die Bewältigung des Aufstandes im Kirchenstaat hatte diesmal nicht die sonst übliche Wirkung, daß es nachher noch schlimmer wurde als zuvor. Auf den dringenden Rat der auswärtigen Mächte entschloß sich die päpstliche Regierung, den schreiendsten Übelständen abzuhelfen. Dagegen Herzog Franz IV. von Modena ließ seinem Rachegefühl freien Lauf. Menotti und der Advokat Borelli wurden hingerichtet, andere zur Galeere verurteilt oder ins Gefängnis geworfen und ihre Güter eingezogen. In Neapel, wo auf König Franz I., der am 8. November 1830 starb, sein Sohn Ferdinand II. folgte, schien eine Zeitlang eine liberale und nationale Regierung sich bilden zu wollen; aber der König ließ sich bald von Metternich wieder umstimmen. In Piemont hielt der starre König Karl Felix alle Aufstandsgelüste mit kräftiger Hand nieder. Er starb am 27. April 1831; sein Nachfolger war Karl Albert, jener Prinz von Carignan, der sich 1821 bei den Liberalen und bei den Reaktionären so gründlich bloßgestellt hatte. Er blieb zunächst bei den jesuitisch-absolutistischen Regierungsgrundsätzen. Papst Gregor XVI. starb am 1. Juni 1846; zu seinem Nachfolger wurde am 16. Juni der Kardinal Graf Mastai-Ferretti gewählt, der den Namen Pius IX. annahm und anfangs durch seine Reformtätigkeit alle Welt in Erstaunen setzte.

c) Der Aufstand in Polen. Die orientalische Frage.

Die Polen hatten unter der Regierung des Zaren Alexander bessere Tage als je zuvor oder nachher. Der Kaiser verhätschelte sie, sehr im Gegensatz gegen seine russischen Untertanen, wie ein verwöhntes Kind, dessen Liebe man durch Wohltaten gewinnen will. Polen bildete ein besonderes Königreich, hatte eine freisinnige Verfassung, einen Reichstag, eine eigene Armee, eigene Finanzen, besondere Verwaltung. Aber das alles genügte noch nicht. Von Dank oder Zufriedenheit konnte keine Rede sein, solange den Polen das köstlichste Gut fehlte, die nationale Freiheit und Unabhängigkeit. Am unzufriedensten waren die Kreise der Gebildeten, Offiziere, Beamte, Studenten. Es bildeten sich Geheimbünde und Verschwörungen, welche die Abschüttelung der Fremdherrschaft, Wiederherstellung des alten polnischen Reiches in seinem ganzen Umfang anstrebten. Schon in die Dekabristenverschwörung des Jahres 1825 waren viele Polen verwickelt.

Der Senat sprach die dem Zivilstand angehörigen Angeklagten frei. Kaiser Nikolaus bestätigte zwar das Urteil, gab aber seinen Unwillen kund, indem er den Reichstag von da an nicht mehr einberief und die Preßfreiheit beschränkte. Während des ersten Türkenkrieges 1828 waren viele Polen zum Losschlagen bereit. Als Nikolaus im folgenden Jahre nach Warschau kam, beabsichtigten die Geheimbündler, ihn samt den ihn begleitenden Prinzen zu ermorden. Doch war die Sache noch nicht gehörig vorbereitet, im entscheidenden Augenblick entfiel den Verschworenen der Mut. Ihre Hoffnungen setzten sie auf Frankreich und den Sturz der Bourbonen. Die dortige Revolution beschleunigte den Ausbruch des Aufstandes. Am 29. November 1830, Abends sechs Uhr, drangen etwa 20 Leutnante und Studenten in das Belvedere ein, um den dort wohnenden Großfürsten Konstantin, der als Militärgouverneur sich sehr verhaßt gemacht hatte, zu ermorden, während andere die russische Besatzung überfallen und sich des Arsenals bemächtigen sollten. Aber jenem gelang es zu entkommen, und die russischen Regimenter stellten sich vor ihren Kasernen kampfbereit auf. Das Arsenal wurde von den Aufständischen erstürmt und 15 000 Gewehre unter das Volk verteilt. Zwei Tage nachher zog Konstantin mit den russischen Truppen aus der Stadt; die polnischen Regimenter gingen zu den Aufständischen über. Die Schwäche des Statthalters förderte also den Aufstand.

Eine **provisorische Regierung** wurde eingesetzt, an deren Spitze Fürst Adam Czartoryski stand; doch war auch der demokratisch gesinnte Joachim Lelewel, früher Universitätsprofessor in Wilna, in diese aufgenommen. Aber schon in den Anfängen des Aufstandes zeigte sich jenes Grundübel, das den Polen in wichtigen Augenblicken ihrer Geschichte so unermeßlich geschadet hat, der Parteihader. Auch innerhalb der vorläufigen Regierung herrschte vom ersten Augenblick an Uneinigkeit unter den Führern. Die aristokratische Partei oder die „Weißen" wollte nicht den Bruch mit Rußland, sondern nur Reformen; die demokratische Partei oder die „Roten" verlangte Trennung von Rußland, Wiederherstellung des altpolnischen Reiches, Gleichstellung aller Stände in ihren politischen Rechten. Beide Parteien hegten unerfüllbare Hoffnungen; jene berücksichtigte nicht die unbeugsame Willenskraft des Kaisers Nikolaus, diese überschätzte die polnischen Streitkräfte gegenüber dem russischen Koloß. Der von der

Regierung zum Oberbefehlshaber ernannte General Chlopicki riß die Diktatur an sich, entfernte Lelewel aus der Regierung und schickte eine Gesandtschaft nach Petersburg, um den Kaiser der Treue Polens zu versichern und ihn um Ausführung der Verfassung, Entfernung der russischen Besatzung und Vereinigung Litauens mit Polen zu bitten. Aber die kaiserliche Bekanntmachung vom 19. Dezember 1830 ließ den aufständischen Polen keine andere Wahl als die zwischen unbedingter Unterwerfung oder Krieg mit Rußland. „Wir werden", hieß es, „in Warschau einziehen, und sollten wir bis an die Knöchel im Blute waten." Gegenüber den Angriffen der demokratischen Partei legte Chlopicki am 17. Januar 1831 seine Stelle nieder. Am 18. Januar kam der Reichstag wieder zusammen und sprach am 25. auf den Antrag des Grafen Roman Soltyk die Unabhängigkeit Polens und die Absetzung der Dynastie Romanow aus. Eine neue Regierung von fünf Männern wurde errichtet, in der Czartoryski wieder den Vorsitz übernahm und auch Lelewel wieder Aufnahme fand. Den Oberbefehl über die Truppen erhielt Fürst Michael Radziwill, der die Vermehrung und Verbesserung des Heeres mit Eifer betrieb.

Die Polen hatten sich, wie früher die Griechen, hilfesuchend an die Großmächte gewandt. Aber ihre Bitte fand keine Erhörung. Die Gunst des Schicksals, die den Griechen gelächelt hatte, blieb ihnen versagt. Jeder Staat hatte genug mit sich selbst zu tun. Wenn aber die Polen sich allein der russischen Übermacht gegenüberstellen mußten, stand es schlecht mit ihren Aussichten. Die Kampfesfreudigkeit und die heldenmütige Tapferkeit der einzelnen wurde in ihren Wirkungen aufgehoben durch die Zerfahrenheit des Ganzen, durch Parteiwut und Zuchtlosigkeit. Schon hatte der russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski mit 100000 Mann und 400 Kanonen den Bug überschritten und die Richtung nach Warschau eingeschlagen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es am 25. Februar 1831 bei Grochow zu einer größeren Schlacht. Trotz aller Tapferkeit mußten die Polen das Feld räumen und über die Weichsel nach Warschau zurückgehen. Radziwill, unter welchem Chlopicki, der schwer verwundet wurde, gedient hatte, legte den Oberbefehl nieder und erhielt den General Skrzynecki zum Nachfolger. Dieser wurde am 26. Mai bei Ostrolenka von Diebitsch geschlagen und mußte sich nach Warschau zurückziehen. Beide

Teile fühlten sich erschöpft, die Polen völlig entmutigt. Dazu kam noch der Ausbruch der Cholera, die, aus dem Innern Rußlands kommend, zum erstenmal ihren fürchterlichen Rundgang durch Europa machte. Diebitsch und Großfürst Konstantin erlagen der Seuche (10. und 17. Juni 1831). Auch die Versuche, den Aufstand in die altpolnischen Provinzen Wolhynien, Podolien und Litauen hinüberzutragen, mißlangen. General Dwernicki, der nach Wolhynien abgeschickt worden war, mußte auf österreichischem Boden Zuflucht suchen. General Gielgud, der in Litauen kämpfte, ging bei Memel über die preußische Grenze. Von seinem Heere konnte nur General Dembinski mit 4000 Mann unter fortwährenden Kämpfen durch Litauen sich bis nach Warschau durchschlagen.

Die Sache der Polen war unrettbar verloren. Der neue russische Oberbefehlshaber, Graf Paskjewitsch-Eriwanski, ging auf das linke Ufer der Weichsel über und rückte gegen Warschau vor. Skrzynecki, der keine Schlacht liefern wollte, wurde am 10. August des Oberbefehls enthoben und durch General Dembinski ersetzt. Aber auch dieser wagte nicht den Marsch des russischen Heeres aufzuhalten, sondern stellte sich vor Warschau auf. Alle diese Vorgänge steigerten nur den Parteihaß und versetzten die patriotische Partei in die höchste Wut. So kam es in der Nacht vom 15.—16. August zu Ausschreitungen des Straßenpöbels, wobei die Gefängnisse erbrochen und mehrere des Verrats beschuldigte Generale, gegen 40 Personen, sogar Frauen ermordet wurden. Die Regierung löste sich auf; Czartoryski floh ins polnische Lager; der unzuverlässige General Krukowiecki wurde vom Reichstag zum Regierungspräsidenten mit diktatorischer Gewalt, der altersschwache General Malachowski zum Oberbefehlshaber ernannt. Paskjewitsch rückte mit 70000 Mann vor Warschau, wo noch 34000 Verteidiger waren, ließ am 6. und 7. November stürmen und trat in Unterhandlungen mit Krukowiecki, der gegen Zusicherung einer Amnestie unbedingte Unterwerfung zusagte. Aber der Reichstag verwarf dieses Abkommen, setzte Krukowiecki als Verräter ab und ernannte Niemojewski zum Regierungspräsidenten. Der Kampf entbrannte noch einmal; aber alles war umsonst. Am 8. September mußte sich Warschau auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Rest des polnischen Heeres, etwa 20000 Mann, zog gegen Modlin. „Noch ist Polen nicht verloren," sangen die Soldaten, als sie aus dem Tore Pragas hinauszogen.

Auch der polnische Reichstag verließ die Hauptstadt. Den Oberbefehl über das Heer bei Modlin übernahm jetzt Rybinski; aber es gelang ihm nicht, die zerstreuten Trümmer der polnischen Armee zu vereinigen. Ein Teil wurde von den Russen nach Galizien hinabgedrängt. Rybinski mit den letzten 21000 Mann überschritt die preußische Grenze (5. Oktober), was Regierung und Reichstag schon am 25. September getan hatten. Die Truppen wurden entwaffnet, blieben aber in Preußen, bis Nikolaus ihnen unter Zusicherung einer Amnestie die Erlaubnis zur Rückkehr gewährte. Von den Mitgliedern der Regierung und des Reichstags und von den Offizieren zogen die meisten die freiwillige Verbannung der Rückkehr in das Vaterland vor. Sie begaben sich nach Frankreich, nach England, nach der Schweiz und nach anderen Ländern.

Den russischen Siegen folgte das Strafgericht. Die Güter der Geflohenen wurden eingezogen, die Reichstagsmitglieder, die für die Absetzung des Hauses Romanow gestimmt hatten, nach Sibirien geschickt, die Universitäten Warschau und Wilna geschlossen, die Verfassung aufgehoben. An ihre Stelle trat das **„Organische Statut"** vom 26. Februar 1832. Dieses erklärte den Reichstag für abgeschafft und verwandelte das bisherige Königreich Polen in eine russische Provinz. Paskjewitsch, zum Fürsten von Warschau erhoben, trat als Statthalter an die Spitze der Militär- und Zivilgewalt und führte ein strenges Polizeiregiment. Die polnischen Soldaten steckte man in russische Regimenter und schickte sie in die entferntesten Gegenden, besonders nach dem Kaukasus. Das ganze Land wurde entwaffnet, Todesstrafe auf die Verheimlichung der Waffen gesetzt. Das Bestreben, Polen gänzlich zu russifizieren, trat immer mehr hervor. Alle Schulen wurden in russischer Weise eingerichtet, die Erlernung der russischen Sprache und Geschichte zu einem Hauptgegenstand des Unterrichts gemacht. An die Spitze der höheren Lehranstalten traten russische Offiziere. Niemand erhielt im Militär oder Zivil eine Anstellung, wenn er nicht der russischen Sprache mächtig war. Selbst der Ausbreitung der griechischen Religion leistete man in dem katholischen Polen allen Vorschub, und bei gemischten Ehen erzog man die Kinder in der griechischen Religion.

Auch in **der Verbannung** waren die Polen für eine neue Erhebung tätig. Doch dauerte der Zwiespalt zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei fort. Die letztere,

hauptsächlich in Paris vertreten, veranstaltete den Aufstand von 1846, dessen militärischer Leiter Mieroslawski war. In den polnischen Teilen Rußlands, Preußens und Österreichs wurde zu gleicher Zeit die Fahne des Aufruhrs erhoben, der Freistaat Krakau zum Hauptsitz gemacht und eine Nationalregierung dort eingesetzt. Aber Mieroslawski fiel in der Nähe von Gnesen in die Hände der Preußen. Viele Verdächtige in Posen und Westpreußen wurden verhaftet, der Revolutionsversuch in Russisch-Polen niedergeschlagen, Krakau, wo Tyssowski die Diktatur übernommen hatte, am 4. März von den Preußen, Österreichern und Russen gemeinsam besetzt; in Galizien riefen die kaiserlichen Beamten die Bauern gegen ihre Grundherren, den polnischen Adel, auf, worauf große Haufen von Bauern unter Führung des Jakob Szela sich zusammenrotteten, die Schlösser der adligen Grundbesitzer überfielen, niederbrannten und plünderten und einige hundert Adlige ermordeten. Krakau verlor, nach einer Verabredung der drei Großmächte, seine Unabhängigkeit und wurde im November 1846 Österreich einverleibt.

Seit der Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1831 übernahm Kaiser Nikolaus die leitende Rolle im östlichen Europa. Preußen und die Regenten der deutschen Mittelstaaten, von welchen mehrere durch Ehebündnisse mit dem russischen Hofe verbunden waren, schlossen sich an Rußland an. Der Einfluß Metternichs war im Abnehmen. Sein Ansehen stand hinter dem des russischen Kaisers zurück. Aber auch nach Asien richtete Rußland seine Blicke. Für sein Vorgehen gegen Zentralasien war ihm der **Besitz des Kaukasus** notwendig, wo freiheitsliebende und kriegerische Völkerschaften, Tscherkessen, Tschetschenzen, Lesghier und andere, wohnten. Auf den Friedensvertrag von Adrianopel (1829), wenn auch mit wenig Berechtigung sich stützend, begann Rußland 1834 den Krieg im Kaukasus ernstlicher zu führen, erlitt aber durch den unermüdlichen Schamyl, den Führer der Tschetschenzen, mehrere bedeutende Verluste. Als aber die Russen unter dem energischen General Variatynski eine Bergfestung um die andere eroberten und mehrere Stämme sich unterwarfen, zog sich Schamyl in seine letzte Zufluchtsstätte, die Bergfestung Ghunib (in Daghestan) zurück. Von allen Seiten eingeschlossen, mußte er sich nach verzweifeltem Kampfe (6. September 1859) an Variatynski ergeben. Er wurde nach Petersburg gebracht, wo er unter Kaiser Alexander II.

rücksichtsvoll behandelt wurde. Später nahm er mit seiner Familie seinen Aufenthalt in Kaluga. Er starb 1871 in Medina. Die gänzliche Unterwerfung der Kaukasusvölker erfolgte 1864. Das Vorgehen Rußlands gegen Turan war anfangs nicht vom Glück begünstigt. Die Expedition des Generals Perowski gegen Khiwa, die im Winter 1839—1840 mit 20000 Mann und 10000 Kamelen unternommen wurde, ging in den Steppen zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee im Schneegestöber größtenteils zu Grunde. Es war für die Russen ein Trost, daß die Engländer in Afghanistan einen ähnlichen Mißerfolg hatten. Da nämlich die Russen vom Norden, die Engländer vom Süden (Indien) her immer weiter in Zentralasien vordrangen, so stießen in Afghanistan die Interessen der beiden Mächte feindselig aufeinander. Der „Weltgegensatz" fing hier an sich herauszubilden.

Zar Nikolaus war eine starke, kraftvolle Persönlichkeit, tief durchdrungen von dem Bewußtsein der eigenen Majestät und der Macht seines Reiches; nicht mit Unrecht. Zar Nikolaus nahm unter den Herrschern seiner Zeit wirklich eine hervorragende Stellung ein und sein Reich wuchs wie an Größe so an Einfluß in zwei Weltteilen. Seine weit ausgreifende Eroberungspolitik hatte nicht an allen Punkten Erfolg, aber doch an den entscheidenden. Und als entscheidend sah er an den Kaukasus, weil seine Pässe den Zugang zu Zentralasien und Indien öffneten, und Konstantinopel, das den Besitz des Schwarzen Meeres in sich barg und für die slawischen Völker der würdige Gegenstand eines Kreuzzugs zu sein schien. Wenn der Zar seiner Politik solch hohe Ziele steckte, so befand er sich im Einklang mit dem vielbesprochenen „Testament Peters des Großen". Nach diesem hat der weiße Zar die Aufgabe, nicht nur die russischen Streitrosse dauernd an der Tränke am Bosporus einzustellen, sondern auch aus Rußland ein großes Meer zu machen, welches das arme Europa überfluten und befruchten wird. Das „Testament" hat mit Peter nichts zu tun, sondern ist eine spätere Fälschung, von einem gewissen Lesur vielleicht auf Napoleons Veranlassung niedergeschrieben. Mit solchen Weltherrschaftsplänen trug sich der Zar. Konstantinopel konnte er freilich nicht mit einem Griff an sich reißen. Zuvörderst galt es, den russischen Einfluß am Bosporus zum maßgebenden zu machen, eine Art russischer Schutzherr-

schaft über die Türkei herzustellen. Die Zeitverhältnisse waren diesem Plane günstig.

Seit dem Frieden von Adrianopel (1829), der das Ansehen der Türkei beträchtlich verminderte, hatte diese viel mit Aufständen zu kämpfen. In Bosnien und Albanien mußten türkische Heere einmarschieren. Der gefährlichste Aufstand ging von Mehemed Ali, Pascha von Ägypten, aus. Dieser ehrgeizige und herrschsüchtige Mann war mit der Belohnung für die Dienste, die er dem Sultan Mahmud II. im türkisch-griechischen Kriege geleistet hatte, nicht zufrieden. Er hatte das Paschalik von Damaskus verlangt und nur das ihm versprochene Kreta (Kandia) erhalten. Daher suchte er, während das Abendland mit den Folgen der Julirevolution beschäftigt war, sich seine Beute selbst zu holen. Einen Streit, den er mit Abdallah, dem Pascha von Akka, anfing, zum Vorwand nehmend, schickte er seinen Stiefsohn, den durch seine barbarische Kriegführung im Peloponnes berüchtigten Ibrahim Pascha, nach Syrien. Dieser überschritt (Oktober 1831) die ägyptische Grenze, nahm Gaza, Jaffa, Jerusalem und belagerte Akka. Darauf erhielt Mehemed Ali vom Sultan den Befehl, Syrien zu räumen. Da jener aber nicht nur nicht gehorchte, sondern sogar die Abtretung des Paschaliks von Damaskus und von Akka verlangte, so wurde er samt seinem Stiefsohn in die Acht erklärt (April 1832). Die zwei ägyptischen Rebellen kümmerten sich nicht darum: Ibrahim nahm am 25. Mai 1832 Akka mit Sturm und zog in Damaskus ein. Das türkische Heer, welches unter Hussein Pascha, dem Vernichter der Janitscharen, in Syrien einrückte, wurde am 9. Juli bei Homs und am 27. Juli bei Beylan geschlagen, und als der Großwesir Reschid Pascha mit einem neuen Heere anmarschierte, wurde



Mehemed Ali.
Nach der Natur gezeichnet von Durand, gestochen von Karl Mayer.

er am 20. Dezember 1832 bei Konieh vollständig besiegt und geriet selbst in Gefangenschaft. Die Lage des Sultans war bedenklich. Der Weg nach Konstantinopel stand Ibrahim Pascha, welcher 100 000 Mann tüchtig geschulter Truppen unter sich hatte, offen; der Sultan konnte ihm kein neues Heer entgegenstellen.

Die Verlegenheit Mahmuds benutzte Kaiser Nikolaus von Rußland für seinen Zweck. Er bot ihm seine Hilfe gegen den widerspenstigen Vasallen an, und der Sultan wies die Hilfe nicht zurück. Darauf erschien eine russische Flotte im Bosporus, landete Truppen bei Skutari, und von der Donau her marschierte ein russisches Heer zur Deckung Konstantinopels heran. Dies erregte die Eifersucht Englands und Frankreichs im höchsten Grade. Um die Türkei der russischen Bundesgenossenschaft zu entziehen, beredeten diese Mächte den Sultan, mit Mehemed Ali den Frieden von Kutajeh (6. Mai 1833) zu schließen und ihm ganz Syrien und das im Südosten Kleinasiens gelegene Gebiet von Adana zu überlassen. Rußland mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, schloß aber, den Sultan auf das Nachteilige dieser Friedensbedingungen aufmerksam machend, am 8. Juli 1833 mit ihm den Vertrag von Unkiar-Skelessi, worin er ein Defensivbündnis auf acht Jahre mit Rußland einging und sich verbindlich machte, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Dieser Vertrag war ein großer Erfolg der russischen Politik. Denn wenn Rußland im Falle der Not die Türkei zu verteidigen hatte, war es von einer Schutzherrschaft über diese nicht mehr weit entfernt. In England und Frankreich wurde deshalb die öffentliche Meinung sehr erregt. Während aber dieses den Mehemed Ali in seinem Kampfe gegen die Türkei ermutigte, schloß jenes mit dem Sultan einen Handelsvertrag (August 1838), der dem europäischen Levantehandel große Erleichterungen brachte und die Monopole Mehemeds auf Seide und Baumwolle aufhob. Da diese die Hauptquelle seines Reichtums bildeten, war er durch den Vertrag finanziell erheblich geschwächt.

Mehemed Ali, so unersättlich er sonst war, fügte sich zunächst, wenigstens äußerlich. Tatsächlich blieb es beim alten. Als er aber seine Macht von Westarabien aus auch auf die Südküste (Jemen) und Ostküste (Oman) ausdehnte, wo die Engländer Aden in Besitz nahmen, da beschloß der

erboste Sultan, den England auch noch stachelte, einen neuen Krieg. Er erklärte den Mehemed für einen Hochverräter, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ein Heer unter Hafiz Pascha in Syrien einrücken. Bei diesem befand sich als militärischer Ratgeber der preußische Hauptmann Hellmuth von Moltke. Er befand sich schon seit 1835 in der Türkei und unterstützte den Sultan bei seinen militärischen Reformplänen. Da er die Schwäche und Unzuverlässigkeit des türkischen Heeres kannte, so riet er Hafiz Pascha, sich in das feste Lager bei Biradschik zurückzuziehen, dort die im Anzug befindlichen Verstärkungen an sich zu ziehen und dann erst eine Schlacht zu liefern. Aber der Pascha hörte nicht auf Moltkes Rat, erklärte den Rückzug für eine Schande und wurde am 24. Juni 1839 bei Nisib am Euphrat von Ibrahim Pascha vollständig geschlagen. Dazu kamen für die Pforte noch weitere Unglücksfälle. Sultan Mahmud starb am 30. Juni, und sein Sohn und Nachfolger, Abdul Medschid, war erst 16 Jahre alt; der türkische Admiral Achmed Pascha ging aus Feindschaft gegen den neuernannten Großwesir Chosrew Pascha mit der ganzen Flotte, anstatt die ägyptische Flotte anzugreifen, zu Mehemed Ali über. Nun verlangte dieser zum mindesten den erblichen Besitz von Ägypten, Syrien, Arabien und Kreta. Frankreich war bereit, seine Forderungen zu unterstützen; aber England, Rußland, Österreich und Preußen schlossen am 15. Juli 1840 zum Schutze der Türkei eine Quadrupelallianz und schickten, unbekümmert um die Kriegsrüstungen des französischen Ministerpräsidenten Thiers, eine Flotte nach Syrien. Beirut und Akka wurden genommen, Alexandria bombardiert, und Mehemed Ali mußte schließlich froh sein, nach Zurückgabe von Syrien, Arabien und Kreta das erbliche Paschalik von Ägypten gegen Zahlung eines jährlichen Tributs behalten zu dürfen (27. November 1840). Frankreich trat später den Beschlüssen der Quadrupelallianz bei. Auch den Meerengenvertrag (13. Juli 1841) unterzeichnete es, der bestimmte, daß Bosporus und Dardanellen den Kriegsschiffen aller Völker verschlossen sein sollten.

d) Bürgerkrieg in Spanien und Portugal.

Im Dezember 1828 hatten die letzten französischen Truppen Spanien verlassen. Das Land war durch die vorangegangenen

Erschütterungen so erschöpft und ermattet, daß selbst die Julirevolution keine tiefere Wirkung auszuüben vermochte. Wohl sammelten sich, von der neuen Regierung in Frankreich begünstigt und unterstützt, einzelne Gruppen von Verbannten an den Grenzen und versuchten Einfälle in Spanien. Aber das Land blieb ruhig; die Eingedrungenen mußten sich schleunigst wieder flüchten.

Die Erbfolgefrage war es, die einen neuen Bürgerkrieg entzündete. Da König Ferdinand VII. kinderlos war, so schien seinem ältesten Bruder Don Karlos der Thron sicher zu sein, und die apostolische Junta baute auf sein Königtum die schönsten Zukunftspläne. Als aber die dritte Gemahlin des Königs 1829 starb, heiratete er im nämlichen Jahre die Tochter des Königs Franz von Neapel, die Prinzessin Maria Christine, und hob das von dem Bourbonen Philipp V. 1713 eingeführte Erbfolgegesetz auf, wonach die Frauen erst nach dem vollständigen Aussterben des Mannsstamms thronfähig waren. Statt dessen erneuerte er die alte kastilische Successionsordnung, wonach die Töchter und Enkelinnen des Königs seinen Brüdern und Neffen vorangingen. Das geschah durch die pragmatische Sanktion vom 3. April 1830. Die Sache wurde bald praktisch. Am 30. Oktober 1830 wurde dem König eine Tochter, Isabella, geboren, die alsbald zur Thronerbin und Prinzessin von Asturien erklärt wurde. Am 30. Januar 1832 folgte noch eine zweite Tochter, Luise. Die Apostolischen gerieten über diese Vorgänge in große Bestürzung. Denn es war vorauszusehen, daß sie ihren Don Karlos nur durch Waffengewalt auf den Thron bringen könnten. Am 29. September 1833 starb Ferdinand VII., worauf seine dreijährige Tochter als Isabella II. zur Königin ausgerufen wurde. Während ihrer Minderjährigkeit sollte kraft des Testaments die Königin-Witwe Maria Christine die Regentschaft führen. Das wollte die apostolische Partei nicht dulden. Don Karlos hatte noch zu Lebzeiten seines Bruders gegen die pragmatische Sanktion Einspruch erhoben und sich zu seinem Gesinnungsgenossen und Neffen, Dom Miguel von Portugal, begeben. Jetzt erklärte er die Thronbesteigung Isabellas für Thronraub und griff mit seinem Anhänger zu den Waffen. Der **Bürgerkrieg zwischen den Christinos**, den Anhängern der Christine, und **den Karlisten**, den Anhängern des Königs „Karlos V.", begann. Da Don Karlos von der apostolisch-reaktionären

Partei unterstützt wurde, so blieb der Christine nichts anderes übrig, als sich auf die Liberalen zu stützen. Die Christinos hatten ihren Anhang hauptsächlich in den Städten, die Karlisten bei den Bergbewohnern der baskischen Provinzen und in Navarra. Der Bürgerkrieg dauerte fast das ganze vierte Jahrzehnt hindurch und wurde von beiden Seiten mit echt südländischer Grausamkeit geführt. Das Kriegsglück schwankte, weil keine Partei stark genug war, die andere niederzuwerfen. Die auswärtigen Mächte wurden auch hier zur Hilfe aufgerufen. Da Don Karlos von Portugal aus die Grenzen Spaniens bedrohte, so wandte sich die Regentin Christine an die ihr befreundeten Höfe von Frankreich und England, und zwischen diesen zwei Staaten einerseits und der Regentin Christine und Dom Pedro von Portugal anderseits wurde in London die Quadrupelallianz vom 22. April 1834 geschlossen, welche den Zweck hatte, die konstitutionellen Throne der Königinnen Isabella und Maria da Gloria aufrecht zu erhalten und die beiden Prätendenten Karlos und Miguel zu vertreiben. Beide mußten im nämlichen Jahre Portugal verlassen. Karlos begab sich zunächst nach England, erschien aber bald darauf in Navarra, um den Mut der Seinigen durch seine persönliche Gegenwart zu beleben. Die Christinos waren zwar an Truppenzahl überlegen, aber die Karlisten hatten an Zumalacarreguy und nach seinem Tode (1835) an Cabrera tüchtigere Führer. Erst als Espartero den Oberbefehl über das christinische Heer übernahm und die Karlisten 1837 bei Luchana schlug, trat eine Wendung ein. Don Karlos drang zwar 1837 bis in die Nähe von Madrid vor; aber Espartero eilte rasch herbei und zwang ihn zum Rückzug. Das entscheidende Ereignis war der Abschluß des Vertrags von Vergara (31. August 1839), wonach der neue Oberbefehlshaber des karlistischen Heeres, General Maroto, mit seinem Heere zu den Christinos überging und dafür Amnestie und die Bestätigung der baskischen und navarresischen Freiheiten auswirkte. Damit war die Sache des Don Karlos verloren. Er selbst hatte ihr durch seine Beschränktheit und Unbeweglichkeit am meisten geschadet. Mit einem Teil der Seinigen begab er sich nach Frankreich, blieb in der Stadt Bourges sechs Jahre unter polizeilicher Aufsicht und erhielt erst 1845, nachdem er seine Ansprüche an seinen ältesten Sohn, den Grafen Karl von Montemolin, abgetreten hatte, die Erlaubnis zur Abreise, worauf er sich nach Italien begab

und den Titel „Graf von Molina" annahm. Er starb am 10. März 1855 in Triest. Seine Anhänger setzten in Katalonien unter Cabrera noch eine Zeitlang den Kampf fort, wurden aber von Espartero überwältigt und mußten 1840, etwa 8000 Mann stark, nach Frankreich flüchten, wo sie überwacht wurden. Der Bürgerkrieg war beendigt.

Bald darauf geriet **Espartero**, der zum Herzog von Vitoria (Siegesherzog) erhoben wurde, **in Streit mit der Regentin Christine.** Ihr Anschluß an die Liberalen war kein freiwilliger gewesen; der Kampf gegen die apostolische Partei hatte sie dazu genötigt; allmählich trat ihre Neigung zum Absolutismus unverhüllt hervor. Dadurch geriet sie in Gegensatz gegen den liberalen Espartero, also gegen den Mann, dessen starke Faust sie gegen ihre Feinde brauchte. Als in Madrid und an anderen Orten der Bürgerkrieg neu aufflammte, stellte Espartero Bedingungen, die auf eine Mitregentschaft hinausliefen. Da zog Maria Christine es vor, die Regentschaft niederzulegen und das Land zu verlassen (Oktober 1840).

Die neugewählten Cortes ernannten (8. Mai 1841) Espartero zum Regenten für die Zeit der Minderjährigkeit der Königin. Er führte die Zügel der Regierung mit straffer Hand und sorgte überall für Ordnung. Aber die Exregentin Christine tat von Paris aus, wo sie sich aufhielt, alles, um seine Stellung zu untergraben. Auch im Lande selbst hatte der Mann, der so hoch gestiegen war, viele Gegner und Neider. Der gefährlichste von diesen, der konservative General Narvaez, landete in Valencia, gewann die Truppen durch Bestechung und hielt am 22. Juli 1843 seinen Einzug in Madrid. Espartero, von allen verlassen, schiffte sich am 30. Juli nach England ein, wo man ihn mit den Ehren eines Regenten empfing, während er in Spanien durch ein Dekret vom 16. August aller Titel und Würden verlustig erklärt wurde. Erst im Jahre 1848 wurde er wieder in seine Ehren eingesetzt.

Mit dem Sturze Esparteros wurden die Progressisten aus dem Ministerium und den Cortes verdrängt und machten den Moderados Platz. Die erst dreizehnjährige Isabella, die der Zucht und Unterweisung noch so sehr bedurft hätte, wurde im November 1843 von den Cortes für volljährig erklärt und übernahm die Regierung. Jetzt erhielt die Reaktion wieder die Oberhand. Der Ministerpräsident Gon-

zalez Bravo rief die Regentin, obwohl sie sich durch eine heimliche Ehe mit einem früheren Leibgardisten unmöglich gemacht hatte, zurück, und als General Narvaez selbst das Präsidium übernahm, wurde die Verfassung in absolutistischem Sinne geändert. Dann trat der **französische Heiratsplan** in den Vordergrund. Um seinem Hause einen dauernden Einfluß in Spanien zu sichern und ihm Anwartschaft auf den spanischen Thron zu verschaffen, brachte es Louis Philipp im Einverständnis mit Christine dahin, daß am 10. Oktober 1846 Isabella sich mit ihrem Vetter Franz de Assisi, Sohn des Infanten Franz de Paula, die Infantin Luise mit dem Herzog Anton von Montpensier, dem jüngsten von seinen fünf Söhnen, vermählte. Louis Philipp, welcher in dieser Sache ganz sicher gehen wollte, hatte anfangs die Absicht, auch Isabella mit einem seiner eigenen Söhne, dem Herzog Heinrich von Aumale, zu vermählen. Aber gegen diesen Plan, der einen Orleans auf den spanischen Thron gebracht hätte, erhob das Palmerstonsche Kabinett in London so entschiedenen Widerspruch, daß Louis Philipp darauf verzichtete. Wohl aber wählte er unter den verschiedenen Heiratskandidaten für Isabella in Franz de Assisi gerade diejenige Persönlichkeit aus, die seinem Sohne Montpensier am wenigsten im Wege stand. Assisi war an Körper und Geist so krank und schwach, daß eine Nachkommenschaft ausgeschlossen schien. Dann kam ja Montpensier zur Regierung. Diese im geheimen betriebene Heirat kostete Louis Philipp die Freundschaft des englischen Kabinetts; denn er hatte diesem das Versprechen gegeben, daß die Vermählung seines Sohnes mit der Infantin Luise erst dann stattfinden sollte, wenn Isabella Nachkommenschaft erhalten hätte. Diese entzweite sich mit ihrem Gemahl und setzte ihn bald gänzlich zurück, während sie ihre volle Gunst



Baldomero Espartero.
Nach einem Gemälde von Maurin, gestochen von Karl Mayer.

dem jungen, progressistischen General Serrano zuwandte. Sie führte ein anstößiges Privatleben und gab sich dabei immer mehr einer blinden Bigotterie hin. Am 20. Dezember 1851 wurde die Prinzessin Isabella, am 28. November 1857 der Prinz von Asturien, Alfons, geboren; aber die Legitimität dieser und der beiden anderen Kinder wurde bezweifelt.

In Portugal war das rechtmäßige Königtum der Maria da Gloria auf die Insel Terceira beschränkt, das übrige Land in den Händen des Thronräubers Dom Miguel. Die Nachricht von der Julirevolution brachte hier die Geister in wilde Erregung. Aber Dom Miguel erstickte die Meutereien durch Einkerkerungen, Mißhandlungen, Verbannung, Massenhinrichtung und ähnliche Mittel einer ruchlosen Zwingherrschaft. Einen ersten Hoffnungsstrahl für das gequälte portugiesische Volk brachte der Ministerwechsel in England, wo die Tories dem Whiggisten Charles Grey weichen mußten (16. November 1830), was eine Änderung in der Stellung zu Portugal zur Folge hatte. Doch die eigentliche Hilfe kam von Brasilien. Dort brach, ebenfalls infolge der Nachrichten aus Paris, ein Aufstand aus, der den Kaiser Pedro I. so kränkte, daß er die Krone Brasiliens zu Gunsten seines Sohnes Pedro II. niederlegte und sich mit seiner Gemahlin und seiner Tochter Maria da Gloria nach Europa einschiffte. Als „Herzog von Braganza" begab er sich nach Paris und London, um diese Höfe für seine Sache zu gewinnen, schloß ein Anlehen ab und opferte sein Privatvermögen, um Schiffe und Truppen zu werben. Am 7. Juli 1832 landete er von Terceira aus an der spanischen Küste, am nächsten Tage gewann er die Stadt Oporto, die er sofort stark befestigte. Ein Jahr lang standen sich hier die feindlichen Brüder, Dom Pedro und Dom Miguel, gegenüber, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Erst durch die Unterstützung Englands verbesserte sich Pedros Lage. Am 24. Juli 1833 fiel Lissabon in seine Gewalt und nach zweijährigem Bürgerkrieg sah sich Dom Miguel genötigt, den Vertrag von Evora zu unterzeichnen (26. Mai 1834), in welchem er gegen ein Jahrgeld von 375000 Franken der portugiesischen Krone entsagte und das Versprechen gab, Portugal für immer zu verlassen. Kaum in Italien angekommen, widerrief er den Vertrag. Nach verschiedenen Irrfahrten durch Italien und England ließ er sich in Deutschland nieder und vermählte sich mit der Prinzessin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg.

Er starb am 14. November 1866 in Klein-Heubach im bayerischen Franken.

Dom Pedro stellte die von ihm verliehene Verfassung wieder her, eröffnete am 15. August 1834 die Cortes und ließ sich von ihnen bis zur Volljährigkeit seiner Tochter zum Regenten ernennen. Aber schon fünf Wochen später starb er (24. September 1834), nachdem er seine Tochter Maria für volljährig erklärt hatte. Die fünfzehnjährige Königin vermählte sich im Januar 1835 mit dem Prinzen August von Leuchtenberg, und als dieser schon im März dieses Jahres starb, nahm sie im April 1836 den Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary aus der in Ungarn angesiedelten katholischen Linie dieses Hauses zu ihrem Gemahl.

Die Unruhen waren aber noch nicht zu Ende. Das portugiesische Volk war für ein geordnetes Verfassungsleben so wenig reif als das spanische. So fiel es eben demjenigen zu, der das Wort am geschicktesten handhabte. Daher die vielen Aufstände, Ministerwechsel, Verfassungsänderungen. Eine Empörung vom Jahre 1847 konnte nur mit englischer Hilfe unterdrückt werden. Am 15. November 1853 starb die Königin Maria II. da Gloria. Ihr folgte ihr ältester Sohn Pedro V. Da dieser noch unmündig war, so übernahm sein Vater, der Titularkönig Ferdinand von Koburg, die Regentschaft, bis Pedro am 16. September 1855 volljährig wurde. Dieser vermählte sich 1858 mit der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen, verlor aber schon im folgenden Jahre seine Gemahlin durch den Tod. Er selbst starb am 11. November 1861, worauf sein nächstältester Bruder Ludwig den portugiesischen Thron bestieg.

e) Grossbritanniens innere Entwickelung.

Wenige Wochen vor Ausbruch der Julirevolution in Paris endete in London das verächtliche Regentenleben Georgs IV. (26. Juni 1830). Ihm folgte auf dem Throne von Großbritannien und Irland sein ältester Bruder, der Herzog von Clarence, als **König Wilhelm IV.** (1830—1837). Die Parlamentswahlen, die infolge des Thronwechsels vorgenommen werden mußten, verstärkten die Reihen der liberalen Opposition gegen das Ministerium Wellington. Das war schon die Wirkung der Julirevolution. Da die Minister bei einer Debatte über die Zivilliste in der Minderheit blieben,

so gaben sie ihre Entlassung ein, und Graf Grey wurde am 16. November 1830 mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Männer wie Palmerston, Russell, Brougham traten in sein whiggistisches Ministerium ein. Von diesem war zu erwarten, daß es in der Frage, die alles beherrschte, in der **Frage der Parlamentsreform** einem besonnenen Fortschritt huldigen werde. Am 3. Februar 1831 legte der Ministerpräsident Grey dem Parlament einen Entwurf vor. Den „verrotteten Flecken" sollte das Wahlrecht genommen, dieses auf die bevölkerten Städte übertragen und die Wahlberechtigung an einen niedrigeren Zensus geknüpft werden. Diese Vorschläge waren keineswegs radikal. Die ärmeren Klassen erhielten das Wahlrecht nicht; die Aristokratie behielt ein Übergewicht; der wohlhabende Mittelstand aber sollte vom Unterhaus nicht mehr ausgeschlossen sein. Nach langen und heftigen, aber immer würdig geführten Verhandlungen wurde die Bill vom Unterhaus verworfen. Die Minister wollten zurücktreten; aber der König zog die Auflösung des Parlaments vor. Die Neuwahlen fielen überwiegend im Sinne einer Umgestaltung aus. Am 21. September 1831 wurde die Reformbill, nachdem sie einige Verbesserungen erhalten hatte, im Unterhause mit einer Mehrheit von 109 Stimmen angenommen. Das Oberhaus aber verwarf sie (7. Oktober). Eine ungeheure Aufregung entstand; in Bristol kam es zu einem Aufstand; an einigen Orten wurden die Lords gesteinigt und geprügelt, man sprach von der Abschaffung des Oberhauses. Im Dezember trat das vertagte Parlament wieder zusammen. Die mit wenigen Veränderungen wieder vorgelegte Reformbill wurde vom Unterhaus am 23. März 1832 mit einer Mehrheit von 116 Stimmen angenommen und vom Oberhaus abermals verworfen.

Jetzt verlangte Graf Grey vom König die Ermächtigung, neue Peers ernennen zu dürfen, um dadurch dem Ministerium die Mehrheit im Oberhaus zu verschaffen. Aber der König konnte sich nicht entschließen, durch einen Peersschub die ganze englische Verfassung zu erschüttern. Als darauf das Ministerium seine Entlassung nahm, beauftragte er Wellington mit der Neubildung des Kabinetts. Da aber zeigte es sich, welch eine Macht im politischen Leben Englands der Volkswille ist. Wellington brachte kein Ministerium zusammen, weil kein Tory den Mut hatte, sich dem zu widersetzen,

was das Volk verlangte. Grey wurde also aufs neue berufen, nahm aber nur unter der Bedingung an, daß der König den Peersschub genehmigte. Der König wußte es aber doch zu verhindern. Auf seinen Wunsch blieben bei der Abstimmung im Oberhaus 100 Lords weg (4. Juni 1832). Jetzt war die Bill angenommen; der König bestätigte sie (7. Juni). 56 „Wahlflecken" mit insgesamt 111 Sitzen wurden durch sie aufgehoben, 32 auf die Hälfte beschränkt, die Zahl der Wahlberechtigten verdoppelt (etwa eine Million). Von einem allgemeinen Wahlrecht konnte auch jetzt noch keine Rede sein; der Grundbesitz behielt sein Übergewicht. Aber der Mittelstand hatte politischen Einfluß erlangt. Ein gewaltiger Fortschritt war erzielt — ohne Revolution, ohne Blutvergießen, sogar ohne Gesetzesverletzung.



König Wilhelm IV. von England.
Nach der Natur gezeichnet von Widell, gestochen von Burkhart und Fr. Stöber.

Noch ein anderer Fortschritt, der dem ärmsten Teile der Menschheit zu gute kam, fällt unter das Ministerium Grey: die **Sklavenbefreiung**. Die erste Anregung dazu ging von Quäkerkreisen aus. Im englischen Parlament wurde sie am begeistertsten von dem Philanthropen Wilberforce vertreten, den Pitt und andere Staatsmänner unterstützten. 1830 gab England alle seine Kronsklaven ohne Entschädigung frei. Am 28. August 1833 wurde die Freigabe der Sklaven in allen Kolonien beschlossen und zur Entschädigung der Eigentümer die Summe von 20 Millionen Pfund ausgeworfen. Die Sklavenkinder unter sechs Jahren erhielten sogleich die Freiheit; die übrigen auf den 1. August 1834; doch war vorausgesetzt, daß diese noch eine sieben Jahre dauernde „Lehrzeit" durchmachten. Eine weitere „Emanzipation" vollzog sich erst 1857, als die Juden Zutritt in das Unterhaus erhielten, nachdem sie schon 1838 Zutritt zu den Gemeindeämtern erhalten hatten. Baron Nathan von Roth-

schild war der erste Jude, der als Abgeordneter in das Unterhaus einzog.

England hatte auch schon in dieser Zeit seine **Arbeiterbewegung.** Das gewaltige Anschwellen der Fabriktätigkeit erzeugte einen zahlreichen Arbeiterstand, der Verbesserung seiner materiellen Lage und Einfluß auf die Gesetzgebung anstrebte, anfänglich auf radikalem Wege, später auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung. Da die Arbeiter ein, wenn auch eingeschränktes Koalitionsrecht besaßen (seit 1824 bezw. 1825), so konnten sie sich zu Gewerkvereinen zusammenschließen (trades unions) und durch Arbeitseinstellungen (strikes) eine Lohnerhöhung erzwingen. Im Jahre 1836 verband sich eine Anzahl von Arbeitervereinen zu einer neuen sozialpolitischen Partei, die in der „Volkscharte" weitgehende Forderungen aufstellte. Die sechs Grundartikel der „Chartisten" verlangten nämlich: allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, Einteilung des Landes in gleiche Wahlbezirke nach der Kopfzahl, jährliche Parlamente, Abschaffung des Zensus als des Maßstabs für die Wahlen, Taggelder für die Unterhausmitglieder. Der Chartistenausschuß übergab 1839 dem Unterhaus eine „Nationalpetition", die mehr als eine Million Unterschriften trug. Aber beide Häuser verwarfen sie. Die Aufregung, die dadurch unter den arbeitenden Klassen hervorgerufen wurde, war kaum zu beschwichtigen. Zwei Jahre später versuchten die Chartisten einen neuen, noch stärkeren Petitionssturm, konnten aber bei der Entschlossenheit, mit welcher der gesamte Mittelstand ihnen entgegentrat, nichts ausrichten. Doch hatte die Arbeiterbewegung auch ihren wohltätigen Einfluß auf die Gesetzgebung. 1834 erhielt England das erste Arbeiterschutzgesetz mit Beschränkung der Kinderarbeit und Einsetzung von Fabrikinspektoren. Die veränderte Zusammensetzung des Parlaments, in welchem der Grundbesitz nicht mehr überwog, ermöglichte später auch die Abschaffung der Kornzölle, die schon 1828 durch die „gleitende Skala" eingeschränkt worden waren. Vom Jahre 1840 ab nahm die Not unter den ärmeren Schichten in erschreckendem Maße zu. Die Armenhäuser waren vollgestopft; ein Handweber konnte bei aller Anstrengung nicht mehr als 25 Pfennig im Tag verdienen, ein ländlicher Taglöhner selbst während der Ernte nur $^3/_4$ Mark in der Woche. Bei solchem Notstand waren die Kornzölle furchtbar verhaßt. Da gab Rob. Peel, obwohl selbst Tory, ein Beispiel, das

seitdem öfter Nachahmung fand. Um der Gegenpartei nicht den Ruhm zu lassen, führte die konservative Partei die notwendige Reform lieber selbst aus. Im Januar 1846 brachte Peel den Antrag ein, die Kornzölle binnen drei Jahren ganz abzuschaffen. Das Oberhaus fügte sich wie im Jahre 1832. Aus dem Widerstand gegen die Kornzölle wuchs auch die auf Freihandel hinzielende Richtung heraus, deren Hauptvertreter Richard Cobden und deren räumlicher Mittelpunkt Manchester war („Manchesterschule", das heißt die streng individualistische Richtung in der Volkswirtschaft, die jeden staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben verwirft). Die Durchführung des Freihandelssystems brachte für England einen unerhörten Aufschwung des Handels.

Die schwierigste Frage war immer noch, und für Jahrzehnte hinaus, **die irische.** Trotz der Emanzipationsbill von 1829, welche den Katholiken die Tore des Unterhauses öffnete, dauerten doch die schreiendsten Ungerechtigkeiten fort. Besonders schwer wurde es von den katholischen Irländern empfunden, daß sie an die anglikanischen Geistlichen den Zehnten entrichten und ihre eigene Geistlichkeit durch Privatbeisteuern unterhalten mußten. Das von O'Connell gegebene Losungswort „Repeal" behielt seine Zugkraft. Auch Ausschreitungen kamen vor. Der Zehnte wurde vielfach gar nicht mehr entrichtet, den Auspfändungen Widerstand entgegengesetzt, mit Mord und Brand an den verhaßten „Sachsen" Rache genommen. Das Ministerium Grey brachte gegen diese Ausschreitungen die irische Zwangsbill ein, welche dem Vizekönig von Irland das Recht zur Verhängung des Belagerungszustandes gab, und diese Bill mußte immer wieder erneuert werden; aber damit war die tiefe Wunde nur verstopft, nicht geheilt. In den nächsten Jahren drehte sich der Kampf hauptsächlich um die Zehntbill, die statt des Zehnten eine Grundsteuer einführen wollte, und um die von Lord Russell eingebrachte „Appropriationsklausel", wonach die durch die Kirchenbill gewonnenen Überschüsse für Schulzwecke in Irland verwendet werden sollten. Erst nachdem man diese fallen ließ, wurde die Bill angenommen. Die Repealbewegung dauerte fort bis zum Tode O'Connells. Ihre schärfste Gegnerschaft fand sie in dem Bund der Oranienmänner oder „Orangisten", der zur Zeit Wilhelms von Oranien zur Aufrechthaltung der englischen Gesetze und des Protestantismus in Irland gegründet worden war. Er be-

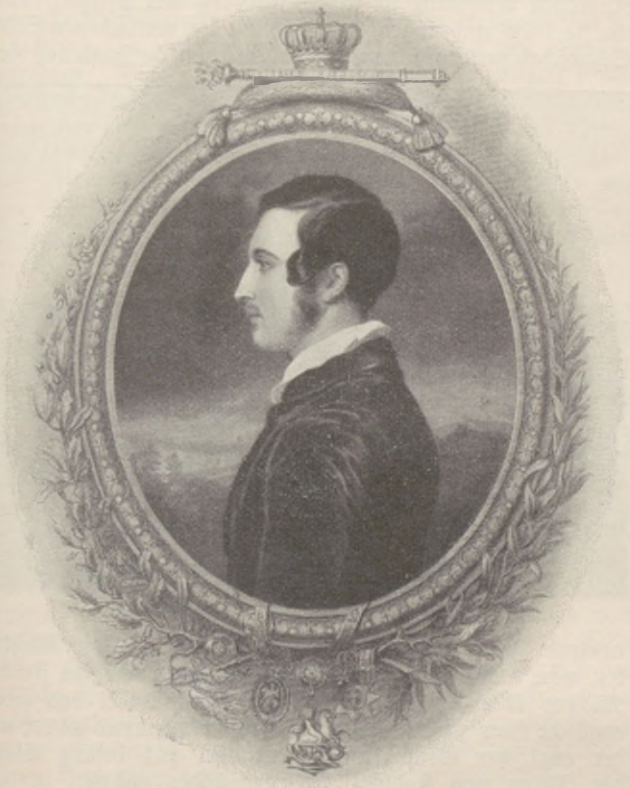
kämpfte die Versöhnungspolitik der whiggistischen Ministerien und hatte zum Großmeister den Herzog von Cumberland. Der konfessionelle und nationale Haß blieb auf diese Weise in seiner ganzen Schärfe bestehen.



Königin Viktoria von England.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. Da er kinderlos war, so folgte ihm seine Nichte Viktoria (geboren am 24. Mai 1819), die Tochter seines ältesten Bruders, des verstorbenen Herzogs Eduard von Kent, auf dem Throne. Mit diesem Thronwechsel wurde die Personalunion zwischen

Hannover und England, die seit 1714 bestanden hatte, aufgelöst; denn in Hannover galt das salische Gesetz, das die weibliche Thronfolge ausschließt. Infolgedessen wurde am 20. Juli 1837 der Oheim der Königin Viktoria, der ultra-



Prinz Albert von Sachsen-Koburg, Gemahl der Königin Viktoria von England.

torystische Herzog Ernst August von Cumberland, König von Hannover. Viktoria vermählte sich am 10. Februar 1840 mit dem um einige Monate jüngeren Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, einem Neffen des belgischen Königs Leopold, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte.

Das englische Kolonialgebiet wurde in diesen Jahrzehnten bedeutend vermehrt, die Handelsverbindungen erweitert. Schon 1824 hatten die Engländer angefangen, nach Hinterindien überzugreifen, und im Krieg mit den Birmanen die Landschaften Arakan und Assam weggenommen. Das Vordringen Rußlands verwickelte sie in einen Krieg mit Afghanistan, wo sie 1838 eindrangen, angeblich um den vertriebenen Schah Schudschah zurückzuführen, in Wahrheit um die Hand auf diese



Große Halle der verbotenen Stadt in Peking.

neutrale Zone zu legen, die strategisch von größter Wichtigkeit war. Aber nach anfänglichen Erfolgen mußten sie den Rückzug über den Chaiberpaß antreten, wobei das ganze englische Heer zu Grunde ging. Dost Mohammed wurde aus der englischen Gefangenschaft entlassen und bestieg wieder den Thron von Kabul. Die Engländer nahmen in dem Feldzug von 1842 Rache dafür, verwüsteten das Land, zerstörten die Städte Kandahar und Kabul, räumten aber Afghanistan. Dagegen unterwarfen sie 1843 das Mündungsland des Indus, Sind, und nach einem mehrjährigen Kriege (1844—1849) das Land der Sikhs, Pendschab mit der Stadt Lahore, und erbeuteten dort große Schätze. Die Streitigkeiten mit China führten im Jahre 1840 zu dem sogenannten

Opiumkrieg, bei welchem die Engländer die öffentliche Meinung von fast ganz Europa gegen sich hatten. Die Opiumeinfuhr war in China aus begreiflichen Gründen streng verboten, wurde aber doch von Ostindien aus durch Schmuggel großartig betrieben. Als nun die chinesischen Behörden 20243 Kisten Opium einfach ins Meer versenken ließen, weil alle Vorstellungen nichts halfen, begannen die Engländer den Krieg, in welchem sie Kanton eroberten und Nanking bedrohten. In dem Frieden von Nanking (August 1842) verpflichtete sich China, die Insel Hongkong an die Engländer abzutreten und fünf chinesische Häfen dem Handel zu öffnen. Das Opiumverbot blieb bestehen, aber auch der Schmuggel. Der Friede hat einen unmittelbaren Verkehr Europas mit dem Reich der Mitte auf dem Fuße der Gleichberechtigung eröffnet, was für die Zukunft von größter Bedeutung war.

f) Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz.

Belgien, Italien, Polen, Schweiz, fast alle Länder, die Deutschland umgrenzten, haben die Julirevolution wiederholt; der Erfolg war ungleich, das Gesamtergebnis erfreulich. Überall, auch da, wo die reaktionären Gewalten noch einmal siegten, erhielt das politische Leben neuen Schwung und Anstoß. Eine Saat wurde ausgestreut, die keimte, um später aufzugehen. Auch das deutsche Volk erwachte aus Schlummer und Stilleben, als es den Weckruf von der Seine hörte. Aber die Germanen sind schwerfällig, weniger beweglich als Romanen und Slawen. Sie entbehrten damals auch noch der politischen Schulung und Erfahrung, die ihren angelsächsischen Stammesgenossen eigen waren. So kam es, daß das deutsche Volk, obwohl es Grund genug zur Unzufriedenheit hatte, verhältnismäßig ruhig blieb. Wenigstens kam es zu keiner allgemeinen, ganz Deutschland umfassenden revolutionären Bewegung. Nur örtliche Unruhen entstanden, meist in der Absicht, Verfassungen zu erzwingen, was in mehreren Ländern gelang. Dagegen traten die Einheitsbestrebungen immer noch zurück. Die Flamme zuckte also zuerst in den verfassungslosen Staaten empor.

Im Königreich Sachsen verlangte die Bürgerschaft von Dresden und Leipzig die Einführung einer Repräsentativverfassung und die Entfernung der Jesuiten. Als in

Dresden das Rathaus erstürmt und das Militär in die Flucht geschlagen wurde, gab König Anton nach. Er ernannte seinen Neffen, den volksbeliebten Prinzen Friedrich, zum Mitregenten und beschwor am 4. September 1831 die von den Landständen beratene Verfassung. In Hannover, wo eine drückende Adelsherrschaft auf dem Mittelstande lastete, mußte der leitende Minister, Graf Münster, seine Entlassung nehmen; der Herzog von Cambridge wurde von König Wilhelm IV. von England zum Vizekönig von Hannover ernannt. Doch konnte er bei dem Widerstreben des hannöverischen Adels die neue Verfassung erst am 26. September 1833 verkünden. In Kurhessen herrschte seit 1821 Wilhelm II., ein habsüchtiger, jähzorniger Tyrann, der stets eine Peitsche im Wagen mitführte, zum Gebrauch an seinen Untertanen, und mit einem gemeinen Frauenzimmer zusammenlebte, während er seine rechtmäßige Gattin beschimpfte. Auch hier erzwang das Volk durch einen harmlosen Putsch wie in Göttingen eine Verfassung, und zwar eine sehr freisinnige mit Einkammersystem und uneingeschränkter Preßfreiheit (5. Januar 1831). Da die Bürger von Kassel auf die Entfernung seiner Maitresse, der Gräfin Reichenbach, drangen, so verließ er die Hauptstadt und begab sich nach Frankfurt am Main. Weil er aber der Verfassung gemäß sein Land nicht von einem fremden Gebiet aus regieren durfte, so ernannte er am 30. September 1831 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten. Zu ernsteren Ausschreitungen kam es in **Braunschweig**, wo Herzog Karl, Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs Wilhelm, eine Willkürherrschaft ausübte, die hinter der des hessischen Wilhelm nicht zurückblieb und auch das geduldigste Volk zur Wut entflammen konnte. „Nieder mit dem Herzog!“ scholl es am Abend des 6. September 1830; am 7. stand das alte Welfenschloß in Braunschweig in Flammen; der Herzog hatte sich davongemacht. Sein Bruder, Prinz Wilhelm, wurde vom Volke als rechtmäßiger Herzog anerkannt und auch der Bundestag mußte dieser Durchbrechung der Legitimität zustimmen. Herzog Wilhelm gab seinem Lande „als Morgengabe“ eine gemäßigt liberale Verfassung (12. Oktober 1832). Der verscheuchte Tyrann sah das Land seiner Väter nie wieder. Er lebte meist in Paris, von 1870 ab in Genf, wo er am 18. August 1873 starb. Das Riesenvermögen (20 Millionen), das er besaß und das namentlich reich war an den kostbarsten Diamanten, ver-

machte der „Diamantenherzog" der Stadt Genf gegen die Verpflichtung, ihm ein großes Reiterstandbild zu errichten (1879 enthüllt).

So waren zu den vier süddeutschen Verfassungsstaaten vier weitere hinzugetreten. Jene blieben auch nicht ganz vom Kampfe verschont. Die dortigen liberalen Parteien, nicht zufrieden mit dem, was sie schon hatten, strebten nach einer noch freisinnigeren Umgestaltung ihrer Verfassungen.



Die Brunnonia mit dem Viergespann auf dem Schlosse zu Braunschweig.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von George Behrens in Braunschweig.

Allen diesen Bestrebungen entgegenzutreten, hielt der Bundestag für seine ernste Pflicht. Darum faßte er schon am 21. Mai 1830 einen Beschluß „betreffend Sicherheitsvorkehrungen wider die in mehreren Bundesstaaten eingetretenen oder zu besorgenden Unruhen und aufrührerischen Auftritte". Am 27. Oktober 1830 verbot er das Einreichen gemeinschaftlicher Adressen oder Vorstellungen bei der Bundesversammlung. Diese Beschlüsse hätten an sich schon genügt, um etwaige Hoffnungen, die gutgläubige Deutsche auf den

Bundestag gesetzt hatten, gründlich zu zerstören. Nun wiederholte sich aber der Vorgang aus dem zweiten Jahrzehnt: bedauerliche oder verdammenswerte Ausschreitungen der Liberalen gaben den herrschenden Gewalten den Vorwand zu einer Erneuerung und Verstärkung der Karlsbader Beschlüsse.

Am lebhaftesten war die liberale Strömung in der Pfalz und den Rheinlanden, wo die Erinnerung an die französische Zeit immer noch nachwirkte. Polnische Flüchtlinge, die sich seit der Niederwerfung des Aufstandes überall einfanden, wo es brodelte, schürten nach Kräften. Man pflanzte Freiheitsbäume und hielt, weil die liberalen Zeitungen unterdrückt waren, Volksversammlungen, um gemeinsam das Herz zu erheben. 25000 Menschen waren am 27. Mai 1832 auf dem **Schloß Hambach** bei Neustadt a. d. H. zusammengeströmt, um „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung zu feiern". Man sang polnische und deutsche Freiheitslieder, man schwang die schwarz-rot-goldenen und ganz schwarze Fahnen; man trank auf die Völker, „die ihre Ketten brechen", auf „die vereinigten Freistaaten Deutschlands", auf „das konföderierte republikanische Europa". Das Fest gefiel so sehr, daß nun jeder Gau sein Freiheitsfest haben wollte und die zahllosen Festreden, die dabei gehalten wurden, waren allerdings auf einen schärferen Ton gestimmt als früher. Metternich freute sich. Aus diesen Festen konnte man „ein Fest der Guten" machen. Die Hauptmacher des „Hambacher Festes" wurden sofort verhaftet, viele Zeitungen unterdrückt. Auch der Bundestag tat das Seinige und erhob die „sechs Artikel" zum Beschluß (28. Juni 1832), durch die u. a. verfügt wurde: Die Bundesfürsten müssen Anträge der Stände verwerfen, wenn sie eine Beschränkung ihrer Souveränität bezwecken; am Bundestag wird eine besondere Kommission zur Überwachung der Landtage eingesetzt; zur Auslegung der Bundes- und Schlußakte ist nur die Bundesversammlung berechtigt. Am 5. Juli folgten noch einige weitere, ebenbürtige Beschlüsse: Politische Vereine sind verboten; außerordentliche Volksversammlungen und Volksfeste dürfen nicht stattfinden; bei den erlaubten dürfen keine politischen Reden gehalten und keine Adressen unterzeichnet werden; Bänder und Kokarden sind nur in den Landesfarben erlaubt. „Die früheren Beschlüsse gegen die Universitäten werden ins Gedächtnis gerufen." Flüchtige politische Verbrecher werden ausgeliefert. Das deutsche Volk bäumte sich

in verhaltener Wut gegen diese Beschlüsse auf. Aber der Bundestag drang noch einmal durch. Als der kurhessische Landtag sich gegen die sechs Artikel auflehnte, wurde er geschlossen, ebenso der württembergische. Als die Freiburger Professoren Rotteck und Welcker dagegen protestierten, wurden sie entlassen, die Hochschule geschlossen. Als der Großherzog von Baden Miene machte, sein liberales Preßgesetz beizubehalten, drohte man ihm mit Zwangsmaßregeln.

Die Wirkung konnte keine andere sein als Verstärkung der radikalen Bestrebungen. Sie zeigte sich in dem **Frankfurter Putsch** (3. April 1833). Auf die falschen Angaben, daß in Süddeutschland Tausende von Soldaten zum Losschlagen bereit seien, zogen fünfzig Verschworene, meist Studenten, einige Polen und Frankfurter, gegen die Konstablerwache, trieben die Soldaten auseinander und riefen die Bürgerschaft zur Freiheit auf. Aber niemand folgte ihnen. Dagegen kam das Militär anmarschiert; nach kurzem Straßenkampf waren die Meuterer teils zersprengt, teils gefangen. Nach einer Stunde war das ganze Attentat vorüber. Aber die schlimmen Wirkungen dauerten länger. Am 30. Juni 1833 wurde in Frankfurt eine neue Zentraluntersuchungskommission eingesetzt, die alsbald wieder eine Demagogenverfolgung ins Werk setzte. Von den 1800 Eingekerkerten retteten sich manche ins Ausland, andere wurden von den Schwurgerichten freigesprochen, viele zum Tode verurteilt (z. B. 39 Burschenschaftler) und dann zu lebenslänglichem Gefängnis „begnadigt", aus dem sie körperlich und geistig gebrochen ins Leben zurückkehrten. Fritz Reutter, der später so gefeierte Dialektdichter, wurde, obwohl er mecklenburgischer Untertan war, sieben Jahre lang (1833 bis 1840) von einem preußischen Gefängnis zum anderen geschleppt, ohne daß er jemals die Gründe seiner Verurteilung erfahren hätte. Das Berliner Kammergericht verurteilte in drei Jahren 204 Studenten. Im ersten Monat des folgenden Jahres (1834) traten in Wien die Minister der größeren deutschen Staaten zusammen, um immer noch schwärzere Beschlüsse zu fassen. Sechzig Paragraphen gingen aus ihren Beratungen hervor, dazu bestimmt, jede freie Geistesregung zu unterdrücken. Die Redefreiheit in den Landständen wurde eingeschränkt, die Presse noch mehr geknebelt, die Zensur noch mehr verschärft, die Hochschulen noch strenger überwacht. Diese Maßregeln vermehrten die Erbitterung und schufen

zwischen Volk und Regierung eine tiefe und breite Kluft. Weite Kreise, und nicht die schlimmsten, sahen in den Regierungen einen Feind, den man nicht überwinden konnte, den man aber insgeheim um so bitterer haßte.

Ihr Meisterwerk lieferte die Reaktion im **hannöverschen Verfassungsbruch.** Dort hielt am 28. Juni 1837 der neue König Ernst August, bisher Herzog von Cumberland, seinen Einzug in der Hauptstadt. Das Volk freute sich, daß Hannover wieder seinen eigenen König und seine Selbständigkeit hatte. Aber nach wenigen Tagen erklärte der neue König (5. Juli), daß er die Verfassung von 1833 nicht anerkenne, weil sie ohne seine, des damaligen Thronfolgers, Zustimmung zu stande gekommen sei. Ein Patent vom 1. November hob sie förmlich auf und stellte die alte ständische Verfassung von 1819 wieder her. Der wahre Grund dieses Staatsstreiches war, daß der ausschweifende und verschwenderische König die reichen Einkünfte der Domänen, die 1833 zum Staatsgut erklärt worden waren, an sich ziehen wollte, um seine 3½ Millionen Schulden zu bezahlen, was mit der Zivilliste nicht möglich war. Er entband die Beamten des auf die Verfassung von 1833 geleisteten Eides und schrieb Neuwahlen nach der Verfassung von 1819 aus. Dagegen legten sieben Professoren der Hochschule Göttingen Verwahrung ein, weil die neue Verfassung durch königliches Reskript nicht aufgehoben werden könne und, weil es den Lehrern der Jugend nicht anstehe, mit Eiden zu spielen. Die Namen dieser „sieben Göttinger" sind: Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Weber. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt, drei von ihnen (Dahlmann, Gervinus, Jakob Grimm) erhielten den Befehl, binnen drei Tagen das Land zu verlassen, weil sie den Protest veröffentlicht hatten. Diese Maßregelung konservativer Männer, die nur gegen schnöden Rechtsbruch Einsprache erhoben hatten, erregte die öffentliche Meinung in ganz Deutschland. Eigene Vereine bildeten sich, um ihnen die Sorge abzunehmen. Der König von Württemberg berief Ewald nach Tübingen. Auch die anderen fanden allmählich wieder einen Wirkungskreis, und als der letzte von ihnen, Dahlmann, eine Stellung erhielt (1842), waren 22000 Taler für sie aufgebracht worden. Die Zustimmungsadressen, welche die Gemaßregelten erhielten, waren zahllos. Als auch die Stadt Elbing eine solche absandte, erhielten die Unterzeichner von dem preußischen Mi-

nister von Rochow einen Verweis, in welchem es unter anderem hieß, „es zieme dem Untertanen nicht, an die Handlungen der Regierung den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen". Von da an war „der beschränkte Untertanenverstand" ein geflügeltes Wort der deutschen Sprache. Der König ließ sich durch das alles in seinem Vorgehen nicht irre machen, und der Bundestag, dessen Pflicht es gewesen wäre, die Verfassung zu schützen, faßte am 5. September 1839 mit neun gegen sieben Stimmen (worunter alle süddeutschen Staaten) den denkwürdigen Beschluß: „Bei obwaltender Sachlage besteht eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einwirkung in die innere Landesangelegenheit nicht." So konnte sich der wortbrüchige König eine Verfassung nach seinem Herzen erzwingen; auch die Domänen erhielt er zurück. Doch kam auch diese Überspannung der fürstlichen Gewalt der liberalen Sache zu gut. Immer heftiger wurde der Widerwille gegen den kläglichen Bundestag in Frankfurt, immer stärker das Verlangen nach einer kraftvollen und freisinnigen Zentralgewalt.



Kaiser Ferdinand I. von Österreich.
Nach einem Stich von Schrötter.

In Österreich vermochte auch die Julirevolution nicht den tiefen Schlaf von den Geistern zu nehmen. Alles blieb still. Der Tod des Kaisers Franz (2. März 1835) änderte hieran nichts. Da sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Ferdinand, schwach am Geiste und epileptisch war, wurde eine „Staatskonferenz" eingesetzt, welche die Regierung zu führen hatte. Metternich war jetzt erst recht der Mittelpunkt der Dinge; nur wurde er mit zunehmendem Alter noch eitler und gegen alles, was nach Freiheit roch, noch scheuer. Für Förderung des Handels und überhaupt der materiellen Interessen geschah einiges. Aber die ständische Vertretung diesseits der Leitha sank zum Schatten herab; das Schulwesen

verkam unter klerikaler und polizeilicher Bevormundung. Einheimische Schriften mochte man gar nicht mehr lesen, weil sie unerträglich langweilig waren; die fremden mußte man einschmuggeln. Ungarn hielt seine Verfassung aufrecht und verharrte auch in der Opposition gegen die Wiener Regierung.

Der Ingrimm gegen die jämmerlichen Zustände des politischen Lebens durchdrang auch die Literatur jener Tage. Die politische Stimmung des vierten Jahrzehnts erzeugte eine eigene literarische Richtung, die an „Sturm und Drang" erinnert, „das junge Deutschland". Die Dichter und Schriftsteller, die hieher gehören, verfolgten teils französisierende, teils kosmopolitische Bestrebungen. Diesen gegenüber war es eine mutvolle Tat, als der Schwabe Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" verkündete, Österreich sei die letzte Kolonie, die das deutsche Mutterland aus seinem Verbande entlassen müsse. Preußen sei berufen, an die Spitze Deutschlands zu treten:

Adler Friederichs des Großen, gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimatlosen mit der goldnen Schwinge zu!

In Preußen fanden die Zollvereinsverhandlungen ihren endgültigen Abschluß. Alles Sträuben der Mittelstaaten half nichts. Die materiellen Interessen waren in einem mächtigen Aufschwung begriffen; der Wohlstand wuchs und die Bevölkerung nahm zu. Da ließen sich die hindernden Zollschranken nicht mehr festhalten. Ein entscheidender Schritt war der Vertrag vom 24. März 1833, durch den die Vereinigung der preußisch-hessischen und der bayerisch-württembergischen Gruppe Tatsache wurde. Alsbald folgten Sachsen und die thüringischen Staaten. In der Neujahrsnacht 1833—1834 fielen die Zollschranken. „Auf allen Landstraßen Mitteldeutschlands — sagt Treitschke — harrten die Frachtwagen hoch beladen in langen Zügen vor den Mauthäusern, umringt von fröhlich lärmenden Volkshaufen. Mit dem letzten Glockenschlag des alten Jahres hoben sich die Schlagbäume, die Rosse zogen an, unter Jubelruf und Peitschenknall ging es vorwärts durch das befreite Land." Der preußisch-deutsche Zollverein umfaßte 18 Staaten mit 23 Millionen Einwohnern und galt zunächst auf acht Jahre. Er zeigte bald eine bedeutende Anziehungskraft. 1835 traten Hessen-Homburg, Baden und Nassau bei, 1836 Frankfurt,

1838 Waldeck. Dagegen vereinigten sich Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Lippe zu dem sogenannten „Steuerverein" (1. Mai 1834), der nahezu zwei Jahrzehnte ein abgesondertes Dasein führte. Die wirtschaftliche Einigung, die durch Preußens Verdienst zu stande kam, war nur eine Vorläuferin der politischen Einigung. Aus dem „Zollbund" mußte mit der Zeit ein „Vollbund" werden.

Weniger Erfolg hatte Friedrich Wilhelm mit seiner **Kirchenpolitik.** Schon seine Unionsbestrebungen stießen bei den strengen Lutheranern auf Widerspruch. Der König gehörte wie alle seine Vorgänger seit Johann Sigismunds Übertritt am Weihnachtsfest 1613 dem reformierten Bekenntnis an. Im Jubeljahr der Reformation erließ er nun (27. September 1817) an die Geistlichen einen Aufruf, die Einigung der reformierten und lutherischen Kirche im Bekenntnis zu fördern. Als er aber 1822 auch eine gemeinsame Agende (kirchliches Formelnbuch) den Widerstrebenden mit Gewalt aufdrängen wollte, erhob sich der leidenschaftlich geführte „Agendenstreit" und der König mußte sich mit der Einigung im Kultus begnügen.

Verhängnisvoller war der Ausgang des **„Kirchenstreits".** Die Erneuerung und Erstarkung des religiösen Lebens zeigte sich auf protestantischer Seite in einem Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Theologie (Schleiermacher, Neanders „Gefühlstheologie", Hegel, Schelling), auf katholischer Seite in dem Verlangen nach Wiederherstellung der geistlichen Fürstentümer, in der Wiederherstellung des Jesuitenordens, überhaupt in dem Anwachsen des Ultramontanismus. Der Streit zwischen beiden Kirchen entbrannte an der Frage der gemischten Ehen. In die katholischen Rheinlande, die 1815 Preußen zugefallen waren, kamen aus den alten preußischen Provinzen junge Beamte und Kaufleute, die sich mit den Töchtern des Landes verheirateten. Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1741 gestattete nun zwar (im Gegensatz gegen das Tridentinum) gemischte Ehen, aber nur unter der Bedingung, daß alle Kinder katholisch erzogen werden. Ein königlich preußisches Edikt vom Jahre 1803 dagegen bestimmte, daß in gemischten Ehen die Kinder der Religion des Vaters zu folgen haben. Dieser Erlaß galt seit 1825 auch in den Rheinlanden. So bestand ein Widerspruch zwischen geistlicher und weltlicher Obrigkeit, der die Gewissen verwirrte. Darum entschied Papst Pius VIII. durch ein Breve (1830), daß

kirchliche Einsegnung einer gemischten Ehe nur beim Versprechen katholischer Kindererziehung gestattet sein sollte. Trotzdem traf der Erzbischof Spiegel von Köln mit der preußischen Regierung ein geheim zu haltendes Abkommen, das jenem Breve die allermildeste Auslegung gab, indem es die Einsegnung in der Regel auch ohne dieses Versprechen noch zuließ.

Nach dem Tod dieses duldsamen und versöhnlichen Priesters (1835) wurde zum Erzbischof von Köln der bisherige Koadjutor von Münster, Freiherr **Droste zu Vischering** gewählt. Man kannte ihn längst als einen herrschsüchtigen Fanatiker der katholischen Kirche; aber der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, der eine innere Verwandtschaft mit der mittelalterlichen Weltanschauung dieses Kirchenfürsten fühlte, trat nachdrücklich für ihn ein. Jetzt wehte eine andere Luft von Köln her. Alsbald erwirkte er ein päpstliches Breve (26. September 1835), das die Schriften des Bonner Professors Hermes als ketzerisch verdammte, und verbot nicht nur das Lesen dieser Schriften, sondern auch den Besuch solcher Vorlesungen, die im Geiste der Hermesschen Theologie gehalten wären. Dann weigerte er sich, bei gemischten Ehen die bisherige staatliche Praxis einzuhalten, obwohl er sich vor seiner Wahl ausdrücklich dazu verpflichtet hatte. Im Kölner Sprengel durfte also keine gemischte Ehe mehr ohne das Erziehungsversprechen geweiht werden. Als er jedes Zugeständnis an die Regierung beharrlich verweigerte, ließ die Regierung den wortbrüchigen, trotzigen Oberhirten in seinem Palaste verhaften (20. November 1837) und nach der Festung Minden bringen. Derselbe Streit erhob sich im folgenden Jahre mit dem Erzbischof Dunin von Posen. Auch dieser wurde, als er die staatliche Praxis ablehnte, auf die Festung Kolberg gebracht. Nur der Breslauer Bischof Sedlnitzky fügte sich dem königlichen Gebote. Dafür wurde ihm von ultramontaner Seite das Leben so sauer gemacht, daß er 1840 sein Amt niederlegte. Dieser Kulturkampf erregte begreiflicherweise die streng katholischen Kreise aufs höchste; Flugschriften flogen hin und her, die Gemaßregelten wurden als Märtyrer gefeiert.

So lagen die kirchlichen Verhältnisse, als Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni 1840 nach mehr als 42jähriger Regierung starb. Er fand seine letzte Ruhestätte im Mau-

soleum von Charlottenburg, neben seiner ersten Gemahlin Luise. Sein ältester Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. hat den Kirchenstreit gleich im Anfang seiner Regierung beigelegt. Von dem Wunsche beseelt, mit der Kirche im Frieden zu leben, eröffnete er durch Ver-



Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin.

mittlung des katholischen Grafen Brühl sofort Unterhandlungen mit Rom. Diese führten zur Konvention von 1841, deren wesentlichste Bestimmungen folgende waren: Der Erzbischof Dunin kehrt nach Posen zurück; Droste zu Vischering wird Kardinal in Rom und erhält zum Nachfolger den Bischof

Geissel von Speier. Den Bischöfen wird der unmittelbare Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle gestattet (also Aufhebung des Plazet), für dogmatische Erlasse nur eine Mitteilung an die Staatsregierung gefordert. Das Kultministerium (das seit 1838 Altenstein nicht mehr leitete) erhält eine eigene „katholische Abteilung", welche den Kirchenbehörden gegenüber die Hoheitsrechte des Staates wahren soll (aufgehoben 1871). Der Kirchenstreit endigte also mit dem Siege der Papstkirche über die preußische Regierung.

Alles, was deutsch hieß, blickte im Jahre 1840 erwartungsvoll auf das „neue Gestirn", das in Preußen aufging. Man ahnte, daß etwas Ungewöhnliches komme; aber man wußte noch nicht, worin das Ungewöhnliche bestehe. Die einen fürchteten alles, die anderen hofften alles. Der neue König von Preußen, **Friedrich Wilhelm IV.**, war aufgewachsen in einem gemütvollen, edlen Familienkreise, unter der Obhut einer feinsinnigen Mutter; er war unterrichtet worden von den ersten Männern der Zeit, Scharnhorst, Knesebeck, Niebuhr, Savigny, Schinkel, Rauch. So durfte dieses hochbegabte Fürstenkind eine wahrhaft beneidenswerte Jugend erleben. Als er seine Bildung durch Reisen vollendet hatte, erhielt er den Vorsitz im Staatsrat und Staatsministerium, dazu die Statthalterschaft in Pommern. Zu den vielseitigen theoretischen Kenntnissen kam also auch die praktische Einführung in die Geschäfte. Er war bei seinem Regierungsantritt 45 Jahre alt, ein Herrscher, der durch seine Liebenswürdigkeit alles bezauberte, durch seinen Witz alles entzückte, durch seine Redegabe alles hinriß. Nichts Eindruckvolleres, als wenn er frei, in schwungvollen Worten, die er mit anmutigen Bewegungen begleitete, und in blendenden Bildern sprach. Aber ein Fürst seiner Zeit brauchte mehr als dieses; er brauchte Verständnis für die zurückgehaltenen, aber vorwärts drängenden Kräfte in seinem Volke, Verständnis für die großen Fragen der Freiheit und Einheit, die allen auf der Seele brannten; er brauchte klare Anschauungen, feste Grundsätze für die innere und äußere Politik. Diese Fähigkeiten fehlten dem „Romantiker auf dem Throne". Friedrich Wilhelm war mehr Künstler als Staatsmann, mehr von Stimmungen geleitet als von Grundsätzen, feurig im Unternehmen, aber unbeständig im Ausführen, nie verlegen um einen neuen Plan, aber nie bei dem einmal gefaßten Plane bleibend. Er hatte, im Gegensatz zu den meisten seiner

Räte, Wohlwollen für den aufstrebenden Arbeiterstand; er hielt, im Widerspruch mit den meisten seiner Minister, die Zivilehe für notwendig; er empfand lebhaft für ein geeinigtes, großes Vaterland; sein Geist war auch biegsam, feurig. Aber trotzdem gehörten die großen Ideale, denen er nachstrebte, der Vergangenheit an: ein patriarchalisches Königtum von Gottes Gnaden, scharfe Gliederung der Stände, strenge Religiosität. Wenn er für diese stritt, so stritt er zugleich gegen den unsichtbaren, unfaßbaren, aber auch unüberwindlichen Geist seiner Zeit. In diesem aussichtslosen Kampfe mußte er sich verzehren.

Das Jahr seiner Thronbesteigung brachte eine lebhafte politische Bewegung. Durch das Eingreifen der europäischen Mächte in den Krieg zwischen dem Sultan und Mehemed Ali hatte sich die orientalische Frage zu einer europäischen entwickelt. Eine eigentümliche Rolle spielte dabei der neue französische Minister des Auswärtigen, **Adolf Thiers** (seit 1. März 1840). Der Mann, der so viel Geschichte schrieb, fühlte in sich den Drang, auch Geschichte zu machen. In dem orientalischen Kriege nahm er also Stellung für den Vizekönig von Ägypten in der Hoffnung, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, so werde er Gelegenheit bekommen, am Rheine die Grenzen zu Gunsten seines Landes zu korrigieren. Er begann also gewaltig mit dem Säbel zu rasseln. In Paris wurden die größten Anstrengungen gemacht, um die bisher offene Stadt in eine starke, mit Forts umgürtete Festung zu verwandeln. Die

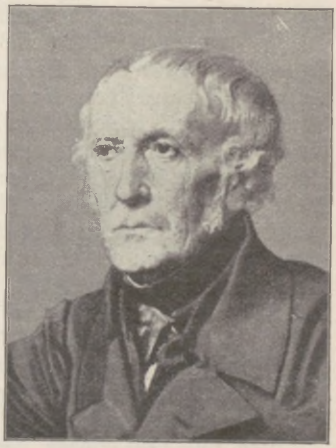


König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
Nach dem Leben gemalt von Professor Otto.

Zeitungen tobten in den stärksten Ausdrücken über die Schmach, die Frankreich dadurch widerfahren sei, daß die Quadrupelallianz die orientalische Frage über seinen Kopf hinweg lösen wollte. In ganz Frankreich erscholl der Ruf nach der Rheingrenze. Dieser Kriegslärm weckte den Widerhall in Deutschland. Auch das deutsche Volk wurde von einer starken kriegerischen Begeisterung ergriffen, die in der Presse vernehmbar war und die auch einige dauerhafte vaterländische Lieder gebar. Max Schneckenburger (1819—1849) aus Thalheim in Württemberg sang seine „Wacht am Rhein", die damals unbeachtet blieb, die aber 30 Jahre später das Sturm- und Siegeslied der Deutschen wurde und die heute wieder der Schlachtgesang ist, mit dem unsere deutschen Brüder unter Habsburgs Zepter zum Kampfe für ihr Deutschtum sich stärken und begeistern. Georg Herwegh sang damals: „Wo solch ein Feuer noch gedeiht und solch ein Wein noch Feuer speit, da lassen wir in Ewigkeit uns nimmermehr vertreiben." Den größten Erfolg aber unter den vielen Rheinliedern hatte doch Nikolaus Bekker mit seinem „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein!" Diese — an sich unbedeutende — Reimerei wurde bald in Städten und Dörfern, Straßen und Schenken gesungen und trug dem Verfasser viele Auszeichnungen ein. Zum Kriege kam es diesmal noch nicht, weil Louis Philipp doch nicht den Mut hatte, gegen die Quadrupelallianz anzukämpfen. Der unruhige, ehrgeizige Adolf Thiers wurde seiner schriftstellerischen Tätigkeit zurückgegeben und durch Guizot ersetzt. Friedrich Wilhelm aber nahm aus diesem Kriegslärm Veranlassung, mit Österreich über die Bundeskriegsverfassung zu verhandeln und die Befestigung von Ulm und Rastatt durchzusetzen.

Friedrich Wilhelm IV. besaß Pflichtbewußtsein; aber noch stärker war sein Herrscherbewußtsein. Und nun sollte er sich seine Herrschergewalt einschränken lassen durch eine Verfassung? Und diese Verfassung sollte er sich aufzwingen lassen durch den Liberalismus, der ihm in innerster Seele zuwider war? Man wartete mit Spannung auf seine ersten Regierungshandlungen und Kundgebungen. E. M. Arndt wurde in seine Professur wieder eingesetzt, Jahn freigegeben und nachträglich mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, die Brüder Grimm an die Hochschule nach Berlin berufen, Dahlmann später (1842) nach Bonn. Der König erließ

eine Amnestie für politische Verbrecher und hob die Berliner Kommission für Demagogenuntersuchungen auf. Das waren Handlungen, die mit Freuden begrüßt wurden. Aber alles kam auf seine Haltung in der **Verfassungsfrage** an. Das preußische Volk erwartete von seinem neuen König, daß er das von seinem Vorgänger wiederholt gegebene Versprechen einlösen werde. Dieser Erwartung gab auch der Landtag der Provinz Ostpreußen, der nach altem Brauche zur Erbhuldigung nach Königsberg einberufen worden war, in einer Denkschrift Ausdruck. Die Antwort, die Friedrich Wilhelm erteilte, war unbestimmt, ausweichend. Die Stände der sechs deutschen Provinzen waren zu demselben Zwecke in Berlin erschienen. Bei dieser Gelegenheit hielt nun der König auf einer Tribüne im Lustgarten eine große Rede: „Die Wege der Könige seien tränenreich und tränenwert, wenn nicht Herz und Geist ihrer Völker ihnen zur Seite stehen. Wenn seine Untertanen in der heiligen Treue der Deutschen, in der noch heiligeren Liebe der Christen bei ihm ausharren wollen in guten und bösen Tagen, so mögen sie mit dem schönsten, klarsten Laute der Muttersprache antworten, mit einem ehrenhaften Ja.“ Die 60 000 Menschen, die vor dem fürstlichen Redner versammelt waren, nahmen einen tiefen Eindruck von der Weihe des Augenblicks mit. Aber als eben alles beim alten blieb, da schlug die Stimmung rasch wieder um. Streitschriften behandelten die Verfassungsfrage (Schön: „Woher und Wohin?“ Jakoby: „Vier Fragen eines Ostpreußen“), Versammlungen wurden gehalten. Die Poesie des „jungen Deutschland“ wurde verdrängt durch die „politische Lyrik“ der vierziger Jahre. Einige Hoffnung erweckte die Berufung der ständischen Ausschüsse aus sämtlichen Provinziallandtagen nach Berlin (18. Oktober 1842); aber sie konnte aus vielen



Guizot.
Nach einem Gemälde von Paul Baudry im Schlosse zu Chantilly.

Gründen nicht befriedigen. Eine Ablenkung der Aufmerksamkeit brachte die Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Doms (4. September 1842), wobei der König vor den versammelten deutschen Fürsten wieder eine seiner zündenden Reden hielt. Aber nach den Kölner Festtagen kamen wieder sehr nüchterne Werkeltage. Schon war die Stimmung gegen den König so unfreundlich, daß ein Mordanschlag, den der abgesetzte Bürgermeister Tschech auf ihn machte (26. Juli 1844), nicht einmal allgemeinen Abscheu erregte.

In demselben Jahre (1844) veranstaltete der Bischof Arnoldi von Trier eine feierliche Ausstellung jener Reliquie, die den ungenähten Rock Christi darstellen soll. Eine Massenwallfahrt (eine Million Besucher soll es schließlich gewesen sein!) begann; wunderbare Heilungen wurden erzählt. Aber auch der Widerspruch regte sich. Auf protestantischer Seite suchten die Bonner Professoren Sybel und Gildemeister nachzuweisen, daß es 20 Exemplare des Wunderrocks gebe. Von katholischer Seite richtete der vom Amte entfernte Priester Ronge in Schlesien ein „offenes Schreiben gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den Tetzel des 19. Jahrhunderts". Die Bewegung, die von dieser Streitschrift ausging, führte zur Gründung der deutsch-katholischen Kirche in Breslau, die auch in den übrigen Teilen Deutschlands Anhänger fand.

Auch auf dem Boden des Protestantismus bekämpften sich die strenggläubige und die freiere Richtung. Jene war hauptsächlich vertreten durch den Berliner Professor Hengstenberg, den Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung", diese durch die Tübinger Schule. Ihre Häupter sind Christian Bauer (1792—1860), der die Methode der historischen Kritik auf das Neue Testament anwandte, und David Friedrich Strauß, der in seinem „Leben Jesu" den „Mythus" auf die heilige Geschichte übertrug. In Norddeutschland waren die bedeutendste kritische Zeitschrift die von Arnold Ruge herausgegebenen „Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft", die alles, was Staat und Kirche betraf, einer rücksichtslosen Kritik unterzogen. Die sogenannten „Lichtfreunde" standen zwar auf dem Boden der Heiligen Schrift, legten sie aber im Lichte der Zeit und mit allen Mitteln der Wissenschaft aus. Solche freie Gemeinden sammelten sich um den sächsischen Prediger Uhlich, um Wislicenus in Halle und Rupp in Königsberg.

In der Verfassungsfrage wurde wieder, wie unter Fried-

rich Wilhelm III., eine Kommission eingesetzt, Beratungen gehalten, Aktenberge aufgetürmt. Endlich, am 3. Februar 1847, erschien das königliche Patent, welches den „**Vereinigten Landtag**" der Monarchie auf den 11. April einberief. Eine ungewöhnliche Pracht und Feierlichkeit wurde an diesem Tage entfaltet. Der König hielt wieder eine lange, schwungvolle Rede: „Keiner Macht der Erde soll es je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles umzuwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß sich zwischen unseren Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um die alte heilige Treue zu ersetzen. Die Krone kann und darf nur nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen, nicht aber nach dem Willen von Majoritäten. Preußen kann diese Zustände nicht ertragen. Werfen Sie einen Blick auf die Karte von Europa, auf die Lage unseres Landes, vor allem tun Sie einen geistigen Blick in unsere Geschichte!"

Aber diesmal riß der Redner niemanden hin. Die Enttäuschung war zu stark. Das war ja keine gewählte Gesamtvertretung des Volkes, sondern nur eine Vereinigung der acht Provinziallandtage zu gemeinsamen Sitzungen. Die Versammlung hatte bei der Gesetzgebung lediglich das Recht der Begutachtung, weiter nicht. Notwendig war ihre Zustimmung nur bei Erhöhung der bestehenden oder Einführung neuer Steuern, bei Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, beim Abschluß von Staatsanleihen. In inneren Angelegenheiten der Monarchie sollte sie das Petitionsrecht haben. Also keine Initiative, keine regelmäßige Einberufung, keine Mitwirkung bei Gesetzen, keine Wahl durchs Volk! Im Landtag selbst regte sich der Widerspruch. Die Liberalen waren nicht gesonnen, sich mit einer so bescheidenen Rolle zu begnügen. Die Versammlung verwarf also die von der Regierung geforderte Zinsgarantie und zeigte sich auch sonst so wenig willfährig, daß Minister v. Bodelschwingh schon am 26. Juni sie wieder auflöste.

Die **schweizerische Bundesverfassung** von 1815 litt an schweren Mängeln. Die 22 Kantonalregierungen waren mit fast souveräner Gewalt ausgestattet, so daß das Ganze nicht mehr einen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund darstellte. Die Tagsatzung, die sich abwechselnd in den drei

Vororten Bern, Zürich, Luzern versammelte, hatte aristokratisches Gepräge und eine reaktionäre Haltung. Auch in den meisten Kantonen hatten die städtischen Patrizier das Übergewicht, und sie benützten dieses, um eine in politischen wie religiösen Dingen gleich engherzige Parteiregierung auszuüben, an der niemand eine Freude hatte als Aristokraten und religiöse Eiferer beider Bekenntnisse. Dieser brésthafte Verfassungsbau konnte keine starke Erschütterung ertragen. Das demokratische Bürgertum hatte also nicht einmal viel Mühe ihn abzutragen und durch einen Neubau in seinem Sinne zu ersetzen.

Die Bewegung begann, wie es unter solchen Umständen selbstverständlich ist, mit dem Rufe nach Verfassungsreform, nach Aufhebung aller Vorrechte und politischer Gleichstellung aller Bürger in Stadt und Land. Diese Forderung wurde ohne weiteres befriedigt in den Kantonen Tessin (schon vor der Julirevolution), Thurgau, Zürich, Aargau, St. Gallen, Luzern, Solothurn, Freiburg, Waadt, Schaffhausen, Bern. Basel sträubte sich so sehr dagegen, daß es die Trennung in die zwei halben Kantone, Baselstadt und Baselland, vorzog. Ähnliche Trennungsgelüste zeigten sich in Schwyz und Wallis, wurden aber nicht ausgeführt.

Die Folge dieser Verfassungsreformen in den Kantonen war das Bestreben der Liberalen, eine **Bundesreform** durchzusetzen. Auf ihr Betreiben wurde auf der Tagsatzung von 1832 eine Kommission eingesetzt, welche die Bundesakte durchsehen und der außerordentlichen Tagsatzung von 1833 ihre Vorschläge vorlegen sollte. Die liberalen Kantone Bern, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Solothurn, Zürich und Luzern schlossen miteinander zur Wahrung und Durchführung der Volkssouveränität das Siebenerkonkordat, wogegen die konservative Partei, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis, Neuenburg und Baselstadt, sich zum Sarnerbund vereinigte. Diese inneren Kämpfe wurden durch auswärtige Verwicklung unterbrochen.

Die Anhäufung der vielen Flüchtlinge, welche aus Deutschland, Polen und Italien in der Schweiz ein Asyl fanden, von denen aber manche die Gastfreundschaft mißbrauchten, führte Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten herbei. Joseph Mazzini aus Genua, der rührigste unter diesen Revolutionären, veranstaltete am 1. Februar 1834 mit etwa

400 Mann unter dem General Ramorino einen Einfall in Savoyen, um von da aus Piemont und das übrige Italien aufzuwiegeln, fand aber bei dem Volke die größte Teilnahmlosigkeit. Da Mazzini, nachdem er das „junge Italien" gestiftet hatte, zum Zweck der Republikanisierung des Erdteils auch noch das „junge Europa" stiftete, so fühlten sich alle Mächte durch die Schweiz, als den „Herd des Radikalismus", bedroht; die Nachbarmächte beschwerten sich in diplomatischen Noten über den Mißbrauch des Asylrechts und stellten feindselige Maßregeln in Aussicht. Der König Louis Philipp bedrohte die Schweiz sogar mit Krieg, wenn sie nicht den Prinzen Louis Napoleon, der nach seiner Rückkehr aus Amerika auf Arenenberg als thurgauischer Bürger lebte, ausweisen würde. Um die Republik von dieser Verlegenheit zu befreien, verließ Napoleon freiwillig sein Asyl und begab sich nach England.

Zu den politischen Verwicklungen kamen noch die kirchlichen. In einer Konferenz zu Baden beschlossen 1834 sieben Kantone die Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt und die Benutzung der Klöster und ihres Vermögens zu gemeinnützigen Zwecken. Die Regierung von Aargau hob 1841 sämtliche Klöster, darunter das reiche Kloster Muri, auf und nahm ihr Vermögen für die Zwecke des Unterrichts und der Wohltätigkeit in Beschlag. Die hierüber unter den Klerikalen entstandene Aufregung führte 1844 in Luzern und Wallis den Sieg der ultramontanen Partei herbei. Es folgte die Berufung der Jesuiten nach Luzern, Freiburg und Schwyz. Die liberalen Kantone wollten das Jesuitenregiment stürzen; Freischarenzüge wurden 1845 von Bern aus nach Luzern veranstaltet, hatten aber schlechten Erfolg. Die Luzerner Regierung verlangte Bestrafung der Freischärler und Wiederherstellung der Aargauer Klöster und stiftete, als dies abgeschlagen wurde, mit Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis einen **„Sonderbund"** zu gegenseitigem Schutz gegen äußere und innere Feinde. Darauf beschlossen die liberalen Kantone, die auf der Tagsatzung von Bern die Mehrheit hatten, die Auflösung des Sonderbundes und die Ausweisung der Jesuiten (20. Juli 1847). Die Leiter des Bundes, auf die Hilfe der reaktionären Mächte vertrauend, verweigerten der Tagsatzung den Gehorsam, worauf diese die Bundesexekution beschloß, das eidgenössische Heer aufbot und dem General Dufour aus Genf den Oberbefehl übertrug. Nun

hatte die Schweiz einen Bürgerkrieg, bei dem sich politische und religiöse Beweggründe durchdrangen.

Die Kabinette von Wien, Berlin und Paris machten die größten Anstrengungen, den Krieg zu vermeiden. Metternich beantragte wieder eine Konferenz der fünf Großmächte zur Regelung der schweizerischen Frage. Der englische Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, ging scheinbar darauf ein, ließ aber insgeheim die radikale Partei in der Tagsatzung zu Bern auffordern, so schnell als möglich loszuschlagen. Nun rückte General Dufour ins Feld, nahm die Stadt Freiburg am 14. November 1847 durch Übergabe, besiegte am 23. November das Hauptheer des Sonderbundes bei Gislikon und zwang in raschem Siegeslaufe die sieben Kantone zur Unterwerfung. Nach drei Wochen war der unblutige Bürgerkrieg zu Ende; 378 Kanonenschüsse hatte er gekostet. Die Sonderbündler mußten die Kriegskosten bezahlen, ihren Bund auflösen, die Jesuiten ausweisen und andere Regierungen einsetzen. Darauf wählte die Tagsatzung eine Kommission zur Ausarbeitung einer neuen Bundesverfassung. Der von dieser vorgelegte Entwurf wurde angenommen (12. September 1848). Nach der Verfassung des neuen Bundesstaates besteht das schweizerische Parlament aus zwei Räten, einem Ständerat, der die einzelnen Kantonsregierungen zu vertreten hat, und einem Nationalrat, der vom Volke nach Maßgabe der Kopfzahl gewählt wird. Von dieser vereinigten Bundesversammlung wird die oberste Behörde der Schweiz, der aus sieben Mitgliedern bestehende Bundesrat gewählt, an dessen Spitze ein jährlich neu zu wählender Präsident steht. Der Bund erhielt die Leitung der auswärtigen Politik und des Kriegswesens, das Zoll-, Post- und Münzwesen, Maß und Gewicht, die Oberaufsicht über Jagd- und Feldpolizei. Dadurch war



General Dufour.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

die Schweiz aus einem losen Staatenbund in einen festgefügten Bundesstaat nach dem Muster der Vereinigten Staaten verwandelt. Die Bundesversammlung wurde am 6. November 1848 in Bern, das zum Sitz der Bundesbehörden bestimmt wurde, eröffnet. In den Bundesrat wurden diejenigen Männer gewählt, die sich in den letzten Jahren am meisten um das Vaterland verdient gemacht hatten. Der erste Präsident war Ulrich Ochsenbein, der 1845 den Freischarenzug nach Luzern angeführt hatte.

Der Sonderbundskrieg hatte für Preußen die Wirkung, daß ihm der **Kanton Neuenburg** verloren ging. Da dieser neutral geblieben war, wurde er von der Tagsatzung zu einer hohen Geldstrafe (440000 Franken) verurteilt. Der König von Preußen tat nichts dagegen und nahm es auch hin, als nach der Februarrevolution die radikale Partei seine Staatsräte absetzte und den Anschluß an Bern vollzog. Doch versäumte man es, den König zum vollständigen Verzicht zu bewegen. Die Neuenburgische Frage war also noch nicht endgültig aus der Welt geschafft.

g) Die Juliregierung in Frankreich.

Der Bourbon Karl X. hat den Thron seiner Väter verloren, weil er sich zum Werkzeug der Ultras und der fürchterlich verhaßten Emigranten machte, anstatt über den Parteien zu stehen. Zertrümmert wurde der Bourbonenthron durch Republikaner und Bonapartisten; sie waren es, die auf den Barrikaden standen. Bei der Neuordnung der Regierungsform aber hat man die Barrikadenkämpfer nicht gefragt. Über ihre Köpfe hinweg hat die Deputiertenkammer, d. h. die Bourgeoisie, die neue Regierung eingerichtet. Von dem Wunsche geleitet, nur recht schnell wieder eine feste Regierung zu bekommen, rief sie den Orleans herbei. Und dieser folgte, obwohl er nicht den Schein eines Rechtstitels hatte. Wenn die Monarchie nach dem Sturze Karls bleiben sollte, mußte der Herzog von Bordeaux die Krone erhalten. Ihm hat sie Louis Philipp gestohlen. Acht Tage, nachdem er erklärt hatte, er würde sich lieber in Stücke hauen lassen, als die Krone aufs Haupt setzen, trug er sie auf seinem Haupte. Ein Diadem aber, das durch einen solchen Wort- und Rechtsbruch erworben wurde, konnte nicht fest sitzen, zu-

mal wenn sein Träger auch noch so grobe Mißgriffe machte, wie der Orleans.

Die Regierung Louis Philipps schloß sich an keine der großen Parteien an, sondern suchte die richtige Mitte (juste milieu) zwischen Fortschritt und Rückschritt, zwischen Revolution und Reaktion einzuhalten, indem sie sich auf den gebildeten und wohlhabenden Bürgerstand (bourgeoisie) stützte, dem sie ihr Dasein verdankte. Der „Bürgerkönig" lud Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers zum Mittagessen ein; er schickte die Prinzen und Prinzessinnen in die öffentlichen Schulen; er ging auch als „Majestät" mit dem weißen Filzhut auf dem Haupte und den Regenschirm unter dem Arme durch die Straßen und ließ wohl gelegentlich auch einen Biedermann unterstehen. Durch solche Mittel glaubte er sich „populär" zu machen, verfiel aber dabei in denselben Fehler wie sein Vorgänger. Statt über den Parteien zu stehen und dem Wohle aller zu dienen, besorgte er die Geschäfte der Bourgeoisie, beförderte die Jagd nach dem Mammon und machte seine Herrschaft zu einem „Königtum von der Börse Gnaden".

In der Kammer saßen fast nur Vertreter dieses wohlhabenden Mittelstandes, da bei dem hohen Wahlzensus die Zahl der wahlberechtigten Bürger weniger als eine halbe Million betrug. Die Beherrschung dieser Wähler durch Versprechungen und Bestechungen ließ sich ebenso leicht ausführen als die Leitung der von jenen gewählten Kammern. So hatte Louis Philipp zwar eine einflußreiche, aber keine zahlreiche Partei für sich, und je mehr er sich von der Julirevolution entfernte, Männer wie Lafitte und Lafayette entließ und sich mit gefügigen Leuten umgab, die seinen dynastischen und finanziellen Interessen dienten, desto mehr verlor er den Zusammenhang mit der breiten Masse des Volkes. Er hatte von Anfang an **drei Parteien zu Gegnern**, die Legitimisten, die Bonapartisten und die Republikaner. Die Legitimisten, die auf den Beistand des Klerus rechneten und den noch frischen Haß des Volkes nicht in Rechnung zogen, waren die ersten, die sich gegen die Juliregierung erhoben. Am 13. Februar 1831, dem Jahrestag der Ermordung des Herzogs von Berry, veranstalteten sie einen prunkvollen Trauergottesdienst. Die Menge, die hierin eine Herausforderung sah, drang in die Kirche ein, zertrümmerte die Heiligtümer und stürmte am folgenden Tag den Palast des Erzbischofs. Trotz dieses Mißerfolgs begab sich die Herzogin von Berry von

Italien aus mit wenigen Getreuen nach Frankreich und trat in der legitimistischen und bigotten Vendee im Namen ihres Sohnes, des rechtmäßigen Königs Heinrichs V., als Regentin von Frankreich auf. Aber auch hier war die Begeisterung für die bourbonische Sache klein; ihre Anhänger wurden von den gegen sie ausgeschickten Truppen vernichtet, die Herzogin selbst entkam, bald als Bäuerin, bald als Fischerin, bald als Junge verkleidet, nach Nantes, hielt sich dort vier Monate lang bei einer legitimistischen Familie verborgen, wurde aber am 2. November 1832 infolge Verrats entdeckt und verhaftet. Im Gefängnis aber geschah etwas Unerwartetes. Die Herzogin, die doch seit 13 Jahren Witwe war, genas eines Töchterleins. Damit hatte sie sich nicht nur moralisch, sondern auch politisch tot und dazu noch lächerlich gemacht. Sommer 1833 ließ der König sie nach Palermo schaffen. Seitdem wagten die Legitimisten für ihren Heinrich V. keinen Aufstand mehr und setzten ihre Hoffnungen nur noch auf einen allgemeinen Umsturz, weshalb sie die Aufstände der Republikaner mit Geld unterstützten.

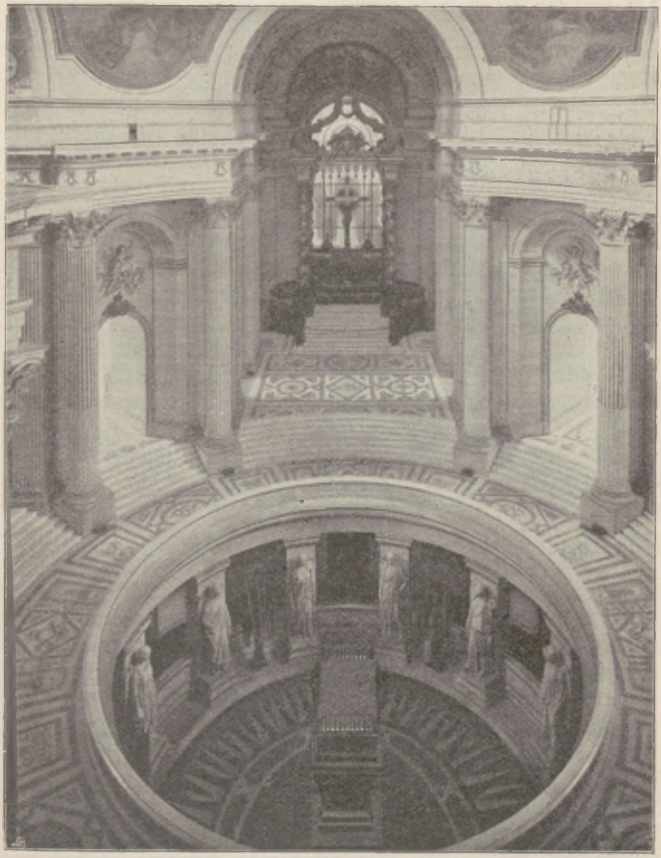
Die Republikaner, die in der Julirevolution nicht dazu auf den Barrikaden gestanden waren, um einen Orleans auf den Thron zu setzen, benutzten jede Gelegenheit, um die Monarchie zu stürzen. Nach dem Fall von Warschau wurden in Paris Barrikaden errichtet, und in Lyon, wo Streitigkeiten zwischen den Seidefabrikanten und ihren Arbeitern entstanden waren, hatten die Regierungstruppen mehrere Tage gegen die Aufständischen zu kämpfen (November 1831). Der Ministerpräsident Périer bewältigte alle diese Aufstände durch rasches und tatkräftiges Einschreiten. Nach Périers Tode trat Soult ins Ministerium ein, der schärfere Gesetze gegen Presse und Vereine durchsetzte, was eine neue Erhebung der Republikaner zur Folge hatte (Juli 1834). Manche von diesen wollten nicht nur die Monarchie stürzen, sondern sie strebten als Sozialdemokraten und Kommunisten nach Aufhebung aller staatlichen Ordnung und des Privateigentums. Für solche Pläne wirkten im geheimen die über ganz Frankreich verbreiteten Vereine; sie fanden bei der zahlreichen Klasse der Arbeiter viel Anhang, entschiedenen Widerstand aber bei allen Besitzenden. Solche Auswüchse brachten den Republikanismus um sein Ansehen, so daß Aufstände, wie der am 12. Mai 1839, wo einige hundert Mitglieder der „Gesellschaft der Jahreszeiten", Barbès und

Blanqui an der Spitze, militärische Posten entwaffneten und die Republik ausriefen, keinen Anklang fanden.

Aus diesen Kreisen gingen auch die vielen, gegen das Leben des Königs Louis Philipp gerichteten **Attentate** hervor, welchen die Absicht zu Grunde lag, durch die Ermordung des Königs, des Trägers des „unwandelbaren Gedankens" (pensée immuable), Raum zu schaffen für die Verwirklichung des republikanischen oder sozialistischen Staatsideals. Der Korse Fieschi suchte den König auf den Boulevards durch eine Höllenmaschine aus dem Wege zu räumen (28. Juli 1835); 21 Personen von der Umgebung des Königs, darunter der alte Marschall Mortier, wurden getötet, noch mehr verwundet; der König selbst blieb unverletzt. Fieschi und seine zwei Mitschuldigen wurden ergriffen und hingerichtet. Auch die weiteren Mordversuche, welche auf den König gemacht wurden, hatten keinen Erfolg. Im Jahre 1836 versuchte Alibaud einen Anschlag, bald darauf Meunier, 1840 Darmès, 1846 Lecomte und nach ihm Henri. Im ganzen waren es zehn Attentate. Eine Folge davon waren die „Septembergesetze", die unter anderem die Bestimmung enthielten, daß jedes Preßvergehen, das eine Beleidigung des Königs oder der Regierung enthielt, von dem Pairshof gerichtet werden sollte, bei dessen Zusammensetzung eine Verurteilung sicher war.

Die Regierungsveränderung, welche weder die Legitimisten noch die Republikaner herbeizuführen vermochten, glaubte **Louis Napoleon,** der Sohn des Exkönigs Ludwig von Holland und der Hortense, bewerkstelligen zu können. An den Napoleonischen Gedanken mit fanatischer Starrheit festhaltend und auf die Begeisterung des französischen Volkes, besonders der Armee, für die Napoleonische Dynastie vertrauend, machte er zwei Versuche zum Sturze des Julikönigtums. Er knüpfte mit einigen Offizieren der Garnison Straßburg geheime Verbindungen an und erschien am 30. Oktober 1836 plötzlich mit seinen Vertrauten im Hofe der Artilleriekaserne. Hier wurde er mit dem Rufe: „Vive l'empereur!" empfangen, in der Infanteriekaserne aber fand er nicht die gleiche Aufnahme. Die dortigen Soldaten blieben treu, und Napoleon wurde nebst mehreren seiner Vertrauten gefangen genommen. Louis Philipp ließ ihn ohne weitere Untersuchung auf einem französischen Kriegsschiff nach Nordamerika bringen, worauf das Geschworenengericht in Straßburg Mut genug besaß,

um auch die sieben Mitschuldigen freizusprechen. Der Prinz kehrte selbstverständlich so bald als möglich wieder nach Europa zurück und die Pariser Regierung sorgte selbst



Napoleons Grab im Invalidendom zu Paris.

dafür, daß die Aussichten für einen zweiten Putsch günstiger wurden. Die Getreuen, welche die Verbannung des großen Napoleon geteilt hatten, wußten durch ihre Schilderungen das Mitgefühl mit seinem tragischen Ende zu erregen. Sie verherrlichten ihn als den idealen Helden, mit dem der

Ruhm und die Größe Frankreichs zu Grabe gegangen sei. Beranger feierte ihn in begeisterten Liedern, das Volk umgab seine Gestalt mit einem Glorienschein. So wurde der tote Napoleon noch einmal „der Heros des französischen Volkes". Die Regierung aber, als sie die Napoleonbegeisterung immer mächtiger anschwellen sah, griff in ihrer Kurzsichtigkeit zu einem homöopathischen Heilmittel: sie ließ die Gebeine des Helden in St. Helena feierlich abholen und nach Paris führen, um sie dort im Invalidendome prunkvoll beizusetzen (15. Dezember 1840). Eine Welt von Erinnerungen stieg vor den Zuschauern auf, als sie den Trauerwagen mit dem großen Toten langsam durch die Städte und Dörfer fahren sahen. Das war die rechte Zeit für den neuen Anschlag des Neffen. Während die Leiche unterwegs war, landete Louis Napoleon von London aus mit etwa 60 Personen in der Nähe von Boulogne (6. August 1840), erließ einen Aufruf, stellte den damaligen Ministerpräsidenten Thiers an die Spitze einer provisorischen Regierung, wurde aber alsbald von der Zollwache festgenommen. Der Pairshof, vor welchem er seine Napoleonischen Grundsätze und Ansprüche offen bekannte, verurteilte ihn zu lebenslänglichem Gefängnis, worauf er in das Schloß Ham gebracht wurde. Von dort entfloh er als Maurer verkleidet (25. Mai 1846) und entkam nach England.

Um die Unzufriedenheit von den inneren Zuständen abzulenken und der ruhmbegierigen Jugend einen Tummelplatz anzuweisen, nahm die Regierung **die Pläne gegen Algier** wieder auf. Der Kampf mit den fanatischen Beduinen- und Kabylenstämmen gab der Kampflust Beschäftigung und übte Generale und Mannschaft im Kriege. Doch hatten die französischen Heere an dem schlauen und erfinderischen Emir **Abdel Kader,** dem „Jugurtha des 19. Jahrhunderts", einen gefährlichen Gegner. Sie eroberten 1835 seine Residenz Mascara unter Marschall Clauzel, konnten aber Konstantine, das alte Cirta, nicht nehmen. Erst am 13. Oktober 1837 wurde die Stadt von General Valée erstürmt. Aber der Emir, der seine Herrschaft immer weiter ausdehnte, führte 40 000 Mann in den „heiligen" Krieg und ließ seine Reiter bis vor die Tore Algiers streifen. Erst General Bugeaud, welcher 1841 den Oberbefehl übernahm und von tüchtigen Offizieren, wie Oberst Lamoricière und Changarnier unterstützt wurde, gab dem Kriege eine günstige Wendung. Abdel

Kader, dessen Smalah (wanderndes Hoflager) der Herzog von Aumale, des Königs vierter Sohn, erbeutet hatte, wurde aus Algerien verdrängt und suchte bei dem Kaiser Abderrhaman von Marokko Schutz. Dieser ließ sich zum Krieg gegen die Franzosen verleiten und schickte seinen Sohn mit einem Heere ab. Bugeaud erfocht über ihn am 14. August 1844 bei dem Flusse Isly einen glänzenden Sieg, während der Prinz von Joinville mit der französischen Flotte die Festungswerke von Tanger und Mogador beschoß und zerstörte. Abderrhaman sah sich genötigt, Frieden zu schließen; Abdel Kader aber führte den Krieg fort, bis er endlich 1847, von den arabischen Stämmen verlassen und von allen Seiten bedrängt, an Lamoricière sich ergab und nach Frankreich gebracht wurde. Nachdem er dort mehrere Jahre in Amboise in strenger Haft gehalten war, wurde er 1852 vom Kaiser Napoleon freigelassen gegen das Versprechen, in der Stadt Brussa in Kleinasien sein Leben zuzubringen. Als die Stadt 1855 durch ein Erdbeben zerstört wurde, siedelte er nach Damaskus über, wo er 1860 bei den Greueltaten der Drusen und Türken gegen die Christen sich so energisch der letzteren annahm, daß Napoleon ihm das Großkreuz der Ehrenlegion überschickte.



Abdel Kader.

Nach Verbrugger, Algérie historique, pittoresque et monumentale.

Die **Beziehungen Louis Philipps zu den auswärtigen Mächten** wurden um so besser, je mehr er sich ihrem Reaktionssystem näherte. Die Entfremdung der Liberalen war freilich die weitere Folge. Diese warfen ihm vor, daß er 1830 Italien, 1831 Polen, 1840 Mehemed Ali preisgegeben habe. Während der Ministerpräsident Thiers, von dem das Witzwort herrührt: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas", 1840 große Kriegsrüstungen veranstaltete, die Kammer zur Genehmigung der Befestigung von Paris bewog und, wie früher erzählt

wurde, die Rheingrenze zur Losung machte, scheute Louis Philipp vor den Folgen eines Kampfes mit der Quadrupelallianz zurück. Er entließ Thiers und berief am 29. Oktober 1840 ein neues Ministerium, in welchem Marschall Soult die Präsidentschaft und das Kriegswesen, Guizot, früher Geschichtsprofessor, das Auswärtige, Graf Duchatel das Innere, Villemain das Unterrichtswesen übernahm. Dieses Kabinett erhielt sich in seinen Hauptpersonen, Guizot und Duchatel, bis zur Februarrevolution und stellte das gute Einvernehmen mit den vier Großmächten bald wieder her, war aber in Frankreich als das „Ministerium des Auslandes" sehr unbeliebt. Die beiden ältesten Söhne des Königs, die Herzoge Ferdinand von Orleans und Ludwig von Nemours, machten 1836 eine Reise nach Deutschland und wurden an den Höfen von Berlin und Wien aufs beste aufgenommen. Jener vermählte sich 1837 mit der protestantischen Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin. Aber der allgemein geachtete und beliebte Herzog von Orleans starb am 13. Juli 1842, nahezu 32 Jahre alt. Auf der Fahrt nach dem Schloß Neuilly wurden die Pferde an seinem Wagen scheu; als er heraussprang, wurde er auf das Pflaster geschleudert und war nach vier Stunden tot. Von seinen zwei Söhnen war der ältere, Prinz Louis Philipp, Graf von Paris, kaum vier Jahre alt, der jüngere, Prinz Robert, Herzog von Chartres, erst $1\frac{1}{2}$ Jahre. Man mußte sich daher, da der König damals beinahe 69 Jahre alt war, auf eine lange Vormundschaft gefaßt machen. Auf den Antrag der Regierung übertrugen die Kammern, für den Fall des Ablebens des Königs, dem wegen seiner aristokratischen Neigungen unbeliebten Herzog von Nemours die Regentschaft.

Der Tod des Herzogs von Orleans war ein großes Unglück für die Dynastie, zumal da die **Korruption der Orleansschen Regierung** immer offenkundiger wurde. Durch unlautere Mittel, wie Bestechung, Beförderung oder Zurücksetzung von Beamten, Bestellungen bei Kaufleuten, polizeiliche Maßregelungen, Ordensverleihungen u. a. suchte sie die Kammerwahlen zu beherrschen und machte das Wort Louis Philipps: „Die Charte wird von nun an eine Wahrheit sein" zur Lüge. Die Jagd nach dem Mammon, die ausschließliche Pflege der materiellen Interessen vergifteten das öffentliche Leben. Für die Landbevölkerung geschah gar nichts, für den Arbeiterstand ebensowenig; nicht einmal eine Vereinigung durfte er ohne besondere polizeiliche Erlaubnis schließen. Enrichissez-vous,



Die Eröffnung der ersten Eisenbahn in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth.

Nach einem Wandgemälde von Heinrich Heim.

messieurs! Bereichert euch! war das allgemeine Losungswort, dem König und Minister nachlebten. Zwei frühere Minister, Teste und Cubières, wurden wegen groben Unterschleifs und Bestechlichkeit verurteilt. Die Opposition war auf der richtigen Fährte, wenn sie glaubte, nur durch eine Reinigung der Kammer, durch eine gründliche Wahlreform könne eine Besserung der öffentlichen Zustände herbeigeführt werden. „Wahlreform" war daher die allgemeine Losung. Konstitutionelle, Republikaner, Legitimisten und Bonapartisten waren für dieses Ziel tätig. Wenn auch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts den meisten noch bedenklich erschien, so sollte doch das Wahlrecht, das bisher nur das Monopol der Wohlhabenden war, auf den ganzen Mittelstand ausgedehnt und dadurch eine Bestechung der Wähler unmöglich, eine wirkliche Vertretung des Volkes möglich gemacht werden.

An der Spitze dieser **Reformbewegung** standen Thiers und Odilon Barrot. Diese beiden Männer wollten einer Revolution dadurch vorbeugen, daß sie den Zensus für die Wahlbefähigung von 200 auf 100 Frank herabsetzten, die Zahl der Abgeordneten von 459 auf 538 vermehrten und alle abhängigen, absetzbaren Beamten aus der Abgeordnetenkammer ausschlossen. Mehrmals stellten sie in der Kammer einen in diesem Sinne gehaltenen Antrag; aber Guizot, der nach dem im September 1847 erfolgten Rücktritt des Marschalls Soult Ministerpräsident geworden war, und Graf Duchatel, der Minister des Innern, bekämpften den Antrag, und die Mehrheit der Kammer verwarf ihn. Zugleich wies Thiers, der parlamentarische Gegner und Nebenbuhler Guizots, auf die Schmach hin, welche dieser durch seine Begünstigung des „Sonderbundes" und der schweizerischen Jesuiten über Frankreich bringe. Andere Volksführer, wie Ledru-Rollin, suchten diese Bewegung zur Errichtung der roten Republik auszubeuten.

Um für die Wahlreform möglichst weite Kreise zu interessieren, kam die Opposition auf den Gedanken, in verschiedenen Städten Frankreichs **„Reformbankette"** zu veranstalten, bei welchen Abgeordnete und Journalisten sich mit Leuten aller Stände bei einem Festmahle vereinigten, um über Volkssouveränität, über das Regierungssystem, über das Los der arbeitenden Klassen zu sprechen und eine Bittschrift für Wahlreform zu unterzeichnen. Das erste Reformbankett wurde am 9. Juli 1847 in der Nähe von Paris gehalten. Daß

dadurch die ohnedies erhitzten Gemüter für die Revolution vorbereitet und zu einer solchen aufgereizt wurden, ist begreiflich. Die Thronrede vom 28. Dezember 1847 sprach daher von einer „Bewegung, welche durch feindliche oder blinde Leidenschaften angefacht wurde", und die ministerielle Kammermehrheit tadelte in der Antwortsadresse „die Wühlereien, welche feindliche Leidenschaften oder blindes Sichfortreißenlassen hervorriefen". Als vollends die Opposition am 22. Februar 1848 in Paris selbst ein Reformbankett veranstalten und sogar die Nationalgarde, wenn auch unbewaffnet, dabei aufmarschieren lassen wollte, verbot der Minister Duchatel das Reformbankett und drohte mit militärischem Einschreiten. Auf dies hin gab der gemäßigte Teil der Opposition den Plan auf und überreichte dem Präsidenten der Abgeordnetenkammer eine von 54 Abgeordneten unterzeichnete Schrift, wonach das Ministerium wegen Verletzung der das Vereinsrecht garantierenden Verfassung und überhaupt wegen Verrats an den Grundsätzen von 1830 in Anklagestand versetzt werden sollte. Am 22. Februar versammelte sich eine große Menschenmasse in den Straßen, sang die Marseillaise und rief: „Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot!" Wenn der König in diesem entscheidenden Augenblick das Kabinett Guizot entließ, die Führer der Wahlreform ins Ministerium berief und diese zu seinem Programm machte, so war seine Dynastie gerettet. Er tat es nicht, und als er es am folgenden Tage tat, tönte ihm, wie seinem Vorgänger Karl X., der Ruf entgegen: „Zu spät!"

Wirtschaftliches und geistiges Leben in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Unter den zahllosen Erfindungen, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gemacht worden sind, haben Dampfmaschine und elektrischer Betrieb die stärksten Wirkungen ausgeübt. Nachdem James Watt die erste mit gespanntem Wasserdampf betriebene Maschine erbaut hatte, fing man in England an, die neu entdeckte Kraft dem Menschen dienstbar zu machen. Deutschland folgte nach. 1785 wurde die erste von einem Deutschen erbaute Dampfmaschine in den Kupferbergwerken der Grafschaft Mansfeld in Betrieb gesetzt. 1837 waren es ungefähr 400. Bald wurde der Dampf der

Riesensklave, der die schwierigsten und wichtigsten Arbeiten im Dienste des Menschen übernahm, so das Fortbewegen der Lasten. Das erste vollständig brauchbare Dampfboot war von dem Amerikaner Fulton erbaut, der mit ihm am 7. Oktober 1807 die erste Fahrt auf dem Hudson zwischen New York und Albany machte. 1819 kam das erste Dampfschiff aus Amerika in Liverpool an. Auf dem Rheine sah man ungefähr um dieselbe Zeit (1816) die ersten Dampfer und 1847 eröffnete Bremen den regelmäßigen Verkehr mit New York.

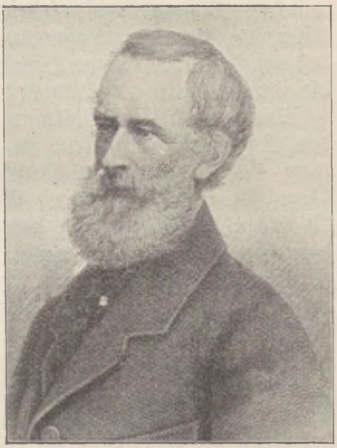
Die Lokomotive stammt aus England. Georg Stephenson, ein Autodidakt, der mit 18 Jahren erst anfing, Lesen und Schreiben zu lernen, hat 1812 den ersten leistungsfähigen Dampfwagen erbaut. 1830 wurde auf der Strecke Liverpool-Manchester die erste mit einer Stephensonschen Lokomotive betriebene Eisenbahn dem Verkehr übergeben. In Deutschland eilte der Bayernkönig Ludwig I., der auch die Bedeutung der Wasserstraßen erkannte (Ludwigskanal), allen anderen Fürsten voraus. Am 7. Dezember 1835 durchfuhr der erste Bahnzug unter Kanonendonner und starrem Staunen der Menschen die 7 km lange Strecke Nürnberg-Fürth in einer Viertelstunde. Vorurteil und Kurzsichtigkeit ließen die Menschen, wie es zu gehen pflegt, das Schlimmste von dieser Umwälzung des Verkehrswesens befürchten. Das bayrische Medizinalkollegium, das diese Besorgnisse teilte, war deswegen bei der Regierung vorstellig geworden und hatte wenigstens einen hohen Bretterzaun zu beiden Seiten der Bahn verlangt, um die Gefahren von Gehirn und Auge der Zuschauer abzuwenden. In Preußen übernahm die Rolle des Eisenbahnfeindes der Generalpostmeister Nagler, der sich übrigens die größten Verdienste um das neuere Postwesen erworben hat. Während aber der preußische Staat den Bau von Eisenbahnen den Privatgesellschaften überließ und erst in den siebziger und achtziger Jahren die Linien für den Staat aufkaufte, baute man in Süddeutschland vorwiegend Staatsbahnen. Der Herstellung eines großen, ganz Deutschland umfassenden, einheitlichen Eisenbahnnetzes, wie Friedrich List es anstrebte, standen die deutschen Kleinstaaten im Wege, die in ihrer „Eigenbrötelei" auf eigenen Bahnen fahren und dem Ganzen kein Opfer bringen wollten. Die ersten Lokomotiven bezog man selbstverständlich aus England, das in allen technischen Dingen für mustergültig angesehen wurde. Erst Borsig in Berlin begann mit dem Bau der deutschen Lokomotiven und Krupp

in Essen fing 1835 an, seine einfache, vom Vater ererbte Schlosserei zu erweitern. Beide Geschäfte haben in wenigen Jahrzehnten Weltruf erlangt, Borsig für Maschinenbau, Krupp für Gußstahlerzeugnisse. Die 1200 Arbeiter der Borsigschen Fabrik spielten bei der Märzrevolution 1848 eine hervorragende Rolle.

Zur raschen Beförderung der Nachrichten benutzte noch Napoleon den von den Brüdern Chappe hergestellten optischen **Telegraphen,** der von 1815 ab auch in Preußen Eingang fand. Er bestand aus einem hölzernen Gestell mit beweglichen Armen, die je nach ihrer Stellung verschiedene Zeichen von Berg zu Berg geben konnten. Eine Anfrage von Berlin nach Koblenz brauchte 1830 noch zwei Stunden. Der optische Telegraph diente aber nur dem amtlichen Verkehr und war nur bei hellem Wetter verwendbar. Im Jahre 1833 nun gelang es dem uns schon bekannten Professor der Physik Weber und dem größten Mathematiker aller Zeiten, Gauß, die Sternwarte und das physikalische Arbeitszimmer der Universität Göttingen durch einen elektromagnetischen Telegraphen zu verbinden. Die notwendigen Verbesserungen an der anfangs noch unvollkommenen und wenig beachteten Erfindung wurden nach und nach angebracht, bis der Amerikaner Morse den Drucktelegraphen herstellte. Das erste unterseeische Kabel wurde zwischen Calais und Dover 1851 ausgelegt, die erste Kabelverbindung zwischen Europa und Amerika stammt aus dem Jahre 1866. Damit war jener Zauberfaden gelegt, der bald eine Sprachverbindung über die ganze Welt hin ermöglichte.

Die Wirkungen dieser Entdeckungen waren unermeßlich. Einzelwesen und Völker rückten sich näher; sie tauschten ihre Waren aus wie ihre Gedanken. Mit dem Verkehr wuchs die Kultur. Der Gesichtskreis erweiterte sich, das Bildungsbedürfnis nahm zu. Um dieses zu befriedigen, wurde die Zahl der Zeitschriften und Bücher von Jahr zu Jahr vermehrt. Auch das Zeitungswesen nahm einen ungeahnten Aufschwung, seitdem der Telegraph die Nachrichten mit Windeseile über die ganze Erde hintrug und seitdem die Regierungen durch mildere Gesetze der Presse mehr Bewegungsfreiheit gestatteten. Die Wirkungen traten auch in Wechselbeziehungen zu den Errungenschaften der französischen Revolution. Diese hatte die Standesunterschiede aufgehoben, Gleichheit aller Bürger verkündet. Auch in Deutschland war im Laufe des zweiten

Jahrzehnts die Leibeigenschaft vollends überall beseitigt worden, und das Sturmjahr 1848 hatte die letzten Reste der Feudalzeit wie Fronen, Todfall, Jagdrecht u. s. w. weggefegt. Die Kräfte des Volkes waren entbunden und suchten Betätigung zu derselben Zeit, da die Dampfmaschine die menschliche Arbeit entwertete. Denn was hundert Hände mühsam hergestellt hatten, das besorgte eine einzige Maschine leicht und rasch. Diese Maschine mit allem, was zu einem fabrikmäßigen Betriebe gehört, konnte nur der Großkapitalist sich anschaffen. Das Großkapital nahm also den Fabrikbetrieb in seinen Alleinbesitz (*kapitalistische Produktionsweise*) und häufte immer größere Reichtümer an. Die bisher selbständigen Handwerker, deren Arbeit die Maschine übernahm, wurden genötigt, als Arbeiter ihren Unterhalt in den Fabriken zu erwerben. Auch auf dem Lande kündigte sich ein ähnlicher Prozeß an. Seitdem Grund und Boden käuflich und verkäuflich geworden war, konnte sich das Großkapital auch des Grundbesitzes bemächtigen. Wo aber landwirtschaftlicher Großbetrieb mit Dampfpflug, Dresch- und Sämaschinen zur Anwendung kam, da mußte der enteignete Bauer als Taglöhner seinen Unterhalt suchen oder als Fabrikarbeiter in die Stadt wandern. Die Entdeckungen führten also zu einem völligen *Umschwung aller gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse*. Die Städte mit ihrer Arbeiterbevölkerung erhielten das Übergewicht über das offene Land. Der freie Handwerkerstand wurde mehr und mehr durch die Fabrikarbeit aufgesogen. Die innere Befriedigung, welche das eigene Werk dem Urheber je und je gewährt, wurde durch die Arbeitsteilung und durch die mechanische Tätigkeit der Maschine zerstört. Zwischen dem Kapital und der Arbeit bildete sich eine breite und tiefe Kluft, die durch keine Brücke überspannt war. Während die oberen Schichten



Alfred Krupp.

die Mittel zu Bildung und Genuß besaßen, war das materielle Los des vierten Standes nicht viel besser, als das des dritten Standes zur Zeit des Feudalwesens gewesen war. Hörte die Arbeit auf, so hörte auch der Lohn auf; verminderte sich die Arbeit, so verminderte sich auch der Lohn. Außerdem war die Arbeitsgelegenheit durch die Geschäftsstockungen, die bei kapitalistischer Produktionsweise immer von Zeit zu Zeit eintreten, und durch die Bankrotte an sich schon unsicher. Kam aber die Arbeitslosigkeit, oder Krankheit, oder Alter, so stand dem Lohnarbeiter kein Lehensrecht zur Seite, das den Grundherrn zur Hilfe verpflichtete, auch keine Zunft, die ihre Mitglieder stützte und schützte.

Diese unleugbare Notlage des vierten Standes erzeugte das Bestreben, das Elend zu mindern durch eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse. Dasselbe Land, das den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit verkündete, hat auch **die ersten Sozialreformer** hervorgebracht. Obenan steht der Graf v. Saint Simon (1760—1825), ein Mann von vornehmster Abstammung, der Leute wie d'Alembert zu Lehrern hatte, eine halbe Million Rente jährlich verzehren durfte und doch bettelarm als Selbstmörder starb. Er stellte zuerst die Lösung der sozialen Frage als die Hauptaufgabe der modernen Gesellschaft hin. Für den wichtigsten und nützlichsten Stand erklärt er die Arbeiter, die alle Werte schaffen und deswegen die Herrschaft im Staate verdienen. Um ihr Los zu verbessern, schlägt er die Aufhebung des Erbrechts vor, die Übergabe der Hinterlassenschaft an den Staat, der es nach dem Grundsatz verteilt: jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken! Auch die werktätige christliche Bruderliebe empfiehlt er als Mittel, um das Los der ärmsten Klasse zu verbessern. Seine Gedanken wurden durch zahlreiche Schüler zu einer vollständigen Gesellschaftswissenschaft, dem „Saint-Simonismus", ausgebildet. Louis Blanc (1811—1882) wollte den schädlichen Wirkungen des Großkapitalismus dadurch begegnen, daß er die Gründung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe verlangte. Sie sollten allmählich zum reinen Kommunismus hinüberführen; der Staat also soll sich in den Besitz aller Produktionsmittel setzen und jedem Arbeit gewähren nach seinen Kräften. Produktion nach den Fähigkeiten, Konsumtion nach den Bedürfnissen! Wir wissen, daß er bei der Februarrevolution die Gelegenheit erhielt, seine Lehren zu verwirklichen. — In Deutschland beginnt die

soziale Bewegung später. Zwar wurde im Jahr 1848 der deutsche Arbeiterbund in Berlin gestiftet, auch saßen viele Arbeiter in dem Berliner Parlament. Aber zu einer wirklichen Parteiorganisation kam es noch nicht.

Das geistige Leben stand im Anfang des Jahrhunderts noch unter dem Zeichen des Klassizismus. Doch hatte er seine Stoffe und Formen ausgeschöpft. Neben ihm bildete sich eine Seitenströmung, die bald selbständig wurde und sich zu einem neuen Lebens- und Bildungsideal ausgestaltete. **Die Romantik** begann auf literarischem Gebiete als Auflehnung gegen Klassizismus und Aufklärung. An die Stelle der verstandesmäßigen Nüchternheit setzte sie die Herzensinnerlichkeit, die Ahnung, „die wahre gotterfüllte Gemütsandacht"; an Stelle des Unglaubens den Glauben; an Stelle der Kunstpoesie die Volkspoesie; an Stelle der strengen, klaren Gesetzmäßigkeit das freie Spiel der Phantasie, die alle Kunstformen und Gesetze durchbrechen darf. Sie verwarf die einseitige Bewunderung des Altertums, um sich in Schrifttum und Seelenleben aller Völker liebevoll zu vertiefen. Mit Vorliebe aber verweilte sie bei denjenigen Völkern und Zeiten, auf denen noch ein Hauch von Poesie ruhte, wo Gemüt und Phantasie sich noch frei entfalten durften. Stärker also als der klare, hohe, freie Geist der Hellenen zog sie das dämmerige Mittelalter an mit seiner Gottseligkeit, seinem Rittertum, Minnedienst, Wunderglauben, Mystik. Die Vorliebe zum Mittelalter wurde zur Vorliebe für den Katholizismus, dessen Kultuspracht, Musik, Marienverehrung, Wundersagen die Phantasie mehr gefangen nehmen als der nüchterne Protestantismus. Die Vorliebe für die mittelalterliche, katholisierende Sinnesweise war zuerst rein künstlerisch; bald aber wurde sie praktisch. Sie begünstigte das Konvertitentum (Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller, die Nazarener u. a.) und den Ultramontanismus, und weil sie die mittelalterlichen Einrichtungen auch auf staatlichem Gebiet für mustergültig hielt, führte sie zur Reaktion und zum Absolutismus. An die Stelle der Verflachung der Aufklärungszeit trat eine Erstarkung und Vertiefung des religiösen Lebens bei Protestanten und Katholiken. Sie äußerte sich in dem Aufblühen der inneren und äußeren Mission, in dem Hervortreten des Sekten- und Gemeinschaftslebens. Die Herrnhuter breiteten sich aus; der Gustav-Adolfs-Verein wurde gegründet, der Johanniterorden wieder-

hergestellt. Die katholische Kirche suchte den Gegensatz zum Protestantismus und modernen Rechtsstaat auch im praktischen Leben zu betätigen. Die Jesuiten kamen wieder, offen und versteckt, in katholischen und protestantischen Ländern, und suchten die ganze katholische Welt mit dem Geiste der Unduldsamkeit zu erfüllen. Das 19. Jahrhundert erhielt schon in seinen Anfängen das Gepräge des Ultramontanismus.

Die Philosophie der Romantik hat ihre Hauptvertreter an den beiden Schwaben Hegel und Schelling. — Hegel (1770—1831) stellte das Leben der Welt als den unendlichen dialektischen Prozeß des sich selbst denkenden absoluten Geistes dar und suchte dadurch die Einheit von Sein und Denken nachzuweisen. Sein Satz „alles Bestehende ist vernünftig" stand im innigsten Zusammenhang mit dem Geiste der Zeit. Mit diesem Satze ließ sich die Metternichsche Politik des Beharrens vortrefflich rechtfertigen. Die Hegelsche Philosophie lieferte also die philosophische Begründung für die Reaktionspolitik; darum hat sie auch einige Jahrzehnte hindurch unumschränkt geherrscht. Sein Landsmann Schelling (1775—1854) lehrte, daß Gott sich zweifach offenbare, nämlich in den gleichlaufenden Sphären der Natur und Geschichte, behauptete aber zugleich die unlösbare Einheit des Realen und Idealen. Die Natur ist ihm sichtbarer Geist, der Geist unsichtbare Natur. Der dichterische Zug, der durch diese Naturphilosophie hindurchgeht, war den Romantikern ebenso sympathisch wie die hohe Stellung, die Schelling der Kunst einräumt. Schopenhauer (1788—1838), der Philosoph des Pessimismus, fand im Leben nur Leid und Langeweile und sah in dem nie befriedigten Willen die treibende Kraft des Weltalls, und Herbart (1776—1841) gab der Pädagogik eine neue wissenschaftliche Grundlage, die er der Psychologie entnahm.

Auf literarischem Gebiete hat die Romantik viele Talente, aber kein einziges Genie aufzuweisen. Sie ist überhaupt mehr reproduzierend als produzierend. Sie wollte die gelehrte Poesie durch volkstümliche ersetzen, und doch blieben ihre eigenen Werke dem Volke fremd. Heute sind sie fast alle vergessen. Am allermeisten zerfiel das Drama und mit ihm die Schauspielkunst; denn ein theatralischer Erfolg deuchte den „sehnsuchtsvollen Hungerleidern nach dem Unerreichbaren" (Goethe) ordinär. Mit Vorliebe wurde das Märchen bebaut,

das der geschlossenen Kunstform entbehrt und der schweifenden Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Denn das war das Schlimmste, daß das für genial erklärte „Ich" mit aller individuellen Willkür zum Mittelpunkt und Maßstab aller Dinge wurde. Man unterscheidet gewöhnlich eine ältere und eine jüngere Romantik. Zu jener gehört August Wilhelm Schlegel (1767—1845), der hochverdiente Übersetzer und Begründer der Literaturgeschichte, Friedrich Schlegel (1772—1829), der Theoretiker der Schule und Herausgeber des „Athenäums", Ludwig Tieck (1773—1853), der einflußreichste und vielseitigste Dichter des Kreises, Schöpfer der modernen Novelle und Vorleser bei Friedrich Wilhelm IV., Novalis (Friedrich v. Hardenberg 1772 bis 1801), ein Dichter voll Innigkeit und Zartheit, aber auch voll Unklarheit und Unreife. Zu den jüngeren Romantikern, deren Mittelpunkt Heidelberg war, rechnet man den beweglichen Klemens Brentano (1778 bis 1842), der zusammen mit seinem Freunde und Schwager Achim v. Arnim (1781—1831) „Des Knaben Wunderhorn" herausgab, eine Volksliedersammlung ähnlich der Herderschen, Heinrich de la Motte-Fouqué (1777 bis 1843), den Verfasser des Märchens „Undine". Auch Jean Paul (eigentlich Johann Paul Friedrich Richter, 1741 bis 1825) steht durch seine Form- und Gestaltlosigkeit den Romantikern näher als den Klassikern. Er ist der Vertreter des humoristischen Romans, von seinen Zeitgenossen überschwenglich gepriesen, heute wegen seiner zopfigen, manierierten Darstellung kaum mehr gelesen, wenigstens nicht mit seinen Romanen (Hesperus, Siebenkäs, Titan, Flegeljahre), eher noch mit seinen Idyllen (Quintus Fixlein, Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz). Auf der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts steht „die leidvoll er-



Friedrich Hegel.

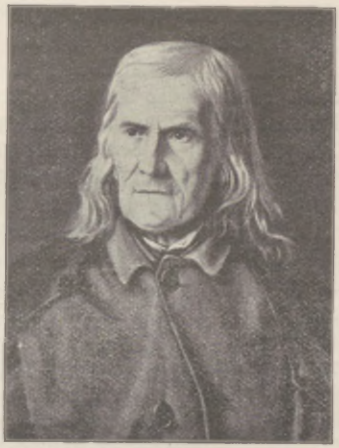
greifende" Dichtererscheinung des Schwaben Friedrich Hölderlin (1770—1843), der sich in Sehnsucht nach der versunkenen Schönheit des Hellenentums verzehrte und 37 Jahre in unheilbarer Geistesumnachtung hinlebte (Schicksalslied, Hyperion). Heinrich v. Kleist (1777—1811), „der tragische Dichter mit dem tragischen Schicksal" (er starb nach einem unglücklichen Leben an Selbstmord) überragt durch seinen nationalen Schwung, durch seine Gestaltungskraft und durch seinen poetischen Realismus alle Dramatiker seit Schiller (Hermannsschlacht, Kätchen von Heilbronn, Friedrich Prinz von Homburg). Adalbert von Chamisso (1781—1838), der deutsch gewordene Franzose, schenkte seinem zweiten Vaterlande das kostbare Märchen „Peter Schlemihl" und eine Reihe schlichter und ergreifender Gedichte. Der eigentliche Meister des volkstümlichen, innigen, sangbaren Liedes ist jedoch Joseph v. Eichendorff (1788—1857) (In einem kühlen Grunde. Wem Gott will rechte Gunst erweisen).



Ludwig Uhland.
Nach einem im Besitze des Herrn Sanitätsrates Dr. Steudel, Stuttgart, befindlichen Gemälde von Morff.

An die Romantik schloß sich die **schwäbische Gruppe** an (von Schule kann man nicht reden), Karl Mayer (1784 bis 1870), Justinus Kerner (1786—1862), Ludwig Uhland (1787 bis 1862), Gustav Schwab (1792—1850), Wilhelm Hauff (1802—1827), Eduard Mörike (1804—1875). Sie haben mit der Romantik, aus der sie hervorgewachsen sind, manche Züge gemeinsam, am meisten der mystische Kerner, der Verfasser der „Reiseschatten" und der „Seherin von Prevorst", am wenigsten der klare, kerngesunde Uhland, der nicht sowohl durch seine Dramen, als vielmehr durch seine Lieder und Balladen neben Schiller der volkstümlichste Dichter der Deutschen geworden ist. Als Forscher auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde wandelt er die Bahnen, welche die Romantik gewiesen hat. Der früh verstorbene Hauff zeigt in seinen

Novellen und in seinem „Lichtenstein" ein anmutiges Erzählertalent. Jedoch der echteste und zarteste Lyriker nicht nur dieses Kreises, sondern der ganzen Zeit ist Mörike, der gegen Ende des Jahrhunderts einen ebenbürtigen musikalischen Dolmetsch an Hugo Wolf gefunden hat. Den Schwaben verwandt ist der „Griechenmüller", Wilhelm Müller (1794—1827), der seinen Ruhm nicht nur den Griechenliedern, sondern auch so manchem anderen frischen Liede verdankt, das heute noch erklingt (Im Krug zum grünen Kranze. „Die schöne Müllerin", vertont von Schubert). August Graf v. Platen-Hallermünde (1796—1835) erscheint wegen seiner antikisierenden Weltanschauung, seiner Vorliebe für die Metren der Alten, seiner erstaunlichen Formstrenge als Nachzügler des Klassizismus (Balladen, Oden, Sonette, Ghaselen; satirische Dramen); er ist aber nicht ein „eiskalter Verseschmied", sondern ein Mann, der für sein Kunstideal lebte und starb. Wenn Platen durch die Reinheit der Form glänzt, so Friedrich Rückert (1789—1866) durch Mannigfaltigkeit und Gewandtheit; er ist „der Heros der poetischen Form", der von sich sagen konnte: „Mehr als Blumen im Gefilde sprossen täglich Lieder unter meiner Feder." Weil ihm alles zum Gedichte wurde, hat er auch viel Unbedeutendes; dagegen enthält seine Spruchdichtung eine Fülle von Lebensweisheit und seine Nachdichtungen aus indischen, persischen, arabischen Quellen haben den Weg weiter verfolgt, den Goethe mit seinem „Westöstlichen Diwan" eingeschlagen hat. Von den österreichischen Dichtern gehören hierher: Nikolaus Lenau (eigentlich Niembsch Edler von Strehlenau, bei Temesvar geboren, 1802—1850), der einen angeborenen krankhaften Hang zur Melancholie hatte und 1844 ganz in Trübsinn verfiel, eine weiche, zarte Dichter-



Rückert.

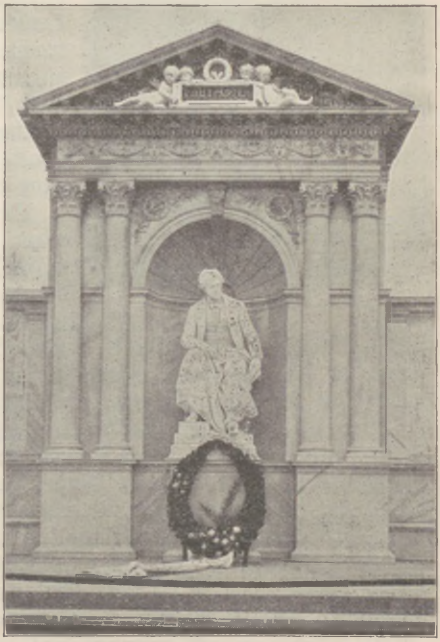
Nach einem Gemälde von Bertha Froriep.

seele, die in Liedern von ergreifender Innigkeit sich ausströmte (Schilflieder, Der Postillon); Anastasius Grün (Graf v. Auersperg aus Laibach, 1806—1876), der feurige, hoffnungsfrohe Vorkämpfer für Freiheit des Gedankens, und vor allem Friedrich Grillparzer (1790—1872), dessen Hauptwerke in die erste Hälfte des Jahrhunderts fallen. Er ist ein selbständiger, kraft- und schwungvoller Dramatiker, der Charaktere voll Kraft und Leidenschaft zu zeichnen versteht (Ahnfrau, die zu den „Schicksalstragödien" gerechnet wird, Medea, Sappho, Das goldene Vlies).

Nach Goethes Tod hielt **die Politik** ihren Einzug in die deutsche Literatur und gab ihr zwei Jahrzehnte hindurch ihr Gepräge. Kosmopolitische und liberale Bestrebungen traten in den Vordergrund; aber neben ihnen machte sich auch jener Radikalismus breit, der überhaupt alles Bestehende in Kirche und Staat bekämpfte, Deutschland und seine Helden gering schätzte und verhöhnte, Frankreich aber und seinen Napoleon in den Himmel erhob. Hierin wurde der deutsche Radikalismus bestärkt durch das literarische Judentum, dessen Hauptvertreter Ludwig Börne (1786—1837) und Heinrich Heine (1799—1856) waren. Beide, obwohl getauft, schmähten das Christentum und verlästerten ihr deutsches Vaterland, trieben aber einen förmlichen Götzendienst mit Frankreich und Napoleon. Von ihnen haben die Deutschen gelernt, das eigene Volk zu bespötteln; von ihnen stammt auch jener Feuilletonstil, der „Lotterigkeit für Grazie, Witz für Humor, Frechheit für Mut, Esprit für Geistestiefe" zu halten pflegt. Heine, der ungleich Bedeutendere von beiden, hat heute noch seine begeisterten Freunde, wie seine grimmigen Feinde. Als Lyriker („Buch der Lieder") steht er in allererster Reihe, nicht nur wegen des Wohlklangs seiner Sprache, sondern auch weil er als erster in voller Subjektivität die Töne des modernen Menschen fand. Allerdings ist die Zahl der reinen, vollwertigen Lieder gering. Im großen ganzen wird es dabei bleiben, daß er von der menschlichen und künstlerischen Größe unserer Klassiker nichts besaß. „Geistreich ohne Tiefe, witzig ohne Überzeugung, selbstisch, lüstern, verlogen und doch zuweilen unwiderstehlich liebenswürdig, war er auch als Dichter charakterlos und darum ungleich in seinem Schaffen."

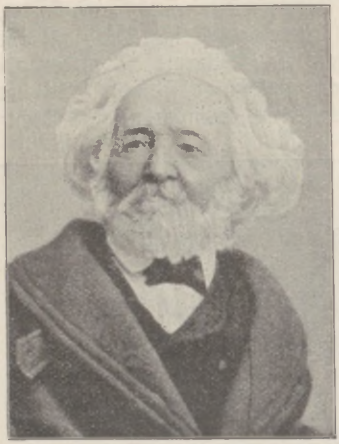
An Heine schloß sich **„das junge Deutschland"** an, eine lose unter sich zusammenhängende Gruppe von Dichtern,

welche die Poesie wieder in innere Beziehung zum Leben bringen wollten, tatsächlich aber sie in den Dienst der liberalen Parteibestrebungen stellten. Sie kämpften gegen alles Hergebrachte in Staat und Gesellschaft, Religion und Sitte, ohne selbst ein neues Ziel stecken zu können. Nur Heinrich Laube (1806—1884) und Karl Gutzkow (1811—1878) haben dauernde Geltung behauptet, aber erst nachdem sie ihren jungdeutschen Sturm und Drang ausgetobt hatten, Laube durch seine Dramen (Karlsschüler und Graf Essex), Gutzkow durch seine Romane (Ritter vom Geiste, Der Zauberer von Rom) und Dramen (Zopf und Schwert, Der Königsleutnant, Uriel Akosta). Franz Dingelstedt (1814 bis 1881) leitet mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" hinüber zu der „politischen Lyrik" der vierziger Jahre, die sich zu reineren und dauernderen Leistungen emporschwang als das junge Deutschland. Hierher gehört Georg Herwegh (1817—1875), der sich durch seine „Gedichte eines Lebendigen" mehr Ruhm erwarb als durch seine Mitwirkung beim badischen Aufstand, Hoffmann von Fallersleben (1816 bis 1872) mit seinen „unpolitischen Liedern", Rudolf Gottschall (geboren 1823) mit seinen „Liedern der Gegenwart". Ferdinand Freiligrath (1810—1875) ist hervorragend durch die Fähigkeit, fremde Natur mit glühender Farbenpracht zu malen (Löwenritt).



Grillparzer-Denkmal in Wien.

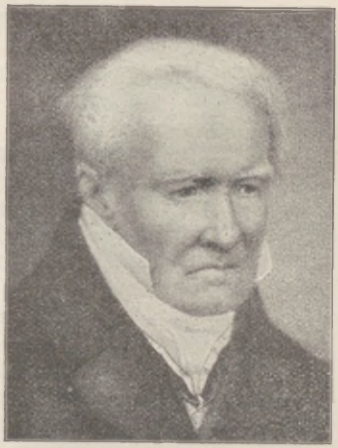
Wenn die Romantik auf dichterischem Gebiete nur Mittelware geschaffen hat, so sind ihre Verdienste um das **wissenschaftliche Leben** umso größer. Die dichterische Verherrlichung führte zur wissenschaftlichen Durchforschung des Mittelalters (Uhland). Bald wurden diese Untersuchungen ausgedehnt auf die Poesie und Kultur des Orients (Rückert) und der nordischen Völker; es kommen die „wissenschaftlichen Weltfahrten zu allen Völkern und Zeiten". Und diejenige Betrachtungsweise, die jetzt überall Platz greift, ist die geschichtliche, also die von der Aufklärung am meisten vernachlässigte. Der Geist Herders ging um. Man betrachtete alles Bestehende als etwas Gewachsenes, historisch Gewordenes. Daraus ergaben sich für die Wissenschaft ganz neue Ziele und ganz neue Wege.



Franz Leopold v. Ranke.

Den unmittelbarsten Gewinn hatten **Geschichtswissenschaft und Philologie,** die durch eine Reihe glänzender Namen vertreten sind. Nachdem schon Wilhelm v. Humboldt die Aufgabe des Historikers dahin gefaßt hatte, daß er die Notwendigkeit der Ereignisse erweisen müsse, wurde Niebuhr (1776—1831) der Bahnbrecher einer neuen Methode, sofern er in seiner römischen Geschichte sein Urteil erstmals auf eine kritische Prüfung der Quellen stützte. Freiherr vom Stein stiftete die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", deren großartiges Quellen- und Urkundenwerk Monumenta Germaniae historica heute noch fortgeführt wird (umgestaltet 1875). Über den Kreis der Fachgenossen hinaus wirkte Friedrich Christian Schlosser (1776—1861) mit seiner „Weltgeschichte in fortlaufender Erzählung" und „Geschichte des 18. Jahrhunderts". Der Vollender aber kam in Leopold Ranke (1795—1886), dem Altmeister der heutigen Geschichtschreibung, dem alle jüngeren Historiker zu Füßen saßen. Während Schlosser „über den sittlichen Wert und

Unwert alles Geschehenen nach dem strengen Gesetz der Kantschen Pflichtenlehre" urteilte und sein eigenes Urteil dem Leser aufzwang, erklärte Ranke gleich in seiner ersten Schrift, er wolle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen sei". Damit wies er auf die Erforschung und Prüfung der Quellen und auf eine objektive Geschichtschreibung hin, die aus den Quellen schöpft und die Tatsachen für sich sprechen läßt. Der moralisierenden Geschichtschreibung Schlossers stellte also Ranke die diplomatische gegenüber, die sich einer rein sachlichen Behandlung und vornehmer Zurückhaltung befleißigt, so daß seine Schriften den Eindruck machen, als wären sie in Marmor gemeißelt. Friedrich Christoph Dahlmann (1785—1860) ließ in seinen Werken mehr als Ranke die großen, volksbewegenden Gedanken in den Vordergrund treten. — Die Philologie verdankt ihren Aufschwung vor allem der Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft durch den Sanskritforscher Franz Bopp (1791—1861) und den vielseitigen Wilhelm v. Humboldt (1767—1835). Andere Philologen von Bedeutung sind Friedrich August Wolf (1759—1824), der die „Homerfrage" aufgeworfen hat, Lachmann (1793—1851), der gefürchtete Vertreter der formalen Philologie und Begründer der Textkritik. Alle Wissenschaften werden „historisch". Savigny (1779—1861) schuf die historische Rechtsschule, die das Recht als eine Erscheinung des geschichtlichen Werdens auffaßt; Karl Ritter (1779—1859) begründete die vergleichende Erdkunde, welche den Wechselbeziehungen zwischen Land und Bewohnern nachgeht. In den Naturwissenschaften zeichnete sich Alexander v. Humboldt, der Bruder des Sprachforschers, durch ein umfassendes, auf eigener Anschauung beruhendes Wissen aus. Eine Entdeckung von allergrößter Tragweite gelang dem Heilbronner Arzte Robert Mayer

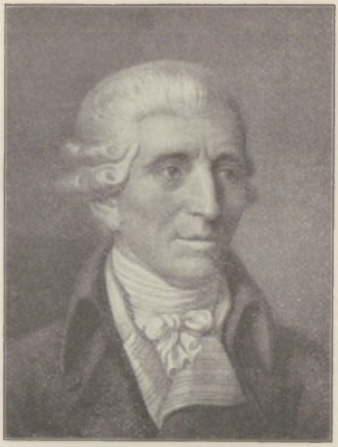


Alexander v. Humboldt.

(1814—1878), der das Gesetz von der „Erhaltung der Kraft" fand.

In der Kunst hat schon die Revolution mit ihrer Vorliebe für die politischen Einrichtungen Roms die Bewunderung des antiken Stils gefördert. Während nun aber auf literarischem Gebiete der Klassizismus überwunden wurde, kam auf dem künstlerischen bald der „Neuklassizismus" zur ausschließlichen Herrschaft. In Rom trat mit Thorwaldsen (1770 bis 1840) jener nordische Hellene auf, „der durch ein rätselhaftes Spiel des Zufalls aus der Zeit des Perikles in die Zeit Napoleons verschlagen zu sein schien". In Berlin kam der neuklassische Stil zur Herrschaft durch Christian Rauch aus Arolsen (1777—1857), den früheren Kammerdiener der Königin Luise, für die er das weihevolle Grabmal im Mausoleum zu Charlottenburg schuf. Sein Hauptwerk ist aber das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden in Berlin. Dannecker (1758—1841) stellte in einer herrlichen Gruppe Ariadne dar, wie sie als Bacchusbraut auf dem Panther reitet, und verewigte seinen Mitschüler Friedrich Schiller von der Karlsschule her in einer überlebensgroßen Büste. Schadow in Berlin (1764—1850) verband mit der edlen Einfalt und Schönheit der Antike ein kräftiges Streben nach Naturwahrheit und Charakteristik (Siegesgöttin mit dem Viergespann auf dem Brandenburger Tor, eine Reihe von Denkmälern, so das Blücher-Denkmal in Rostock, das den Marschall Vorwärts in antikem Kostüm mit Löwenhaut darstellt). Ernst Rietschel in Dresden (1804—1861), der begabteste Schüler Rauchs, bildete für Weimar das bekannte Doppeldenkmal Schiller-Goethe, für Braunschweig das Lessing-Denkmal; für Worms lieferte er den Entwurf zum großen Luther-Denkmal, dessen einzelne Gestalten von seinen Schülern Kitz, Donndorf und Schilling modelliert wurden. Ludwig Schwanthaler (1802—1848) in München huldigte nicht der klassischen, sondern der romantischen Richtung. Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) in Berlin war ein Künstler von seltener Vielseitigkeit, doch vorwiegend Architekt. Als solcher hat er der Nachrenaissance im ganzen Norden zum Siege verholfen. Die schönsten Bauten des neueren Berlin rühren von ihm her. Für die Bautätigkeit Münchens gab der kunstliebende Ludwig I. viel Anregung. Für ihn baute Klenze (1784—1864) die Glyptothek, die Pinakothek und die Walhalla bei Regensburg.

Ludwig wollte durch ein großartiges Mäcenatentum München zur ersten Kunststadt Deutschlands machen. Und in der Malerei wenigstens gelang es ihm, die Berliner „Hungerleider" zu schlagen. Man hatte die Einseitigkeit des klassischen Stiles erkannt und wandte sich der romantischen Malweise zu. Zu den Stiftern dieser Richtung gehört Friedrich Overbeck aus Lübeck (1789—1869), der in Rom zum Katholizismus übertrat und dauernd daselbst blieb. Hier bildete er mit den Malern Schadow, Veit, Schnorr von Carolsfeld und anderen die „Klosterbruderschaft von San Isidoro", aus der später die „Nazarener" entstanden, jene vielverspottete, religiöse Richtung, die zwar echte Frömmigkeit auszudrücken verstand, dagegen vor der körperhaften, sinnlichen Seite des Lebens und der Menschen eine förmliche Angst zeigte. Ein Meister ersten Ranges ist der Mitbegründer des monumentalen Stiles in der Malerei, der „Epiker in Farben", Peter Cornelius aus Düsseldorf (1783—1867), dem der große Wurf gelang, die erhabene Schönheit der Antike mit dem Reichtum und der Tiefe des modernen Seelenlebens zu verschmelzen (Fresken in der Glyptothek, Wand- und Deckengemälde in der Pinakothek und Ludwigskirche zu München, Kartons zu den Wandgemälden in den Hallen des neu zu erbauenden Campo Santo in Berlin, wohin er 1841 berufen wurde). Die Münchener Schule, die jetzt zu großen Ehren kam, ist vertreten durch Julius Schnorr (1794 bis 1872, Geschichte Karls des Großen, Barbarossas und der Nibelungen in den Sälen der Münchener Residenz), Karl Rottmann (1798—1850, italienische Landschaften), Wilhelm Kaulbach (1804—1874, Illustrationen zu Reineke Fuchs, Freskenzyklus im Treppenhause des neuen Museums in Berlin), Johann Schraudolph (1806—1879, Wand-



Joseph Haydn.
Nach einem Porträt von W. Arndt.

gemälde im Dome zu Speier). Der letzte charakteristische Vertreter der romantischen Malerei ist Moritz Schwind (1804—1871), der die Gestalten der deutschen Märchenwelt mit feinster Poesie darstellte. Die Düsseldorfer Schule, die bedeutendste neben der Münchener, ist hauptsächlich vertreten durch Schadow, den Sohn des Bildhauers, Hildebrandt, Lessing und Rethel.

Auch die Musik nahm Anteil an dem Blühen der Künste. Haydn und Mozart gehören dem 18. Jahrhundert an. Dagegen ragt die gewaltige Gestalt des tiefsinnigen Beethoven (1770 bis 1827) noch in das 19. Jahrhundert herein. Seine Eroica (1804) hatte er Napoleon gewidmet. Als aber der Bändiger der Revolution sich als Tyrann entpuppte, zerriß und zerstampfte er die Widmung. Seine Oper Fidelio, das Hohelied der Treue (dritte Bearbeitung 1814), riß selbst die genußsatte, verlebte Gesellschaft des Wiener Kongresses hin. Dann zeigt auch die Musik allmählich eine Abneigung gegen die geschlossene Kunstform, ein Streben nach geistreichem, originalem Inhalt, eine Vorliebe für das Dämmernde, Mystische. Der erste Romantiker, der übrigens die klassische Formschönheit noch hoch hält, ist Franz Schubert (1797—1828), „der die Harmonien im kleinen Finger hatte", dem an Reichtum der Erfindungsgabe nur Mozart verglichen werden kann. Der volkstümlichste und ausgeprägteste Vertreter der romantischen Musik ist Karl Maria v. Weber (1786—1836), ein Genius von Gottes Gnaden, der den ganzen Formalismus über den Haufen warf und durch den Zauber seiner Opernmelodien alles Volk im Sturme eroberte (Freischütz, Preziosa, Euryanthe, Oberon). Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847) suchte den Stimmungsgehalt seiner Zeit in die festen Formen der



Mozart.

Nach einer Radierung von Ludwig Michalek.
Verlag von V. A. Heck in Wien.

früheren Zeit zu fassen. Die späteren Romantiker streben in erster Linie nach Poesie, damit das Werk „in frischer Phantasie gebadet sei". Robert Schumann (1810 bis 1854) ist der eigentliche Dichter in Tönen, „Märchenerzähler und Zimmerträumer", hat aber vor Mendelssohn den Tiefsinn voraus.

Die ersten **französischen Romantiker,** Chateaubriand und Frau v. Staël, haben wir an anderer Stelle besprochen. An sie schließt sich an Lamartine (1790—1869) und Viktor Hugo, das anerkannte Haupt der ganzen Richtung (1802—1885). Er ragt über die anderen nicht nur durch seine Vielseitigkeit als Lyriker, Epiker und Dramatiker hervor, sondern auch durch den Empfindungsgehalt und die Bilder- und Farbenpracht seiner Sprache. Béranger (1780 bis 1857), der „verkörperte Liedergenius des französischen Volkes", hat durch seine napoleonsbegeisterte Lyrik viel zum Sturze der Restauration beigetragen. Alfred de Musset (1810 bis 1857) ist Dichter des Pessimismus, aber auch Meister der Seelenmalerei. Eugen Scribe (1791—1861) hat Lustspiele und Operntexte zu Hunderten verfaßt (Das Glas Wasser), während George Sand (1804—1876, eigentlich v. Dudevant) den sozialen Sitten- und Tendenzroman und Eugen Sue (1804 bis 1857) den Sensationsroman begründete. Als Geschichtschreiber taten sich hervor Adolf Thiers (1797—1877) durch seine Geschichte der Revolution, des Konsulats und Kaiserreichs, Mignet (1796—1884) durch seine Geschichte der Revolution, Michelet (1798—1874) durch seine römische und französische Geschichte.

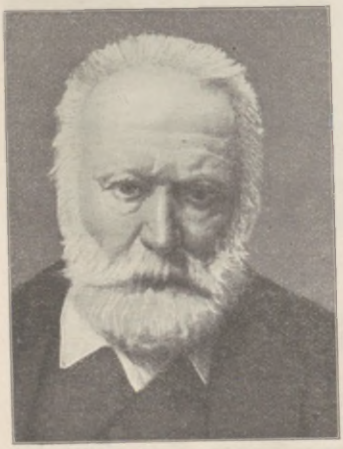


L. v. Beethoven.

Nach einer Originalradierung von C. L. Jake. Verlag von Dietrich & Cie. in Brüssel.

In England suchte die Romantik die heimischen Balladen und Volksdichtungen auf und beschrieb in Romanen das

einfache Leben der mittelalterlichen Vorzeit. Die ganze englische Romantik verkörpert sich in dem einen Manne Walter Scott (1771—1832), der durch seine poetischen Erzählungen (Das Fräulein vom See) und seine historischen Romane (Waverley-Romane, 72 Bände) ganze Geschlechter entzückte und einzelne Menschen heute noch entzückt, trotz des Mangels an künstlerischer Durchbildung, der den meisten seiner Werke anhaftet. Der größte Dichter Englands seit Shakespeare und Milton war Lord Byron (1788—1824), ein Gemisch von Faust und Don Juan, dem schon während seiner Knabenzeit im schottischen Hochland der Sinn für Poesie erwachte, der nach einer vernachlässigten Erziehung und nach einem ausschweifenden Leben mit zerrissenem Herzen und voll „Weltschmerz" fast in allen Ländern Europas umherirrte, bis er in Missolunghi dem Fieber erlag. Seine Hauptwerke (Don Juan, Der Giaur, Der Korsar, Manfred, Balladen) zeigen neben frivolem Spotte „eine so wunderbare Kenntnis der süßen Geheimnisse des Menschenherzens, neben dem Radikalismus, der alles Heilige in Frage zu stellen scheint, eine so laute Begeisterung für echte Menschengröße, daß sie alle tiefen und freien Geister bezaubern mußten". Der Irländer Thomas Moore (1779—1852), der Stolz der Iren, schilderte in seinen „Irischen Melodien" die Schönheiten seiner heimatlichen Natur und die Leiden seines Volkes.



Viktor Hugo.
Nach einem Gemälde von Bonnat im Museum zu Versailles.

Die Italiener sehen ihren größten neueren Dichter in Manzoni (1785—1873), der in seinem Romane „Die Verlobten" die kirchlichen, politischen und sozialen Zustände Oberitaliens unter der spanischen Herrschaft schildert. Die Dramen Silvio Pellicos (1789 bis 1854) und die lyrischen Gedichte Foscolos (1777 bis 1827) und Leopardis (1798—1837) stellten sich die Aufgabe, die sittliche und staatliche Wiedergeburt ihres Volkes

herbeizuführen. Unter den Bildhauern nimmt der Klassizist Canova (1757—1822) die erste Stelle ein. In der Schule der Griechen hat er Anmut und edlen Linienfluß gelernt, während geistiger Gehalt und charakteristische Kraft den meisten seiner Werke abgeht (Amor und Psyche, Grabmal der Erzherzogin Christine in Wien, Die drei Grazien). Cherubini, Spontini und Rossini waren die bedeutendsten Opernkomponisten der italienischen Schule.



Lord Byron.
Aus Franz Hanfstaengls Porträtkollektion.

In Rußland blieb im Anfang des Jahrhunderts die französische Bildung und Sitte in den oberen Kreisen noch bevorzugt. Doch bildete sich unter der Regierung des Zaren Nikolaus allmählich eine nationale Literatur. Der glänzendste Name ist Puschkin (1799—1837), der mit seinen Novellen und mit seinem vaterländischen Drama „Boris Godunow" so viel Anerkennung fand, daß er als der größte russische Dichter seiner Zeit gepriesen wurde.

Namenverzeichnis
des neunten und zehnten Bandes.

Abb. = Abbildung, Dr. = Doktor, Erzb. = Erzbischof, Erzh. = Erzherzog, Feldm. = Feldmarschall, Gef. = Gefecht, Gen. = General, Gr. = Graf, Hptm. = Hauptmann, Herz. = Herzog, Kais. = Kaiser, Kö. = König, Kurf. = Kurfürst, Min. = Minister, Oberstl. = Oberstleutnant, P. = Papst, Prof. = Professor, Schl. = Schlacht, St. = Stadt.

A.

Aachen, Kongreß X, 159 f. 218.
Abdallah, Pascha X, 245.
Abdel Kader X, 286 f.; Abb. 287.
Abderrhaman von Marokko X, 287.
Abdul Medschid, Sultan X, 247.
Aberdeen, engl. Minister X, 194.
Abisbal, Gen. X, 184.
Abo, St. X, 4.
Abukir, Schl. IX, 182. 184. 186; Abb. 185.
Achmed, Pascha X, 247.
Acton, Lord IX, 186 f.
Addington, engl. Minister IX, 208.
Adlerkreuz, General IX, 259; X, 60.
Adrianopel, Friede X, 214. 243. 245.
Afghanistan X, 244. 260 f.
Agendenstreit X, 269.
Ägypten IX, 208; X, 245 ff.
Ägyptischer Feldzug IX, 179 ff.
Aignan, St. X, 72.
Aiguillon, Herzog IX, 38. 52.
Akjerman, Vertrag X, 212.
Akka, Festung X, 245 ff.
Albani, Kardinal X, 236.
Albert, Prinzgemahl X, 259; Abb. 259.
Albrecht, Prof. X, 266.
Alessandria, Waffenstillstand IX, 202.
Alexander I., Zar IX, 177. 206 f. 210; dritte Koalition 226. 229 ff. 240. 250 ff.; Erfurt 273 f. 292. 296.; russischer Feldzug X, 1 ff.; Freiheitskriege 34 f. 65 f. 87 ff.; Wien 102 ff.; heilige Allianz 149. 159 ff. 167. 177. 204 ff. 209 f. 238; Abb. IX, 207.
Alexander II., Zar X, 243 f.
Alexandria IX, 181 f. 208.
Alfons, Prinz v. Asturien X, 252.
Algier X, 222 f. 286 f.; Ansicht des Hafens und der Stadt 222; Typen der algerischen Rasse 223.
Ali, Pascha X, 204. 206.
Allianz, heilige X, 143 f. 147 ff. 173 ff. 181. 191. 203. 215. 230.
Altenstein, Min. IX, 302; X, 170. 272.
Alvinzi, Gen. IX, 167.
Amberg, Schl. IX, 166.
Amerikanische Kolonien X, 189 ff.
Amiens, Friede IX, 208 f. 224; Denkmünze abgeb. 209.
Ancien régime IX, 17 ff.
Angoulême, Herz. von IX, 32. 113; X, 113. 117. 181. 187 ff. 218 f. 224; Tod 229.
Anna, Schwester Alexanders I. IX, 292.
Ansbach-Bayreuth, Markgrafschaft IX, 142. 228 f. 233 ff.
Anstett, Staatsmann X, 32 f.
Anton, Erzh. IX, 229.
Anton, Kö. v. Sachsen X, 262.
Antwerpen IX, 290; X, 232 ff.
Arcis-sur-Aube, Schl. X, 84.
Arcole, Schl. IX, 167.
Arena, Korfe IX, 215.
Arndt, E. M. IX, 267; X, 10. 18. 22. 24. 72. 164. 274; Abb. 23.
Arnim, Achim v. X, 297.
Arnoldi, Bischof X, 276.
Arrighi, Herz. v. Padua X, 30. 42. 64.
Artois, Graf v., s. Karl X.
Aspern, Schl. IX, 281. 290; Abb. 281.
Assignaten IX, 65. 114. 132. 134. 144. 171; Abb 67.
Assisi, Franz v. X, 251 f.
Athen X, 209. 215.
Auerstädt, Schl. IX, 244.
Augerau, Marschall IX, 161. 164. 172. 197.
Augsburg, St. IX, 212. 234
August, Prinz v. Preußen X, 80; Abb. 81.
Aumale, Herz. v. X, 251. 287.
Austerlitz, Schl. IX, 227 ff; Abb. 231.
Avignon IX, 88, 144; X, 96. 144.

B.

Babeuf, Gracchus IX, 171 f.
Bacciochi, Fürstin v. IX. 235.
Baden IX, 166. 207. 212 f. 234 ff.; X, 152. 265.
Bagration, Fürst IX, 230; X, 7. 9.
Bailly IX, 34. 36. 47 ff. 83. 122.
Ballhaus, Schwur IX, 36 f.; Abb. 35.
Bamberg IX, 212.
Barbaroux IX, 81. 116 f.
Barbès X, 283 f.
Barclay de Tolly, Gen. X, 7 f. 29. 37. 50. 123.
Barentin IX, 33. 37. 49.
Barère IX, 102. 116. 134.
Bariatynski, Gen. X, 243.
Barnave IX, 77 f.
Barras IX, 124. 132. 136 f. 139 f.; 172. 174. 197 f.
Barrot, Odilon X, 226. 289.
Bar-sur-Aube, Schl. X, 83.
Bartenstein, Bündnis IX, 250. 252.
Barthelemy IX, 158. 172 f.
Basel, St. IX, 177. 213.
Basler Friede IX, 157 ff.
Bassano, Schl. IX, 165.
Bastille IX, 2, 26; Sturm 45 ff. 66. 69; Abb. 45.
Batavische Republik IX, 153 f. 175. 204. 235.
Bauer, Christian, Prof. X, 276.
Bautzen, Schl. X, 28 f.
Bayern IX, 170. 192. 212 ff. 227. 234 ff. 251. 278 ff.; X, 102. 107 ff. 144. 152. 172 f.
Baylen, Kapitulation IX, 273.
Bayonne, St. IX, 270 ff.

Bayreuth IX, 255. 283; X, 107.
Beauharnais, Gen. IX, 38. 140. 146.
Beauharnais, Eugen IX, 140. 222. 234. 232. 285. 290. 293. 302; X, 14. 27. 85. 89. 92 ff. 105. 121.
Beauharnais, Horntenſe IX, 140. 220. 235. 293 f.; X, 118. 237; Abb. 119.
Beauharnais, Joſephine IX, 132. 146 220; Scheidung 291 ff.; Abb. 293.
Beauharnais, Karoline (Murats Frau) X, 140.
Beauharnais, Stephanie IX, 234.
Beaulieu, Gen. IX, 162 f. 165.
Beethoven X, 306; Abb. 307.
Bekker, Nikolaus X, 274.
Belgien IX, 89. 141 ff. 150 ff. 168 ff.; X, 104. 107. 230 ff.
Belle-Alliance, Schl. X, 126 ff.
Bennigſen, ruſſ. Gen. IX, 206 f. 249; X, 39. 42; Leipzig 48 ff.
Bentinck, Lord X, 175.
Beranger, Dichter X, 286. 307.
Bereſford, Gen. X, 191 f.
Bereſina X, 13; Übergang abgeb. 12.
Berg, Großherzogtum IX, 235. 238. 255. 304; X, 85. 107.
Berlin, St. IX, 229, 233, 214 ff. 268; X, 18 ff. 35 ff.; Viktoria vom Brandenburger Tor abgeb. 97.
Bernadotte, Marſchall IX, 167. 172. 197. 220. 228. 236. 245; Kronprinz von Schweden 259. 290; X, 4. 34 ff.; bei Leipzig 42 ff. 65 ff. 89 f.; Abb. X, 33.
Bernetti, Kardinal X, 182.
Bernſtorff, Graf X, 162.
Berry, Herz. v. IX, 32; X, 113. 218 f. 282.
Berry, Herzogin v. X, 282 f.
Berthier, Marſchall IX, 161, 175 f.; erhält Neufchatel 236. 297; X, 54, 94.
Berthollet IX, 307.
Bertrand, Marſchall IX, 250; X, 34. 42; bei Leipzig 50 ff. 116. 136.
Beſenval, Gen. IX, 46.
Beurnonville, Gen. X, 91.
Beyme, Staatsmann IX, 226. 242; X, 165.
Bialyſtock IX, 254.
Biberach, Schl. IX, 202.
Billaud-Varennes IX, 93. 110. 134.
Biſchofswerder, Min. IX, 190 f.
Biſſon, Gen. IX, 279.
Blacas, Min X. 112.
Blanc, Louis X, 294.
Blanqui X, 284.
Blücher IX, 157. 245. 260. 265; X, 16. 25 f. 28; Freiheitskriege 35 ff. 65 ff. 86. 96. 123 ff. 156; Abb. X, 26, bei Kaub 75, bei Ligny 127, bei Belle-Alliance 129.
Bodelſchwingh v., Min. X, 277.
Böhmen X, 34. 38 f.
Boiſſy d'Anglas IX, 134.
Bolivar X, 190; Abb. 191.
Bonaparte, Jerome IX, 219. 234. 251; Kö. von Weſtfalen 255. 286 ff.; X, 39. 68. 120. 127. 153; Abb. IX, 257.
Bonaparte, Joſeph IX, 175. 197. 208. 219; Kö. von Neapel 235 f. 259, von Spanien 270 ff.; X, 77. 86. 120. 124. 189.
Bonaparte, Karoline IX, 220.
Bonaparte, Lätitia X, 114.
Bonaparte, Lucian IX, 197 ff. 219; X, 120. 124.
Bonaparte, Ludw. IX, 219 f.; Kö. von Holland 235; abgeſetzt 303 f.; Abb. 303.
Bonaparte, Napoleon, ſ. Napoleon I.
Bonnier IX, 173. 192.
Bopp, Franz X, 303.
Borgheſe, Fürſtin v. IX, 235.
Börne, Ludwig X, 300.
Borodino, Schlacht X, 9 f.
Borſig X, 291 f.
Borſtel, Gen. X, 34.
Bouillé, Gen. IX, 70 f. 73 ff. 85.
Boulogne, St. IX, 225. 227.
Bourmont, Gen. X, 221 ff.
Bourrienne IX, 90.
Boyen, Min. IX, 266; X, 165. 169.
Braſilien X, 190 ff. 252 f.
Braunſchweig IX, 246. 255. 289; X, 39. 69. 154. 172. 262 f.; Brunnonia abgeb. X, 263.
Brauſe, Gen. X, 53.
Bravo, Gonzalez X, 250 f.
Breisgau IX, 170. 204. 212. 234.
Bremen, St. IX, 212; X, 39. 106. 291.
Brentano, Klemens X, 297.
Breslau, St. IX, 251; X, 18 f. 28 ff.
Bretagne IX, 51 f. 116. 135. 207.
Breteuil IX, 42. 48 f.
Brézé, Marquis IX, 38.
Brienne, de, Min. IX, 26 ff.
Brienne, St. IX, 137 f.; Schlacht X, 78; Denkmünze 78.
Briſſot IX, 81. 87. 121.
Broglie, Marſchall IX, 42. 49.
Brougham, Min. X, 254.
Brune, Gen. IX, 177. 196. 227; X, 217.
Brünn, St. IX, 232; Schl. 230.
Brüſſel IX, 152; X, 126 ff. 231 ff.
Bruyes, Admiral IX, 182.
Bubna, Gen. X, 74. 85. 180.
Bugeaud, Gen. X, 286 f.
Bukareſt, Friede X, 4.
Bulgarien X, 204 f.
Bülow, Gen. X, 29. 34 f. 38. 49. 68. 73. 77. 83 f. 124 ff.
Bundesakte, deutſche X, 108 ff. 151 ff. 264.
Bundestag, deutſcher X, 109 f. 151 f. 261 ff.
Buonaparte ſ. Bonaparte.
Burſchenſchaft X, 156 ff. 163.
Burhövden, Gen. IX, 230.
Byron, Lord X, 207 f. 308; Abb. 309.

C.

Cabarrus, Thereſe IX, 129. 132.
Cabrera, Gen. X, 249 f.
Cadiz, St. X, 183 ff.
Cadoudal IX, 217 f.
Caglioſtro IX, 24 ff.
Calbiero, Schl. IX, 228.
Calonne, Min. IX, 22 ff. 85.
Cambacérès, Fürſt IX, 199 ff. 292 f. 295. 297; X, 27. 72. 77. 86. 119 f. 217.
Cambon, Min. IX, 128. 143.
Cambronne, Gen. X, 94.
Campbell, Oberſt X, 114.
Campe IX, 69.
Campo Formio IX, 169. 173 f. 200. 204; X, 72.
Canning, Georg IX, 258; X, 191. 194. 200 f. 211 f.; Abb. X, 201.
Cannſtatt, Schl. IX, 166.
Canova X, 309.
Capodiſtrias X, 204. 214.
Carlotta, Königin von Portugal X, 192 f.
Carnot, Lazare IX, 120. 137. 149 f. 152. 160. 172 f. 200; X, 119. 217; Abb. IX, 149.
Carraſcoſa, Gen. X, 178.
Carrier IX, 123. 134.
Caſſano, Schl. IX, 193.
Caſtiglione, Schl. IX, 165 f.
Caſtlereagh, Lord IX, 258; X, 100. 144. 196. 198. 200.
Cathcart, Gen. IX, 258.
Caulaincourt, Staatsmann IX, 292. 296; X, 1. 14. 32 f. 55. 81 ff. 119. 134.
Chabot, Jakobiner IX, 80.
Chaiberpaß X, 260.
Chambord ſ. Heinrich von Bordeaux.

Chamisso, Adalbert X, 298.
Championnet, Gen. IX, 187 f.
Changarnier, Gen. X, 286.
Charlotte, Gemahlin Leopolds v. Belgien X, 199 f.
Charlotte, Gemahlin Nikolaus' I. X, 210.
Charlottenburger Konvention IX, 248.
Chartisten in England X, 256.
Chartres, Louis Phil., Herz. von IX, 145 f.
Chassé, Gen. X, 232. 234.
Chasteler, Gen. IX, 279. 284.
Chateaubriand IX, 308; X, 92. 182 188; Abb. IX, 307.
Château-Thierry, Schl. X, 80.
Chatillon, Kongreß X, 81 f. 85. 96.
Chaumette, Herbertist. IX, 126.
Chaumont, Vertrag X, 83. 102. 108. 121.
Chenier, J., Dichter IX, 307.
Cherasco, Waffenstillstand IX, 162.
Cherubini X, 309.
Chile X, 190.
Chios, Insel X, 207.
Chlopicki, Gen. X, 240.
Choiseul, Min. IX, 12. 75 f.
Chosrew, Pascha X, 247.
Christian VII., Kö. v. Dänemark IX, 258.
Christine, Königin v. Spanien X, 248 ff.
Christinos in Spanien X, 248 f.
Cintra, Kapitulation IX, 269. 273.
Cisalpinische Republik IX, 169 f. 175. 204.
Cispadanische Republik IX, 166. 204.
Clauzel, Marschall X, 286.
Clavière IX, 87. 96.
Clerfait IX, 141. 145. 152 f. 159 f.
Clermont-Tonnerre, Gr. IX, 38.
Clinton, Gen. X, 194.
Clive, Lord X, 195 f.
Cloots, Anacharsis IX, 67 f. 125 f.
St. Cloud IX, 23. 72. 198; X, 225 f; Vertrag X, 141.
Clugny, Min. IX, 20.
Cobden, Rich. X, 257.
Cobenzl, Min. IX, 169. 173. 204. 242 277.
Cochrane, Admiral X, 190.
Cockburn, Admiral X, 136.
Code civil IX, 223.
Colli, Gen. IX, 162.
Collot d'Herbois IX, 99. 123. 134.
Conti, Prinz IX, 49.
Corday, Charlotte IX, 117 ff.; Abb. 117.
Cornelius, Peter X, 305.
Corunna, Schl. IX, 275.
Cotta, Buchhändler X, 172.
Courbière, de, preuß. Gen. IX, 251.
Courtrai, Schl. IX, 152.
Couthon IX, 80. 126 f. 130.
Craonne, Schl. X, 84.
Custine, Gen. IX, 143. 146.
Cuvier IX, 307.
St. Cyr, Marschall IX, 202; X, 37. 48.
Czartoryski, Fürst X, 239 ff.
Czernitschew, Gen. X, 39. 68.

D.

Dahlmann, Prof. X, 163. 266. 274. 303.
Dalberg, Karl v. IX, 212 ff. 235. 237 f.; Großh. 302; X, 68.
Dalberg, Herz. (Neffe des Primas) X, 88. 91. 100.
Dalmatien IX, 170; X, 107.
Damaskus X, 245 f.
Dampfmaschinen X, 290 ff.
Danbrowski, Gen. IX, 155.
Dänemark IX, 205. 257 f.; X, 34 f. 68. 72. 104 ff.
Dannecker X, 304.
Danton IX, 61. 82 f. 93. 96 ff. 114. 120. 125 ff.; Abb. 83.
Danzig, St. IX, 148. 245. 251 ff.; X, 31.
David, Maler IX, 306.
Davoust, Marschall IX, 230. 244. 303; X, 3. 29. 35. 119. 135. 140 ff.; Abb. X, 141.
Decazes, Min. X, 218.
Dego, Schl. IX, 162.
Dekabristenaufstand X, 210 ff. 238.
Delaunay IX, 46 f.
Dembinski, Gen. X, 241 f.
Dennewitz, Schl. X, 38. 52.
Derby, Jean, Gesandter IX, 192.
Desaix, Gen. IX, 182. 202.
Desèze, Advokat IX, 103 f.
Desmoulins IX, 43. 61. 68. 126.
Dessolles, Gen. X, 218.
Diebitsch, Gen. X, 16; XI, 211. 213 f. 240 f.
Dillon, Gen. IX, 89.
Dingelstedt X, 301.
Direktorialregierung IX, 137. 140 ff. 162 ff. 170 ff. 180. 184. 191 f.; Sturz 196 ff.
Direktorialverfassung IX, 135 ff.
Donaufürstentümer X, 4. 204 ff. 212. 214.
Dörnberg, Oberst IX, 286 f.; X, 10. 27.
Dost Mohamed X, 260.
Dragotschan, Kloster X, 205.
Dresden IX, 244; X, 5. 14. 32 ff.; Schl. 37 f.
Droste zu Vischering, Erzb. X, 270 ff.
Drouet, Postmeister IX, 74 f.
Drouot, Gen. X, 94.
Dschezzar Pascha IX, 183.
Dubarry IX, 11. 14 f.
Dubjenka, Schl. IX, 147.
Duchatel, Min. X, 288 ff.
Dufour, Gen. X, 279 f.; Abb. 280.
Dupont, Gen. IX, 272 f.
Dumouriez IX, 87 f. 113 f. 126. 141 ff.; X, 226 f.
Dunin, Erzb. X, 270 f.
Dünkirchen, St. IX, 146. 150.
Duphot, Gen. IX, 175.
Dupin, Min. X, 227 f.
Durazzo, Doge IX, 222
Duroc, Gen. IX, 226; X, 14. 28.
Dürrenstein, Gef. IX, 230.
Düsseldorfer Schule X, 306.
Dwernicki, Gen. X, 241.

E.

Edgeworth, Abbé IX, 106 f.
Ehrenlegion, Orden IX, 217; Abb. 217.
Eichendorf X, 298.
Eisenbahnen X, 291; Abb. erste deutsche Eisenbahn vor 289.
Elba X, 93 ff. 113 ff.; Abb. von Porto-Ferrajo X, 93.
Elchingen, Schl. IX, 228.
Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI. IX, 74. 106. 112 f.
Elsaß IX, 151; X, 142. 144.
Emigranten, französische IX, 49. 70. 79. 84 ff. 91. 103 120. 140 f. 192. 218. 223; X, 112 ff. 219 f. 281.
Enghien, Herz. IX, 49. 218. 226. 308.
England IX, 144 ff. 180 ff. 205 ff. 249 ff. 268 ff.; X, 4. 25. 31 f. 102 f. 121. 147. 160. 186. 191. 194 ff. 212. 249 ff.
Enzyklopädisten IX, 8.
Erfurt, St. IX, 245. 255; X, 2. 27. 68; Kongreß IX, 273 f. 277; X, 1 f.
Erichson, Georg X, 167.
Erlach, v, Gen. IX, 177.
Ernst August, Kö. von Hannover X, 259. 266 f.
Espartero, Gen. X, 249 f.; Abb. 251.
Etrurien IX, 204.
Eugen, Prinz v. Württemberg IX, 206; X, 37; bei Leipzig 44 ff.; Abb. 37.
Eugen, Herz. v. Württemberg, preuß. Gen. IX. 24
Evora, Vertrag X, 252.
Ewald, Prof. X, 266.
Eylau, Schl. IX, 249. 252.

F.

Fanarioten X, 206.
Feraud, franzöſ. Abgeordn. IX, 134.
Ferdinand v. Koburg-Kohary X, 253.
Ferdinand II., Kö. v. Neapel X, 238.
Ferdinand IV. bezw. I., Kö. v. Neapel IX, 186 ff. 205; X, 105 f. 122. 140 f. 174 ff. 227; abgeb. IX, 187.
Ferdinand I., öſterr. Kaiſer X, 267; Abb. 267.
Ferdinand, öſterr. Erzh. IX, 228. 278 ff.
Ferdinand VII., Kö. von Spanien IX, 270 ff.; X, 104. 182 ff 189 ff. 248; Abb. IX, 271.
Ferdinand III. von Toskana, nach Salzburg IX, 204. 212; nach Würzburg 234; in Toskana X, 182.
Fère-Champenoiſe, Schl. X, 85.
Ferrara IX, 200.
Ferſen, ruſſ. Gen. IX, 156.
Ferſen, Axel v. IX, 73 f. 259.
Feſch, Kardinal IX, 220 f. 235. 295. 302.
Feuillants IX, 61. 78. 80. 89.
Fichte, Philoſoph IX, 267; X, 22. 164; Abb. 165.
Fieſchi, Korſe X, 284.
Finnland IX, 253. 259. 274; X, 4. 103 ff.
Fleſſelles IX, 47.
Fleuriot, Maire, IX, 126.
Fleurus, Schl. IX, 152.
Fontainebleau, St. X, 93 ff. 118; Konkordat IX, 300; Verträge IX, 258. 269.
Fontenay, Parlamentsrat IX, 129.
Forſter, Georg IX, 119. 144.
Foscolo, Dichter X, 309.
Fouché IX, 123. 197. 200. 215. 218. 219. 290; X, 112. 134 f. 139. 142. 216 f.
Foulon IX, 42. 48.
Fouquier-Tinville IX, 118. 121. 134.
Fournier, Gen. X, 30.
Fox, engl. Min. IX, 237; Abb. 237.
François, Maire IX, 61.
Frankfurt a. M., St. IX, 143 f. 212. 238; X, 70 ff. 106; Römer abgeb. 71.
Frankfurter Putſch X, 265 f.
Franklin IX, 20.
Frankreich ſ. Inhaltsverz.
Franz IV., Herz. von Modena X, 106. 180 f. 235 f. 238.
Franz I., Kö. von Neapel X, 182. 238.
Franz II. (I.), Kaiſ. IX, 87. 149. 168. 200. 209. 214. 229 ff. 239. 282 ff.; X, 5. 66. 71. 85; Wiener Kongreß 99 ff. 148 ff. 166. 177; Tod 267 Abb. IX, 211.
Franzoſen, Rückzug aus Rußland; abgeb. X, 13.
Freiligrath X, 301.
Freron IX, 124.
Friccius, Major X, 60.
Friedland, Schl. IX, 252.
Friedrich, Kö. von Württemberg IX, 227. 278 f. 286; X, 69. 152 f.; Abb. 153
Friedrich Auguſt (Kurf.), Kö. von Sachſen IX, 246. 255; X, 24. 41. 58 f. 65 ff.; Abb. X, 41.
Friedrich Auguſt II., Kö. von Sachſen X, 262.
Friedrich Wilhelm, Herz. von Braunſchweig-Öls IX, 288 f.; X, 124. 262; Abb. 125.
Friedrich Wilhelm II., Kö. von Preußen IX, 84. 141 ff. 146. 150 ff. 189 f.; Abb. 190.
Friedrich Wilhelm III., Kö. von Preußen IX, 191. 226. 229. 237 f. 248 ff.; Tilſit 253 ff. 282. 288; ruſſ. Krieg X, 3. 5. 16. 18. 34. 65 f.; in Paris 87 ff.; in Wien 102 ff. 142 ff. 214. 269 ff.; Abb. IX, 243; Freiwillige vor Fr. W. in Breslau abgeb. X, 21; Denkmal in Berlin abgeb. 271.
Friedrich Wilhelm IV., Kö. von Preußen, als Kronprinz X, 87. 166. 270; König 271 ff. 297; Abb. 273.
Frieſen, Turner X, 22 f.
Frimont, Gen. X, 123. 178. 236.
Fulda, St. IX, 212; Vertrag X, 69.
Fulton X, 291.

G.

Gadebuſch X, 35.
Gagern, Hans v. X, 163.
Galizien X, 4. 243.
Gambier, Admiral IX, 258.
Garat, Min. IX, 106.
Garde, kaiſerl., abgeb. X, 5.
Gaudin, Min. IX, 200.
Gauß, Mathematiker X, 292.
Geiſſel, Biſchof X, 272.
Genf IX, 209; X, 262 f.
Genſonné IX, 81. 121.
Gent, Friede X, 195.
Gentz IX, 278.
Genua IX, 169. 195. 200 ff.; X, 106.
Georg III., Kö. von England IX, 200. 208; X, 199.
Georg IV., Kö. von England X, 96. 199 f. 253; Abb. 199.
Georgios der Olympier X, 205.
Gérard, Marſchall X, 234.
Germanos, Erzb. X, 205.
Gervinus, Geſchichtſchreiber X, 266.
Ghunib, Feſtung X, 243.
Girondiſten IX, 81. 84. 86 ff. 96. 99 ff. 113 ff. 121 f. 133 f.
Gisikon, Schl. X, 280.
Giulay, Feldzeugm. X, 42. 45. 78.
Glogau IX, 251. 264.
Gneiſenau IX, 251. 265 f.; X, 10. 34. 39. 46. 72. 79. 84. 125. 131. 142. 169; Abb. 74.
Godoy, Friedensfürſt IX, 159. 208. 269 ff.
Gohier IX, 197 f.
Goltz, preuß. Geſandter IX, 157.
Görres X, 156. 164.
Gortſchakow, Fürſt X, 44.
Goethe IX, 142. 273; X, 152.
St. Gotthard IX, 195 f.
Gottſchall, Rud. X, 301.
Gourgaud, Gen. X, 135 ff.
Graudenz IX, 251.
Gravina, Admiral IX, 229.
Gregoire IX, 38. 100.
Gregor XVI., P. X, 235. 238; Abb. 236.
Gregorios, Patriarch X, 206.
Grenoble, St. X, 115 f.
Grey, Min. X, 252. 254 f. 257.
Grillparzer, Fr. X, 300; abgeb. 301.
Grimm, Brüder X, 266. 274.
Grochow, Schl. X, 240.
Grodno, Reichstag IX, 148.
Grolmann, Min. X, 165.
Großbeeren, Schl. X, 35. 38.
Großgörſchen-Lützen, Schl. X, 27 f.
Grouchy, Gen. X, 126. 128 f. 133 ff. 140. 217.
Grün, Anaſtaſius X, 300.
Guadet IX, 81. 115.
Guatemala X, 190.
Guillotin, Guillotine IX, 102.
Guizot, Min X, 274. 288 ff.; Abb. 275.
Guſtav III., Kö. v. Schweden IX, 73.
Guſtav IV., Kö. v. Schweden IX, 225 f. 258 ff.; Abb. 226.
Gutzkow, Karl X, 301.
Gymnich, Baron IX, 143.

H.

Haager Vertrag IX, 152.
Hafiz, Paſcha X, 247
Halsbandprozeß IX, 23 ff.
Hambacher Feſt X, 264.
Hamburg, St. IX, 212. 303; X, 26. 29. 33 ff. 68. 106.
Hanau, Schl. X, 68.

Handelsverein, Deutscher X, 170.
Hannover IX, 157. 213. 225 ff. 241 f. 246. 255; X, 27. 31. 69. 102 ff. 154. 172. 262. 265 f.
Hardenberg, Min. IX, 157. 226. 240. 250. 253. 256. 260. 263; Kanzler (1810) 302; X, 18 f. 100. 102. 108. 155. 159 f. 163 ff.; Abb. IX, 241; Denkmünze X, 107.
Haßpinger IX, 279. 285.
Hauff, Wilh. X, 298.
Haugwitz, Min. IX, 191. 226. 229 ff. 236. 240. 242. 248.
Haydn X, 306; abgeb. 305.
Hannau, Gef. X, 28.
Hebert IX, 110. 115 f. 125 f.
Heberlisten IX, 126.
Hegel, Philos. X, 269. 296; Abb. 297.
Heilsberg, Schl. IX, 252.
Heine, Heinr. X, 300.
Heinrich, Herz. von Bordeaux (Gr. Chambord) X, 219. 229. 281. 283.
St. Helena X, 98. 114. 136 ff. 286; Abb. X, 138 u. 139.
Helgoland IX, 289. 304; X, 104 f.
Heliopolis, Schl. IX, 186.
Helvetische Republik IX, 204.
Hengstenberg, Prof. X, 276.
Henriot, François IX, 115. 130 f.
Herbart, Philos. X, 296.
Herder IX, 69; X, 302.
Herkules III., Herzog von Modena IX, 166. 204; X, 106.
Hermes, Prof. X, 270.
Herwegh, Georg X, 274. 301.
Hessen IX, 141 f. 212 f. 238. 246; X, 69. 102. 153. 172. 262. 265.
Hessen-Homburg, Gen. X, 42. 50.
Hidalgo, Priester X, 189 f.
Hiller, Gen. IX, 280.
Hoche, Gen. IX, 123. 135. 151. 172. 180; Abb. 151.
Hofer, Andreas IX, 279. 284 ff.; Abb 280.
Hoffmann v. Fallersleben X, 301.
Hohenlinden, Schl. IX, 204.
Hohenlohe-Ingelfingen, Gen. IX, 241 f.
Hohenlohe-Kirchberg, Gen. IX, 141. 154.
Hölderlin X, 298.
Hollabrunn, Gef. IX, 230.
Holland IX, 144 ff. 152 ff.; wird Republik 153 f. 195 f. 208. 235. 246 255. 283. 303; X, 68 ff. 77. 102 ff. 230 ff.
Holstein X, 2. 68. 109.
Hompesch, Gr. IX, 181.
Hondschooten, Schl. IX, 150.
Hortense, s. Beauharnais.
Hotze, Gen. IX, 193. 196.
Houchard, Feldherr IX, 150.
Hudson, Oberst X, 136.
Hugo, Viktor X, 307; Abb. 308.
Hullin IX, 46. 218; X, 12.
Humboldt, Alex. X, 303; Abb. 303.
Humboldt, Wilh. IX, 263. 267 f.; X 32 f. 100. 155. 165. 302 f.; Abb. X, 155.
Hussein, Pascha X, 245.
Hyder Ali X, 195.
Hydra, Insel X, 209

I.

Jackson, engl. Gesandter IX, 258.
Jaffa, St. IX, 183 f.
Jahn, Ludw. IX, 267; X, 22. 156 ff. 164. 274; Abb. X, 158.
Jakobinerklub IX, 60 f. 70. 72. 78. 80 ff. 100 ff. 113 ff. 130 ff.; geschlossen 133; neue Aufstände 134 ff. 139. 179. 197. 215. 220.
Janitscharen X, 212. 245.
Jaschwil, Fürst IX, 206.
Ibell, Staatsrat X, 161.
Ibrahim, Bey IX, 181 f.
Ibrahim, Pascha von Morea X, 208 ff. 212 f. 245 ff.; Abb. 209.
St. Jean d'Acre IX, 183 f.
Jean Paul X, 297.
Jemappes, Schl. IX, 143.
Jena, Schl. IX, 244; Universität abgeb. X, 157.
Jesuiten X, 149. 174 f. 183. 185. 188. 220. 269. 279 f. 296.
Jeunesse dorée IX, 133.
Igelström, Gen. IX, 154 f.
Ildefonso, Vertrag IX, 268.
Illyrien IX, 283; X, 4. 31. 107.
Indien IX, 268. 271; X, 6.
Innsbruck, St. IX, 279 ff.
Johann, Erzh. IX, 204. 227 f. 230. 278 ff.
Johann VI., Kö. v. Portugal, als Regent IX, 204. 269; Kö. X, 104. 192 f.
Johanniterorden IX, 181. 189.
Joseph II. IX, 46.
Josephine, s. Beauharnais.
Joubert, Gen. IX, 168. 193.
Jourdan, Gen. IX, 150. 152. 159. 166. 191. 197. 223; Abb. 153.
Irland IX, 145. 180. 188 f.; X, 201 ff. 257 ff.
Isabella II., Königin von Spanien X, 248 ff.
Isel, Berg IX, 284.
Isenburg-Birstein IX, 238; X, 69.
Isly, Schl. X, 287.
Issy, Schl. X, 141.
Italien IX, 192 ff. 234 f.; X, 105 ff. 151 ff 173 ff. 235 ff.
Italienische Republik IX, 222.
Iturbide (Augustin I.) X, 190.
Jülich IX, 142. 212.
Junges Deutschland X, 268. 275. 300 f.
Junges Europa X, 279.
Junot, Gen. IX, 161. 183. 269.
St. Just, Jakobiner IX, 102. 126 f. 129 f.; Abb. 103.

K.

Kabul X, 260.
Kairo, St. IX, 181.
Kaiserslautern, Schl. IX, 151 f. 154.
Kalckreuth, Gen. IX, 245. 252. 256.
Kalisch, Vertrag X, 19. 22. 24.
Kamptz, Geheimerat X, 158. 163. 165.
Kanada X, 195.
Kanaris, Konstantin X, 207.
Kant, Imm. IX, 307.
Kapland X, 104.
Kapudan, Pascha X, 207.
Karbonari in Italien X, 173 f. 176. 182. 235.
Karl, Großh. von Baden IX, 234; X, 152.
Karl Friedrich, Großh. von Baden IX, 227. 234.
Karl, Herz. von Braunschweig X, 154. 169. 262 f.
Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig IX, 91. 140 f. 151. 244 ff.
Karl X, Kö. von Frankreich, als Graf von Artois IX, 16. 32. 36. 42 f. 48 f. 85 f. 113. 217; X, 95 ff. 112 f. 116 f. 216 ff.; als König X, 219 ff. 229. 281; Abb. X, 221.
Karl, Erzh. von Österreich IX, 145. 160. 166. 168. 191 ff. 202; 3. Koalition 227 f. 230; Krieg von 1809: 277 ff. 297; Abb. 279.
Karl August, Großh. von Weimar IX, 142; X, 152. 159; Abb. X, 159.
Karl Albert, Kö. von Sardinien X, 179. 181. 188. 238.
Karl Emanuel IV., Kö. von Sardinien IX, 162. 188.
Karl Felix, Herz. von Genevois X, 179; Kö. von Sardinien 180 f. 238.
Karl XIII., Kö. von Schweden IX, 259 f.
Karl IV., Kö. von Spanien IX, 208. 268 ff.
Karlisten in Spanien X, 248 f.
Karlos, Don X, 248 ff.

Karlsbader Beschlüsse X, 153. 161 ff. 167 f.
Karolina, Königin von England X, 199 f.
Karolina, Königin von Neapel IX, 168. 186 f. 192. 235.
Katharina II. IX, 146 ff. 155 f. 189. 205 f.
Katharina, Schwester Alexanders I. IX, 291 f.
Katharina von Württemberg, Gemahlin Jeromes IX, 235.
Katt, Karl v. IX, 286 f.
Katzbach, Schl. X, 35 f. 38.
Kaub, s. Blücher.
Kaukasus X, 243.
Kaulbach, Wilh. X, 305.
Kellermann, Gen. IX, 141. 163.
Kellermann d. Jüngere IX, 202.
Kerner, Justinus X, 298.
Khiwa X, 244.
Kiel, Friede X, 68. 104.
Kirchenstaat IX, 167 f. 175. 272; X, 105 f. 174 f. 235 ff.
Kitzen, Überfall X, 30.
Kleber IX, 123. 183 ff.; in Ägypten ermordet; Abb. 186.
Kleist, Gen. X, 34. 37. 44 ff.
Kleist, Heinrich v. X, 298
Klenau, Gen. X, 44.
Klenze, Baumeister X, 304.
Kleve IX, 233; Großherzogt. 235 ff.
Klinsporn, Gen. IX, 259.
Klopstock IX, 69.
Kneseбeck, Oberst X, 17. 72. 272.
Koalitionskriege IX, 87. 140 ff. 182. 188 ff. 224 ff.; s. Inhaltsverz.
Koblenz IX, 86. 153.
Koburg, Josias, Prinz v. IX, 145. 152 f.
Kolberg, St. IX, 251 f. 266. 287.
Köln, St. IX, 153. 212; X, 107.
Kölner Dom X, 276.
Kolokotronis, Theod. X, 205.
Konieh, Schl. X, 246.
Königsberg, St. IX, 264; X, 18 f.; Konvention IX, 256. 263.
Konkordat, französ. IX, 216. 299; X, 25.
Konstantin, Großfürst IX, 206. 252; X, 210. 239 ff.
Konstantinopel X, 244 f.
Konsulat Napoleons IX, 196 ff. 216 ff.
Kontinentalsperre IX, 246. 254 f. 257 ff.
Kopenhagen IX, 205. 258.
Kordeliers IX, 61.
Korff, Familie IX, 73.
Körner, Theodor X, 22 f. 30. 35; Abb. 22.
Korsakow, Gen. IX, 195 f.
Korsika IX, 137 f. 166; X, 139.
Kościuszko, Thaddäus IX, 147 f. 154 ff.; Abb. 147.
Kosak, russ., abgeb. X, 11.
Kotzebue, Dichter X, 158 ff. 161.
Krakau, St. IX, 156; X, 103. 243 f.
Krasnoi, Schl. X, 12.
Kray, Gen. IX, 193. 202.
Kreuz, Eisernes, abgeb. X, 19.
Krüdener, Frau v. X, 143 f.
Krukowiecki, Gen. X, 241.
Krupp, Alfred X, 291 f.; Abb. 293.
Kuba X, 190.
Kulm, Schl. X, 37 f.
Küstrin IX, 245. 248. 264.
Kutajeh, Friede X, 246.
Kutusow, Gen. IX, 229 ff.; X, 8 ff. 25.

L.

Labedoyère, Gen. X, 116. 217.
La Cases, Baron X, 136.
Lachmann, Philolog X, 303.
Lafayette IX, 23. 43. 47 f. 51. 56 ff. 62. 69 f. 72. 76 ff. 83 f. 89 ff. 99; X, 134. 142. 226. 228. 282.
Lafitte, Bankier X, 138. 226 ff. 282.
Laharpe, de IX, 177. 207.
Laibach, Kongreß X, 177. 205.
Lainé X, 75.
Lamartine X, 307.
Lamballe, Prinzessin IX, 98.
Lameth IX, 78. 99.
Lamoricière, Gen. X, 286 f.
Lamotte, Gräfin IX, 21 ff.
Landau, St. IX, 151; X, 144.
Langeron, russ. Gen. X, 34. 46. 51. 60. 64. 86.
Lanjuinais, Präsident X, 120.
Lannes, Marschall IX, 161. 201. 275; Tod 281.
Laon, Schl. X, 84.
Laplace IX, 307.
Lareveillière-Lepaux IX, 137.
Larochefoucauld IX, 38.
Larochejacquelein, X, 122.
La Rothière, Schl. X, 78 f.
La Romana, Gen. IX, 27 f.
Latour du Pin X, 100.
Latour-Maubourg IX, 38. 76. 99.
Laube, Heinr. X, 301.
Lauenburg X, 68. 105. 109.
Lauriston, Gen. X, 34. 64.
Lauzun, v. IX, 16.
Lavalette, Gr. X, 118. 217.
Lebas IX, 130 f.
Lebrun IX, 200. 307.
Leclerc IX, 199.
Lecourbe, Gen. IX, 202; X, 142.
Ledru-Rollin X, 289.
Lefèbvre, Gen. IX, 284 f.; X, 92.
Legendre IX, 89. 132.
Leipzig, St. X, 27; Schl. X, 41 ff.; Abb.: Plan der Schlacht 43; Rathaus u. Marktplatz 47; Sieg 57; Erstürmung d. Grimmaschen Tores 61; Einzug der Verbündeten 65; Völkerschlachtdenkmal 67.
Lelewel, Joach. X, 239 f.
Lenau, Nikol. X, 299.
Leo XII., P. X, 182.
Leoben, Präliminarfrieden IX, 168 f.
Leopardi X, 308 f.
Leopold, Kö. von Belgien X, 200. 214. 233 ff. 259.
Leopold II., Kais. 73. 84 ff.; Abb. 141.
Leopold II. von Toskana X, 182.
Lestocq, Gen. IX, 245. 249.
Le souhait accompli, abgeb. IX, 39.
Letourneur IX, 137. 139. 172.
Lettres de cachet IX, 2. 20. 39.
Leuchtenberg, Herz. v. X, 93. 233. 253.
Levée en masse IX, 149. 193.
Leyen, von der X, 69.
Liancourt, Herz. IX, 48.
Lichtenau, Gräfin IX, 190.
Liebertwolkwitz X, 41 ff.
Liechtenstein, Gen. IX, 282; X, 88.
Ligny, Schl. X, 124 ff.
Ligurische Republik IX, 175. 195. 204. 209. 222.
Lissabon IX, 269. 275 f.; X, 192 ff. 252.
List, Friedr. X, 170. 291; Abb. 171.
Litauen IX, 148; X, 6 240 f.
Lit de justice IX, 19. 27 f.
Liverpool, Lord X, 198. 200 f.
Lobau, Gen. X, 130 ff.
Lobau, Insel IX, 281.
Lodi, Schl. IX, 163.
Löhning, Karl X, 161.
Lombard, Staatsmann IX, 226. 242.
Lombardei IX, 163 ff. 168 ff. 202.
Lombardo-Venetien X, 107. 174. 176 f.
London, St. IX, 144; X, 96 ff.; Konferenz X, 214; Kongreß 232 ff.
Longwy, St. IX, 96. 141.
Lothringen IX, 2. 141 f.; X, 142. 144.
Louchet IX, 130.
Louis Philipp, Kö. v. Frankreich X, 226 ff. 233 251. 274. 279. 281 ff.; Abb. 227.

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen IX, 226. 244; Abb. vor IX, 241.
Loubet, Mörder X, 218.
Lübeck, St. IX, 212. 245; X, 106.
Lucca X, 106.
Lucchesini IX, 191. 226. 241. 248.
Luchana, Schl. X, 249.
Luckau, Gef. X, 29.
Luden, Prof. X, 160.
Ludwig I., Kö. von Bayern X, 207. 214. 291. 304.
Ludwig XIV. von Frankreich IX, 1 ff.
Ludwig XV. von Frankreich IX, 1 ff.; Platz Ludwig XV abgeb. 15.
Ludwig XVI., Persönlichkeit IX, 11 ff.; ancien régime 17—31; Reichsstände in Versailles 32 ff. 49 ff. 69; Flucht 70 ff. 84. 88 ff. 93 ff.; Prozeß 100 ff.; Hinrichtung 106 ff; Abb. IX, 12. Platz Ludwigs XV. abgeb. 15; Ankunft v. d. Stadthause 49; Rückkehr von Versailles 69; im Gefängnis vor 97; Hinrichtung 107.
Ludwig XVII. als Dauphin IX, 103. 108. 110. 112. 119. 124. 145; Abb 110; bei Simon 111.
Ludwig XVIII., Kö. von Frankreich, als Graf v. Provence IX, 32. 49. 86. 205. 219; König X, 88. 93 ff. 100. 111 ff.; in Gent 118 f.; Rückkehr 142 ff. 186 ff. 215 ff.; Abb. 95.
Ludwig I. von Parma IX, 204.
Luise, Königin von Preußen IX, 191. 226. 241. 248 ff. 260. 261; X, 19. 271; Abb. IX, 247; Tilsit 255; Denkm. 265.
Luneville, Friede IX, 204 f. 210; X, 72.
Lüttich X, 104; Meuterei X, 123.
Lützow, Major X, 19. 22; Kitzen 30 f.; Gadebusch 35.
Lux, Adam IX, 119. 144.
Luxemburg X, 104. 109. 111. 234.
Lyon, St. IX, 98. 123; X, 85. 116 f.

M.

Maanen, van, Min. X, 231 f.
Maaßen, Steuerdir. X, 170 f.
Macdonald IX, 152. 187. 193; X, 6. 14. 16. 34 ff. 56 ff. 64. 92. 117; Abb. 55.
Machauld, Min. IX, 18.
Maciejowice, Schl. IX, 156.
Mack, Gen. IX, 187. 227 ff.
Madrid, St. IX, 270 ff.; X, 183 ff. 249 ff.
Magdeburg, St. IX, 245. 248. 254. 286; X, 63.
Magnano, Schl. IX, 193.
Mahmud II., Sultan X, 211 ff. 245. 247.
Mailand IX, 159. 163 f. 173. 193. 222; X, 179 f.
Maillard IX, 57 98.
Mainoten X, 205 ff.
Mainz, St. IX, 86. 143 f. 146. 151. 154. 160. 212; X, 68. 111.
Mainzer Klubisten IX, 144
Maison, Gen. X, 213.
Malachowski, Gen. X, 241.
Malesherbes, Min. IX, 19. 103. 106. 122.
Malet, Gen. X, 12. 14.
Malmaison, Gen. X, 45.
Malmaison, Schloß IX, 295. 298; Abb. 295.
Malojaroslawetz, Schl. X, 10.
Malta IX, 181. 189. 205. 207 f. 224; X, 104.
Malteserorden IX, 212. 231.
Mameluken IX, 181. 186.
Manchester, Blutbad von X, 199.
Manchesterschule X, 257.
Mandat, Offizier IX, 93 f.
Mangin, Präfekt X, 224.
Manin, Doge IX, 175.
Mannheim, St. IX, 159 ff.
Mantua, St. IX, 164 ff. 193.
„Manuskriptaus Süddeutschland" X, 167 f.
Manzoni X, 308.
Marat IX, 60. 72. 93. 96 f. 100. 112. 114. 117 ff. 132.; Abb. 97.
Marengo, Schl. IX, 201. 252; Abb. 203.
Maret, Herz. v. Bassano X, 72.
Maria I. Königin v. Portugal IX, 269; X, 192.
Maria, Gemahlin Pauls I. IX, 206.
Marie Antoinette IX, 11 ff. 19. 22 ff. 28. 30. 32. 49. 55 ff. 69; Flucht 70 ff. 79. 86. 90; im Temple 93 ff. 107; Ende 108 ff. 187. 297 f.; X, 216; Abb. IX, 13. 17. 109.
Maria da Gloria X, 193 f. 249. 252 f.
Maria II. da Gloria X, 253.
Maria Thersia IX, 12. 14. 24.
Marie Luise, Königin von Spanien IX, 270 f.
Marie Luise, Gemahlin Napoleons IX, 297 ff.; X, 27. 72. 77. 86. 92 ff. 117. 235 ff.; Abb. IX, 296.
Marie Therese, Tochter Ludwigs XVI. IX, 110 ff.; X, 216.
Mark, von der IX, 41. 62. 71.
Marmont, Marschall IX, 161. 163. 276; X, 42; bei Leipzig 46 ff. 78 f. 81 ff. 224 ff.
Maroto, Gen. X, 249.
Marsan, Pavillon X, 216.
St. Marsan, Graf X, 180.
Marseille, St. IX. 40. 92. 98. 123.
Marseillaise IX, 92. 133. 150.
Martialgesetz IX, 61.
Martignac, Min. X, 220 f.
Marwitz, Gen. X, 39.
Massena, Gen. IX, 161. 176. 191. 193. 196. 200. 202. 227 f. 230. 235. 275 f. 280; X, 135.
Maßmann, Student X, 158.
Materialisten IX, 8.
Maurepas, Graf IX, 18. 20.
Maurokordatos X, 206.
Mauromichalis X, 205. 214.
Maximilian Joseph von Bayern IX, 192; X, 152.
Mayer, Karl X, 293.
Mayer, Rob. X, 303 f.
Mazzini X, 278 f.
Mecklenburg IX, 245; X, 108. 154.
Meda, Gen. IX, 130 f.
Meerveldt, Gen. IX, 230; X, 42. 45. 48.
Mehemed Ali X, 208 ff. 245 ff. 273. 287; Abb. 215.
Melas, Gen. IX, 193 f. 201 f.
Mellinet, Gen. X, 232.
Memel, St. IX, 250. 264.
Menard, Gen. IX, 177.
Mendelssohn-Bartholdy X, 306 f.
St. Menehould IX, 73 ff.
Menotti X, 237 f.
Menou, Gen. IX, 136. 186. 208.
Mercy, österr. Staatsmann IX, 62. 79.
Mergentheim, St. IX, 212. 278. 283. 286.
Metternich d. Ältere IX, 191.
Metternich d. Jüngere, Fürst v. IX, 191. 207. 296 f. 301; X, 4. 17. 31 ff. 66. 70 ff. 79. 93; Wiener Kongreß 100 ff. 111. 121. 144. 148 ff. 160. 165. 168 ff. 196. 200. 213. 215. 236 ff. 243. 264. 267. 280. 296; Abb. X, 101.
Mexiko X, 189 f.
Michelet X, 307.
Mieroslawski X, 243.
Mignet X, 221. 307.
Miguel, Dom X, 169. 192 ff. 248 f. 252 f.
Militärtypen unter Ludwig XVI. abgeb. IX, 43; vom Jahre 1806 abgeb. 245; kaiserl. Garde X, 5.
Millesimo, Schl. IX, 162.
Miloradowitsch, Gen. X, 8.

Mina, Gen. X, 184 f. 188.
Mirabeau IX, 38; Vorgeschichte 39 ff. 48. 51. 53 f. 61 ff. 68. 70 f.; Tod 72; außerdem 77. 90; Abb. 40.
Missolorghi X, 208 ff. 308.
Mödern, Schl. X, 27. 42. 45 ff.
Modena IX, 163 ff. 170; X, 106. 151. 235 ff.
Moldau und Walachei f. Donaufürstentümer.
Mohrungen, Schl. IX, 249.
Molina Graf X, 250.
Möllendorf, Marschall IX, 151 f. 154.
Moltke X, 247.
Mömpelgard IX, 213; X, 96. 144.
Mondovi, Schl. IX, 162.
Morgc, Min. IX, 96. 139.
Monnier IX, 39.
Monroe-Doktrin X, 191.
Montebello, Schl. IX, 201.
Montenotte, Schl. IX, 162.
Montereau, Schl. X, 81 f.
Montesquieu IX, 8 f. 41. 53.
Montesquiou, Abbé X, 91.
Montfort, Oberst X, 62 f.
Montholon, Graf X, 136.
Montmorency, Graf IX, 38.
Montpensier, Herz. v. X, 251.
Moore, engl. Gen. IX, 275.
Moore, Thomas X, 308.
Morand, Gen. X, 27.
Morea X, 205 ff. 212.
Moreau, Gen. IX, 151 f. 166. 193 f. 198. 202 ff. 218; X, 36 f.
Mörike, Eduard X, 298 f.
Morse X, 292.
Mortemart, Herz. X, 226. 228.
Mortier, Gen. IX, 225. 230. 246; X, 37. 86. 284.
Moskau X, 6 ff.; Brand abgeb. 9.
Motte-Fouqué, de la X, 297.
Moß, Min. X, 172 f.
Moultus IX, 197 f.
Mounier IX, 57.
Mozart X, 306; abgeb. 306.
Müffling, Gen. X, 214.
Müller, Adam X, 295.
Müller, Johann v. IX, 69.
Müller, Wilh., Dichter X, 207. 299.
München, St. IX, 166. 280; X, 304 f.
Münster, Graf X, 262.
Murad, Bey IX, 181 f.
Murat, Joachim IX, 126. 161 ff. 198 f. 220. 230; Großherz. 235. 240. 245. 270; Kö. v. Neapel 271. 290. 303; X, 14. 41; bei Leipzig 44 ff. 70. 72. 76. 105 f. 114. 122 f.; Ende 139 ff. 175; Abb. IX, 235.
Musset, de X, 307.

N.

Nagler, Postmeister X, 291.
Nanking, Friede X, 261.
Napoleon I. IX, 90. 124. 136; Vorgesch. 137 ff.; italien. Feldzug 160 ff.; im übrigen s. Inhaltsverz.; Abb.: IX. 137; erste Begegnung mit Josephine vor 145; bei Castiglione 165; in Kairo 183; Übergang über den St. Bernhard 201; als Kaiser 221; Zusammenkunft auf dem Niemen 252; Denkmünze 253; Zusammenkunft mit der Königin Luise 256; Denkmünze auf seinen Sohn 297; bei Leipzig X, 51; Flucht durch Leipzig 59; Spottbilder 69, 73; Abschied in Fontainebleau 91; Spottbild auf die englische Gefangenschaft 137; Grab auf St. Helena 139; Grab im Invalidendom zu Paris 285.
Napoleon II. s. Reichstadt.
Napoleon III. IX, 303; X, 85. 147. 237 f. 279. 283 ff.
Narbonne, Staatsmann X, 32.
Narvaez, Graf X, 250 f.
Nassau IX, 246; X, 153. 172.
Nationalgarde in Frankreich IX, 45. 67. 69. 93 ff.
Nationalgardist, französ., abgeb. IX, 48.
Nationalkonvent IX, 96. 99 bis 137.
Natzmer X, 17.
Navarino, Schl. X, 212.
Nazarener X, 295. 305 f.
Neapel IX, 161. 163. 186 ff. 194 f. 226 f. 235 ff.; X, 140 ff. 174 ff. 182. 238
Nebenius, Staatsmann X, 152. 170.
Necker IX, 20 ff. 28 ff. 33 ff. 41 ff. 48 ff. 65. 70; Abb. 21.
Neerwinden, Schl. IX, 145.
Neipperg, Gen. X, 94. 122. 237.
Nelson, Admiral IX, 181 f. 186 f. 194 f. 205; Tod 229; Abb. 193.
Nemours, Herz. v. X, 233. 288.
Nesselrode X, 88. 100. 144.
Nettelbeck, Joach. IX, 251; Abb. 251.
Neuenburg (Neufchatel) IX, 233. 236; X, 104. 107. 109. 281.
Neuklassizismus X, 304.
Ney, Marschall IX, 227 f. 230. 284; X, 9. 13. 31. 38. 42; bei Leipzig 44 ff.; in Frankreich 78. 92. 117 f. 124 ff. 217; Abb. X, 8; beim Rückzug aus Rußland vor 17.
Niebuhr IX, 263. 267; X, 156. 272. 302.
Niederlande, Königr. X, 104. 109. 144.
Niemojewski X, 241.
Nikolaus I, Zar X, 210 ff. 239 ff. 309; Abb. 211.
Nisib, Schl. X, 247.
Noailles, Herz. IX, 52.
Nordamerikan. Krieg IX, 20. 23.
Normann, Graf X, 30 f. 53. 207.
Norwegen X, 4. 33. 35 f. 105.
Nostiz, Adjutant X, 80. 124.
Notabelnversammlung IX, 23 f. 29 f.
Novalis, Dichter X, 297.
Novara, Schl. X, 181.
Novi, Schl. IX, 193.

O.

Oberndorf, pfälz. Min. IX, 159.
Obolenskij, Fürst X, 210.
Obrenowitsch X, 204.
Ochs, Peter IX, 176 f.
Ochsenkein, Ulrich X, 281.
O'Connel, Daniel X, 202. 257.
Oliva, Gräfin IX, 24.
Opiumkrieg X, 261.
„Orangisten" X, 257 f.
Ordonnanzen in Frankr. X, 223 f.
Organisches Statut X, 212.
Oldenburg IX, 216; X, 2 f. 27. 69. 108. 172.
Olsufiew, Gen. X, 73 f.
Ostermann, Gen. X, 37.
Österreich IX, 87 ff. 140 ff. 151 ff. 189 ff. 200 ff. 210 ff. 226 ff. 237. 249 f. 256. 273; Erhebung v. 1809 277 ff.; russ. Krieg X, 3 ff.; Freiheitskrieg 31 ff. 83; Wiener Kongreß 98 ff. 121. 148 ff. 160. 168. 267.
Ostindien X, 195.
Ostindische Kompanie X, 195 f.
Ostpreußen, Erhebung X, 18 f.
Ostrach, Schl. IX, 191.
Ostrolenka, Schl. X, 249.
Ott, Gen. IX, 201.
Otto, Kö. v. Griechenland X, 214 f.; Abb. 215.
Oudinot, Marschall X, 13. 29. 34 f. 83. 92.
Overbeck, Maler X, 305.

P.

Pacca, Kardinal IX, 300; X, 174.
Paderborn, Bistum IX, 212.
Pahlen, Graf IX. 206.
Palafox IX, 275.
Palais Royal in Paris IX, 38. 42. 47. 51. 54. 57. 61. 67.
Palästina IX, 183 f.
Palm, Buchhändler IX, 240.

Palmerston, Lord X, 201. 251. 254. 280.
Paoli, Korsikaner IX, 166.
Paraguay X, 190.
Paris, St. IX, 13 ff. 36. 41 ff. 49 ff. 60 ff. 77 f. 92 ff. 130 ff. 141. 218. 299 ff.; X, 83 ff. 140 ff. 223 ff. 273 f. 289 f.; Vertrag IX, 236. 263. 273; erster Friede X. 96 ff. 108 f.; zweiter Friede 141 ff.; Abb.: Triumphbogen IX, 233; Einzug abgeb. X, 89; Säule auf dem Vendomplatz abgeb. 90; Julisäule auf dem Bastilleplatz 225; Napoleons Grab im Invalidendom abgeb. 285.
Parlamente in Frankreich IX, 2. 18 f. 23. 26 ff.
Parlamentsreform in England X, 197 f. 254 f.
Parma IX, 163. 204. 209. 222; X, 93. 151. 235 ff.
Parsdorf, Waffenstillstand IX, 204.
Parthenopäische Republik IX, 188. 194 f.
Paskjewitsch, Gen. X, 213. 241 f.
Patterson, Elis. IX, 234.
Paul I., Zar IX, 189. 196 200; Ermordung 205 ff.; Abb. 189.
Pedro I, Dom X, 192 ff. 249. 252 f.
Pedro II. X, 252 f.
Pedro V., X, 253.
Peel, Min. X, 201. 256 f.
Peking, Große Halle der verbotenen Stadt, abgeb. X, 260.
Pepe, Gen. X, 175. 178.
Périer, Kasimir X, 224. 226. 283.
Perowski, Gen. X, 244.
Peru X, 190.
Pestalozzi IX, 69.
Petersburger Protokoll X, 211 f.
Petion IX, 77 f. 83. 90. 94. 99. 102. 116. 122.
Pfaffenhofen, Vertrag IX, 166.
Pfizer, Paul X, 268.
Philhellenen X, 207 f. 212. 215.
Philiker X, 204.
Philipp v. Orleans (Egalité) IX, 16. 38 f. 42. 44. 55 ff. 105 f. 122; Abb. 105.
Philomusen X, 204.
Piacenza IX, 209; X, 235 ff.
Piadha, Nationalkongreß X, 206.
Pichegru IX, 134. 152 f. 159 f. 172 f. 217 f.
Piemont IX, 188. 194. 202. 209; X, 123. 238.
Pignatelli, Fürst IX, 164. 187.
Pillnitz, Zusammenkunft IX, 85.
Pirch, Gen. X, 124. 128 ff.
Pirmasens, Schl. IX, 151.
Pius VI., P. IX, 164. 167. 175 f. 215.
Pius VII., P. IX, 176. 195. 205 215. 220 f. 272. 299 ff.; X, 103. 106. 174.
Pius VIII., P. X, 235. 269.
Pius IX., P. X, 238.
Pitt der Jüngere IX, 159. 186. 208. 295 f.; Tod 237.
Platen, August v. X, 299.
Platow, Hetman X, 53.
Podolien IX, 148; X, 241.
Poischwitz, Waffenstillstand X, 30.
Polen IX, 146 ff.; 2. Teilung 148 f. 150 f.; 3. Teilung 151 ff. 249 f. 251 f. 296; X, 4 ff. 102 ff. 238 ff.
Polignac IX, 16. 36. 42. 49. 218; X, 221. 223 ff. 229.
Poniatowski, Jos. Marschall IX, 147; X, 50. 56 ff.; Tod 63 f.; Abb. 64.
Portugal IX, 144. 189. 208. 268 ff.; X, 104 f. 191 ff. 247 ff.
Potsdamer Vertrag IX, 229. 233.
Potter, de X, 231 f.
Pozzo di Borgo X, 72. 74. 88. 112.
Pradt, de, Erzb. X, 89 f.
Prag, St X, 32 f. 48.
Pragmatische Sanktion in Spanien X, 248.
Prenzlau, Kapitulation IX, 245.
Preßburg, Friede IX, 234. 242. 256. 279.
Preußen IX, 87 ff. 140 ff.; poln. Teilungen 148 ff. 154 ff.; Basler Friede 157 ff. 200. 205. 210 ff. 226 ff. 240 ff. 273; Freiheitskriege 17 ff. 102 ff. 121. 154 ff. 160. 168 und sonst.
St. Priest, General X, 51.
Pultusk, Schl. IX, 249.
Puschkin X, 309.
Pyramiden, Schl. IX, 181.

Q.

Quadrupelallianz X, 247. 249. 274.
Quatrebras, Schl. X 124.

R.

Radet, franz. Oberst IX, 300.
Radetzki X, 34. 44.
Radziwill, Fürst X, 240.
Rainer, Erzh. X, 174.
Rakkawice, Schl. IX, 154.
Ramorino, Gen. X, 279.
Ranke, Leop. X, 302 f.; Abb. 302.
Rapp, Gen. X, 142.
Rastatt, St. IX, 170. 211; X, 274.
Rastatter Kongreß IX, 173 ff. 179. 191. 301.
Rastatter Gesandtenmord IX, 191 f.
Ratkau, Kapitulation IX, 245.
Rauch, Bildhauer X, 272. 304.
Rawka, Schl. IX, 155.
Regensburg, St. IX, 212. 302; X, 68. 304; Schl. IX, 280. 283.
Reichenbach, Verträge X, 31. 39.
Reichsdeputationshauptschluß IX, 210 ff.
Reichstadt, Herz. v. (Napoleon II.) IX, 298; X, 88. 92. 135 ff. 236 f.; Abb. IX, 297; X, 237.
Reil, Arzt X, 66.
„Repeal" X, 202 f.
Reschid, Pascha X, 208 f. 213. 245.
Reuter, Fritz X, 265.
Revolutionstribunal IX, 96. 114. 118. 121. 126. 129. 133 ff.
Rewbel IX, 137.
Reynier, Marschall X, 6. 14. 34. 42. 48. 56. 61.
Rheinbund IX, 237 ff. 302 ff.; X, 32. 38 f. 69 f. 108. 151 f.
Richelieu, Diplomat X, 216. 218 f.
Ried, Vertrag X, 69.
Riego, Oberst X, 184 f. 188.
Rieti, Schl. X, 178.
Rietschel X, 301.
Rimini, Schl. X, 236.
Ritter, Karl X, 303.
Rivoli, Schl. IX, 167.
Roberjot, Gesandter IX, 192.
Robespierre der Ältere IX, 61. 78. 80. 82 ff. 88. 93. 99 f. 102. 104. 111. 114 f. 118. 120. 125 ff.; Tod 130 ff; außerdem 133. 139; Abb. IX, 82; im Nationalkonvent, abgeb. 131.
Robespierre, Augustin IX, 130 f. 139.
Rochambeau IX, 89.
Rochow, Min. X, 267.
Röderer IX, 94.
Roger-Ducos IX, 197 ff.
Rohan, Kardinal IX, 21 ff.
Roland IX, 81. 87. 96. 100. 103. 117. 122.
Rom, St. IX, 175 f. 187. 299; X, 235 f.; König von, Denkmünze IX, 297.
Romantik X, 145. 295 ff.
Romeuf, Adjutant IX, 76.
Römer, württembergischer Min. X, 148.

Römische Republik IX, 175. 195.
Ronge, Priester X, 276.
Rossini X, 309.
Rostoptschin, Graf X, 8. 10.
Rotteck, Prof. X, 265.
Rottmann, Karl X, 305.
Rouen, St. IX, 50. 71.
Rouget de Lisle IX, 92.
Rousseau IX, 8ff. 53. 119. 127.
Ruchel, Gen. IX, 226. 243 f.
Rückert, Fr. X, 24. 299; Abb. 299.
Ruffo, Kardinal IX, 194.
Ruge, Arnold X, 276.
Rügen, X, 68. 107.
Russel, Lord X, 254. 257.
Rußland IX, 144 ff. 148 f. 189 ff. 193 ff. 205 ff. 226 ff. 242. 249 ff.; X, 1 ff. 102 ff. 121. 160. 168. 209 ff. 238 ff.; Rückzug der Franzosen aus, abgeb. X, 13.
Rybinski, Gen. X, 242.
Rysel, Gen. X, 53.

S.

Saalfeld, Schl. IX, 244.
Sachsen IX, 242; X, 27. 66. 102 ff. 108. 153. 172. 261 f.
Sacken, russ. Gen. X, 34 f. 49. 60. 62. 78. 80; in Paris 91.
Salamanca, Schl. IX, 276.
Salzburg IX, 170. 204. 212 ff. 234. 283; X, 107 f.
Sand, George X, 307.
Sand, Ludwig X, 160 f. 164.
San-Martin, Gen. X, 190.
Santarosa, Gen. X, 180 f.
Sansculotten IX, 81 f. 115.
Santerre IX, 89. 93. 98. 101. 106 f. 115. 136.
Saragossa IX, 273. 275. 288.
Sardinien IX, 140. 162 ff. 188; X, 102. 144. 178 ff.
Sarnerbund X, 278.
Sauce, Maire IX, 74 ff.
Savary, Min. X, 12.
Savigny, Jurist X, 272. 303.
Savoyen IX, 143. 162; X, 144.
Schadow X, 304 f.
Schamyl, Fürst X, 243 f.
Scharnhorst IX, 249. 265 ff.; X, 3. 7. 27; Tod 28; X, 156. 169. 272; abgeb. X, 27
Schelling X, 269. 296.
Schenkendorf X, 24.
Scherer, Gen. IX, 193.
Schill, Major IX, 251; X, 287 f. 289; Abb. IX, 287 u. 289.
Schiller IX, 69.
Schimmelpenninck IX, 235.
Schinkel X, 272, 304.
Schlegel, Brüder IX, 278. 308; X, 295. 297.
Schleiermacher, Theologe IX, 267; X, 156. 164. 269; Abb. X, 164.
Schlesien IX, 251. 302; X, 28. 36 ff.
Schlosser, Fr. Chr. X, 302 f.
Schlözer, Politiker IX, 69.
Schmalz, Geheimrat X, 156. 158.
Schneckenburger X, 274.
Schnorr, Maler X, 305.
Schön, Staatsmann IX, 263. 267.
Schönbrunn, Schloß IX, 230. 280. 299; Vertrag 233 f. 236; Dekret 236.
Schopenhauer X, 296.
Schraudolph, Joh. X, 305 f.
Schreckensherrschaft IX, 113 bis 132.
Schubert, Franz X, 299. 306.
Schudschah, Schah X, 260.
Schulenburg, Graf IX, 246.
Schumann, Rob. X, 307.
Schuwalow, Graf X, 94.
Schwab, Gust. X, 298.
Schwanthaler X, 304.
Schwarzenberg, Fürst IX, 296 ff.; X, 4. 15; Freiheitskrieg 34 ff.; Leipzig 42 ff. 65 ff.; Krieg in Frankr. 73 ff.; in Paris 87 ff.; 2. Feldzug in Frankr. 123 ff.; Abb. X, 36.
Schweden IX, 205. 250 ff.; X, 4. 24 f. 33 105.
Schweiz IX, 176. 191 ff. 209; X, 72. 104. 277 ff.
Schwind, Moritz X, 306.
Scott, Walter X, 308.
Scribe, Eugen X, 307.
Sedlnitzky, Bischof X, 270.
Selim III., Sultan IX, 182 f.
Septembermorde IX, 97 ff.
Serbien X, 204. 214.
Serrano, Gen. X, 252.
Serurier, Gen. IX, 164.
Servan, franz. Min IX, 96.
Sicherheitsausschuß IX, 114. 133.
Sidney Smith IX, 183 f.
Siebenbürgen X, 150.
Sierakowski, Gen. IX, 155.
Sievers, Graf IX, 148.
Sieyès, Abbé IX, 30. 34. 38. 197 ff. 222; X, 217.
Silistria, Festung X, 4.
Silvio Pellico, Dichter X, 176. 181. 308.
Simon Schuster IX, 110. 112.
St. Simon X, 294.
Sizilien IX, 236, X, 175. 178.
Sklavenbefreiung X, 195. 201. 255.
Skrzynedi, Gen. X, 240 f.
Smolensk, St. und Schl. X, 7 f. 10.
Sohr, Major X, 46.
Soltyk, Graf X, 240.
Sonderbund X, 279 f. 289.
Souham, Gen. IX, 152.
Soult, Marschall IX, 245. 275 f.; X, 85. 133. 140. 217. 283. 288 f.
Spanien IX, 144. 158. 208. 207. 268 ff.; X, 104. 182 ff. 247 ff.
Speckbacher IX, 279. 285.
Spiegel, Erzbischof X, 270.
Spontini X, 309.
Stadion, Graf IX, 242. 277 f. 282. 300; X, 82.
Staël-Holstein, Frau v. IX, 307 f.
Stanislaus, Kö. von Polen IX, 147. 155 f.
Staps, Friedr. IX, 284.
Stein, Freiherr IX, 20. 226. 242. 245. 248; Reformator Preußens 260 ff. 302; X, 10. 17 f. 24. 66. 72 f.; in Wien 108 f. 154 f. 163. 302; Abb. IX, 261; X, 154.
Steinmetz, Gen. X, 46
Stephenson, Georg X, 291.
Stettin, St. IX, 245. 264.
Steuerverein X, 269.
Stockach, Schl. IX, 191. 193. 202.
Straßburg, St. IX, 13. 50. 213; X, 142. 284
Strauß, D. Friedr. X, 276.
Sturdja, Alex. X, 159 f.
Stuttgart, St. IX, 166. 192.
Subow, Platon IX, 206.
Suchet, Marschall IX, 276.
Sue, Eugen X, 307.
Suhlingen, Vertrag IX, 225.
Suworow, Gen. IX, 155 f. 192 ff. 200.
Sybel, Prof. X, 276.
Syrien IX, 183 ff.; X, 245 f.

T.

Tabor (Berg), Schl. IX, 184.
Talavera, Schl. IX, 275.
Talleyrand IX, 38. 65. 69. 174. 197 f. 200. 211. 232. 236 f. 240. 290; X, 88 ff.; Wiener Kongreß 100 ff. 111 ff. 142. 216. 226 f.; Abb. IX, 291.
Tallien IX, 129 ff. 139 f.; Abb. 129.
Targowiczer Konföderation IX, 146 ff.
Tauenzien, Gen X, 34 f. 38.
Tauroggen, Waffenstillstand IX, 252; Konvention X, 16.
Telegraph X, 292.
Temple in Paris IX, 96. 100; Abb. 95.
Teplitz, Verträge X, 39; Kongreß X, 165.
Terceira, Insel X, 194. 252 f.
Testakte IX, 208; X, 202.
Testament Peters d. Gr. X, 244.
Tettenborn, Gen. X, 26 f. 29. 39.

Thermidorianer IX, 129 ff. 139.
Thielmann, Gen X, 124. 128.
Thiers, Ad. X, 241. 224. 227. 247. 273 f. 286 ff. 307.
Thistlewoods Verschwörung X, 199.
Thorwaldsen X, 304.
Thugut, Min. IX, 149. 159. 168 f. 189. 194 f.
Tieck, Ludw. X, 297.
Tilsit, Friede IX, 252 ff. 259. 268; X, 2. 17.
Tippo Saib IX, 182; X, 195.
Tirol IX, 168. 227 ff. 279 ff.; X, 107 f.
Tolendal IX, 38.
Tolentino, Vertrag IX, 167; Schl. X, 122.
Torre, de la, Gen. X, 180 f.
Torres-Vedras IX, 275.
Toskana IX, 144. 158. 204. 235; X, 106. 151. 182.
Toulon, St. IX, 124. 139. 180 f.
Tourzel, Frau v. IX, 74. 77. 94.
Tourcoing, Schl. IX, 152.
Trachenberger Feldzugsplan X, 34.
Trafalgar, Schl. IX, 229. 257.
Trebbia, Schl. IX, 193.
Treilhard IX, 173.
Trianon, Tarif v. X, 2.
Trier, St. IX, 142. 212.
Trikolore IX, 43 f.; abgeb. 41.
Triumphbogen in Paris s. Paris.
Trocadero X, 188; Abb. 187.
Troppau, Kongreß X, 166. 176.
Trouchet, Advokat IX, 103.
Trubetzkoi, Fürst X, 210 f.
Tschech, Attentäter X, 276.
Tscherkessen X, 243 ff.
Tschitschagow, Gen. X, 13.
Tugendbund IX, 268.
Turgot, Min. IX, 18 ff. 23. 27; Abb. 19.
Türkei IX, 181 f. 189. 208. 242. 253; X, 4. 103. 203 ff. 213 ff. 245 f.
Tyssowski X, 243.

U.

Uhland, Ludw. X, 152 298; Abb. 298.
Ulm, St. IX, 201. 212. 283; X, 111. 274; Kapitulation IX, 228 f.; Denkmünze 283.
Ultramontanismus X, 145. 295 f.
Ultras in Frankreich X, 112 ff. 216 ff. 281.

V.

Valencay, Vertrag IX, 277.
Valmy IX, 141 f.
Vandamme, Gen. IX, 152; X, 29. 37 f. 141. 217.
Vendée IX, 51. 70. 115. 123. 135. 139; X, 122. 283.
Venedig IX, 164. 168 ff. 171 f. 234; X, 181.
Verbrüderungsfest IX, 69 ff.
Verdun, St. IX, 96 f. 141.
Vereinigte Staaten von Nordamerika X, 195.
Vergniaud IX, 81. 95. 121.
Verona, Kongreß X, 168. 186. 206.
Versailles, St. IX, 13. 23 f. 32 ff. 44 ff. 56 ff.
Victor, Marschall IX, 161. 275; X, 13. 78.
Viktor Amadeus III. IX, 140. 162.
Viktor Emanuel, Kö. von Sardinien X, 105. 178 ff.
Viktoria, Königin von England X, 258 f.; Abb. 258.
Villeneuve, Admiral IX, 225. 229.
Vincennes IX, 40. 218.
Vittoria, Schl. IX, 276.
Voltaire IX, 8.

W.

Waadtland IX, 177 f.
Wachau, Schl. X, 44 ff.
Walcheren, Insel IX, 283 290.
Wallis, Kanton IX, 303.
Wallmoden, Gen. IX, 225; X, 178.
Wangenheim, v., Staatsm. X, 153. 168.
Warren Hastings X, 196.
Warschau, St. IX, 165 f.; X, 6. 15; Herzogt. IX, 249. 255. 283; X, 3. 31. 102 ff. 240 ff.; Ansicht abgeb. IX, 155.
Wartburgfest X, 157 ff.
Wartenburg, Schl. X, 40.
Waterloo, Schl. X, 126 ff.; Abb. Flucht der Franzosen vor 129; Löwendenkmal 133.
Watt, James X, 290.
Wattignies, Schl. IX, 150.
Weber, Prof. X, 266. 292.
Weber, Karl Maria X, 306.
Weimar IX, 242; X, 108. 152. 158 ff.
Weißenburger Linien IX, 151.
Welcker, Prof. X, 164. 265.
Wellington IX, 269. 275 ff. 289; X, 74. 76. 85. 100. 111; 2. Feldzug in Frankreich 123 ff. 186. 194. 201. 211. 253 f.; Abb. X, 128.
Werner, Zacharias X, 295.
Wette, de, Theologe X, 164.
Wetzlar, Schl. IX, 166.
Whitworth, Ges. IX, 224.
Wieland IX, 69. 273.
Wien IX, 166 ff. 228 ff. 280 ff.; Friede 283. 285. 297 f.; Kongreß X, 98 ff. 114. 121. 123. 145 f. 173. 203 f. 307; Schlußakte von 1820: X, 162 f.; Wiener Kongreß abgeb. 99.
Wilberforce X, 255.
Wilhelm, Markgr. v. Baden X, 64.
Wilhelm IV., Kö. von England X, 253 ff. 258. 262; Abb. 255.
Wilhelm I., Kurf. von Hessen IX, 256; X, 153.
Wilhelm II., Kurf. von Hessen X, 153. 262.
Wilhelm I., Kö. der Niederlande, als Prinz IX, 212; König X, 104. 231 ff.
Wilhelm I., Kö. von Preußen, als Kronprinz X, 83. 87.
Wilhelm, Prinz von Preußen IX, 263; X, 51.
Wilhelm I., Kö. von Württemberg, als Kronprinz X, 78. 81. 85. 141; König 153. 166 ff. 266; Abb. 77.
Wilhelm V., Erbstatthalter IX, 153.
Winzingerode, Gen. X, 34. 73. 83 ff.
Wittgenstein, Fürst IX, 263; X, 13. 19. 25. 27. 29. 31. 79. 155. 163. 165. 213; Abb. X, 80.
Wohlfahrtsausschuß IX, 114 119 ff. 126. 133. 149.
Wolf, Friedr. Aug. X, 303.
Wolhynien IX, 148; X, 6. 15. 241.
Wöllner, v., Min IX, 190 f.
Woronzow, Gen. X, 31.
Worms IX, 86. 143.
Wrede, Gen. X, 67 f. 78.
Wurmser, Gen. IX, 151 160. 165 ff.
Württemberg IX, 166. 207. 212 f. 227. 234. 238. 251. 278. 283; X, 30 f. 69. 152 f. 166 ff. 172. 265; Denkmünze auf die Verfassung X, 167.
Würzburg IX, 166. 212; X, 108.

Y.

York, Herz. v. IX, 152 f. 196.
York, Gen. IX, 245; X, 15 f. 18 f. 34 ff. 40; Leipzig 46 ff. 79 f. 84 ff.; Bildnis X, 15.
Ypsilanti, Alex. X, 204 f.; Abb. 205.

Z.

Zastrow, Gen. IX, 248 ff.
Zentraluntersuchungskommission X, 265 f.
Zieten, Gen. X, 124. 128 ff.
Zollverein X, 170 ff. 268 f.
Znaim, Waffenstillstand IX 282. 285. 288.
Zürich, Schl. IX, 193. 196.

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
13411/1